This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

42. k. 16

Friedrich Perthes Leben

nach dessen

schriftlichen und mündlichen Mittheilungen

aufgezeichnet von

Clemens Theodor Perthes,
ordentlichem Professor der Rechte an der Universität in Bonn.

Dritter Band.

Vierte Auflage.

Gotha.
Verlag von Friedrich Andreas Perthes.
1857.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
23 OCT. 1940
OF OXFORD

Vorrede.

Die Mittheilungen, welche ich in dieſem letzten Theile aus dem Leben meines Vaters von dem Jahre 1822 an bis zu deſſen 1843 erfolgtem Tode mache, ſind aus den Briefen an ihn, mehr als zwanzigtauſend an der Zahl, und aus den Briefen von ihm geſchöpft. Viele der letzteren wurden mir von den Empfängern freundlich zurückgegeben, viele andere aber wurden mir nur aus der kurzen Angabe des Inhaltes bekannt, die Perthes ſich bei der Abſendung oftmals aufgezeichnet hatte. Die empfangenen und die abgeſendeten Briefe enthalten über kirchliche und politiſche Ereigniſſe manche für die Zeit, in welcher ſie geſchrieben wurden, neue und intereſſante thatſächliche Nachrichten, welche aber zum größten Theil jetzt ihr Intereſſe verloren haben, weil das damals Unbekannte ſpäter allgemein bekannt geworden iſt. Nur ausnahmsweiſe ſind daher ſolche thatſächliche Nachrichten mitgetheilt. Anſichten, Urtheile, Richtungen dagegen behalten ſelbſt, wenn ſie nur den Eindrücken eines beſtimmten Jahres ihren Urſprung verdanken, immer eine biographiſche und oft auch eine hiſtoriſche Bedeutung und ſind deshalb ausführlicher aufgenommen, obſchon ich auch in dieſem Theile es als meine Aufgabe feſtgehalten habe, nicht die Zeit, ſondern das Leben eines einzelnen Mannes in ſeiner Zeit darzuſtellen.

Eine große Zahl von Beziehungen und Verhältniſſen, in welchen Perthes ſtand, ſind ganz unberührt geblieben, theils um das

Werk nicht zu umfangreich werden zu laſſen, theils weil die Rückſicht auf noch lebende oder vor kurzem verſtorbene Perſonen die Mittheilung verbot. Das Vertrauen und die Offenheit, mit welcher ſich ſo viele Männer aller Art an meinen Vater wendeten, durfte nicht die Veranlaſſung werden, ſie ſchmerzlich oder auch nur unangenehm zu berühren.

Frauen und manchen anderen, welche ſich in den beiden erſten Theilen vorzugsweiſe durch das Sein und Wirken des Menſchen angezogen fühlten, möchte ich rathen, in dieſem Theile zunächſt das ſechste und neunte Buch zu leſen, und aus dem ſiebenten und achten, die den Briefwechſel über literariſche, politiſche und kirchliche Verhältniſſe enthalten, nur gelegentlich das eine oder das andere ſich heraus zu ſuchen.

Auch dieſen letzten Theil laſſe ich mit lebendigem Danke dafür drucken, daß Gott mir vergönnte ihn auszuarbeiten. Noch über das Grab hinaus hat Friedrich Perthes ſeinen Kindern und Enkeln den Weg zu dem Herzen vieler lieben und guten Menſchen gebahnt.

Bonn im Juni 1855.

Clemens Theodor Perthes.

Inhalt.

Sechstes Buch.

Perthes' äußeres und inneres Leben während der ersten Jahre seiner Uebersiedelung nach Gotha 1822—1830.

Seite

Zustände und Verhältnisse in Gotha und Perthes' erste Einrichtungen in denselben 1822. 3

Die Gründung der Verlagshandlung. 17

Kleinere Reisen im Sommer und Herbste 1822. 40

Perthes' Thätigkeit außerhalb seines Berufes 1822—1824. 57

Perthes' inneres Leben während der ersten Jahre seines Aufenthalts in Gotha 1822—1825. 80

Eingehung der zweiten Ehe 1825. 103

Die ersten Jahre der neuen Ehe 1825—1830. 115

Perthes' theologischer Verlag 1822—1830. 135

Siebentes Buch.

Perthes' brieflicher Verkehr über Lebensverhältnisse und über die religiösen und politischen Fragen der Zeit 1822—1830.

Lebensverhältnisse und Zustände. 157

Katholicismus und kirchliche Gegensätze innerhalb des Protestantismus 1822 bis 1830. 171

Der Rationalismus und die Bewegungen gegen denselben in Lehre und Leben 1822—1830. 195

Seite

Die außerkirchlichen Bewegungen kleinerer Kreiſe 1822—1830. 212

Die wiſſenſchaftliche Theologie und die kirchliche Autorität 1822—1830. . 224

Die politiſchen Bewegungen im ſüdlichen Europa 1822, 1823. 240

Die politiſchen Inſtitutionen Deutſchlands und der Liberalismus 1822—1825. 251

Politiſche Stimmungen und Erwartungen 1822—1825. 266

Politiſche Ereigniſſe und Verhältniſſe 1825—1830. 282

Achtes Buch.

Perthes' Briefwechſel im ſpäteren Mannesalter 1830—1843.

Die Julirevolution 1830. 305

Preußens Stellung 1830 und 1831. 322

Verlauf und vorläufiger Abſchluß der politiſchen Bewegungen in Deutſchland 1831—1833. 353

Literariſche Gegenſätze 1830—1840. 372

Bewegungen innerhalb des Proteſtantismus 1830—1840. 386

Die Frage nach den ſtändiſchen Verfaſſungen 1834—1838. 405

Das Eingreifen der Hierarchie in die Zeitbewegungen 1837 und 1838. . . 417

Politiſche Richtungen und Ereigniſſe 1838—1843. 435

Theologiſche und kirchliche Gegenſätze 1840—1843. 455

Neuntes Buch.

Perthes' Berufs- und Familienleben 1830—1843.

Perthes' Thätigkeit in ſeinem Beruf 1830—1843. 475

Leben mit Freunden und in der Familie 1830—1837. 491

Die letzten Lebensjahre 1837—1843. 506

Krankheit und Tod 1843. 524

Sechstes Buch.

Perthes' äußeres und inneres Leben
während der ersten Jahre seiner Uebersiedelung nach Gotha.

1822—1830.

Zuſtände und Verhältniſſe in Gotha und Perthes' erſte Einrichtung in denſelben.

1822.

Grade ein halbes Jahrhundert hatte Perthes durchlebt, als er in neuen Verhältniſſen gleichſam von neuem zu leben anfangen ſollte. Statt des Gewühles der großen Seeſtadt hatte nun ein ſtiller Binnenort von etwa 12,000 Einwohnern, ſtatt der ſich ſelbſt regierenden Handelsrepublik eine kleine deutſche Reſidenz ihn aufgenommen. Einen freundlichen Eindruck wird Gotha auf jeden machen, der ſich ihm naht. In einem Halbkreiſe lehnt es ſich an den Schloßberg, von deſſen Höhe die weitläufigen Räume des Friedensſteines ringsum in die grüne, fruchtbare Ebene hinabſchauen, ſüdlich den herrlichen Blick auf den langhingeſtreckten Zug des einige Stunden entfernten Thüringerwaldes gewährend. Anmuthige, an alten Bäumen, friſchen Wieſen und blühendem Strauchwerk reiche Parkanlagen dehnen ſich auf der der Stadt entgegengeſetzten Seite des Schloßberges in bedeutendem Umfange aus, bergen freundliche Luſtſchlöſſer und die ſelten ſchöne Orangerie des Herzogshauſes in ihrer Mitte und laſſen, indem ſie in Gärten und Spaziergängen ſich fortſetzen, die ganze Stadt wie hineingebaut in einen großen Park erſcheinen. Der ſchmale mit großer Kunſt vom Gebirge her geleitete Leinebach kann freilich die Waſſerarmuth der Gegend nicht beſeitigen, ſondern nur erkennbar machen, und die baumloſe, damals von keinen feſten Straßen durchſchnittene Fläche, welche zwiſchen der Stadt und dem Thüringerwald ſich in einer Breite von mehreren Stunden ausdehnt, rückt das Gebirge in ziemlich weite Ferne.

Das Land ist freilich zu klein, um eine selbständige politische Bedeutung zu haben, aber in verschiedenen Zeitabschnitten hat es dem geistigen Leben, welches die Nation bewegte, auch in seinem Innern einen bestimmten und eigenthümlichen Ausdruck gegeben. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges prägte Herzog Ernst der Fromme das Glaubensleben der Reformation für seine Länder in so gesunden und kraftvollen Formen der Kirche und der Schule, des Unterrichts und der Zucht aus, daß sie auch dann sich fest erhielten, als der Geist, welcher sie hervorgetrieben hatte, erloschen war. Veit Ludwig von Seckendorf und August Hermann Francke sind von dem Gymnasium Herzogs Ernst des Frommen ausgegangen. Das auf den dreißigjährigen Krieg folgende Jahrhundert ließ die schöpferischen Kräfte in der deutschen Nation ersterben; den Besten der Zeit blieb nichts übrig als das in besseren Tagen Geschaffene zu erhalten und zu sammeln. Auch die sammelnde Richtung der Nation erhielt in Gotha einen bedeutenden Ausdruck, indem Bibliothek und Münzcabinet auf eine solche Stufe gebracht wurden, daß sie noch jetzt unter den ersten Deutschlands zählen. Mit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts regte sich durch Erneuerung der Literatur ein frischeres Leben in Deutschland. Wenige Jahre, nachdem Lessing 1768 seine Dramaturgie begonnen hatte, war es das Hoftheater in Gotha, welches zuerst unter allen deutschen Bühnen der neuen Richtung Zugang verstattete. Eckhof fand hier eine Zuflucht, Herzog Ernst II. wendete sein Auge der neuen Erscheinung zu, Fr. Wilh. Gotter dichtete, Iffland und Beck spielten, Reichard gab seit 1775 seinen Theaterkalender heraus. Die erste Stelle nahm die Gothaer Hofbühne ein, bis später die Manheimer unter Iffland, die Hamburger unter Schröder und die weimarische unter Goethe's Obhut hervortraten.

Während dieser Bewegungen auf dem Theater hatte im Leben die unter dem Namen Aufklärung bekannte Geistesrichtung die Masse aller Gebildeten in Deutschland ergriffen; der mehr oder weniger geübte Menschenverstand sprach, indem er ins Allgemeine ging, nach Goethe's Ausdruck, über innere und äußere Erfahrungen ab; nur was jedem Menschenverstande begreiflich schien, sollte in Religion und Kunst, nur was jedem Menschenverstande nützlich schien, in Erzie-

hung und Politik Geltung haben. In der Verwirklichung auch dieser Richtung trat das Herzogthum Gotha bemerkbar hervor. Salzmann gründete 1784 Schnepfenthal und schrieb seinen Karl von Karlsberg; Rudolf Zacharias Becker gab seit 1784 den überall gelesenen Reichsanzeiger und 1785 das Noth- und Hilfsbüchlein heraus, welches nach einem mäßigen Anschlage in einer Million Exemplaren verbreitet ward; Moritz August von Thümmel schrieb von Gotha aus, und Weishaupt, als Illuminatenoberer 1785 aus Baiern vertrieben, konnte unangetastet in Gotha sein Leben schließen. So stark hatte die neue Richtung der Nation sich in dem Ländchen ausgeprägt, daß sie hier auch dann herrschend blieb, als sie in den meisten anderen Kreisen, zunächst freilich nur in Kunst und Philosophie, den Schlägen der Heroen unserer Literatur zu erliegen begann. Gotha schien vorläufig sein Geistesleben abgeschlossen zu haben, es blieb auf der Entwickelungsstufe stehen, welche es in den letzten Jahrzehenden des vorigen Jahrhunderts eingenommen hatte.

Mit den übrigen deutschen Ländern ward dann auch Gotha in den Strudel, welcher auf die erste französische Revolution folgte, hineingerissen; aber so gewaltsam die Jahre vom Lüneviller bis zum zweiten Pariser Frieden auch ganz Deutschland zusammenschüttelten, waren sie doch nicht stark genug gewesen, um die festhaltende Zähigkeit, welche den deutschen Verhältnissen und Personen innewohnt, überall zu besiegen. In manchem kleinen Lande hatte sich vielmehr die gute alte Zeit ziemlich ungeändert in die neue Welt hinübergerettet und namentlich im Herzogthum Gotha bot Stadt und Land noch, als Perthes 1822 sich dort heimisch machte, ein Bild in Sitten, Gewohnheiten und Einrichtungen dar, welches recht wohl in die Jahrzehende vor Ausbruch der Revolution zurückversetzen konnte. Allabendlich nahmen die freundlichen, fast nur mit einstockigen Häusern besetzten Straßen die von der städtischen Trift heimkehrenden Kuhherden auf und Nachts ertönte in ihnen Stunde für Stunde das mächtige Horn des Wächters und sein ermahnendes Wort: Gebet Acht auf Feuer und Licht, damit kein Schaden geschicht und lobet Gott den Herrn. Belebt waren die Straßen nur an den wöchentlichen Markttagen, wenn die kraftvollen Gestalten der Thüringer Bauern

und ihrer reichbebänderten Weiber und Mädchen von hohem Wuchse und frischem, fröhlichem Ausdrucke Korn- und Holz, Butter, Flachs, Obst und sonstige Erzeugnisse des Landes und des Waldes feil hielten und den Platz vor dem alten Rathhause füllten, von dessen Giebel herab ein fratzenhafter hölzerner Kopf mit jedem Glockenschlage künstlich den Mund weit aufsperrte, ungewiß lassend ob er reden oder beißen wollte. Eine Menge wunderlicher Reste vergangener Zeiten begegnete dem Fremden auf jedem Schritt und Tritt, obschon Einheimische die altgewohnte Erscheinung kaum bemerkten. Tag für Tag wand sich in blauem, mit glänzenden Knöpfen besetzten Rocke ein kleiner Mann auf noch kleinerem Pferde, dessen Zaumwerk mit Muscheln reich verziert war, durch das Gewirre haushoher Frachtwagen hindurch, welche auf der Fahrt von Frankfurt nach Leipzig in Gotha über Nacht zu bleiben pflegten. Es war der weimarische Geleitsreiter, der Schrecken der Fuhrleute, welcher die Sünder unter ihnen aufsuchte, die das Geleite nicht bezahlt hatten, eine Abgabe einst für die Begleitung durch geharnischte Reiter zum Schutze gegen räuberische Ueberfälle ritterlicher und nichtritterlicher Wegelagerer erhoben. Längst war freilich das Geleite außer Brauch gekommen, aber das Geleitsgeld ward mit eben so unerbittlicher Strenge erhoben, wie das städtische Pflastergeld auch von den Wagen, die nicht durch sondern um die Stadt ihren Weg nahmen. Nicht minder merkwürdig als dieser kleine blaue Mann waren für die ganze Jugend die baumlangen Gestalten der Gardereiter, in ihren weiten weißen bis auf die Ferse reichenden Mänteln, ein großes Schlachtschwert an der Seite, mächtige Reiterstiefel und klirrende Sporen an den Füßen, aber ohne Pferd; es waren friedfertige, freundliche und gefällige Leute; Schreiner, Schlosser, Zimmerleute, die in der Regel ihrem Gewerbe nachgehend einigemal im Monate gegen einen mäßigen Tagelohn als Krieger auftraten. Für die ganze Schar waren nur 6—8 Uniformen vorhanden, die von einem Leibe auf den anderen wanderten, so daß die Ablösung wesentlich in einem Umkleiden bestand. Wer um die Mittagsstunde die Stadt betrat, war gewiß einem älteren Schüler zu begegnen, welcher gefolgt von 10—12 kleineren Knaben in athemloser Eile die Gassen einen Choral singend durchlief, um dafür

aus dieſem und jenem Hauſe einen Pfennig zu erhalten. Mittwochs und Sonnabends ſtanden die Chorſchüler des Gymnaſiums mit ſchwarzem Mantel und dreieckigem Hute im Halbkreiſe vor den Häuſern wohlhabender Bürger und gewannen ſich durch ihren feſten vierſtimmigen Geſang den Unterhalt während der Schulzeit.

Sehr einfacher Art war das Familienleben und der geſellige Verkehr: die Männer kamen Abends in den nach Beruf und Stand abgegrenzten geſchloſſenen Geſellſchaften mit der langen Pfeife bei einem Glaſe Bier zuſammen und die Frauen auch der gebildeten Familien pflegten ſich an den Winternachmittagen mit dem Spinnrade zu beſuchen. Das Theater befand ſich in der großen Stube einer Mühle, wo alle Stände ohne Unterſchied gegen ein Kopfſtück, d. h. einen Zwanziger, Eintrittsgeld auf Bänken ſitzend wandernde Truppen beſchauten. Aufwand in Speiſe und Trank ward nur bei außerordentlichen Gelegenheiten gemacht; die Zimmer waren, da in den letzten Jahrzehenden das Bedürfnis zu Neubauten gefehlt hatte, in alter Weiſe niedrig und klein; das Hausgeräthe, oft von blendend weißem Tannenholz, war höchſtens dem einheimiſchen Kirſchbaum entnommen; prunkloſe Wohlhabenheit und eine faſt eigenſinnige Reinlichkeit fand ſich überall. Auch im Händel und Wandel hatte die alte Zeit ihre Formen und Einrichtungen feſtgehalten. Die Zünfte wachten eiferſüchtig, daß keine Arbeit eines Zunftloſen unter die Leute kam, der Sattler keinen Koffer, der Schloſſer keine Schmiedearbeit machte, und die Schneider ſtellten ſicher ein Bönhaſenjagen an, ſo oft die Nähterinnen den ihnen gezogenen Arbeitskreis überſchritten; die Braugerechtigkeit war an beſtimmte Häuſer gebunden, deren Eigenthümer der Reihe nach den einzigen Trunk dünne und ſauer auf den Tiſch der Bürger lieferten. Der Verkehr mit den kleineren Orten auf dem ganzen Gebirge bis in das Voigtland und in das Fränkiſche hinein ward durch eine Fußbotenpoſt vermittelt, die ſich in Privathänden befand und einen ununterbrochenen kleinen Krieg mit dem Fürſtlich Thurn- und Taxis'ſchen Lehnspoſtamte führte. Der Thüringerwald ward nur von der über Tambach und Schmalkalden führenden Straße durchſchnitten. Den großen Gotha berührenden Handelsweg von Frankfurt nach Leipzig belebte zwar zu allen Jahres- und Tageszeiten zahl-

loses Frachtfuhrwerk; aber eine Eilpost ging noch nicht, und als im September 1825 der erste fortan zweimal wöchentlich fahrende Eilwagen in Gotha eintraf, hatte sich die halbe Stadt versammelt, um das Wunderwerk zu sehen und Monate lang ward von der Energie des Generalpostmeisters Nagler gesprochen, der das scheinbar Unmögliche doch möglich gemacht. Nach andern Seiten hin war, sobald es geregnet hatte, das Fahren in dem schweren Boden nicht zu wagen; Geschäfts- und Vergnügungsreisen verschob man bis es trockener geworden war. Gegen Norden sah sich überdies der Verkehr bis auf wenige Stunden durch die preußische Zollgrenze beschränkt, welche von Langensalze aus bis zum Henningsleber Loch vorgeschoben war, weit und breit bekannt, weil dort bei nassem Wetter die Wagen unmittelbar vor dem Zollhause entweder umzuwerfen oder stecken zu bleiben pflegten.

Auch den politischen Zuständen und Formen hätte niemand anmerken können, daß das Herzogthum Jahre hindurch zum Rheinbund und Herzog August zu den begeisterten Anhängern Napoleon's gehört hatte. Römisches und canonisches Recht, Sachsenspiegel und deutsche Reichsgesetze, kursächsische Constitutionen und ernestinische Landesordnung, Ortsstatute und landesherrliche Patente bildeten wie vor Alters das Recht des Landes, welches niemand kennen konnte und jeder kennen mußte, um sich vor Schaden zu bewahren. Die höheren Aemter waren fast ausschließlich mit dem zahlreichen Adel des kleinen Landes besetzt. Ohne Armee, in der er sich vor dem Verkommen hätte schützen können, ohne Staat, in dessen Geschichte er verflochten gewesen wäre, und ohne bedeutenden Grundbesitz, durch welchen er auf sich selbst geruht hätte, nahm er keine politische, sondern nur eine kastenartig abgeschlossene sociale Stellung ein, theils weil er sie selbst erstrebte, mehr aber noch weil der Nichtadel sie ihm bereitwillig entgegentrug. Das Regierungscollegium war zugleich Obergericht und höchste Verwaltungsbehörde; weil es bei Entscheidung von Rechtsstreitigkeiten jede Einmischung des Herzogs und des Ministers zurückweisen mußte, ließ es sich auch in Verwaltungssachen nicht leicht von oben her hineinreden, sondern stand fast unabhängig da und verfuhr in behaglicher thatloser Willkür. Der seit 1804 re-

gierende Herzog August Emil hatte zur Napoleonischen Zeit manches Elend von seinem Lande abgewendet, war aber später fast nur durch seine barocken Liebhabereien, durch seine seltsamen Einfälle und phantastischen Verkehrtheiten bekannt und die Minister, unter denen Herr von Lindenau sich befand, haben damals auf die innere Verwaltung schwerlich einen erheblichen Einfluß geübt. Solchen Verhältnissen entsprachen vollkommen die Stände von Grafen, Ritterschaft und Städten, welche selbst im Jahr 1809 mitten in der Rheinbundszeit versammelt worden waren. Die Grafencurie allerdings bestand nur aus einer Person, dem Vertreter nemlich der Fürsten von Hohenlohe als Herren der obern und untern Grafschaft Gleichen; auch in der Städtecurie rathschlagten und stimmten nur zwei Personen, der Bürgermeister der Stadt Gotha und der Bürgermeister der Stadt Waltershausen: um so zahlreicher war dagegen die Curie der Ritter, indem sie die Besitzer nicht nur von Rittergütern, sondern auch von Lehnstücken aller Art in sich schloß. Im vorigen Jahrhundert erschienen einmal neben den Hopfgarten und Witzleben, den Griesheim und Seebach, den Utterodt und Gräfendorf, zweiundzwanzig Herren von Wangenheim auf dem landständischen Convente. Da die Grafencurie, falls nicht das Interesse der Grafschaft Gleichen ins Spiel kam, mit den Rittern zu stimmen pflegte, so befanden sich die beiden Bürgermeister stets in der Minderheit und die Rechte und Privilegien der Landschaft waren in Wahrheit Rechte und Privilegien der Ritter. Eine übergroße Macht erhielten sie indessen dadurch nicht; denn obschon landesordnungsmäßig der Landschaft unterthäniger Beirath eingefordert werden sollte, wenn Reichs- und andere Sachen fürfielen, welche unserer „treuen Landschaft Wohlfahrt und Interesse sonderbar mit betreffen," so hatte doch die Regierung sich die Auslegung dieser Worte vorbehalten; sie berief den Landtag oder berief ihn nicht, wie sie grade wollte, ohne durch solche Willkür irgend einen Anstoß im Lande zu geben. Dagegen ließ aber auch Herzog August sich gefallen, daß, als er einst, um eine Reise zu machen, 20,000 Thlr. forderte, die Landschaft ihm antwortete: Mehr als 5000 Thlr. könne nicht gegeben werden; damit werde seine Durchlaucht wohl ausreichen.

Ueber alle diese Dinge waren die Zeiten der französischen Ge-

waltherrschaft fast spurlos dahin gegangen und in den nächsten Jahren nach Vereinigung Gotha's mit Koburg hat die Persönlichkeit des Herzogs Ernst eine weit größere Umwandlung herbeigeführt, als französische Revolution, Rheinbund und Freiheitskriege es vermocht hatten. Ueber Druck aber und ungerechte Behandlung hatte auch in jener heute schon alten Zeit nicht leicht jemand zu klagen und jeder konnte trotz Karlsbader Schlüsse und Wiener Schlußacte über Personen und Verhältnisse des Landes in Tadel und guten Rathschlägen sich mit behaglichster Breite ergehen.

Obschon die Formen der politischen, kirchlichen und socialen Zustände Gotha's vergangenen Zeiten angehörten, war dennoch zwar nicht in ihnen aber neben ihnen ein so vielfach belebtes und erregtes Leben hervorgetreten, wie es nicht leicht in Städten gleicher Größe sich findet. Das Gymnasium zählte Männer wie Döring und Schulze, Ukert und Kries, Rost und Wüstemann unter seinen Lehrern; die Bibliothek hatte Friedrich Jacobs, die Sternwarte v. Lindenau und Enke für Gotha gewonnen; Bretschneider war Generalsuperintendent; die Naturwissenschaften wurden in mehr als gewöhnlicher Weise durch v. Hoff und v. Schlotheim vertreten; Stieler hatte bereits seine geographischen Arbeiten begonnen; Andreas Romberg bis 1818 die herzogliche Capelle geleitet. Alle diese Männer standen unter einander in der freundlichsten Verbindung und in ihren regelmäßig wiederkehrenden Zusammenkünften war jeder gerne gesehen, der wissenschaftliche Neigungen irgend einer Art besaß. Kaufleute und Handwerker waren thätig und strebsam; aus eigenem Antrieb und aus eigenen Mitteln hatten sie für ihre Bedürfnisse tüchtige Schulen geschaffen, und mancherlei fördernde Anstalten gegründet; die Humanitätsbestrebungen des vorigen Jahrhunderts setzten sich in sorgender Thätigkeit für Arme und Verkommene fort; mit Liebe und Aufopferung wurden Freischulen und Armenwesen gepflegt und Vereine für Waisen und Gefangene erhalten. Auch hinaus über die eigenen Grenzen ward das Leben der Stadt durch eine Reihe bedeutender Anstalten geleitet. Die seit 1821 bestehende Feuerversicherungsbank und die Vorbereitungen zu der 1829 erfolgten Gründung der Lebensversicherungsbank, die Arbeiten für das allgemein verbreitete genealo-

gische Taschenbuch, so wie die großartigen geographischen Unternehmungen von Justus Perthes riefen geschäftliche Verbindungen nach allen Seiten hervor; geistige Berührungen mannigfachster Art wurden durch die vielen in Gotha geborenen oder gebildeten und an deutsche Universitäten berufenen Männer erzeugt, und die Eltern und Führer der zahlreichen aus allen Gegenden Deutschlands wie aus Dänemark, Polen und Rußland das Gymnasium besuchenden Schüler brachten auch ferne liegende Interessen in den Gesichtskreis der Stadt.

Zu diesem gesunden und frischen Leben stand die Verworrenheit und Abgestorbenheit der politischen und religiösen Richtungen in einem seltsamen Gegensatze. Hier wie im übrigen Deutschland waren die aus dem vorigen Jahrhundert überlieferten Glaubensartikel des politischen Rationalismus zu einem bunten Gemenge mit den nationalen Bestrebungen aber auch mit den phantastischen Zuthaten verbunden, welche im Gefolge der Freiheitskriege, der Burschenschaft und der Turnerei überall hervorgetreten und den Gothanern durch Jena mit Oken, Fries und Luden, wie durch Eisenach mit seinem Wartburgsfeste vor die Augen gebracht worden waren. Das religiöse Leben des Herzogthums war dagegen den Bewegungen völlig fremd geblieben, welche im übrigen Deutschland seit den Freiheitskriegen mehr und mehr hervorgetreten waren. Unangetastet zwar hatten sich die großartigen Kircheneinrichtungen Herzog Ernst des Frommen in gesetzlicher Kraft erhalten, aber sie waren zu einer todten Förmlichkeit geworden, von welcher das Leben sich losgesagt hatte; der Rationalismus herrschte unbedingt und ausschließlich im ganzen Herzogthume auf dem Lande wie in der Stadt; in den Gemeinden galt er als einziges den Menschen nicht erniedrigendes Christenthum; von den Kanzeln ward er verkündet und Bretschneider, einer seiner bedeutendsten gelehrten Vertreter, stand seit 1816 als Generalsuperintendent an der Spitze des gesamten Kirchenwesens. So wenig wurde der reformatorische, so wenig der christliche Gehalt der lutherischen Bekenntnisschriften und ernestinischen Kircheneinrichtungen, welche die gesetzliche Grundlage der Landeskirche bildeten, verstanden oder auch nur gekannt, daß, wer dieselben ausgesprochen und sich lebendig angeeignet hätte, als schwach-

ſinnig verlacht, oder hatte er Geiſt, als Phantaſt angeſtaunt, oder hatte er Muth und Kraft, als ein gefährlicher Menſch, als Pietiſt und heimlicher Katholik gefürchtet und gemieden worden wäre.

Ein echtes Stück Deutſchland bot ſich in Perthes' neuer Heimat dem Beſchauer dar. Todtes und Lebendiges, Krankes und Geſundes, Verſtand und Unverſtand, Altes und Neues lag bunt durcheinander, nicht mehr vielleicht als in andern Gegenden aber anders und doch auch wunderlicher gemiſcht. Es galt auch in dieſen Zuſtänden ſich zurecht zu finden und den Halt im eigenen Innern nicht zu verlieren.

Das Scheiden von Hamburg hatte Perthes tief ergriffen und die Erinnerung an die ſchweren Stunden der letztverlebten Monate begleitete ihn in die neue Heimat hinüber. Es iſt, ſchrieb er dem Grafen Adam Moltke, ein ſchweres Jahr, das hinter mir liegt. In arger Noth war meine Kindheit dahin gegangen, hin und her war ich als Jüngling geworfen, bis mir als Erſatz für alles, was ich entbehrt, Wandsbeck zur Heimat ward; mit Caroline ſank ſie mir ins Grab; die allmähliche Auflöſung meines an Gegenſtänden lieber Erinnerung immer leerer werdenden Hauſes, die letzten Blicke in die nun öden Räume, welche achtzehn Jahre hindurch das innigſte Verhältnis bargen, ſchnitten mir in Mark und Bein. Wir müſſen ungeheueres vor Gott verſchuldet haben, ſonſt könnte, wenn in die Finſternis, in der wir wandeln, ein Licht in Liebe kommt, der Tod es nicht dahin nehmen dürfen. Nie hat meine Natur es ausgehalten, einen großen tiefen Schmerz nur leidend zu durchleben; auch dieſesmal machten allein die Arbeiten und die Anſtrengungen, welche nothwendig waren, um als gewiſſenhafter Mann von Haus und Handlung und ſtädtiſchem Gemeinweſen zu ſcheiden, mir es möglich, das Zerreißen ſo vieler Fäden zu ertragen, an die mein innerſtes Leben ſich gebunden fühlte. Unſere Reiſe war glücklich und um einen freundlichen Eindruck hat uns ein kleiner Unfall reicher gemacht. Bei einem Dorfe unweit Netra brach die Axe — nie werde ich dieſes Dörflein Rittmannshauſen vergeſſen —; es war Sonntag, alle Bauern bei der Hand; die vierundzwanzig dort lebenden Familien machten nur eine einzige aus, waren einander mit Liebe und Freundlichkeit zugethan und begegneten ſich mit feiner Sitte; Frauen und Mädchen ſchön, die Bur-

schen kräftigen Wuchses, die Männer gediente Hessen mit dem Feldzeichen auf der Brust, alle verständig gewandt, mit Hilfe zuvorkommend; zwölf Stunden halfen sie sämtlich dem Wagner und dem Schmiede und ich hatte Mühe ihnen ein Trinkgeld aufzudrängen. In voller, wahrer Wirklichkeit sah ich eine Idylle, die mein Herz erfreute. Am 20. März trafen wir um Mittag in Gotha ein; die Stunde des Wiedersehens ohne die Mutter war schwer.

Während der nächsten Wochen nach seiner Ankunft in Gotha wurde Perthes durch die vielerlei kleinen Arbeiten zur Gestaltung des neuen Lebens in Anspruch genommen. Eine feste Ordnung habe ich, schrieb er im April, noch nicht begonnen; die ersten Einrichtungen und die Anwesenheit meines Sohnes Matthias, der uns von Tübingen aus besuchte, haben die Zeit ausgefüllt. Unsere vorläufige Wohnung liegt frei und offen vor der Stadt, jetzt mitten in einem Meere von Blüten, wir haben die Aussicht in die Weite, sehen den Seeberg und den Inselsberg; bei klarer Luft tritt in größerer Ferne auch der Brocken hervor. Den neuen Haushalt leitet meine Tochter Mathilde besonnen und fest, Clemens habe ich auf das Gymnasium gebracht, der Unterricht der beiden jüngeren Kinder ist geordnet und die nöthigsten Besuche sind gemacht. Mit meinen verheiratheten Töchtern und deren Männern sind wir viel zusammen, und soviel erkenne ich schon jetzt, daß ich mich in die neue Lebensordnung werde finden können.

Sobald Perthes die nöthigste Sorge für Haus und Kinder getroffen hatte, mußte er in den letzten Tagen des Aprils seiner Handlung wegen nach Leipzig gehen. Das durch das Zusammenströmen der verschiedenartigsten Männer aus allen Gegenden Deutschlands bewegte Leben der Buchhändlermesse übte nicht den erregenden Einfluß auf ihn aus, als wohl in früheren Zeiten. Nicht die Arbeit, schrieb er an Besser, nicht das Geschwirre der Menge, aber das Leere des Treibens ist mir diesesmal recht schwer geworden; alles schien mir null und nichtig und ich konnte den Dingen nicht wie sonst Interesse abgewinnen; viele Gegenstände, die für mich bis vor kurzem noch bunten Reiz hatten, sind mir eintönig, aschgrau geworden; das Lebendige im Leben ist für mich abgeschlossen. — In wehmüthiger Stimmung traf Perthes Mitte Mai wieder in Gotha ein. Meine

Seele ist tief betrübt, äußerte er gegen Besser. Dieses nach Hause Kommen, ohne Caroline, ohne die Stätte der Liebe, ohne die Fülle des Geistes zu finden, aus der ich mein Leben zog, ist entsetzlich; ich kann nichts mittheilen, mir wird nichts gegeben, alles ist öde und ausgestorben. Der Tag meiner gestrigen Ankunft war schwer; kein Empfang, kein Leben in der Mittheilung; die armen Kinder können mir das nicht geben. — Die Oede im Innern, schrieb ihm Gräfin Auguste Bernstorff, geborene Stolberg, die Lücke, das Vermissen, o wer kennt es wie ich! die Liebe, die Sehnsucht, das Heimweh und doch auch den Trost, die Hoffnung! Herzlich reiche ich Ihnen die Hand, wir sind ja Eines Glaubens und trachten nach Einem Ziel; die erbarmende und ewige Liebe lasse es uns erreichen!

So weich auch Perthes' Stimmung während der ersten Wochen seines Aufenthalts in Gotha war, so verschloß doch seine lebhafte leicht erregbare Natur sich den Eindrücken nicht, welche die neuen fremdartigen Zustände und Verhältnisse ihm bringen mußten. Sehr merkwürdig ist mir, schrieb er an Graf Moltke, das Sein und Leben im kleinen Fürstenstaat und der Gegensatz desselben zu der Handelsrepublik, in der ich grau geworden bin. Staats-, Standes- und Verhältnisschnürbrüste gibt es für mich hier nicht, kaum für den, der im Amt und Dienst steht; ungebundener und unbekümmerter um Fürst und Regierung als hier lebt man nirgends und das ist schlimm; denn welche Bedeutung kann den kleinen Fürstenthümern bleiben, wenn sie nicht das Verhältnis zwischen Fürst und Unterthanen so menschlich nahe und innig ausprägen, wie es in dem großen Staate nicht geschehen kann? — Während ich schreibe, heißt es in einem Briefe an Besser, tönt mir das Geläute aller Glocken in die Ohren; gestern Nacht, am 16. Mai, ist Herzog August gestorben; jede ärztliche Hilfe war vergebens, da dieser an Geistesreichthum fast verrückte Fürst sich den Genuß der schärfsten Gewürze nicht versagen konnte. — Die Todtenfeier war ein trauriges Schauspiel, schrieb Perthes etwas später an Rist; nicht hoch, noch niedrig, nicht Stadt, noch Land zeigte irgend eine Theilnahme; nur die Kammerdiener trauerten und der Lieblingshahn des Herzogs, der bei Tag und Nacht fast immer in seiner Nähe gewesen war, sah tragisch-grimmig drein. Und doch hatte

dieſer Fürſt niemand Leides gethan, ſich nie auf ungerechte Art in die Verwaltung gemiſcht, war geiſtvoll und gemüthvoll, aber in der Jugend und Erziehung durch ſeine verbildete, auf franzöſiſch-encyklopädiſche Grundſätze gerichtete Umgebung verwahrloſt und verdorben; alles bei ihm nahm eine verkehrte Wendung und ſeine Art ſich zu betragen grenzte an Tollheit. Da mit dem Herzoge die Gothaiſche Fürſtenlinie bis auf den katholiſch gewordenen und völlig blödſinnigen Prinzen Friedrich erloſchen iſt, würde das Land ſogleich unter Meiningen, Koburg und Hildburghauſen getheilt worden ſein, wenn nicht der Miniſter Lindenau auf der Stelle dem Blödſinnigen hätte huldigen laſſen. Zwar brachte er den gnädigſten Herrn nur mit großer Anſtrengung zum Stillſitzen während der feierlichen Handlung, aber was ſchadete das? War doch, als das Land am Morgen den Tod ſeines alten Herzogs erfuhr, ein neuer ſchon wieder da und die ſächſiſchen Herzöge, welche gern gleich ſuccediert hätten, mußten nun ſich gedulden und nicht nur wegen des unglücklichen Todesfalls condolieren, ſondern auch wegen des glücklichen Regierungsantrittes gratulieren. Stehen ſich, wie ich vermuthe, in den übrigen kleinen Staaten Fürſt und Land nicht näher als hier, ſo werden wir noch viele unerfreuliche Erfahrungen zu machen haben.

Eine patriarchaliſche Stellung des Fürſten, eine familienartige Anhänglichkeit der Unterthanen hatte Perthes nach den Vorſtellungen, die er ſich aus der Ferne von den Zuſtänden der kleinen Länder gebildet, zu finden erwartet. Er fand ſie nicht. Dagegen fand er unter den Bewohnern der Stadt einen Umfang der Bildung und eine Mannigfaltigkeit der geiſtigen Intereſſen, wie er ſie nicht erwartet. Noch bin ich, ſchrieb er, aus Furcht künftiger Unluſt vorſichtig bei dem Hineingehen in die hieſigen Verhältniſſe, aber das, was ich bisher geſehen habe, bietet mir mehr, als ich vermuthet hatte. Es iſt wirklich erſtaunlich, welche große Zahl ſehr unterrichteter Geſchäftsleute, tüchtiger Gelehrter und ſtrebender junger Männer ſich in der kleinen Stadt zuſammen gefunden haben. Von den Gelehrten gehören die meiſten auf die Bank der Naturwiſſenſchaften; es ſind Männer von Geiſt, anerkannt in ihrem Fache und im Beſitze bedeutender Sammlungen und Bibliotheken. Manche unter ihnen ſind zugleich erfahren in grö-

ßeren Geſchäften, kennen die Welt und die Geſchichte; alle ſind mittheilend und umgänglich, unterhalten ſich aber doch am liebſten über ihre eigene Wiſſenſchaft, von welcher ich nichts verſtehe. Die Theologen und Philologen ſind wie überall; Poeſie und Kunſt vacant, an Originalen aber kein Mangel. Einen milderen, luſtigeren und kinderlieberen Schulmonarchen als den Director des Gymnaſiums Kirchenrath Döring gibt es nicht. Den ſiebenzigen nahe, trägt er einen grasgrünen Rock und ſchwefelgelbe Weſte, iſt ſtark buckelig, viel zu Pferde und ein leidenſchaftlicher Nimrod; er pflegt und füttert Singvögel, lieſt den Horaz und iſt gegen die Schüler von jovialſter Gutmüthigkeit. Kurz, der Umgang iſt trotz des geringen Umfanges der Stadt ſo anregend und mannigfaltig, daß man nicht einmal wie Richard Pariſh nöthig hat, durch öftere Reiſen die Kryptogamen abzuſtreifen, die ſich bei längerem Aufenthalt an einem und demſelben Orte ſo leicht der Menſchenſeele anſetzen. — Die Thätigkeit für Allgemeines, für Gemeinde und Staat zu entbehren, wird mir nicht ſchwer, ſchrieb er ein anderesmal. Wer mitten in ihr ſteht, mag ſie üben, ſo lange ſeine Kräfte ausdauern, aber hineindrängen ſoll der ältere Mann ſich nicht in der Meinung, daß er unentbehrlich ſei. Unentbehrlich iſt niemand; wird doch ſelbſt kein Geſtorbener lange Zeit vermißt; die Waſſer ſchlagen über ihn zuſammen und ſeine Stätte wird nicht mehr gefunden. Der Ehrgeiz einer bedeutenden Jugend kann das Drängen und Arbeiten ins Große und Weite nicht entbehren; der ältere Mann nur dann nicht, wenn er eitel iſt. Ihm wird es immer deutlicher, daß er am ſicherſten auf das Ganze wirkt, wenn er im Stillen die einzelnen und das einzelne vornimmt. Das Nächſte iſt das Rechte und für den guten Willen gibt es Wirkſamkeit immer und überall. Ohne Schmerz ſehe ich mich einer öffentlichen Thätigkeit, wie ich in Hamburg ſie übte, entzogen und werde eine ähnliche niemals wieder üben; aber dankbar bin ich dafür, daß meine äußere Lage mich nöthigt, alle meine Kräfte zuſammen zu nehmen und anzuſtrengen, um in meinem nächſten Beruf mit Ehren dazuſtehen. Dieſe Arbeiten und dieſe Anſtrengungen erſchweren nicht, ſondern fördern die Sammlung meines Geiſtes und das Wachſen meines Lebens in Gott. Oft habe ich zwar gezagt, wenn ich an den Schritt, den ich thun wollte, dachte. Es

war nichts kleines für mich, einen langgewohnten zwar unruhigen aber völlig ſichern Zuſtand aufzugeben, um eine neue zwar ruhigere aber keineswegs geſicherte Zukunft zu begründen. Will man jedoch einen Beſchluß faſſen, welcher den ganzen Gang des Lebens anders beſtimmt, ſo muß man es in den Jahren thun, in welchen man noch die Kraft hat, nicht nur das Vergangene abzubrechen, ſondern auch das Neue, Fremde zu begründen; ſonſt entſteht ein elendes, halbes Weſen und Reue und ſchwächliche Sehnſucht nach dem Vergangenen, und eine gedrückte Stimmung, die zum Handeln unfähig macht, kann nicht ausbleiben. Zehn Jahre ſpäter hätte ich meinen Entſchluß nicht ausführen dürfen; jetzt wird Gott weiter helfen.

Die Gründung der Verlagshandlung.

Perthes hatte das blühende Hamburger Geſchäft ſeinem Schwager Beſſer allein überlaſſen und Gotha als Aufenthalt gewählt, um dort eine Verlagshandlung zu gründen. In welchem Sinne er den neuen Beruf auffaßte, ſpricht ſich in ſeinen Briefen aus der damaligen Zeit aus. Ihre Frage, ſchrieb er einmal, was ich denn nun, nachdem ich das Lebens- und Geſchäftsgetriebe hinter mir gelaſſen, beginnen wolle, war mir nicht unerwartet. Sie meinen, daß eine dreißigjährige Gewohnheit dem Menſchen ſelbſt das läſtige Geſchäftsgedränge unentbehrlich machen könne und daß der Reiz, Unternehmungen zu wagen, und mit denſelben zu ſpielen, ſchmerzhaft von mir vermißt werden würde. Sie würden ganz Recht haben, wenn ich ein Ausruhen erſtreben wollte, wie Sie es vor Augen zu haben ſcheinen. Es iſt aber anders gemeint. Die Ruhe, die ich ſuchte, ſoll mir nur das Mittel werden zu neuer Thätigkeit, wie ſie den ſpätern Jahren angemeſſen iſt. Sie wiſſen, daß ich den Buchhandel als die unerläßliche Vorbedingung einer deutſchen Literatur ſehr hoch ſtelle. Der Nerv des Buchhandels iſt der Sortimentshandel, das iſt die Kunſt, Bücher unter die Leute zu bringen; Kenntnis des Beſſeren und

der Wille, dieſes lieber als das Schlechte zu verkaufen, gibt ihm ſeinen ſittlichen Werth. Es iſt mir wohl erlaubt zu ſagen, daß ich dieſen Zweig des Buchhandels ſo gut durchgeführt habe wie einer. In Deutſchland ſteht keine Sortimentshandlung höher als die meinige. Lange aber war mir ſchon deutlich geworden, daß nur jüngere Jahre und heitere Rührigkeit geeignet ſind, dieſes Geſchäft mit Erfolg zu treiben. Wer bei herannahendem Lebensabend fortarbeiten zu können meint und deshalb verſäumt, das Geſchäft in jüngere Hände hinüber zu leiten, wird traurige Erfahrungen machen. Die zweite Art des Buchhandels, der Verlag, iſt in allen Beziehungen gänzlich verſchieden von dem erſteren, aber nur der, welcher den Sortimentshandel aus eigener Handhabung kennt, kann ein Verlagsbuchhändler werden, wie er es zum Nutzen der Literatur und zum eigenen Vortheil ſein ſoll. Ich habe den Sortimentshandel ſechsunddreißig Jahre betrieben, beſitze ein reines wenn auch nicht großes Capital und eine Anzahl guter Verlagsartikel, welche ich aus meiner alten Handlung mit herüber nahm; in der Kaufmannswelt habe ich Credit, mit vielen der erſten Gelehrten ſtehe ich in alten freundſchaftlichen Verbindungen; ich ſelbſt bin geſund und noch kräftig, ich habe guten Willen und Luſt und Liebe zur Sache und weiß, nachdem ich manches Lehrgeld gegeben, nachgerade auch, wie viel und wie wenig ich kann, während ich früher nur wußte, was ich wollte und deshalb manchen verkehrten Anlauf nahm. In dem allem liegt wohl ein Beruf zum Verleger. Sie werden weiter fragen, ob ich für künftige Unternehmungen beſtimmte Pläne gefaßt oder ob ich dem Zufalle überlaſſen wolle, was er mir bringen werde. Auch darauf will ich Ihnen Antwort geben. Die Schriftſteller, welche ſich jetzt auf dem literariſchen Markte umhertreiben und durch Künſte aller Art den Ton anzugeben verſtehen, ſind ſchwerlich geeignet, deutſche Art und Kunſt, gründliche Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft zu fördern oder auch nur zu erhalten. In faſt allen Zweigen der Literatur herrſcht eine ſchlechte Buchmacherei; die kritiſchen Inſtitute ſind im äußerſten Verfall, aber man darf mit Gewißheit annehmen, daß die Nation beſſer iſt als ihre Schriftſteller, und daß ſie literariſche Bedürfniſſe hat, die durch dieſe keine Befriedigung erhalten. Am meiſten iſt das wohl in Beziehung auf

die hiſtoriſchen Wiſſenſchaften der Fall. Die harten Jahrzehende, welche die Deutſchen durchleiden mußten, und die Seelenerhebung des Jahres 1813 haben, was man früher nur als Sagen und Märchen gehört, zu Fleiſch und Blut werden laſſen; was andere Zeiten nur aus Darſtellungen der Hiſtoriker kannten, hat unſere Zeit wirklich gelitten und gethan und hat, weil ſie ſelbſt eine Geſchichte gehabt, auch Sinn für Geſchichte bekommen. Die großen Erfahrungen, die keinem erſpart worden ſind, haben alle einen weitern Blick, einen höheren Standpunkt für die Betrachtung des Geſchicks der Völker gegeben; größere Fragen, andere und tiefere als früher, werden an die Geſchichte gethan und eine Antwort darauf darf nicht ausbleiben. Mein Beruf nun ſoll es werden, die Männer, welche ſolche Antwort geben können, ſuchen zu helfen, ſie zu drängen und zu treiben, das was ſie können auch wirklich zu thun, und ihnen in allen Dingen, die dem Buchhändler näher liegen als den Gelehrten, förderlich und behilflich zu ſein.

Für Perthes mußten, als er im Begriff ſtand ſich einen hiſtoriſchen Verlag zu ſchaffen, die Vorarbeiten von Bedeutung ſein, welche ſchon ſeit Jahren von einem Kreiſe ausgezeichneter Männer gemacht waren, um den großartigen Plan des Freiherrn von Stein ins Leben zu führen. Stein hatte es immer wie eine nationale Schmach betrachtet, daß Deutſchland, wo ſo viel für gelehrte und wiſſenſchaftliche Arbeiten geſchah, keine irgend ausreichende Sammlung der Quellen ſeiner eigenen Geſchichte beſaß. Das durch die Freiheitskriege neu erregte Nationalbewußtſein und die längere Ruhe, welche der geſchloſſene Frieden verſprach, ließen eine Abhilfe als möglich erſcheinen, und Stein faßte den Plan, die Gelehrten der Nation zu vereinigen, um mit gemeinſamen Kräften die Quellen zur deutſchen Geſchichte zu ſammeln und in einer Deutſchlands würdigen Geſtalt herauszugeben. Er trat, damit die Koſten wenigſtens der erſten Arbeiten gedeckt werden könnten, mit einer Anzahl Standesgenoſſen in Verbindung, bildete in Frankfurt eine oberſte Direction und gründete ſodann 1819 die Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde. Der Bundestag verſprach Förderung, eine Anzahl deutſcher Souveräne Unterſtützung und im großartigen Maßſtabe begannen die ge-

lehrten Vorarbeiten, für welche bald Pertz den Mittelpunkt bildete. Die Herausgabe des ersten Bandes der monumenta Germaniae historica verzögerte sich zwar bis zum Jahre 1826, aber bereits seit dem Sommer 1819 erschien unter dem Namen „Archiv der Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde", eine Zeitschrift, welche Nachrichten über den Fortgang des Unternehmens, Untersuchungen über den zu bewältigenden Stoff und anregende und unterrichtende Auszüge aus den Briefen gab, die von nahe und fern an den Vorstand der Gesellschaft einliefen.

Perthes hatte schon 1816 in Nassau den damals eben entworfenen Plan mit Stein durchsprochen, aber das Gedränge der Berufsarbeiten hinderte ihn, so lange er in Hamburg blieb, mehr als eine allgemeine Kenntnis von dem Fortgange des Unternehmens zu gewinnen; unmittelbar jedoch nach seiner Ankunft in Gotha ging er die bis dahin erschienenen Hefte des Archivs im einzelnen durch. Lesen Sie das Archiv der Gesellschaft, schrieb er im Juni 1822 an Rist; es ist ein wahrer, gründlicher Ernst darin, recht wie es einer so alten Nation wie der unsrigen gebührt; herrlich ist es, unter seinem Volke solchen Willen, solche tüchtige Gediegenheit, solche Gelehrsamkeit, Einsicht und Wissenschaft zu finden. Noch sieht es so schlimm nicht mit uns aus; wollten doch alle, die an Angst vor dem Bankerottieren unserer Zeit leiden, dieses lesen. Da ist nicht zu spüren süddeutsch und norddeutsch, protestantisch und katholisch, liberal und servil, und doch oder vielmehr grade deshalb ist alles deutsch. Welch ein tüchtiger Mensch der Dr. Pertz und so mancher andere, welch ein geistreicher anziehender Mann der Staatsrath Merian! Mir geht mein altes Herz ordentlich um und um vor jugendlicher Lust mit zuzugreifen, zu helfen und zu fördern. — Allerdings wurden auch Stimmen laut, welche den warmen Eifer der rastlos arbeitenden Männer mit Spott überschütteten. Ich halte, wie Sie, das Frankfurter Unternehmen, schrieb z. B. ein Berliner Bekannter an Perthes, für recht gut und lobenswerth, aber ein wenig zu groß scheint mir doch die Erhitzung der Gemüther und der Aufwand von Kräften für ein Unternehmen, welches weiter nichts beabsichtigt, als eine Anzahl meistens schon gedruckter alter Annalisten und Chronisten noch einmal wieder

zu drucken. Vergötterung des Mittelalters ist der Boden, auf welchem alle die gewaltigen Anstrengungen wachsen; darum lassen die vornehmen Herren den Zügel nicht aus der Hand, und die Grafen und Barone, wie Solms und Stein und Wagenheim, und die guten Katholiken, wie Mirbach und Romberg, wie Landsberg und Spiegel, werden schon Acht geben, daß nichts gedruckt wird, was ihnen unangenehme Empfindungen bereiten könnte. — Giftige Aeußerungen dieser Art konnten Perthes nicht abhalten zu thun, was in seinen Kräften war, um das begonnene Werk zu fördern. — Manchen neuen Weg gab er an, auf welchem es möglich wär, in schwer zugängliche Bibliotheken und Archive zu gelangen, und bereitwillig stellte er der Gesellschaft seine Verbindungen in Kopenhagen, in Schweden, Spanien und Livland zur Verfügung. Der glückliche Fortgang des begonnenen Werkes schien ihm indessen keineswegs gesichert. So herrlich jetzt dieses Unternehmen in voller Blüte steht, schrieb er 1822, kann es doch unerwartet und plötzlich scheitern; stirbt Stein oder wird er desperat, was der Mann werden kann, so ist alles aus. Auch haben die Herren die Sache zu vornehm angefangen und dennoch nicht verstanden, die dem entsprechenden Geldmittel herbeizuschaffen. — Als Perthes aus dem Archiv den sehr mislichen Finanzstand der Gesellschaft sah, wendete er sich an Dr. Schlosser in Frankfurt, welcher Mitglied der Direction war. Wollte man, schrieb er ihm, das Unternehmen zu einer Sache der Fürsten und der Grafen machen, so mußten diese auch herangezogen werden. Von selbst kommt niemand mit Geld. Warum ist der Herzog von Oldenburg, der mir zu jeder Zeit gegeben hat, wenn ich seine Hilfe für eine allgemeine Angelegenheit in Anspruch nahm, nicht aufgefordert, warum fehlen Weimar und die sächsischen Herzöge, warum Rudolstadt und Bückeburg, wo man reich ist, warum sind die Erzherzöge von Oestreich nicht genannt? Keinen Beitrag der Mediatisierten sehe ich mit Ausnahme von Solms-Laubach und Fürst Taxis, keinen Beitrag des großen Adels mit Ausnahme der ersten Stifter; warum sollten die Bernstorff's und Reventlow's, die Westphalen und Humboldt's nicht zutreten wollen? Doch diese Fragen mögen auf sich beruhen; denn, wie die Sachen jetzt stehen, wird nur in der allgemeinen Theilnahme der

ganzen Nation Hilfe zu finden sein. Subscriptionen in großem Maßstabe müssen für das Werk veranlaßt werden, wenn nicht die bewundernswürdige Kraft und Thätigkeit der Gelehrten vergeblich gewesen sein soll. Es wird wenig fördern, wenn man sich mit einem allgemeinen Aufrufe an die Menge wendet. Akademien und Universitäten, Localvereine und Bibliotheken selbst der kleinen Städte und Gymnasien, historische Gesellschaften und der Buchhandel, Hofmarschälle und Meister vom Stuhl müssen einzeln in Bewegung gebracht werden, jeder an seinem Orte, jeder in seiner Art. Neben der vornehmen Direction und der gelehrten Leitung muß ein finanzieller Ausschuß stehen, der weder bei Tage noch bei Nacht ruhen darf. Dann wird es gewiß gelingen, für das Unternehmen, welches als Unternehmen der Fürsten und Großen liegen bleiben müßte, die Theilnahme der ganzen Nation zu erwerben; denn überall zeigt sich Lust und Neigung zur Geschichte. An allen Orten und Enden wenden sich jetzt die Gelegenheitsschriften, die Provincialblätter, die Schulprogramme, welche außerhalb des großen Marktes der Literatur erscheinen, der Geschichte, meistens der Localgeschichte zu und geben Zeugnis von der ernsten Liebe, mit welcher unsere Vorzeit betrachtet wird. Auch solche unscheinbare Bemühungen sollten von der Frankfurter Gesellschaft ins Auge gefaßt und gepflegt werden. Die zerstreuten Arbeiten zu einigen, tüchtige aber ängstlich bescheidene Männer zu Mittheilungen aufzumuntern, aufkeimende Talente unter die Leitung erfahrener Männer zu stellen und auf den richtigen Weg zu leiten, dafür muß noch viel geschehen; aber es wird auch viel geschehen, schon jetzt zeigt sich die Ansteckungskraft des Stein'schen Vereins. Die westfälische, die thüringische, die schlesische, die würtembergische Gesellschaft zur Erforschung der Localgeschichte sind bereits hervorgetreten und mich dünkt, jeder vaterländisch Gesinnte müßte sich solchen Gesellschaften anschließen, nicht allein weil sie Wissenschaft und Geschichte fördern, sondern auch weil sie Einigungspunkte der Deutschen für Deutsches sind.

So lebhaft Perthes von der Größe des Stein'schen Unternehmens ergriffen war, sagte er sich dennoch, daß es noch auf etwas anderes als auf Quellensammlung und Geschichtsforschung ankomme,

wenn einer Nation historisches Verständnis zugeführt werden solle. Unter den Geschäftsmännern jeder Art finden sich nur wenige, schrieb er an Rist, welche Zeit und Vorkenntnisse genug besitzen, um selbst in den Quellen zu arbeiten und selbst die Geschichte zu erforschen, und dennoch sind sie es, und nicht die Gelehrten, welche in die Verhältnisse eingreifen und die Geschichte, so zu sagen, machen und deshalb vor allem selbständiges geschichtliches Urtheil und selbständige geschichtliche Einsicht bedürfen. Ihnen aber gewährt das Stein'sche Unternehmen unmittelbar wenig oder nichts. Für sie und für die Nation überhaupt ist Geschichtschreibung der einzige Weg, auf welchem ihnen geschichtliche Kenntnis und Einsicht zugeführt werden kann; aber obwohl für Historiker durch unsere Historiker sattsam geschrieben wird, sucht der deutsche Geschäftsmann jedes Standes und Ranges vergebens sich gründlich zu unterrichten. Die älteren historischen Werke reichen für das Bedürfnis nicht aus; ihre Schreibart ist veraltet, ihr Umfang ungeschickt und vor allem: das Außerordentliche, was wir erlebt, stellt neue früher unbekannte Anforderungen. Auf Grund derselben sind allerdings allgemeine Geschichten während der letzten Jahrzehende erschienen, ich erinnere an Joh. Müller, Schlosser, Rotteck, Pölitz, Eichhorn, Heeren, Fr. Schlegel, Saalfeld, aber gänzlich fehlt es an einer Geschichte der einzelnen Staaten Europa's. Die nach zusammenhängendem Plane gearbeiteten Werke dieser Art, welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu Heilbronn und Münster erschienen, sind vergessen; die nach dem Vorbilde von Guthrie-Gray veranstaltete Sammlung ist unvollständig und ihre Theile stehen in keinem Verhältnis zu einander; Spittler's bedeutendes Werk ist nur Entwurf; Woltmann und Galletti sind im ersten Anlauf stecken geblieben. Seit Jahren schon beschäftigt mich der Gedanke, ein großes historisches Werk ins Leben zu rufen, welches die Geschichte der europäischen Staaten zwar einzeln aber in steter Rücksicht auf deren Stellung zu einander und auf deren politische Lage in der Gegenwart behandeln soll. Es müßte von einem Verein tüchtiger Männer nach einem gemeinsamen Plan gearbeitet werden; der Umfang darf nicht ängstlich beschränkt, aber die Geschichte der einzelnen Staaten muß nach Verhältnis ihrer historischen Bedeutung abgegrenzt sein. An ge-

lehrten Vorarbeiten fehlt es nicht und ältere und jüngere Männer werden sich finden, welche der Aufgabe gewachsen sind und sich ihr unterziehen wollen und können. Die Einleitungen müßten, bevor die Herausgabe beginnt, so weit vorgeschritten sein, daß das Ganze wenige Jahre nach Erscheinen der ersten Theile vollendet werden kann; das Stückeln und Bröckeln ist eine häßliche Unart in der deutschen Literatur. Die größte Schwierigkeit wird die Bildung der Redaction machen, welche den gemeinsamen Plan entwerfen, Ton und Art der Darstellung bestimmen, den Umfang jeder einzelnen Arbeit feststellen und den richtigen Tact haben muß, die Geschichte jedes einzelnen Staats dem rechten Mann zu überweisen. Nur aus zwei oder drei Mitgliedern kann die Redaction bestehen, aber diese müssen nicht allein inneren historischen Beruf, sondern auch die allgemeine öffentliche Anerkennung haben, um den nöthigen Einfluß auf das schwer zu behandelnde Volk der Schriftsteller üben zu können. Wohl erkenne ich die großen Schwierigkeiten, welche überwunden werden müssen; aber warum sollte nicht heute für ein solches Unternehmen eben so gut ein der Sache würdiger Verein tüchtiger Historiker sich zusammenfinden, wie er sich einst für das Guthrie-Gray'sche Werk durch Heyne, Schröckh, Schlözer und andere bildete? Da die Rücksicht auf Capital, Erwerb und Gewinn keine Uebereilung nöthig macht, so halte ich den Plan für ausführbar; guter Wille in günstiger Lage vermag viel.

Wollen Sie, antwortete ihm Rist, eine echt politische Geschichte der europäischen Staaten liefern, so habe ich dagegen einzuwenden, daß unsere Zeit unfähig ist zu größeren historischen Unternehmungen im höheren Sinne. Geschichtschreibung fordert einen befriedigten Sinn, eine ruhig gestaltete Umgebung und empfängliche Zeitgenossen. Uns aber fehlt es durchaus an einem gewonnenen festen Standpunkt, von dem aus sich die Erscheinungen betrachten, beurtheilen und hinab bis zu uns führen lassen. Bald sind wir nun vierzig Jahre mit unsern Sünden durch die Wüste gezogen und noch stehen wir nicht auf dem Berge, von dem wir das gelobte Land erblicken können; wir Väter werden Kanaan nicht betreten, mein lieber Freund, glücklich, wenn uns einst noch unsere Füße auf die Höhe tragen, von welcher

wir denen nachschauen, die voll heiterer Zuversicht hinabziehen und es in Besitz nehmen. Zwar werden auch ihnen noch harte Kämpfe mit Philistern und Kananitern bevorstehen, aber sie werden doch erlangen, was wir noch nicht einmal erkennen. Denn was ist denn bis jetzt gewonnen und ausgemacht über unsern Zustand, über unsern Staat, unser öffentliches Leben, was anders, als die vollständigste Verwirrung? welche Räthsel sind denn gelöst, welche Verfassung ist begründet? Wir sind von tausend Täuschungen befreit, um in mehr denn tausend Zweifel und Ungewißheiten zu verfallen. Das, wovon wir das beste gehofft, woran wir Leben und Zeit gesetzt hatten, ist unter unsern Händen zum Verderben geworden. Die Völker selbst sind irre geworden an ihren Wünschen, die Regenten irre an ihren Völkern und an sich selbst. Die Weiseren haben sich zurückgezogen und suchen in ihrem Inneren den Haltpunkt, den ihnen das öffentliche Leben versagt. Misverständnisse, Parteiungen, Gewissenszweifel, Misverhältnis zwischen den Bedürfnissen und den Mitteln treiben den einzelnen, die Gesellschaft und die Staaten um. Wo nun soll bei solchem Zustande der Geschichtschreiber festen Fuß fassen, wo Ruhe finden für sich und andere? Nein, Zeiten großer Gährung, Zeiten des Unterganges, der erst begonnen hat, sind nur dazu geeignet Materialien zu sammeln, Forschungen anzustellen, einzelne Vorarbeiten zu liefern, aber nicht Geschichte zu schreiben. Doch gesetzt, die Männer wären da, die Geschichte schreiben könnten, so würden sie Geschichte nicht schreiben dürfen. Wird nicht die Furcht, jener frechen Jacobinerrotte, die seit Napoleon überall zu Hause ist, Waffen in die Hand zu geben, wird nicht der Ekel vor den Polizeiverboten der Regierungen dem Schreibenden die innere unbefangene Heiterkeit nehmen und ihm die Flügel lähmen, die ihn emportragen sollten? Wie lange wird es noch erlaubt sein, die Greuel der Hierarchie, die Unthaten der Gewaltigen und die Entstehung der erlauchten Stammhäuser historisch zu besprechen? Auch das vergessen Sie nicht, daß ein umfassendes historisches Unternehmen, an dessen Spitze Sie stehen, allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen und alle Spürhunde rechts und links in Bewegung bringen wird. Wahre und wirkliche Geschichte kann unsere Zeit nicht erzeugen, und ein Werk nur bequem zum Gebrauch ist des Schwei-

ßes der Edelen nicht werth — das vergessen Sie nicht, mein lieber Freund.

Auch Poel, welchem Perthes seine Pläne und Wünsche mitgetheilt hatte, machte nicht unerhebliche Bedenken geltend. Wahr ist es, schrieb er an Perthes, daß die Begebenheiten unserer Zeit in einzelnen Menschen das Bedürfnis einer gründlichen geschichtlichen Forschung erweckt haben, um das Nothwendige und das Zufällige in dem Entwickelungsgange der Gesellschaft, das Vergängliche und das Misbräuchliche in den bestehenden Einrichtungen, das Rechte und Wahre in den Forderungen an die Zukunft auszumitteln. Die Zahl solcher gründlichen Forscher ist aber verhältnismäßig nur gering und was sie suchen, werden sie auch in den besten historischen Handbüchern nur angedeutet, nie ausgeführt finden. Den meisten unserer Zeitgenossen aus den verschiedenen gebildeten Massen ist es wenig um Belehrung durch die Geschichte zu thun, kaum daß sie noch einige Unterhaltung darin finden. Der aufgeregte Geist der gegenwärtigen Generation strebt nach einem Gute, was nicht von den Voreltern besessen und nicht von deren Enkeln verscherzt worden ist; er beruft sich nicht auf Brief und Siegel, auf verletzte Privilegien und Verträge, nicht auf geschworene und gebrochene Capitulationen, sondern auf das Bewußtsein gereifter Kraft, die auf die Länge der Schwäche nicht dienstbar bleiben kann. Auch der dem Gange der Zeit widerstrebende Theil stützt sich nicht auf die Vergangenheit; seine Stärke ist der Besitz, die Legitimität von heute oder von gestern, das „von Gottes Gnaden", ohne sich einzulassen auf das Warum und Wie. Die Frage, wie der gegenwärtige Zustand herbeigeführt worden, mag aus der Geschichte beantwortet Belehrung und Unterhaltung gewähren; nur ist der Augenblick nicht dazu geeignet. Das bleibt der Zukunft vorbehalten, die das Gut errungen, den Kampf beendet haben wird. Ueberhaupt möchte ich glauben, daß das, was den eigentlichen Reiz der Geschichte ausmacht, was sie von einem Aggregate von Thatsachen unterscheidet: die allmähliche Entwickelung, die kaum merklichen Uebergänge von einem Zustande zum andern, der Faden, der durch das Ganze läuft und die entferntesten Zeiten miteinander verbindet, daß dieses nur wenig Interesse für Leser einer Zeit haben kann, die

ſo reich an großen und unerwarteten Begebenheiten geweſen iſt. Ganze Jahrhunderte erſcheinen den meiſten leer im Vergleiche mit einzelnen Monaten der Gegenwart; flüchtig und gleichgiltig werden täglich Zeitungsartikel durchlaufen, welche unſerer Väter ganze Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen und ihre Erwartung auf das äußerſte geſpannt haben würden. Unſer durch Haupt- und Staatsactionen verwöhnter Geſchmack bedarf ſtarker Reizmittel und bei den ſchnellen Entwickelungen, die wir durchlebt haben, und bei der Ungeduld, mit der wir der Zukunft entgegenſehen, iſt jeder allmähliche Uebergang für uns eine peinliche Leere, alles langſame Fortſchreiten ein ermüdender Stillſtand. Sie glauben mancherlei Zeichen zu ſehen, die das Gegentheil beweiſen. Die zehntauſend Exemplare aber von Kohlrauſch deutſcher Geſchichte, die ſo willige Aufnahme gefunden, verdanken dieſe Popularität dem deutſchen Rocke und der deutſchen Selbſtvergötterung, die damals Mode war, und wenn es möglich geweſen wäre, die verherrlichenden Anekdoten, Charakterſchilderungen und Sittenzüge, welche das Buch enthält, in alphabetiſcher Ordnung vorzutragen, ſo hätten wie vom Converſationslexikon 80,000 Exemplare ihr Unterkommen gefunden. Walter Scott ferner wird jeder Zeit gefallen, nicht weil er ein Hiſtoriker, ſondern weil er ein Dichter iſt, der aus einigen bekannten Elementen eine Wirklichkeit zuſammenſetzt, die leibt und lebt, in der man ſich zu Hauſe fühlt, die uns durch einen Zauber, der nur dem wahren Dichter möglich iſt, den Genuß einer doppelten Exiſtenz verſchafft, indem ſie uns neben der wirklichen Gegenwart zugleich in einer ganz fremden Vergangenheit leben läßt. Statt den Geſchmack an Geſchichte vorauszuſetzen, iſt vielmehr die Vorliebe für Scott nur ein Reizmittel, dieſen Geſchmack zu erwecken. Von einer Geſchichte, die jetzt geſchrieben wird, läßt ſich nichts bleibendes, nicht wirkliche Geſchichte erwarten. Sie ſoll die frühere Geſchichte in Beziehung auf ihren jetzigen Zuſtand darlegen — ihren jetzigen Zuſtand! — wer vermag ihn zu faſſen, und vermöchte es jemand, ſo würde das Bild kaum entworfen ſchon nicht mehr ein treues ſein. Wie war der Zuſtand Frankreichs, Spaniens, Italiens vor wenigen Jahren, und wie wird er in wenigen Jahren ſein? Was iſt aus den rüſtigen Turnern geworden, die für poſitives

Recht schwärmten, was wird aus den Hallerianern werden, die für das Unding ihres neu entdeckten Rechts, das auch ein Naturrecht ist, nicht minder fanatisch eifern! Wie manches scheint jetzt herrschend in der gährenden Masse, was bei fortdauernder Gährung als fremdartiger Bestandtheil wird herausgeworfen werden! Wie lange wird Spanien sich von den Encyklopädisten, Frankreich sich von den Bourbons und Jesuiten beherrschen lassen, und wie lange der Einfluß der Papisten im protestantischen Deutschland und der Einfluß der halbbekehrten Naturphilosophie im bairischen Hauptsitze des katholischen Deutschland währen? Ist nicht fast überall im bürgerlichen, politischen, religiösen und finanziellen Leben der Zustand ein provisorischer? Aber nicht das Werden, sondern das Gewordene ist das Ziel der Geschichte, und erst aus dem Gewordenen erkennt man das, woraus es hervorgegangen ist. Wenn Ihre Staatengeschichte sich also auf den gegenwärtigen Zustand der Staaten beziehen soll, so hat sie den doppelten Fehler, daß sie sich auf ein Vorübergehendes und auf ein unvollständig Erkanntes beziehen soll. Wo ist der Mann, der die ungeheueren Umwälzungen einer nahen Zukunft auch nur im Dämmerlichte sieht? und wäre er da, so würde er sich nicht erwehren können, den Geburten der arbeitenden Zeit mit seinen Wünschen und Vermuthungen zuvorzukommen. Seine Geschichte würde, wie alles was in bewegter Zeit lebendig aus ihr hervorgeht, die Gährung vermehren, die Leidenschaften erregen, Kampf hervorrufen und ein sprechendes Denkmal der Gegenwart, aber nicht eine Geschichte der Vergangenheit sein. Eine solche Geschichte aber darf nicht und eine andere kann nicht geschrieben werden. Ich glaube demnach, daß kein Zeitpunkt ungünstiger als der gegenwärtige sein kann, eine Geschichte der gegenwärtigen grade jetzt in einem Verwandelungsprocesse begriffenen Staaten zu schreiben. Dagegen kann ich einen Wunsch, den ich schon lange gehegt, nicht unterdrücken. Ich möchte den zahlreichen kleinen Staaten, die mit einem Federstriche in schmachvoller Zeit vernichtet wurden, ein gemeinsames Denkmal errichtet sehen. Auch der kleinste unter ihnen hat seine Geschichte, seine rühmlichen Thaten, seine ausgezeichneten Bürger, seine eigenthümlichen Einrichtungen. In allen leben gewiß noch einzelne, die aus eigener

Anschauung berichten könnten. Es wäre ein Act der Pietät, das Andenken dieser in ruchloser Zeit ohne Schonung den Gegnern zur Beute Hingeworfenen zu erneuern, und das Gestorbene vermag unsere Zeit zu beschreiben, aber nicht das Lebende.

Solche Antwort, wie ich von Ihnen beiden erhielt, entgegnete Perthes, habe ich erwartet und gehofft. Aehnliches war mir selbst wohl zu manchen Stunden in den Sinn gekommen, von Euch wünschte ich klar und bestimmt diese aus dem Düstern in das Düstere schauenden Einreden zu erhalten, um dem Feinde Auge in Auge sehen zu können. Nun ich die in mir selbst zuweilen aufgetauchten dunklen Bedenken an das Licht gezogen schwarz auf weiß vor mir liegen habe, weiß ich woran ich bin. Mit Euren Bedenken will ich schon fertig werden, mit Euch selbst aber nicht; denn die Verschiedenheit unserer Ansichten über dieses eine Verhältnis wurzelt tief in der Verschiedenheit unserer gesamten Stellung zum Leben. Sie, mein lieber Rist, haben sich ebenso wie Poel eingelebt zu einer Stimmung, welche, ohnerachtet der Mannigfaltigkeit und des geistigen Reichthums Ihrer Umgebungen, doch von einer etwas düstern Wolke überschattet wird, welche Ihren Ansichten, besonders wenn sie sich zu Tableaux gestalten, einen einsiedlerisch abgeschlossenen Charakter gibt. Diese Stimmung und diese Ansichten haben ihre Wahrheit, aber indem sie sich mit einem solchen Maße von Geist und Kenntnis kritisch gegen That aussprechen, prägen sie sich zu einem Negativen aus, an dem keine Blüte des Glückes haftet; Glück und Erfolg bindet sich nur an dem auf guten Glauben gegründeten Muth. Sie halten unsere Zeit für unfähig, Geschichte zu schreiben, weil sie mitten in einem gewaltigen Umbildungsprocesse begriffen sei. Ich frage dagegen, wann wird der Zeitpunkt kommen, in welchem die Geschichte Halt macht? Wollen wir am Ufer stehen und warten, bis der Strom abgelaufen ist, damit wir trocknen Fußes hinüber kommen? Käme wirklich eine Zeit sogenannter Ruhe, so würde sie ihren Grund in Ermüdung und Erschlaffung haben, und eine erschlaffte Zeit wird keine Geschichte schreiben. Mein angeborenes Temperament, mein Emporkommen, die mannigfachen Verwickelungen meines Lebensganges, aus denen ich immer gerettet ward, haben mir eine Stellung gegeben,

welche der Eurigen grade entgegengesetzt ist. Keckheit und Leichtsinn sind die Klippen meiner Stellung, vor welchen mich die Demuth, die ich habe, und Freunde wie Ihr schützten und bewahrten. Ihr rathet ab, gestützt auf Geschichte und auf die daraus gezogenen Resultate; ich wage, gestützt auf Geschichte und lebendige Erkenntnis der Gegenwart.

Perthes war fest in seinem Vorhaben und that ruhig und besonnen die Schritte, welche der Ausführung näher bringen konnten. Zunächst kam es darauf an, die Männer zu finden, welche als Leiter des Unternehmens genannt, die Ordnung des Ganzen bestimmen, die Bearbeiter für die Geschichte der einzelnen Staaten aufsuchen und gewinnen und mit ihnen die Art der Behandlung festsetzen konnten. Als Perthes im März 1822 von Hamburg nach Gotha übersiedelte, hatte er in Göttingen auf seiner Durchreise Heeren warm und lebendig seinen Plan vorgelegt und ihn aufgefordert, als Herausgeber an die Spitze zu treten. Heeren hatte Bedenkzeit verlangt und schrieb am 3. Mai 1822 an Perthes: Ihre Hauptideen, mein verehrter Freund, sind sehr richtig und deren Ausführung halte ich für möglich; aber ich selbst kann bei der Spanne Zeit, die mir im 62. Jahre noch zugemessen sein möchte, mich nicht an die Spitze eines so weit aussehenden Unternehmens stellen. Ich bin mit der Herausgabe meiner sämtlichen historischen Schriften beschäftigt und trage mich überdies mit der Lieblingsidee, noch eine Geschichte des Handels, besonders des Orients unter der arabischen und mongolischen Herrschaft zu schreiben, sie durch das Mittelalter fortzuführen und dadurch eine der größten Lücken in der Weltgeschichte ausfüllen zu helfen. Ich lebe also in ganz andern Regionen als in denen der europäischen Staatengeschichte und würde Unrecht thun, wenn ich auf Ihr Anerbieten einginge. Kann ich Ihnen aber mit meinem Rathe nützlich sein, so wissen Sie, daß ich Ihnen immer bereit sein werde. — Da Heeren, als er wenige Wochen später Perthes in Gotha besuchte, fest bei seiner ablehnenden Antwort blieb, mußte Perthes sich anderweitig umsehen und fand in der Nähe, was er in der Ferne gesucht hatte. Schon im Juni schrieb Perthes an seine Hamburger Freunde: Seid nur ruhig, ich werde schon finden, ohne auszugehen wie ein brüllender

Löwe und zu ſehen, wen ich verſchlinge, und ich meine ſchon gefunden zu haben.

Perthes dachte bei dieſen Worten an Ukert, der ſeit einer Reihe von Jahren in Gotha als Bibliothekar und Profeſſor am Gymnaſium angeſtellt war. Schon bei dem erſten Zuſammentreffen fühlte Perthes ſich durch Ukert angezogen und bereits im Juli ſchrieb er an Riſt: Ukert iſt der rechte Mann: anerkannt als Gelehrter, iſt er dennoch geiſtreich, lebendig und freien Geiſtes. Er kennt die großen Weltverhältniſſe, hat Intereſſe für die Literatur im umfaſſendſten Sinne des Wortes, er hat Geſchmack und Urtheil und ſteht zugleich mit den hervorragendſten Hiſtorikern in naher Verbindung. Seiner Schärfe und ſeines Witzes wegen wird er von manchen gefürchtet, mir aber macht ſeine häklige, beißende Lebhaftigkeit Freude, da ſie mit einem feinen ſittlichen Sinn, einem edlen Charakter und großſtädtiſchen Weſen verbunden iſt.

Ukert war nicht abgeneigt, ſich der Leitung des Unternehmens zu unterziehen, und er und Perthes verſtändigten ſich nun in langen und wiederholten Verhandlungen über die innere und äußere Geſtaltung des Werkes. Niemand ſollte als Mitarbeiter zugelaſſen werden, welcher die Geſchichte als ein Mittel betrachtete, die Wahrheit irgend eines politiſchen Syſtems zu beweiſen. Nicht allgemeine politiſche Principien, ſchrieb Perthes einem Freunde, nicht Darlegung und Vertheidigung der eigenen politiſchen Grundſätze, nicht geſchichtliche Räſonnements oder Betrachtungen über die Geſchichte iſt die Aufgabe unſeres Unternehmens. Den Ausgangspunkt ſoll eine allgemeine Einleitung bilden, welche den Untergang des römiſchen Reiches und das erſte Hervortreten der neuen Staaten darſtellt. Von dieſer Grundlage aus wird ſodann die Geſchichte jedes einzelnen europäiſchen Staates durch verſchiedene Schriftſteller bearbeitet; die äußere Geſchichte, wie ſie in den Herrſchern und in den freundlichen und feindlichen Beziehungen zu andern Staaten erſcheint, bildet den Kern jeder Bearbeitung. Es tritt hierdurch allerdings der Herrſcher und Regierer mehr, als es der jetzigen Zeitſtimmung behagt, in den Vordergrund; aber es bleibt nun doch einmal wahr, daß die Herrſcher und Regierer zu allen Zeiten den entſcheidenden Einfluß auf den Gang der Ge-

ſchichte gehabt haben. An dieſe äußere Geſchichte reihen ſich ſodann die Antworten auf die Fragen: wie hat der dritte Stand, wie das Verhältnis der Stände zu einander und zum Fürſten ſich gebildet, wie entwickelten ſich Heere und Finanzen, Wiſſenſchaften und Künſte, Handel und Gewerbe, ſittliche und religiöſe Zuſtände? Einfach, klar, ruhig ſoll erzählt werden, was ſich zugetragen hat, der Wahrheit gemäß, alſo gründlich nach den Quellen, ſo weit die Forſchung gegenwärtig reicht. Beſtellen bei dieſem oder jenem läßt ſich eine Geſchichte dieſer Art nicht, wir müſſen vielmehr für jeden Staat nach einem Hiſtoriker ſuchen, welcher deſſen Entwickelung bereits mit Liebe durchforſcht hat und nun die Reſultate bisheriger Forſchung darlegen kann. Daß er mit beſonderer Liebe und mit vaterländiſchem Intereſſe ſeinen Gegenſtand behandelt, daß die Liebe vielleicht in Vorliebe übergeht, bringt nicht Nachtheil, ſondern Vortheil; denn Wärme wird in den Schriften aller zu finden ſein, und die Einſeitigkeiten gleichen ſich gegenſeitig aus.

Auf Perthes' und Ukert's wiederholt ausgeſprochenen Wunſch ließ nun auch Heeren ſich bereit finden, nicht nur ſeinen Rath, ſondern auch ſeinen Namen für die Leitung des Unternehmens zuzuſagen und noch vor Ende des Jahres 1822 war durch Bildung der Redaction der erſte Schritt gethan, den Plan einer „Geſchichte der europäiſchen Staaten herausgegeben von Heeren und Ukert" zu verwirklichen. Es kam nun darauf an, die Männer ausfindig zu machen, welche die Geſchichte der einzelnen Staaten bearbeiten konnten und wollten. In einer Zuſammenkunft von Heeren, Ukert und Perthes im März 1823 zu Göttingen wurde verabredet, daß Perthes zunächſt ſich an einige wenige bedeutende Hiſtoriker, welche verſchiedenen Staaten angehörten, wenden und deren Rath und Theilnahme ſich im allgemeinen erbitten ſolle. Perthes ſchrieb daher an Rehberg in Hannover, an Friedrich von Raumer, an den Freiherrn von Hormayr, K. A. Menzel, Friedrich Chriſtoph Schloſſer und Karl Friedrich Eichhorn in Göttingen, mit denen ſämtlich er ſeit Jahren bekannt, zum Theil befreundet war. Die ſchnell erfolgten Antworten ſprachen ſich ohne Ausnahme mit großer Wärme für das Unternehmen aus, fanden den Plan anziehend, den Verein ehrenvoll, zur Theilnahme einladend

und sagten Hilfe zu mit Rath und That. Es ist dringend nöthig, heißt es in einem Antwortschreiben, unseren Ultras aller Art immer mehr zu zeigen, daß sie in ihrer Unwissenheit gar nicht wissen, was deutsch ist, sondern bald leere Abstractionen, bald fremde Narrenteidinge für deutsch ausgeben oder als etwas vortreffliches in Deutschland einschmuggeln wollen. Nichts kann hier besser helfen als Geschichte; aber wer liest heute etwas anderes als Zeitungen, und daran sind die Historiker selbst schuld, weil wir zu wenig daran denken, ein Buch auch lesbar zu machen, und um des Beifalles gewisser gelehrter Chorführer wegen echte Gelehrsamkeit nicht von pedantischer Form, Denkwürdiges nicht von Bagatellsachen unterscheiden und gar leicht, weil wir nicht ein bestimmtes Publicum ins Auge fassen, keinem gefallen. — Vornehmlich deshalb sind, antwortete ein anderer, die älteren Werke über die Staatengeschichte so unbefriedigend, weil sie die innere Entwickelung der Nationen und die Principe der Regierungen wenig oder gar nicht berücksichtigen. Die Aufgabe, die heute an den Historiker gestellt werden muß, ist viel schwieriger als die frühere und in Beziehung auf außerdeutsches, nicht aus eigener Anschauung erkanntes Volksthum vielleicht ganz unlösbar geworden. — Aus Hannover schrieb der alte treffliche Rehberg: Das Andenken, hochverehrtester Herr, davon Ihre gewogentliche Zuschrift mir einen höchst schätzbaren Beweis gibt, und das Vertrauen, daß ich ein für die Bildung unserer Nation wichtiges Werk fördern könne, ist mir unendlich schätzbar. Ich will Ihnen offen mittheilen, wie weit meine Förderung sich erstrecken könnte. England hat, als der einzige Staat, dessen öffentliche Verhandlungen aller Nationalangelegenheiten völlig befriedigende Belehrung gewähren, seit langer Zeit meine größte Aufmerksamkeit auf sich gezogen und einer vierzigjährigen Beschäftigung mit den Parlamentsverhandlungen verdanke ich den größten Theil der Bildung meiner politischen Denkungsart. Diese eben hat eine durchaus praktische Richtung erhalten und wenn ich mir gleich eine bessere Kenntnis der englischen Angelegenheiten zutraue, als sie in Deutschland gewöhnlich ist, so bin ich doch nichts weniger als ein Kenner der englischen Geschichte. Mit älteren Quellen habe ich mich nie abgegeben und so würde mein Urtheil über die früheren Zeiten

doch lediglich durch die Gesichtspunkte bestimmt werden, welche die neueste Geschichte angibt. Ich könnte also in einem meiner Beurtheilung unterworfenen Werke wohl bemerken, ob die allgemeinen Gesichtspunkte richtig aufgefaßt oder verfehlt sind, aber im einzelnen werde ich kein Urtheil haben. — Aus Wien gab Hormayr Winke über die Behandlung des Kaiserreiches. Lassen Sie ja, äußerte er, über Oestreich niemand schreiben, der nicht genau localisirt ist, am wenigsten einen in unseren Zeiten von dort Ausgewanderten. Das Spiel würde sonst mit falschen Karten gespielt und der Werth des Werkes nicht länger dauern als die Leidenschaften des Augenblicks. Es ist seit funfzehn Jahren unglaublich viel bei uns für Quellensammlung gethan und wer Ungarns oder Böhmens oder Oestreichs Geschichte schreiben will, muß von Wien aus sich orientieren; ich würde Ihrem Abgeordneten mit Freude eben so an die Hand gehen, wie dem Abgeordneten der Frankfurter Gesellschaft Dr. Pertz, der durch seltene Gründlichkeit und Bescheidenheit vorzüglich geeignet ist zu jedem wissenschaftlichen Geschäft. Leicht aber wird es der Geschichtschreiber nicht haben: wir leben in einer sehr unangenehmen Zeit; wenig innere Solidität und Intensität und im Ausdrucke nicht Anstand noch Würde; nirgends rein die Sache, sondern alles durch und durch mit Persönlichkeiten gesprenkelt, viel Geschrei und wenig Wolle. Wer durch That und Opfer an den großen nationalen Kämpfen Theil hatte, möchte vor Scham in die Erde kriechen über dieses Geschlecht, das dabei nichts gethan, nichts gelitten hat und jetzt mit gewaltigem Flügelschlag und Gekrächze hinterdrein kommt, wie die Raben über das Schlachtfeld.

Sie sollen sehen, heißt es in einem anderen Briefe, daß ich Sie sehr wohl kenne, und ihr Zutrauen mir etwas werth ist; auch Ihr Plan ist vortrefflich, nur weiß ich nicht, woher Sie die Männer nehmen wollen, und das muß ich erst wissen, weil ich mich schlechterdings nicht darauf einlassen will, das infame Speculieren der Autoren auf Ruhm oder Geld zu unterstützen. Ich habe der Wahrheit und einer reinen und bescheidenen Liebe mehr geopfert, als ich Ihnen sagen kann, ich habe dem Eremiten ähnlich der Welt und ihren Freuden, Weib und Kindern freiwillig entsagt und denke der Wahrheit mit der-

ſelben Seligkeit zu ſterben, mit welcher ich ihr gelebt habe. Iſt alſo Ihre Sache eine mercantile, ſo laſſen Sie den wunderlichen Mann, der Ihr Geld nicht braucht, lieber ſeinen Gang gehen; ſind Sie aber der Mann, als den Sie ſich in den Zeiten der Unterdrückung Deutſchlands bewieſen, dann will ich den Antheil nehmen, den Sie oder die Redactoren mir anweiſen, und weil ich meinem Vaterlande einen Dienſt zu thun glaube, grade ſo arbeiten, als wenn ich in Ihrem Solde ſtände. Sie wollen mein Urtheil über Männer, die jetzt über Geſchichte ſchreiben. Ich ſchweige, weil ich Ihnen ſagen müßte: Dem fehlt es an Geſchmack, dem an Kenntnis, dem an Ernſt, dem an Religion, jenem an Philoſophie und einem anderen an allem. Sie werden lächeln, aber hoffentlich nicht glauben, daß ein Alleinweiſer redet. Alſo ich tauge zu einem Beurtheilen der Pläne anderer nichts, ich will aber gerne helfen, aber nur wenn ich eine beſtimmte Anweiſung erhalte. Ich bin erſtaunlich ſtolz, aber glauben Sie, auch eben ſo erſtaunlich beſcheiden und es iſt mir nie eingefallen, einen Werth auf mein Geſchreibſel zu legen, wohl aber darauf, daß gar manche Seele bei mir und durch mich das Zutrauen zum Menſchen, welches ihr meine Bücher rauben mußten, wieder gewonnen hat. Soll ich mitarbeiten, ſo muß ich die Leute wiſſen, in deren Geſellſchaft ich komme; denn ich bin ganz erſtaunlich bange vor ſchlechter Geſellſchaft und lebe, weil die gute ſehr rar iſt, durchaus einſam.

Um für die Bearbeitung der einzelnen Staaten die rechten Männer zu finden, wurden die erſten Schritte theils durch Ukert theils durch Perthes gethan. Nicht ohne Bedenken erwartete Perthes die Erfolge dieſer Schritte. Eure Excellenz werden lächeln, ſchrieb er an den Freiherrn von Gagern, über unſeren guten Glauben, deutſche Gelehrte zu einem gemeinſamen Wirken vereinen zu können. Ich kenne die Schwierigkeiten wohl alle; indeſſen allein wirkt niemand auf der Welt und wer zu ekel iſt, ſich helfen zu laſſen, wird bei aller Meiſterſchaft nie etwas großes hervorbringen. Mit dieſer Wahrheit hoffe ich die Delicateſſe ſelbſt der Gelehrten zu überwinden, die nur in guter, das heißt in ihrer eigenen Geſellſchaft ſein wollen. Verzagen thue ich nicht; mir iſt die Gabe verliehen, Zerſtreutes zu einigen, Fernſtehende zuſammenzubringen und Misklänge des Geiſtes und des Her-

gens unter redlich Wollenden auszugleichen. Das ist der Pflug, mit dem ich gepflügt habe mein Leben lang. — Der Glaube hatte Perthes nicht getäuscht: von allen Seiten zeigte sich bereitwilliges Eingehen der Gelehrten in den feststehenden Plan, ja selbst Freude sprach sich darüber aus, auch einmal im Verein mit vielen anderen an einem gemeinsamen Werk zu arbeiten. Nicht ohne einiges Siegergefühl berief sich Perthes den beiden zweifelnden Freunden Rist und Poel gegenüber auf das vortreffliche Personalmaterial, welches sich zusammengefunden habe. Grade das vortreffliche Personalmaterial, wie Sie es nennen, antwortete ihm Rist, ist eine gefährliche Versuchung für Sie, sich sicherer zu fühlen, als die Umstände es gestatten. Napoleon hatte auch vortreffliches Personalmaterial und ließ sich dadurch verleiten, den Zug nach Rußland zu machen. Die Kälte war aber zu kalt für das vortreffliche Material; und mir scheint die politische Luft dieser Jahre eine ähnliche frostige und ertödtende Wirkung auf die Geschichtschreiber üben zu müssen. Vergessen Sie auch nicht, daß Sie mit deutschen Gelehrten zu thun haben, die wohl eine gute Vorarbeit, aber in der Regel kein gutes Buch zu machen verstehen und im ganzen ein sehr unregierbares Volk sind, welches seinen Willen in allen Stücken haben will, keinen Tact hat, mit der Thüre ins Haus fällt und sich um einer Ansicht willen allenfalls todtschlagen läßt. Bedenken Sie ferner, daß zwischen dem Gelehrten, der aufgefordert wird, und dem Verleger, der auffordert, eine Art von zarter Coquetterie stattfindet, die sich im Ehestande alsbald in ein ganz anderes Verhältnis aufzulösen pflegt. — Oftmals zwar hatte Perthes Veranlassung, dieser Worte zu gedenken, aber dennoch war er nach fünfjährigen angestrengten Vorarbeiten im Stande, 1827 das Erscheinen der europäischen Staatengeschichte öffentlich anzukündigen und 1829 die erste Lieferung des bedeutenden Werkes wirklich erscheinen zu lassen, welches seitdem seinen ununterbrochenen Fortgang genommen hat. Es ist kaum zu glauben, schrieb er, welche Mühe, Arbeit, welches Anregen und Anklopfen, welches Drehen und Wenden mir dieses Unternehmen seit sechs Jahren gekostet hat. Ein Gelehrter hätte Menschen und Sachen weder zusammengebracht noch zusammengehalten; es gehörte eine Stellung wie die meinige dazu, um zu erreichen, was erreicht ist, und immer bleibt die Frage: Wird

das Erreichte im ganzen so sein, daß es die Wissenschaft fördert und historische Wahrheiten und Erfahrungen echter Art in der Nation verbreitet? — Ich bin zu alt geworden, schrieb er ein anderesmal, um durch Lob und Schimpf, das die Historiker übereinander ergehen lassen, Himmel oder Hölle bevölkern zu wollen; wenn ich jetzt Antheil an dem Schimpfspiel der Männer nehmen wollte, die Brüder in der Historie sind, wer weiß, ob sie nicht lange nach meinem Tode wie Herodes und Pilatus Freunde würden und mich auslachten. Als Verleger sage ich: „Und als Petrus hungrig war, wollte er anbeißen, da that sich der Himmel auf und er sah herniederfahren zu ihm ein Gefäß, wie ein großes leinenes Tuch, an vier Zipfeln gebunden, darinnen waren allerlei vierfüßige Thiere der Erde und wilde Thiere und Gewürme und Vögel des Himmels, und geschah eine Stimme zu ihm: Stehe auf, Petre, schlachte und iß." Der Verleger ist nun zwar nicht Petrus, der schlachtet und ißt, aber er faßt die Historiker, mögen sie nun wilde Thiere oder Vögel des Himmels sein, zusammen und die Geschichte der europäischen Staaten wird geschrieben. — Ueber den mercantilischen Erfolg bin ich sehr unsicher, heißt es in einem anderen Briefe, es gehört ein bedeutender Absatz dazu, bevor die Kosten gedeckt sind und ich habe gar ein geringes Zutrauen zu unserem großen Publicum; eine Menge widriger Taschenspielereien und Kunststückchen, fast alle verbraucht und abgenutzt, sind erforderlich, um Eindruck auf dasselbe zu machen. Allerdings ist die europäische Staatengeschichte für eine zahlreiche und wohlhabende Classe von Männern, für die Staats- und Geschäftsmänner jeder Art zum Gebrauch geeignet, aber wie wird man ihnen erkennbar machen, daß hier wirklich das ist, was sie brauchen?

Die Vorbereitungen zu der Herausgabe der europäischen Staatengeschichte machten den Kern der Thätigkeit aus, welche Perthes während der ersten Jahre seines Aufenthalts in Gotha zur Gründung eines bedeutenden Verlagsgeschäftes aufwenden mußte; auch mannigfache andere Arbeiten, welche zu demselben Ziele führen sollten, nahmen ihn in Anspruch. Seine Verbindungen mit Gelehrten und Schriftstellern der verschiedensten Lebensstellung breiteten mehr und mehr sich aus; den einen hielt sein Rath von unzeitigen litera-

rischen Veröffentlichungen ab; die anderen, deren Schriften selbst zu verlegen er ablehnen mußte, führte er zu einem für sie geeigneten Verleger; mit Görres verhandelte er über die Gestaltung der von diesem beabsichtigten Sagengeschichte; an Nicolovius schrieb er: Sollte es nicht recht und gut sein, grade jetzt eine Auswahl von Johann Georg Schlosser's Schriften zu veranstalten? Die frühere Ausgabe ist längst nicht mehr zu haben, seine einzelnen Schriften sind zerstreut und verschollen und doch ist vieles, was der kräftige Mann seiner Zeit als einsamer Prophet verkündete, jetzt in Staat, Politik und Sitte zur Wirklichkeit geworden. Er hat oft als warnender Seher gesprochen und auch von seinen nächsten Freunden haben damals nur wenige ihn verstanden. In Goethe's Darstellung erscheint er sonderbar und gewiß nicht richtig. — Perthes wußte sehr wohl, daß der Verlagshändler nicht nur der Gelehrten, welche die Schriften schreiben, bedarf, sondern auch der Sortimentshändler, welche dieselben unter die Leute bringen, und diese zweite Seite des Geschäftes ließ er nicht außer Acht und suchte nicht nur auf den jährlichen, allgemeinen Zusammenkünften der deutschen Buchhändler in Leipzig, sondern auch durch brieflichen Verkehr das Zutrauen und den guten Willen derselben sich zu gewinnen. Es ist wahr, schrieb er einmal an Besser, der eigentliche Vertriebsbuchhandel liegt namentlich an den kleineren Orten, die nicht Universitätsstädte sind, fast ohne Ausnahme in den Händen unwissender, roher, träger Menschen; Liebe zu ihrem Berufe haben sie nicht, sondern betrachten ihn ausschließlich als ein Mittel, Essen und Trinken zu erhalten; auf die mechanische Seite des Gewerbes sind sie eingeübt, aber die Bücher und die Menschen, die dieselben kaufen, sind ihnen ganz gleichgiltig. Sieh aber doch die große Menge derer an, die Beamte oder Pastoren, Professoren oder Officiere sind; es findet sich unter ihnen schwerlich mehr Liebe zu ihrem Berufe, als bei uns, er gilt auch ihnen vor allem als ein Mittel, sich Lebensunterhalt zu gewinnen und wird der Regel nach nur von seiner mechanischen Seite aufgefaßt. Die Menge der Menschen ist eben gewöhnlich und treibt deshalb auch jeden Beruf gewöhnlich, mag dieser nun geistlich oder weltlich, kaufmännisch oder militärisch sein. Die aber, welche mehr sind und mehr wollen, dürfen sich des-

halb von den anderen nicht vornehm zurückziehen, wie wenn sie zu gut für jene wären. Wir bilden eine Gemeinschaft mit denen, die gleichen Beruf mit uns haben, und sollen das Mehr, wenn wir es wirklich besitzen, hinein werfen in die Gemeinschaft, um sie zu halten und zu heben, und sollen mit den einzelnen verkehren, um auch sie los zu machen von der gemeinen Auffassung der Stellung, die sie im Leben einnehmen. Ueberdies ist hier, wie immer, das Rechte auch das Kluge. Ich will mit unseren Collegen im persönlichen, wo möglich im freundlichen Verkehr sein und habe deshalb jeden einzeln und jeden eigenhändig mit meiner jetzigen Stellung bekannt gemacht. Es war freilich eine herculische Arbeit — zweihundertundsechs Briefe habe ich geschrieben; am Ende wäre ich doch fast verrückt dabei geworden. Wenn ein Virtuos vierzehn Tage hindurch auf eine und dieselbe Melodie fortdauernd andere Variationen spielen sollte, so wäre seine Marter der meinigen ähnlich.

Während Perthes alle seine Kräfte zusammen zu nehmen hatte, um das neue Geschäft zu gründen und zu heben, mußte er zugleich sein Verhältnis zu der alten Hamburger Handlung lösen und sich mit seinem Schwager und Handlungsgenossen Besser auseinandersetzen. Wir müssen, schrieb Perthes, unser Verhältnis zu einander ordnen und zwar so bald wie möglich; denn wenn einer von uns, bevor es geschehen, sterben sollte, so würde Unheil und unabsehbare Verwirrung eintreten, weil dann durch das Recht geschieden werden müßte, was Du und ich jetzt als Brüder ordnen. Aus diesem Grunde dränge ich auf Eile; sind wir zum Ziele gelangt, so werde ich dann doch nicht von Deiner Handlung, von Dir selbst ist ja ohnedem nicht die Rede, getrennt sein, sondern recht mit Freude und Theilnahme Eurem Getriebe folgen; in vielem werden wir uns gegenseitig helfen und fördern können, so lange wir leben. — Die Auseinandersetzung der beiden Männer, die sich ein Mannesleben hindurch dem Geiste und dem Herzen nach so nahe standen, wie Brüder sich nur stehen können, bestand nach den vorhandenen Actenstücken im wesentlichen darin, daß jeder durch die Vorschläge des anderen sich in zu großen Vortheil gesetzt glaubte. Bald waren die Vorarbeiten so weit gediehen, daß der Zeitpunkt festgestellt werden konnte, in welchem Per-

thes' völlige Trennung aus der Hamburger Handlung eintreten sollte. Wir haben, lieber Bruder, schrieb Perthes, fast ein Vierteljahrhundert miteinander gearbeitet und dasselbe Geschäft in schwierigen Zeiten geleitet. Auch nicht ein einzigesmal haben wir über Mein und Dein eine verschiedene Ansicht gehabt, auch nicht ein einziger Augenblick ist während der ganzen langen Zeit dagewesen, in welchem wir es für möglich gehalten hätten, jemals wankend werden zu können in dem Vertrauen zueinander. Laß uns Gott dafür danken, daß das Vertrauen während des Scheidens eben so rein und fest gewesen ist, wie während des gemeinsamen Lebens! Nicht vielen wird solches Glück in solchem Grade zu Theil.

Kleinere Reisen im Sommer und Herbst 1822.

Ungeachtet der angestrengten Arbeiten, welche Beruf und Neigung ihm auferlegten, fand Perthes schon im ersten Jahre seines Aufenthaltes in Gotha Zeit, sich die Verhältnisse der näheren und ferneren Umgegend auf kleineren Reisen anzusehen. Anfang August hatte er das Rudolstädter und Altenburger Land betrachtet und im Herbste ging er auf einige Wochen nach Franken und Baiern. Als ich am 13. September Gotha gegen Mittag verlassen hatte, begleitete mich, schrieb er einem Freunde, ein prachtvolles Donnerwetter über die Höhe des Thüringerwaldes. Ich war mit der Diligence gefahren, einem neunsitzigen Ungeheuer, an welchem vorne noch ein Nest für zwei Personen angebaut ist. Wenn man von diesem Vordersitze aus, auf welchem man den schweren Wagen hinter sich nicht gewahr wird, die sechs Pferde mit höchster Anstrengung den Berg hinauf keichen sieht, so gedenkt man unwillkürlich der Menschennaturen, die den schweren Körper, von dem sie doch nicht los können, vergessen und dann sich kindlich über die Mühe, aufwärts zu kommen, verwundern. So eine Diligence, ich meine die wirkliche Fürstlich Thurn- und Taxis'sche, ist bequem und schnell genug im Vergleich mit dem,

was man früher kannte, doch muß man gute Laune, keine zarten Empfindungen und nicht grade große Eile haben. Ein beregneter oder bestäubter Conducteur ist steter Begleiter. Gott fürchten und scheuen, darüber kommt keiner, sagte während des Donnerwetters der meinige mit frommer Salbung, bedachte sich aber keinen Augenblick, Nachts fünf blinde Passagiere aufzunehmen, die ich im Dunkelen nicht erkennen konnte; vor Tagesanbruch war das Gesindel verschwunden. Ich einzig Sehender mußte den Conducteur frei halten und zwar nicht allein während des stundenlangen Aufenthaltes an den Stationen, sondern auch in allen Wirthshäusern der Zwischenorte, wo er eine halbe Stunde Karte mit dem Postillon spielen wollte. In Schwallungen hörte ich einen aufgeklärten Nachtwächter statt: Die Glocke hat eins geschlagen, rufen: Der Hammer hat eins geschlagen. In Hildburghausen aß ich an einem Tische mit dem eben aus dem Bette gekommenen Herrn Leibkutscher des Fürsten und dem eben aus dem Schlot gekommenen Kaminfeger der Residenz. Der schwarze Barfüßer war übrigens von vornehmen Formen und sprach über die großen europäischen Ereignisse gescheider als mancher Professor. In Koburg, wo ich am 14. Abends eintraf, war ich dieser Wirthschaft doch überdrüssig geworden, nahm mir einen Wagen und fuhr Sonntag Morgen kurz vor Sonnenaufgang nach Baireuth. Noch in der Dämmerung senkten sich die Nebel in die Thäler. Ohne Mauthbeschwerde kam ich über die baierische Grenze nach Lichtenfels. Die Sonne brach durch: in vollem Morgenglanze lagen die Thäler des Mains, lag nach Bamberg und Würzburg hin Gebirg über Gebirg vor mir, der Fluß wie ein silberner Strahl, die hohen Thürme von Kloster Banz und Vierzehnheiligen am schönen Staffelstein golden funkelnd; Glocken tönten von allen Seiten zur Feier des Sonntagsmorgens. — In dem mit Dörfern und Schlössern besäeten Mainthal fuhr Perthes über Burgkunstadt und Kulmbach nach Baireuth, wo er einige Tage verweilte. Baireuth, schrieb er, ruft mit seinen großen altfürstlichen Bauten die markgräfliche Residenz in die Erinnerung zurück, auch unter der Bevölkerung leben noch starke markgräfliche Erinnerungen fort, während das eigentlich Preußische als eine kurze Uebergangszeit vergessen zu sein scheint. Mitten in den fast schwarzen Steinmassen, die

in ihrer jetzigen Oede einen düsteren Eindruck machen, mitten unter den markgräflichen Eingeborenen bewegt sich das neue baierische Leben munter hin und her. Die häufigen Versetzungen der Beamten und Officiere lassen das Familienleben nicht aufkommen und führen die Männer fast nothwendig den Wirthshäusern zu, welche ich Mittags wie Abends gefüllt fand. Altbaiern, Rheinbaiern, Oberpfälzer, Bamberger, mancherlei Ausländer im baierischen Dienst, der Regierungsdirector und Subalternbeamte, Officiere aller Grade saßen durcheinander; vor ihnen stand den langen Tisch hinunter eine unübersehbare Menge Seidel, gefüllt mit starkem Bier; Austausch verschiedener Ansichten, aber auch viel Räsonnieren und Unruhe that sich kund und dabei tranken die Menschen drei, vier Stunden hindurch immerfort und wurden dabei immer schwerer und dicker. Mir fielen bei den dicken Köpfen und Sitztheilen die für eine solche Bevölkerung sehr bezeichnenden Namen zweier bei Baireuth liegender Dörfer ein: Gefrees und Gesees; acht höhere Regierungsbeamte sah ich in einer musikalischen Abendgesellschaft, die sämtlich Anspruch auf Heimatsrecht in Gesees und Gefrees gehabt hatten. — Da Du, schrieb Perthes einem anderen Freunde, seiner Zeit einigen Götzendienst mit Jean Paul getrieben hast, sollst Du näheres von dem Eindrucke, den seine Persönlichkeit auf mich gemacht hat, erfahren. Zwar sollte man über Sachen und Personen, die man auf Reisen mehr oder minder flüchtig berührte, sich anderen eigentlich nur mündlich, nicht schriftlich mittheilen. Wie viele Ansichten und Urtheile erhalten nur durch Stimme und Geberde, durch nachdrückliche Betonung oder rasches Drüberhingehen ihre wahre Bedeutung! Eine freundliche gutmüthige Miene mildert das gesprochene Wort; faßt der Hörende zu ernst und gewichtig auf, so macht ein einziger Zusatz den herben Eindruck sogleich wieder gut. Geschrieben aber steht alles hart, kalt, scharf und unabänderlich da und läßt dem Lesenden oft als schwarz erscheinen, was der Schreiber höchstens als grau hatte darstellen wollen. In Reisebriefen, welche augenblickliche Eindrücke wiedergeben, kann man besonders bei Urtheilen über Menschen nicht gewissenhaft genug sein. Indessen, da ich nicht reden kann, muß ich wohl schreiben. Früh 8 Uhr ging ich zu Jean Paul. Eine große starke Knochengestalt, an-

zuſehen wie ein Förſter oder Pachter, trat in das Zimmer, angethan mit einem Jagdrock, einen Dachsranzen über den Schultern, einen weißen Schafpudel am Stricke an der Hand. Da wir lange ſchon Briefe gewechſelt hatten, kam das Geſpräch bald in Fluß. Zwei Abende brachte ich mit ihm zu, den erſten in ſeinem eigenen Hauſe, den zweiten bei einer Generalin von Kettenburg; außer einer Stiftsdame von Stein waren beidemal die vor kurzem verheiratheten Graf und Gräfin Henckel-Donnersmarck aus Schleſien zugegen. Der Wunſch, ſich der ſchönen jungen Frau im beſten Lichte zu zeigen, ſetzte Jean Paul in Spannung und gewohnt, nur gehört zu werden, brachten meine raſchen Einreden ihn aus ſeiner Ruhe und die Folge von dem allem war, daß ſich uns ein redlicher, wahrheitsliebender guter Menſch zeigte; aber obſchon das Geſpräch ſich auf bedeutende Männer und bedeutende Verhältniſſe in Staat und Kirche, in Literatur und Leben wendete, habe ich kein bedeutendes Wort, keine tiefere Anſchauung, keine Reſultate großer innerer Erfahrungen von ihm gehört; in ſchwerfälligen allgemeinen Entwickelungen in unbehilflich verſchlungenen Sätzen mit häufig wiederkehrenden „in ſo fern" und „in ſo weit" durchflochten dehnte ſeine Rede ſich lang und ermüdend aus. Seine Tageseintheilung erzählte er ſelbſt mit folgenden Worten: Im Sommer um 6, im Winter um 8 Uhr gehe ich eine halbe Stunde weit zur Frau Schabenzel (einer alten Bäuerin), der Pudel geht mit, im Dachsranzen ſind meine Papiere und eine Flaſche; dort arbeite ich und trinke meinen Wein bis 1 Uhr, dann trinke ich nicht wieder, aber von 5—7 da trinke ich mein Bier, ſo viel wie dort im Kruge ſteht. Eine halbe Stunde ſchläferte Jean Paul uns mit den Mitteln zum Einſchläfern ein, von denen 13 überdies ſchon gedruckt ſind. Nichts von allen den ſchnellen Blitzen und Geiſtesfunken, den treffenden Vergleichen und glänzenden Bildern, deren ſeine Schriften eine Fülle enthalten, kam in der mündlichen Rede zum Vorſchein. Ich bin von ihm mit der Ueberzeugung geſchieden, daß ein Mann, der als Schriftſteller zu den zarteſten und reichſten Geiſtern unſerer Nation gehört, deshalb noch nicht ein zarter und weicher Menſch ſein muß. Außer Jean Paul hat mich am meiſten ein Regierungsrath Kraus angezogen. Ich wußte, daß er für den Nachdruck geſchrieben hatte und

ein gelehrter, scharfer, geistreicher Mann, aber ein großer Sonderling sei. Um zu ihm zu gelangen, wendete ich mich an Jean Paul, den man mir als seinen vieljährigen Freund genannt hatte. Wir sind alte Freunde, sagte Jean Paul, aber nun sehen wir uns nicht mehr; gehen Sie nur hin und sagen Sie ihm, ich wollte niemals wieder etwas mit ihm zu thun haben; Sie schickte ich aber zu ihm. Ich ging; eine steile Treppe mußte ich hinauf, oben war ein festverschlossenes Gitter, an welchem außerhalb ein langer hölzerner Hammer hing, darüber die Inschrift: Wer hier herein will, muß derb anklopfen; hängt der Hammer innerhalb, so bin ich für niemand zu sprechen. Ich schlug also derb mit dem Hammer auf die Thür. Es ward aufgethan. Ich trat in ein großes Bibliothekszimmer, welches von Katzen jedes Alters und jeder Farbe wimmelte; ein freundlicher alter Mann kam auf mich zu, ein Junggeselle mit silbernen Haaren im langen Schlafrock; nachdem ich Jean Paul's Anmeldung scherzend vorgebracht, kamen wir bald ins Gespräch. Jean Paul, sagte er, ist ein durchaus redlicher, gemüthlicher und guter Mensch, reich an Herz und Geist; aber die in ihm liegenden Blüten hat er nicht zur Frucht reifen können, weil es ihm an Kraft fehlte, in irgend einem Fache wissenschaftlich gründlich sich auszubilden; er weiß viel, aber alles liegt ungeordnet durcheinander; da er aus eigenem Geiste nichts mehr schaffen kann, ist er auf allerlei Thorheiten verfallen, will z. B. eine neue Rechtschreibung einführen, Anleit statt Anleitung setzen und dergleichen mehr. Ich wendete das Gespräch auf den Nachdruck. Um als Doctor zu promovieren, habe er, sagte Kraus, in der vorgeschriebenen Disputation den Nachdruck vertheidigen wollen; aus der Promotion sei nichts geworden und so sei er nun verdammt, sein Leben hindurch für den Nachdruck zu disputieren; ich will den Nachdruck, rief er, denn ich will Euch Buchhändler ruinieren, damit Ihr den Schriftstellern kein Honorar mehr geben könnt; mit Eurem Geldgeben habt Ihr die großen und die kleinen Schriftsteller schlecht gemacht und sie verführt als Tagelöhner zu arbeiten, um als vornehme Herren zu leben. Ihr habt mir auch meinen Jean Paul verdorben, Ihr müßt ruiniert werden. Der Mann war dunkelroth vor Zorn geworden; ich fragte, um den Hitzkopf auf einen andern Gegenstand zu

bringen, nach einem alten Bekannten: Otto, der unter dem Namen Georgius mancherlei über staatswissenschaftliche Gegenstände geschrieben hat. Das ist, sagte Kraus, ein gediegener tüchtiger Mann, aber er ist an seiner Gewissenhaftigkeit geistig zu Grunde gegangen; weil er nie zu viel und nie zu wenig und immer das Rechte sagen wollte, hat er das Reden ganz verlernt; wer aber nicht redet, verlernt bald auch das deutliche, bestimmte Denken und wird, wenn er dann schreiben will, abstruse Dinge an den Tag fördern. Kraus und ich schieden als die besten Freunde. Leben Sie wohl, mein geliebter guter Feind, sagte er, als ich die Treppe hinunter kletterte. Später hörte ich, daß Kraus mit Lang gemeinschaftlich die bekannten Hammelburger Reisen verfaßt habe.

Von Baireuth ging Perthes mit dem Sohne des Buchhändlers Grau, der früher bei ihm in Hamburg gearbeitet hatte, auf einige Tage in das Fichtelgebirge, wanderte zu Fuß über Berneck und Bischofsgrün auf den Ochsenkopf, von dort nach Wunsiedel und über den Luchsberg, den Burgstein, die Waldnab nach Kemnath. Das ist die rechte Heimat der Nachtungethüme, der deutschen Kobolde, Zwerge und Bergmännlein, dieses öde, düstere Gebirge: finstere langgestreckte hohe Bergkämme, gewaltige freistehende Granitblöcke, schwarzbraune in langen Schwingungen fortlaufende Thäler, stundenweit mit zerbröckelten Felsstücken bedeckt, machen einen großen aber keinen schönen Eindruck; alles liegt in unheimlichem Graudunkel, kaum eine Hand hoch ist das Gestein mit Erde bedeckt; verkrüppelte Fichten mit mageren Nadeln, Gestrippe, Heidekraut und Heidelbeersträuche sind das einzige Farbige; dunkeles Moos überzieht Bäume und Steine, Höhen und Thäler. Zu Hunderten sind die gewaltigsten Felsblöcke an der Ostseite des Luchsberges über einander hergewälzt, theils abgerundet, theils tafelförmig, alle freiliegend, ohne Zusammenhang mit einander; die meisten in den gewagtesten Lagen, eine zusammengebrochene einstens feste Welt, ein rechtes Bild der Trümmer vom alten deutschen Reich. Ein schweres Gewitter zog über uns her — das redet laut, sagte unser Führer, aber als diese Steine über einander gerollt wurden, ist noch lauter geredet. Dieser Fels da, sagte er ein anderesmal, heißt der Fürstenkopf; wenn man

ihn aber genau ansieht, ist es ein verkehrtes Herz. Es war ein roher Mensch dieser Führer, aber voll Geist und Witz und seine Rede bewegte sich ununterbrochen in kühnen lebendigen Bildern. Was er als Führer von andern gehört, trug er in gutem Hochdeutsch vor; was aber aus ihm selbst entsprang, war in die rauhe und doch vocalreiche Sprache des Gebirgs gekleidet. Vom Kamme des Gebirges fließt die Nab nach Süden, der Main nach Westen, die Saale nach Norden, die Eger nach Osten. Wie verschieden ist das Land, sind die Zustände, an denen das Wasser, das man hier mit einem Blick überschaut, vorübergeht — und doch überall dieselben Leiden, dieselben Freuden in den Menschen, die daran wohnen, so verschieden auch ihr Aussehen ist!

Seinen weiteren Weg nahm Perthes durch die Oberpfalz und blieb zunächst einige Tage in Amberg. Auf den hügeligen, nur mit einer kargen Erdkruste überzogenen und stark bevölkerten Boden der Oberpfalz wohnt, schrieb Perthes, ein arbeitsames, ernstes Geschlecht in ärmlichen Wohnungen, Stille und Ruhe ist der Charakter des Landes, mit sehr geringen Kleidern sind die mageren Gestalten bedeckt, in den scharfgeschnittenen, blassen Gesichtern mit nachdenkendem Ausdrucke hat sich die mehrhundertjährige schwere Geschichte dieser Gegend ausgeprägt. Von der Reformationszeit an wechselten hier die Fürsten in rascher Folge ihr Bekenntnis und nöthigten gewaltsam ihre Unterthanen bald katholisch, bald lutherisch, bald calvinisch zu werden. Als endlich die Gewässer stille standen, saßen alle Confessionen im bunten Gemenge untereinander. Da traten bis in neueste Zeit die mehrfachen Wechsel der Landesherrschaften ein, aber des Religionsstreites muß man doch genug gehabt haben; denn obschon die Streitschriften der verschiedenen Confessionen gegeneinander auch hierher gelangen, so ist Hader doch nur in der obersten Schicht; im Volke und unter den Seelsorgern ist voller Friede, der bei innerem religiösen Leben bis zur Gleichgiltigkeit gegen die Verschiedenheit der Bekenntnisse geht, wofür ich eine Menge einzelner Beispiele anführen könnte. In Amberg suchte ich den Professor Joseph Moritz auf, der das Register zu Stolbergs Religionsgeschichte ausarbeiten wollte, mich aber schon seit Jahren ohne Antwort auf alle meine Briefe gelassen

hatte. Daß er Professor der Kirchengeschichte am Lyceum und Ordensgeistlicher sei und von der baierischen Akademie, von Lang, Siebenkees und Westenrieder für einen der tüchtigsten Urkundenforscher und Kenner der Kirchengeschichte gehalten wurde, wußte ich. In seiner hohen geräumigen Zelle des früheren Jesuitercollegiums fand ich den alten Mönch; schwarz überall waren die Wände von Chroniken und alten Geschichtsbüchern; in der Zelle war ein Tisch, ein paar Stühle, ein rußiges Bett, ein Crucifix, und ein Paar hölzerne Pantoffeln, von einer Größe, als wenn der heilige Christoph hineinstampfen sollte. Ich brachte meine Bitte um Beschleunigung vor. Hart und kurz wies er alles ab, was ich sagte; jeder Versuch, ihn zum Sprechen, zum Angeben von Gründen für seine Weigerung zu bringen, war vergebens; ich verzweifelte an jedem Erfolg, ward derb, sagte kurz, daß der Priester sein gegebenes Wort gebrochen habe, und wollte gehen. Ja, sagte er nun, es mag nicht überflüssig sein, daß Sie gekommen sind; da ist das Manuscript; es ist fertig bis zum Buchstaben M. Ich zeigte es einem Freunde in Regensburg, der fand es zu ausführlich und wollte auch vieles geändert haben. Da wurde ich böse; denn ein Register kann jeder machen, ich aber wollte ein Repertorium zur Kirchengeschichte liefern, bei dem die Verweisung auf Stolberg's Werk nur eine Nebensache sei. Ich ließ die Arbeit liegen, aber nicht lange, denn Stolberg's Buch ist mir lieb; besonders die fünf ersten Bände sind wirkliche Geschichte. Dann kam mein Bischof und sagte, es wird Zeit, daß Sie einmal eine geistliche Arbeit machen und das Register ist eine solche. Da habe ich wieder fortgearbeitet. Sie könnten das Manuscript haben, wenn die Artikel Papst und Rom nicht wären; das sind keine Heiligen und sind schwer zu schreiben, man soll nicht keck sein und ists doch, man soll nicht schüchtern sein und ists doch; um den rechten Sinn bitte ich Gott, bis Januar sollen Sie alles haben. Nach diesem Herzenserguß ward der alte Mann freundlich und ich fand hinter dem harten, rauhen Aeußeren ein mildes Herz und einen heiteren witzigen Kopf; er führte mich durch die langen Gallerien des großen Gebäudes, in die schöne Kirche, in die reiche Bibliothek und bat mich zum Mittag zu bleiben, wenn ich die Quatemberfasten nicht scheute. Mit ihm und drei anderen früheren Ordens-

geistlichen brachte ich einen heiteren Mittag zu. Im Refectorium fand ich ein Crucifix, gegenüber eine heilige Jungfrau und darüber ein Portrait, das ich augenblicklich als Oken's Bild erkannte. Was ist das für ein Heiliger? fragte ich. Pater Rixner sein Heiliger, lachten die andern und der Scherz ging seinen weiteren Gang. Es waren vier würdige Männer, gebildet, umsichtig und billig im Urtheil.

Von Amberg aus besuchte Perthes das zwei Stunden entfernte Sulzbach. Hier ist man plötzlich, schrieb er, wie in einer andern Welt, der ärmlich-düstere Charakter der Pfalz ist verschwunden, reiche Waldungen auf schönen Bergkuppen schließen den jetzt zur Hälfte durch Feuer in Schutt gelegten Ort ein. Das auf einem Felsen gelegene frühere Pfalz-Neuburgische Residenzschloß befindet sich jetzt im Besitz des Buchhändlers Commerzienrath von Seidel. Dorthin steuerte ich; der Herr Collegé schickte meinen Wagen fort, ich mußte bleiben. Auf das großartigste ist dort oben das Bücherwesen eingerichtet; neunzehn Pressen sind im Gange; eine katholische, eine lutherische und eine hebräisch-jüdische Druckerei befinden sich abgesondert voneinander, jede in einem besonderen Gemache. Das hat seine guten Ursachen, denn für jede ist ein besonderes Privilegium ertheilt. Herr von Seidel verlegt viele protestantisch-theologische Schriften, aber noch mehr Werke katholischer Eiferer; da aber jedes auf einen besonderen Letterkasten angewiesen ist, verträgt sich alles auf das beste. Einen so kräftigen und gewandten Geschäftsmann wie Seidel habe ich kaum jemals gesehen, Baiern kennt er nach Personen und Verhältnissen durch und durch und wird seiner Industrie wegen in München sehr begünstigt. Mit großem Aufwand hat er sich als vornehmer Mann eingerichtet, rund um den Berg herum sind Anlagen aller Art zu schauen: Treibhäuser, Grotten, Springbrunnen, ein Pantheon für baierische Gelehrte, eine mächtige Pallas und was sonst dazu gehört. Nur ungern scheint der alte Herr an die Möglichkeit zu denken, alle diese Herrlichkeiten einmal verlassen zu müssen.

Von Amberg wendete Perthes sich nach Regensburg. So wie man etwas südwärts kommt, schrieb er, verliert die Natur ihr düsteres, spärliches und mageres Gepräge; alles ist hell und üppig, Wiesen und Bäume im saftigsten Grün, die Rebe erscheint; große starke

Männergestalten, die Weiber voll und frisch, die Häuser, wie in Tirol, gleichsam im Verstecke liegend unter tiefem weit vorragendem Dache, sehen mit ihren rundum laufenden Gallerien so einladend aus, daß man keines unbeschaut lassen möchte. Eine höchst auffallende Figur begegnete mir in fast allen Gasthäusern dieser Gegend: die Wirthe nemlich haben zugleich Schlachtergerechtsame und halten sich deshalb einen Gesellen, Fleischknecht genannt, der zugleich ein Kerl für alles ist. Früh Morgens schlachtet er und macht Würste, dann bringt er Kaffee und reinigt Stiefel und Kleider, Mittags schneidet er vor und reicht die Speisen am Tische umher, Abends leuchtet er den Gästen in ihr Zimmer, bringt die Pantoffeln und fragt, ob sie sonst noch etwas zu befehlen hätten. So ein Allerweltskerl ist weit vielseitiger gebildet als ein fürstlicher Kammerdiener, und verdiente mit seiner Fleischergestalt und seinem Fleischerwitz wohl von einem Holberg als Charaktermaske behandelt zu werden. Schade, daß wir einander nicht sprechen können; so manche Natürlichkeiten, durch welche menschliche Verhältnisse erst recht wahr und lebendig werden, hätte ich Dir in raschem Scherze anzudeuten, aber schreiben läßt sich dergleichen nicht.

In Regensburg verweilte Perthes mehrere Tage; die Aussichten auf die Donau mit ihren Inseln und Klöstern und auf das Gebirge, die Mannigfaltigkeit des Lebens, welches durch die protestantischen und katholischen kirchlichen Behörden und Bildungsanstalten, durch die höheren Regierungsbeamten und den Thurn- und Taxis'schen Hofhalt, durch große Kaufleute und die sitzen gebliebenen Reichstagsgespenster, die hier ihre Pension verzehrten, hervorgerufen ward, machten die Stadt Perthes sehr lieb, mehr aber noch die Kirchen und Stifte, die Thürme und Mauern, die Bildwerke und Denkmale, die Bibliotheken und Sammlungen, in denen die Geschichte von den Römerzeiten an sich abspiegelte. An dem alten Dome haben, schrieb er, auf Römer Grundlage die Karolinger Steine gesetzt und ihre Nachkommen weiter gebaut, in dem großen Dom erscheint das Mittelalter in seiner vollen kirchlichen Herrlichkeit und in dem älteren Theile der Stadt tritt uns das weltliche Leben vergangener großer Tage entgegen. Etwa vierzehn innerhalb der Ringmauern errichtete

Caſtelle bewohnten die Geſchlechter der Stadt; zwiſchen denſelben waren die Häuſer der übrigen Bürger gebaut. Hier wurde mir die Möglichkeit der mittelalterlichen Kämpfe im Innern der lombardiſchen Städte und die Vertheidigung Saragoſſa's in neueſter Zeit verſtändlich. Jetzt iſt jedes dieſer uralten Caſtelle in zehn bis zwanzig Wohnungen abgetheilt und der meiſtens neben ihnen ſtehende mächtige Thurm wird ſchichtenweiſe von oben bis unten bewohnt. Wie in dieſen Bauwerken das Mittelalter, tritt in Keppler's Denkmal und den jetzt als Kornboden benutzten Reichstagsſaal die jüngere Vergangenheit dem Beſchauer vor die Seele. Es iſt ſonderbar, daß über dieſe Stadt, über ihre herrliche Lage und ihre Schätze ſo wenig geſprochen und geſchrieben iſt, da doch ſo mancher wiſſenſchaftliche Mann in ihr ſich zu den Reichstagszeiten länger aufhalten mußte. — Einen ſolchen Eindruck nahm Perthes aus Regensburg mit, daß er oftmals ſagte, es vor allen andern Städten ſich zum Aufenthalte zu wünſchen. Einſam ſtand er am Abend vor ſeiner Abreiſe auf der Donaubrücke, beide Arme des Stromes glänzten in ſilbernem Schein, Stille ruhte auf der ganzen Landſchaft, man hörte nur das Brauſen des Waſſers, links Feuer in allen Weinbergen, rechts der hohe, ſchwarze Dom vom Monde beleuchtet; ich konnte nicht fort, ſchrieb er, und fühlte ſchwer, daß ich mich trennen mußte von der lieben Stadt. — Ueber Nürnberg, wo er ſeinen Sohn Matthias traf, der von Tübingen nach Berlin zur Fortſetzung ſeiner Studien ging, über Erlangen, Bamberg und Lichtenfels fuhr Perthes nach Koburg und ſchloß die Reiſe mit einer anſtrengenden Fußwanderung über den Thüringerwald nach Gotha.

Während ſeines vierwöchentlichen Aufenthalts in Baiern hatte Perthes mannigfache Gelegenheit gefunden, die Anſichten und Urtheile, welche er ſich früher durch briefliche Mittheilungen baieriſcher Freunde über die dortigen kirchlichen Zuſtände gebildet hatte, zu berichtigen und zu vervollſtändigen. Wenn er kurz nach ſeiner Rückkehr ſchrieb: In den kirchlichen und religiöſen Zuſtänden Baierns iſt alles ein großes Chaos, ſo war das ohne Zweifel wahr, aber der Grund für dieſe Thatſache lag weniger in der damals lebenden Generation als in der Vorgeſchichte Baierns. Für Altbaiern wäre es ſelbſt,

wenn es politiſch geblieben wäre, was es im vorigen Jahrhundert war, keine kleine Aufgabe geweſen, ſich aus dem Zuſtande kirchlicher und religiöſer Verdumpfung, in welche es während der Jahrzehende vor Ausbruch der Revolution verſunken war, herauszuarbeiten, nun aber waren überdies mit dem alten Baiern achtundzwanzig geiſtliche Territorien, darunter die Bisthümer Würzburg, Bamberg, Regensburg, Augsburg, Paſſau und Stücke von Speier, Worms, Mainz, Salzburg zu einem neuen Staate vereinigt. Jedes dieſer Gebiete brachte freilich andere kirchliche Einrichtungen und andere kirchliche Anſchauung und anderes kirchliches Leben mit, aber in allen waren die geiſtlichen Oberen zugleich weltliche Obrigkeit und die kirchlichen Einrichtungen zugleich politiſche Inſtitutionen geweſen. Weder im Klerus noch im Volke ging nach Beſitznahme durch Baiern die Meinung unter, daß von Rechts wegen der Prieſter auch die weltliche Gewalt in ſeinen Händen haben müſſe. In dem neu zuſammengefügten Königreiche Baiern aber lebte nur der eine Trieb, durch rückſichtsloſe Uniformierung der wider Willen zuſammengebrachten dreiundachtzig neuen weltlichen und geiſtlichen Länder den Willen des Königs und ſeines Miniſters nach Napoleoniſcher Art zu dem allein berechtigten zu machen. Jede Selbſtändigkeit mußte zu dieſem Ziele vernichtet werden und die kirchlichen um ſo mehr, als ſich für einen ſehr großen Theil des neuen Königreiches kirchliche und politiſche Gewalt bisher vereinigt gefunden hatte. Wie wenn die katholiſche Kirche der gefährlichſte Feind der Größe Baierns ſei, wurden ihre Einrichtungen und ihre Prieſter von Montgelas verfolgt und gedrückt. Daß in Baiern, ſo lange Montgelas die Herrſchaft in der Hand hatte, an der Auflöſung der geſamten katholiſchen Kirchenordnung gearbeitet ward, daß die Klöſter aufgehoben, die Kirchen beraubt und die Prieſter arm gemacht wurden, wußten wir ja freilich immer, ſchrieb Perthes; nach allem aber, was ich jetzt hier geſehen und von den verſchiedenſten Seiten gehört habe, kann ich nicht bezweifeln, daß Montgelas nicht allein beſeitigen wollte, ſondern in unerhörtem Vandalismus gegen Kirche, Kloſter und Geiſtlichkeit wüthete; Gemälde, Bücher, Schätze und Habſeligkeiten aller Art wurden zerſtreut, verſchleudert, vernichtet, ohne daß die Staatscaſſe einen Vortheil davon gehabt hätte. Bis ins Märchenhafte haben ſich im

Volke Erzählungen ausgebildet, wie hier dem Priester während der Messe der silberne Kelch aus der Hand gerissen, dort alte Mönche bei Nacht aus ihren Zellen getrieben und unmittelbar darauf Kühe und Schweine hineingestellt seien. Vergebens habe ich nach den Gründen geforscht, die Montgelas zu dieser rohen Form der Ausführung dessen, was er für nöthig hielt, bewogen haben können. Die einen sagen Rache, weil er als Illuminat von den Geistlichen verfolgt sei, oder Habsucht, oder antichristlicher Fanatismus; andere meinen, er habe alles, woran des Kronprinzen Vorliebe für das Alterthümliche sich hätte hängen können, aus dem Wege räumen wollen; noch andere, er sei ein Werkzeug Napoleons gewesen, welcher den Kronprinzen von der Nachfolge ausschließen, an seine Stelle den Prinzen Eugen setzen und alles Gehässige noch zu Lebzeiten des jetzigen Königs hastig habe geschehen lassen wollen. Alle diese Gründe sind theils unwahr, theils abenteuerlich; mir bleibt Montgelas und die Form seines Verfahrens ein Räthsel.

Nach den Freiheitskriegen und geschlossenem Frieden mußte die Stellung der Regierung zur katholischen Kirche eine andere werden, Montgelas mußte fallen und fiel 1817 vorzüglich wohl durch Oestreichs Einfluß; in demselben Jahre ward das Concordat mit Rom geschlossen, durch welches die Verhältnisse der katholischen Kirche eine feste Ordnung erhalten sollten. Das Concordat ist allerdings geschlossen, schrieb Perthes, die Erzbisthümer von München und Freisingen, die Bisthümer von Augsburg, Passau, Regensburg, Würzburg, Eichstädt und Speier stehen da, sind reichlich dotiert, Seminarien sind eingerichtet und von den Bischöfen besetzt, die Schulen aller Art werden von den Geistlichen überwacht, die Herstellung von Klöstern ist versprochen. Die katholische Kirche scheint demnach wieder fest in Baiern begründet, aber es scheint nur so; denn so fest die äußere Ordnung auch auf dem Papiere steht, so gährt in Wirklichkeit doch alles wüst durcheinander. Die Regierung selbst ist unmittelbar nach Abschließung der Concordats scheu und mistrauisch gegen dasselbe geworden, ist ihm nicht günstig, erschwert die Ausführung jedes einzelnen Artikels und gibt der Kirche und den Priestern nicht, was sie nach dem Concordate fordern können. Montgelas hat eine Beamtenschule

groß gezogen, die noch lange in seinem Sinne fortwirken wird. Oftmals habe ich an der öffentlichen Wirthstafel von Katholiken gehört: „Seit dem unglücklichen Concordate erheben die Pfaffen wieder keck ihr Haupt und wachsen, seitdem sie Montgelas gestürzt haben, der Regierung über den Kopf; aller geistige Verkehr, alle geistige Freiheit wird durch das Concordat ruiniert — das macht und will der Kronprinz mit seinen papistischen Tendenzen." Auf der anderen Seite ist der Klerus auf das äußerste gereizt. Ein milder und frommer Priester in Regensburg rief bitter aus: „So kann das nicht bleiben, die Kirche muß eine andere Stellung bekommen, um seine ganze Geltung wird das Concordat gebracht; vor wenigen Wochen noch ist eine bischöfliche Fastenordnung confisciert, weil sie ohne Censur gedruckt war und während der achttägigen Feier zum Andenken der heiligen Jungfrau haben die Landrichter ein Scheibenschießen neben der Kirche veranstaltet; der Priester klagte bei der höheren Behörde, ward aber kurz und verletzend abgewiesen." „Die Misverständnisse nehmen zu," sagte mir ein alter Dominicaner in Bamberg, „und der Zorn unter den Menschen wird groß, ich mag wohl abtreten aus dem Leben." Sehr bestimmt habe ich bemerken können, heißt es in Perthes' Briefen weiter, daß, obschon der Illuminatenorden längst auseinander gefallen ist, der Geist, der in ihm lebte, noch unter vielen Katholiken fortdauert, namentlich unter älteren Männern, literarisch Gebildeten und höheren Staatsbeamten; an den Wirthstafeln dominieren sie; nennt man Voltaire oder Joseph II., so lacht ihnen das Herz im Leibe und flugs kommen sie mit der Sprache heraus. Einen neuen Götzen haben sie an dem alten flachen Räsonneur von Spaun erhalten. Mir gegenüber saß in Regensburg ein Regierungscommissar und erzählte, daß er den Auftrag erhalten habe, eine Spaun'sche Schrift zu confiscieren. Sie wird wohl sehr gefährlicher Art sein? fragte ich. Wie man es nimmt, antwortete er, sie behauptet, daß jedes Eigenthum, groß oder klein, eine Usurpation sei und jedes Rechtes ermangele. Ein nahesitzender Rath bemerkte dazu: Wunderbar, daß Spaun doch eigentlich immer Recht hat in dem, was er schreibt. Ja, ja, das ist wahr, rief ein halb Dutzend anderer Herren. In dem Drucke der letztvergangenen und in dem Wirrwarr der gegenwärtigen Zeit haben,

wie ich glaube, die Priester wesentlich gewonnen. Ich habe viele tüchtige Persönlichkeiten unter ihnen gesehen, manche, die durch Geist und Gelehrsamkeit, Ernst und innerer Sammlung einen bedeutenden Eindruck machten. Bei geringem Einkommen müssen sie oft noch Schuldienst verrichten oder auf entfernten und hohen Capellen Messe lesen; an ihrer Wohnung bei kleinen Bürgersleuten, an ihrer mageren Kost läßt sich das alte Schlaraffenleben, das Paradies für Fresser, wie ein Beamter die Wohnung der Geistlichen nannte, nicht mehr erkennen; im Volke habe ich vielfach ihre Wohlthätigkeit, ihren Eifer im Besuche der Kranken und Armen rühmen und nie ein bitteres Wort über sie gehört. Selbst die höheren Geistlichen leben bei reichlichem Einkommen einfach und spenden viel, sei es aus Gutmüthigkeit oder Klugheit. Auch von Klostergeistlichen habe ich drei sehr merkwürdige Männer kennen lernen, meinen alten Polterer Moritz in Amberg, den sanften Pater Emmeran Salomo in Regensburg mit seiner feinen Weltbildung, seiner großen Redegabe und seinem glühenden Eifer für Religion, und den Dominicaner Pius Brunnquell in Bamberg. Diesen Greis, wohl an achtzig Jahre, fand ich Abends in einem elenden Zimmer; hinter dem einem Talglicht auf dem Tisch von Tannenholz sahen mich ein Paar blitzende Augen aus dem großen Kopfe und dem gebräunten Gesichte an; seine Geberden waren heftig, seine Rede langsam, seine Stimme felsenfest — ich erschrak; solch einen Mönch hatte ich noch nicht gesehen, aber aus der harten Form sprach sich ein milder Sinn voll Liebe über Menschen und menschliche Verhältnisse aus. Mit seinem Lichtstümpfchen brachte mich der alte Mann die bösen Stiegen herab bis auf die Straße. Drei verschiedene Gattungen der Klostergeistlichen sind durch diese drei Männer repräsentiert, aber den Originalen mögen freilich viel schlechte Copien sich zugesellen. Meinen lieben Bischof Sailer habe ich leider in Regensburg nicht gesehen, da er verreist war; ich glaube nicht, daß sein Einfluß auf das innere Leben des Klerus ein großer ist. Ein gewisses Mistrauen gegen die Innerlichkeit des christlichen Lebens ist mir öfter begegnet; frommes Gefühl und geistliche Gedanken helfen und zügeln den Menschen nicht, sagte mir ein Priester, und bringen die Gefahr nahe, die Kirche und ihre Gesetze gering zu achten, wie

man an dem Gang ſehen könne, den Goßner, Boos und manche andere genommen hätten. Ich fragte mich dagegen, ob das keine Gefahr ſei, wenn in Bamberg die gefüllte Kirche in tiefe, ernſte Andacht verſunken vor einem Nagel war, der aus dem Kreuze Chriſti entnommen ſein ſollte; auch konnte ich einiges Bedenken bei Betrachtung des Bildes in Regensburg nicht unterdrücken, auf welchem den 7000 martervollen Jungfrauen aus dem Himmel die Kinder entgegen getragen werden, welche ſie hier auf Erden hätten haben können; ſieben auf jede gerechnet, macht zuſammen 49,000. Fühlt ſich der Klerus erſt wieder ſicherer in Baiern, ſo wird manches, was jetzt an ihm gut und groß iſt, anders und ſchwerlich beſſer werden; noch aber iſt er ſehr vorſichtig und auf der Hut, wie ich namentlich an der Haltung gegenüber den Wunderheilungen Hohenlohe's und den wüthenden Ausfällen anderer beobachtet habe.

Will man, ſchrieb Perthes weiter, ſich Hilfe und Hoffnung für das chriſtliche Leben gegen den Wirrwarr der katholiſchen Kirche in der proteſtantiſchen Kirche Baierns ſuchen, ſo geräth man vom Regen in die Traufe; denn hier iſt alles äußerlich noch verwirrter und innerlich, wie mir vorkommt, betrübter. — Für die proteſtantiſchen Kirchenverhältniſſe in der Rheinpfalz, in Ansbach, Baireuth, der Oberpfalz, Nürnberg, Regensburg und ſo manchen anderen Gegenden hatte die Regierung eine äußere Ordnung hergeſtellt, indem ſie im Jahre 1818 ein ſelbſtändiges Oberconſiſtorium in München, unter dieſem die Conſiſtorien in Ansbach, Baireuth und Speier, unter dieſen Diſtrictsdecanate anordnete. Am Sitze des Decans ſollte jährlich eine Diöceſanſynode, am Sitze jedes Conſiſtoriums alle vier Jahre eine allgemeine Synode ſtattfinden. Die Regierung mußte Ordnung ſchaffen, ſchrieb Perthes, und hatte, wie ich glaube, den guten Willen, ſie in gerechter Weiſe zu ſchaffen, aber was ſie erreicht hat, iſt ſchwerlich viel. Die ganze Stellung der proteſtantiſchen Kirche zu der katholiſchen Regierung iſt nach allem, was ich höre, durchaus ſchwankend und unbeſtimmt; das Oberconſiſtorium wird in dem Edicte zwar als eine ſelbſtändige, oberſte Kirchenbehörde bezeichnet, zugleich aber dem katholiſchen Miniſterium untergeordnet, ſo daß es Aufträge und Befehle von demſelben empfängt, und grade in den bedeutendſten kirch-

lichen Angelegenheiten nur gutachtliche Berichte zu erstatten hat, auf Grund derer der katholische Minister vom katholischen Könige die Entschließung einholt. Die Protestanten haben das Unsichere ihrer Stellung auch wohl gefühlt, sich nach einem tapferen Vorfechter umgesehen und deshalb, es ist unglaublich aber dennoch wahr, daran gearbeitet, Feuerbach zum Präsidenten des Oberconsistoriums zu erhalten. Der König war aus der Zeit der Kämpfe innerhalb der Akademie mistrauisch gegen Feuerbach und schob die Ernennung auf; dann kamen ihm die bekannten Gerüchte über das schwere Vergehen, welches Feuerbach sich hat zu Schulden kommen lassen sollen, zu Ohren. Der König gerieth in den äußersten Zorn gegen Feuerbach und soll sich sehr hart über die Protestanten geäußert haben, welche diesen Mann zum Präsidenten ihrer höchsten kirchlichen Behörde verlangten. Das alles wissen die Protestanten und dennoch machen auch jetzt viele ihn wieder zu ihrem Vorkämpfer. Fragt man, ob sie denn ganz von Sinnen seien, so ist die Antwort: Er schreibt doch am besten. Generalsynoden und Diöcesansynoden sind angeordnet zur Berathung über innere Kirchenangelegenheiten; was aber können Synoden sein ohne lebendige christliche Gemeinden. Auch das fühlte man und wollte Gemeinden machen. Zuerst beschäftigte sich das Oberconsistorium damit, brachte aber nichts zu Stande; nun sollten Generalsynoden helfen, sie brachten aber nichts als ein Gerede hin und her. Den Protestanten ward bange gegenüber dem Concordate, alle Schuld bürdeten sie dem Oberconsistorium auf, eine Beschwerde über dasselbe sollte von den protestantischen Abgeordneten in die Ständeversammlung gebracht werden; Feuerbach setzte sie auf, aber so heftig und giftig, daß die Abgeordneten sie nicht eingeben wollten. Nun wurde Verrath geschrien und kurz darauf erschien eine auf anderem Wege zu Stande gekommene Verordnung, durch welche Presbyterien eingeführt werden sollten. Die erhitzten Gemüther wollten aber davon nichts wissen; die einen fürchteten die Kirchenzucht, welche durch die Presbyterien geübt werden sollte; die anderen sagten, Lutheraner dürften eine Kirchenordnung nicht annehmen, welche von einem calvinistischen Consistorialrath verfaßt sei; noch andere erklärten von einer äußeren Ordnung in der Kirche nichts wissen zu wollen, so lange

die Voraussetzung alles Gemeindelebens, der Glaube, den Gemeinden fehle. Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß die Einführung der Presbyterien unterbleiben wird und die meisten gläubigen Protestanten, die ich sprach, freuen sich darüber. Der großen Mehrzahl nach gehören die einzelnen Geistlichen und Nichtgeistlichen, so weit ich mit ihnen in Berührung gekommen bin, dem gewöhnlichsten Rationalismus an. Ueber Erlangen kann ich allerdings nicht reden, weil ich mich dort, da weder Schelling noch meine anderen Freunde anwesend waren, nicht aufhielt, aber an den anderen Orten habe ich traurige Erfahrungen gemacht. Ein Geistlicher zeigte mir das Verzeichnis der Leihbibliothek, die er für seine Gemeinde hielt — wahrhaft entsetzlich! Ein anderer gab seine Tochter in ein mir wohlbekanntes unsittliches Haus zur weiteren Ausbildung und meinte, wenn man nur Geistesbildung finde, müsse man so ängstlich nicht sein. Ein dritter rief aus: Wahrheit, Wahrheit, darauf kommt alles an; sie kann uns durch einen Judas Ischarioth so gut werden wie durch einen Paulus. Nach allem, was ich gesehen und gehört, muß ich die Lage der protestantischen Kirche in Baiern für gefährlicher als die der katholischen halten; wenn der Glaube, wenn das innere christliche Leben aufhört der eigentliche Kern des Protestantismus zu sein, so bleibt uns nichts. Jeder Versuch, uns als äußere Kirche den Katholiken gegenüber zu stellen, muß für uns zum Nachtheil ausschlagen. Noch vieles einzelne über den kirchlichen Wirrwarr in Baiern könnte ich mittheilen, aber es ist schon mehr als genug; wohin das alles führen wird, weiß Gott.

Perthes' Thätigkeit außerhalb seines Berufes 1822—1824.

Als Perthes in der ersten Woche des Octobers 1822 aus Baiern wieder nach Gotha zurückgekehrt war, lag voraussichtlich eine ruhige Zeit vor ihm, welche zur stetigen und zusammenhängenden Arbeit einlud. Nachhaltige Anstrengungen waren für ihn erforderlich,

um die Kenntnisse, die Einsicht und das Urtheil über den Gang der Literatur zu gewinnen, welche der Beruf des Verlegers, so wie er ihn auffaßte, voraussetzte. Da ihm die literarischen Erscheinungen des Tages nicht unbekannt bleiben durften, so ward ihm zunächst die tägliche und genaue Durchsicht der kritischen Blätter aller Art eine Nothwendigkeit. Höchst lästig und widerlich sind mir die Literaturzeitungen und Journale, schrieb er einmal; dürftig, ja gradezu schlecht ist dieses Blätterwesen; es ist unglaublich, wie hier geklatscht und geschrien wird, wie eine Hand die andere wäscht und persönliche Zuneigung oder Abneigung überall und oft genug roh und hämisch hervorbricht. Da dringt niemand durch, auch die tüchtigsten Männer haben dem gegenüber keine Autorität. Ein streng wissenschaftliches, scharf und ohne Rücksicht und ohne Schonung richtendes kritisches Institut thut uns sehr Noth; aber wo wird der Mann sich finden, der an die Spitze treten kann und will? Die da können und wollen, sind ruchlose, eiserne Stirnen, und die ernst und tüchtig Gesinnten haben weder das Zeug, noch die Neigung, scharf und schonungslos gelehrte Criminaljustiz zu üben.

Weit lieber als mit der Tageskritik beschäftigte sich Perthes mit dem geistigen Entwickelungsgange, welchen die deutsche Nation seit dem letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts genommen hatte. Nicht wenigen Männern, welche wie Klopstock und Claudius, wie Stolberg und Jacobi in den siebenziger und achtziger Jahren unter den Führern der Bewegung gewesen waren, hatte Perthes in deren späterem Lebensalter persönlich nahe gestanden und manche lebendige Anschauung durch sie erhalten. Die Zeit seit dem Basler Frieden, seit dem ersten Erscheinen Wilhelm Meisters, der Horen und der Xenien hatte er selbst in vollem Bewußtsein durchlebt und zwar in einer Stellung, welche ihn mit hervorragenden Persönlichkeiten höheren und niederen Standes und mit religiösen und politischen Richtungen aller Art in mannigfache Verbindung brachte und ihn in nicht gewöhnlichem Grade befähigte, die Zeit zu verstehen, welche er durchlebt. Mit dem, was er selbst gehört und erfahren, suchte Perthes nun die reiche Ausbeute in Zusammenhang zu bringen, welche ihm durch das Lesen der von Jahr zu Jahr sich mehrenden Biographien

und Briefwechsel gewährt ward. Mir ist sehr merkwürdig, schrieb er an den Criminaldirector Hitzig in Berlin, wie seit einiger Zeit biographische Mittheilungen und Selbstgeständnisse unter uns Deutschen zu erscheinen beginnen; sie gehen bei uns hervor aus der Tiefe des inneren Lebens und geben das Material, es zu verstehen, während die Memoiren anderer Nationen fast nur das äußere Sein, den Staat und die Handlungen der Staatsmänner zum Gegenstand haben. — Vor allem fühlte Perthes sich durch Goethe's neu herausgekommene Campagne in Frankreich angezogen. Im Frühjahr schon, unmittelbar nach seiner Ankunft in Gotha, hatte er sie rasch durchgelesen. Da ist der alte Meister wieder, schrieb er, und in welcher liebenswürdigen Lebendigkeit, in welcher Klarheit und Tiefe! Welche Schätze für die künftige Geschichte des geistigen, sittlichen und wissenschaftlichen Zustandes unserer Zeit sind auch in diesem Bande wieder niedergelegt! — Mit mir, schrieb er an Goethe selbst, sollte die ganze Nation sich zu dem lebhaftesten Danke für den neuen Theil von Wahrheit und Dichtung angeregt fühlen. Nur solche Ueberlieferungen machen es möglich, den eigentlichen Kern unserer Geschichte für unsere Nachkommen zu erhalten; schon jetzt ist die Brücke zwischen der heute lebenden Generation und der nächstvorangegangenen abgebrochen und die Zustände damaliger Zeit stehen für das heranwachsende Geschlecht da wie eine fremdartige Erscheinung. Pempelfort und sein Leben ist mir in ergreifender Wahrheit entgegengetreten, aber über Jacobi selbst vermisse ich ein innigeres Wort. Darin, daß Jacobi bei solcher Hingebung an die Richtung seiner Zeit Liebe und Treue so rein in seinem edlen Herzen bewahrte, liegt eine seltene Größe und das hätte ich gerne ausgesprochen gesehen. Besonderen Dank sage ich Ihnen für alles, was Sie über die Fürstin Gallitzin schreiben. Sie und diese bedeutende Frau konnten sich wohl verstehen. Ihnen beiden war der Idealismus zuwider; Ihnen als eine Entfremdung vom Leben, als Unnatur, ihr als Entfremdung von Gott, als Böses. Der Fürstin Realismus ruhte auf der Offenbarung Gottes durch das Wort, der Ihrige auf der Offenbarung der Natur. Einen solchen Natur-Offenbarungsgläubigen, wie Sie, fand die Fürstin unter Millionen nicht. — Von manchen Freunden, denen er seine Freude an Goethe's neuestem Werke

aussprach, mußte Perthes sich Widerspruch gefallen lassen. Ganz so wie Sie, antwortete ihm Graf Cajus Reventlow auf Altenhof, bewundere ich den letzten Band von Dichtung und Wahrheit nicht. Wir haben die Fürstin Gallitzin und Jacobi gekannt, und wenn und was Goethe über sie spricht, ist uns interessant; hätten wir sie aber nicht gekannt, so würden wir sie aus seiner Darstellung nimmer kennen lernen. Wie dürftig ferner ist die Erzählung des Feldzuges, des unglücklichen, in der Champagne. Hatte ein Mann, wie Goethe, dort nichts anderes zu sehen, zu erfahren, zu fühlen, als die in einer solchen Zeit höchst gleichgiltigen Gegenstände, die er dem Leser mittheilt? An Größe hat Goethe, wie mir scheint, durch die Bekanntmachung dieses Lebensabschnittes nicht gewonnen. — Goethe's Erzählung von Pempelfort hat mich etwas verdrossen, schrieb Nicolovius; er ist ungerecht, kühl und übergeht oder vergißt manches, was dort vorgefallen und tiefen Eindruck auf ihn gemacht hat. Jacobi scheint Recht gehabt zu haben, wenn er sagt, daß Goethe in jenen Tagen die Spuren des wilden Kriegerlebens an sich getragen hat. Auch die Stelle über Schlosser legt davon ein Zeugnis ab. — Der Zufall wollte, daß die beiden Schwestern Friedrich Heinrich Jacobi's einige Tage in Perthes' Hause grade um die Zeit verweilten, in welcher dieser Goethe's neues Werk zuerst las. Die guten alten Tanten sind bei uns gewesen, schrieb Perthes, und haben, obschon meinen Kindern anfangs bange war vor den gescheiden und gelehrten alten Personen, bald aller Herzen gewonnen. Die Treue der beiden Schwestern gegeneinander ist rührend; jede fürchtet die andere zu überleben und dann allein in der Welt zu stehen; wahr und innig halten sie das Andenken ihres Bruders fest. Viel Sagen der Vorzeit kamen bei ihrer Anwesenheit unter uns zum Vorschein; auch las ich ihnen aus Goethe den Aufenthalt in Pempelfort vor; sie waren tief ergriffen und bemerkten über die Schönheit der Darstellung Goethe's Ungerechtigkeit gegen Jacobi nicht.

So sehr war Perthes von der tiefen, noch immer fortwirkenden Bedeutung der letzten Jahrzehende des achtzehnten Jahrhunderts überzeugt, daß er, wo er nur konnte, zu Arbeiten über dieselbe anzuregen suchte. Dem Domvicar Körte in Halberstadt schrieb er: Die Zeit

von Rabener bis zu Schlegel's Feuerbränden ist die Geburtsstätte aller heute sich durchdringenden und bekämpfenden Richtungen; ohne sie zu kennen, wird niemand die Gegenwart verstehen, und doch wie wenig ist sie gekannt! Goethe hat herrliche Aufschlüsse über einzelnes gegeben, aber eben doch nur über einzelnes. Sie sind im Besitze der sämtlichen Papiere Gleim's und vermögen vieles aus mündlichen Ueberlieferungen zu ergänzen. Sie könnten jenen merkwürdigen Zeitraum in seiner Stärke und seiner Schwäche, mit seinem Guten und seinem Bösen darstellen, wie es nur wenig andere im Stande sein werden.

Also auch Sie, mein verehrter Freund, schrieb Perthes an Poel in Altona, wollen einen Abschluß in ihrer Lebensordnung machen und Ihr Hauswesen auflösen. Damit verschwindet die letzte Spur eines Familienvereines, der einzig in Deutschland dastand durch seinen geistigen Verkehr, seine heitere Humanität und wahrhaft christliche Milde. Man wird von Wehmuth ergriffen. Das alte Fabricius-Reimarus'sche Haus spann sich über auf Büsch, Ebeling und Klopstock und ging durch Sieveking wieder zurück in einen zweiten Reimarus'schen Kreis. Als letzter Silberblick bot sich Ihr Voght-Flottbecker Verein dar. Das alles hat der alte grüne Papagei in seinem gelben Bauer durchlebt und überlebt; er hat an den Wolfenbüttler Fragmenten arbeiten sehen, er sah Lessing, Mendelssohn und Jacobi, von Heß und Reinhold, Claudius und Franz Bader, Graf Reinhard und Kerner, Gall und Consorten, Schönborn und Steffens, sieht nun den planen Rationalismus und die Heidenmission, und wie viele Generationen wird er noch durchleben und was alles wird er noch sehen? Lebt doch auch der alte Gerstenberg noch, der schon 1759 die Hochzeit der Venus besang. An den Memoiren aus dieser Familienwelt ließ sich der ganze geistige Zustand der für alle Zeiten merkwürdigen letzten hundert Jahre entwickeln. Noch ist es Zeit; die vorhandenen Tagebücher können jetzt noch durch Ihre, durch des Baron Voght und der Mutter Sieveking Erinnerungen ergänzt werden. Gehen diese ungenutzt verloren, so fabelt das junge Volk wie von der Urwelt und liefert höchstens Petrefacten. Sie sollten sich entschließen, den Abend ihres

Lebens zur Aufzeichnung deſſen zu verwenden, was ohne Sie nicht auf die folgenden Generationen kommen wird.

So ſehr Perthes auch durch die Beſchäftigung mit der Zeit, die er ſelbſt durchlebt, angezogen ward, ſtrebte er doch zugleich dem Mangel allgemeiner hiſtoriſcher Kenntniſſe, den er immer ſchmerzlich gefühlt hatte, ſo viel wie möglich noch jetzt abzuhelfen. Herangewachſen ohne Schule, ſchrieb er einmal an den Hiſtoriker Pfiſter, früh genöthigt, mir mein Brot ſelbſt zu verdienen, dann im Geſchäftstumult umgetrieben, von Sorge und Noth gedrängt, bin ich auch in der Geſchichte weniger unterrichtet als die meiſten andern Menſchen; durch das Leben aber iſt mir viel Geſchichtliches in Fleiſch und Blut übergegangen, die Welt hat mich in unſerer bedeutenden Zeit geſtoßen und umgewandt, ich habe ſie mit klarem Auge beobachtet und der Umgang mit geiſtvollen und unterrichteten Männern hat mich gebildet. So beſitze ich manches, was Unterricht nicht geben kann, möchte aber gerne auch das gewinnen, was nur Unterricht geben kann: Ordnung und Zuſammenhang. — Mit großer und beharrlicher Anſtrengung arbeitete Perthes, ſobald er ſich in Gotha eingerichtet hatte, daran, zunächſt einen Ueberblick über die Geſchichte der letzten drei Jahrhunderte zu gewinnen. Die Werke von Heeren und Spittler gaben ihm die Grundlage, Johannes von Müller's allgemeine Geſchichten und Friedrich von Schlegel's Vorleſungen nahm er zu Hilfe. Bewundern muß ich, ſchrieb er, wie Johannes Müller ein ſolches hiſtoriſches Knochengerippe kunſtvoll aufzubauen vermochte; aber ſchmerzlich bewegt mich dieſer hochbegabte Geiſt jetzt in ſeinen Schriften, wie früher in ſeinem Leben. Weil er ſelbſt kein Mann iſt und des Charakters entbehrt, ſteht er in ſtarrer Bewunderung vor jedem ſtill, der einen Willen zu haben, einen politiſchen Gedanken, ſei es einen guten oder einen böſen, feſt und entſchloſſen durchzuführen vermag. Maßſtab für ſein hiſtoriſches Urtheil iſt ihm nur die Energie des Handelns, nicht der Gegenſtand des Handelns. Schlegel's Vorleſungen ſind mir aufs neue dadurch ſehr merkwürdig geworden, daß ſie alle die Ereigniſſe und alle die Charaktere im Lichte erſcheinen laſſen, welche in den übrigen, faſt ausſchließlich von Proteſtanten geſchriebenen Geſchichtswerken im Schatten ſtehen; was dort

hell ist, ist hier dunkel, und umgekehrt. Schlegel schreibt auch Geschichte, aber die Kehrseite der bisher geschriebenen; er ist ohne Zweifel weit davon entfernt, die Dinge so zu sehen, wie sie sind, aber vielleicht doch nicht weiter als alle die Schriftsteller, welche das Gegentheil von dem gesagt haben, was er behauptet. Sehe ich auf die Verschiedenheit der Schillerungen in den Schilderungen unserer Historiker, beachte ich, wie nicht allein das geschichtliche Urtheil, sondern auch der geschichtliche Stoff sich nach der Eigenthümlichkeit des Schriftstellers verschiebt, und erinnere ich mich dann aus meiner eigenen Erfahrung des Verlaufes, welchen die Dinge im Leben wirklich zu nehmen pflegen, so erstaune ich freilich über das, was uns armen Menschenkindern von unsern Gelehrten als Geschichte vorgesetzt und beigebracht wird.

Einige Monate hindurch beschäftigte sich Perthes noch mit den Werken von Schröckh, Planck und Stolberg, um einen Ueberblick über die Kirchengeschichte zu gewinnen. Dann hatte er, wie er sich ausdrückte, des Allgemeinen genug und sehnte sich nach dem Besonderen, in welchem das Lebendige des Lebens enthalten sei. Er begann die alte Geschichte im einzelnen nach den ihm zugänglichen Hilfsmitteln durchzuarbeiten. Tabellen aller Art fertigte er an, um sich Namen und Zahlen und äußeren Zusammenhang einzuprägen; Herodot und Thucydides, vieles aus Livius und Tacitus, manches aus Xenophon, Plutarch und aus Cicero's Briefen las er in Uebersetzungen und die vielen mit Auszügen und Urtheilen, Zweifeln und Bemerkungen aller Art angefüllten Blätter, welche sich erhalten haben, lassen es zweifelhaft, ob man mehr die Ausdauer des fünfzigjährigen Mannes, welcher sich Arbeiten, die sonst nur Schülern auferlegt werden, Jahre hindurch unterzog, oder mehr den durchdringenden Scharfblick, der in der Beurtheilung politischer und historischer Verhältnisse hervortritt, bewundern soll. Täglich wundere ich mich, schrieb er einmal an Niebuhr, über die ungeheure Masse dessen, was ich nicht weiß. Andere machen erst Studien und dann Erfahrungen; ich versuche es einmal umgekehrt. Der alte Schulknabe hat freilich sehr mit dem schlechten Gedächtnis für Zahlen und Namen, und mit dem Mangel wissenschaftlicher Vorkenntnisse zu kämpfen; da ich aber weder zum Spre-

chen noch zum Schreiben des Vielwissens bedarf, so finde ich, daß mir mein Lebensgang einen Schlüssel zum Verständnis gibt, der manchem wissenschaftlich schreibenden und lehrenden Manne fehlt. Die Geschichte gewinnt doch eine ganz andere Klarheit, gewährt ganz andere Früchte, wenn man eine fünfzigjährige Lebens- und Welterfahrung hinter sich hat. Auch auf Geschichte lassen Schlosser's Worte sich anwenden: „Wir sollen die Bibel und die Alten im 14. Jahre fleißig lesen, damit wir im 40. sie verstehen lernen können."

Aus seiner Beschäftigung mit der alten Geschichte ward Perthes wieder mitten hinein in die neueste Zeit versetzt, als Rist ihn auf Las Cases aufmerksam machte. Das Buch bezeichnet, hatte dieser ihm geschrieben, die Zeit, in der wir leben, mit wunderbaren Zügen. Der Held und der Erzähler bieten jeder für sich Stoff zu ganzen Komödien und Tragödien und am Ende steht ein großer Lügner da. Es bleibt nun auch an der Geschichte und an der Persönlichkeit dieses ungeheueren Mannes nichts Mystisches, nichts Romantisches mehr; die Geschichte hat gewonnen, aber die Poesie hat verloren. Für uns alle ist aus dem Buche viel zu lernen und wer in öffentlichen Angelegenheiten wirken will, mag darauf achten. — Ich bin Ihnen vielen Dank dafür schuldig, antwortete Perthes, daß Sie mich auf Las Cases hingewiesen haben. Das ist ein überaus merkwürdiges Buch, merkwürdig, weil es Aufschlüsse über die Geschichte, aber noch merkwürdiger, weil es Aufschlüsse über Napoleon gibt und dadurch zugleich über das Getreibe in unserer eigenen Brust. Von Widersprüchen sind Napoleon's Reden auf St. Helena wie sein ganzes früheres Leben erfüllt. Er hält die Legitimität für eine Nothwendigkeit und nimmt die Krone mit Gewalt und leitet sie dann von der Volkssouveränetät ab; er strebt alle Standesverschiedenheiten aufzuheben und beugt sich tief vor der Aristokratie; er hegt die gründlichste Verachtung vor den Franzosen und will, daß es die höchste Ehre auf Erden sein soll, als Franzose geboren zu sein; er haßt England auf das grimmigste und glaubt, daß Frankreich mit England die Welt regieren solle; er hat völlig mit dem Leben abgeschlossen und seine Phantasie ist ohne Aufhören mit den Mitteln beschäftigt, die Freiheit wieder zu erlangen; er ist von großartigstem Stolze erfüllt und wird von

der kleinlichsten Eitelkeit gepeinigt. Das alles aber ist nicht Lüge, sondern jedes war zu seiner Zeit Ernst und Wahrheit. Napoleon ist nicht wie Friedrich der Große derselbe zu allen Zeiten, nicht wie dieser eine geschlossene Persönlichkeit, die sich und ihr Eigenthümliches unter allen Umständen und Verhältnissen geltend macht; Napoleon vielmehr ist, was der Augenblick, was die Stimmung im Inneren, was ein Eindruck von außen in jedem Momente aus ihm macht. Wie Goethe eignet er sich wider Wissen und Willen wechselnd die verschiedenartigsten inneren Zustände an und faßt die äußeren wechselnd auf, je nachdem sein Einbildungsleben es begehrt. Wie Goethe wird er gedrängt, dem, was augenblicklich in ihm lebt, eine Form und eine Gestalt zu geben; seine wechselnde Stimmung spricht sich nicht in Liedern, aber in Bülletins und Noten, seine Leidenschaft nicht in Romanen und Dramen, aber in diplomatischen Verhandlungen und in Schlachten aus. Er ist jeder Zeit, was er darstellt, und konnte Gewalt üben, weil er selbst an die Wahrheit des Unwahren glaubte, was er sagte und that. Nicht eine Lüge ist sein Leben, sondern ein Gedicht; welch ein Epos ist mein Leben! ruft er selbst aus. Auch das Außerordentlichste aus Phantasien zu Wirklichkeiten werden zu lassen, wurde ihm möglich durch den wunderbaren Verein von Eiseskälte und glühender Leidenschaft, von schneidender Schärfe des Verstandes und phantastischer Einbildungskraft, von energischem Ungestüm für den Augenblick der That und der zähesten Beharrlichkeit. Das freilich sieht man aus dem Tagebuch, daß auch in Napoleon alles menschlich herging, aber darin liegt nicht ein Verlust für die Poesie; denn daß ein so ungeheueres Ich mit allen menschlichen Zuthaten in die Geschichte eintrat, hat unsere prosaische Zeit poetisch gemacht. Tiefes Mitleiden habe ich mit Napoleon, dem unglücklichen Menschen; hat je in der Geschichte die Gerechtigkeit strenger und härter getroffen? Haben Sie sich wohl recht in Napoleon's Lage auf St. Helena mit Kopf und Herz hinein versetzt? sie ist gräßlich und durch kein Gebet, durch kein Gefühl christlicher Ergebung wird sie ihm erleichtert. Schwere Zweifel an dem Berufe der katholischen Kirche, Trägerin des christlichen Lebens zu sein, erwachsen aus dem völligen Mangel alles christlichen Glaubens und aller christlichen Erkenntnis

in Napoleon und seinen Werkzeugen! Keine Reformation und auch keine äußere Gewalt hat in Frankreich und Italien die Macht, den Einfluß, die Herrschaft der katholischen Kirche geschwächt, und dennoch ist die ungeheure Bewegung, die von diesen Ländern aus sich erhob, dennoch sind alle die Männer, die in ihr handelten, dem christlichen Einfluß fremd. Recht anschaulich wird das durch Las Cases gemacht, im übrigen aber ist eine Fülle beachtungswerther Aeußerungen, Ansichten und Urtheile Napoleon's in seinem Tagebuch zu finden, von denen manche mir nicht allein in den Kopf, sondern auch in das Herz gegangen sind. Es ist mir begreiflich geworden, wie Napoleon Volk, Staatsmänner und Könige, den Ideologen Alexander nicht ausgenommen, klapperschlangenartig in seinen geistigen Schlund verlocken konnte, aber auch das ist mir begreiflich, daß nach solchem geistigen Spuk Alexander später „die Beruhigung Europa's" sich als einziges Ziel hat setzen müssen; ob er die richtigen Mittel und Maßregeln wählte, werden unsere Kinder beurtheilen können. Der Kammerherr Las Cases ist die komische Person im Stücke, zusammengesetzt aus der Eitelkeit des Franzosen, des Hofmanns und des Autors, übrigens wohl ein redlicher Mann von Verstand und Kenntnissen — und gewiß auch ein großer Schlaukopf.

In ungestörter, gleichmäßiger Arbeit verfloß für Perthes das Jahr vom Herbste 1822 bis zum Herbste 1823. Mir wird, äußerte er, der Tag, welcher nach Rist's Meinung in der stillen Landstadt Gotha achtundvierzig Stunden haben soll, hier wie in Hamburg zu kurz, aber dennoch reicht die Zeit, wenn man sie nur nicht nach Tagen, sondern nach Stunden nutzt, für jedes Menschen Arbeit aus. — Mein eigenes Haus, schrieb er ein anderesmal, und das meiner beiden Schwiegersöhne, die mir recht eigentlich Freunde sind, füllen meine Mußestunden aus. Wilhelm Perthes ist der sichere, feste, entschlossene Mann, der er immer war: grader, gesunder Verstand, Fülle des Herzens und rasche Tüchtigkeit sind bei ihm in nicht gewöhnlicher Weise vereinigt. Unter den jüngeren Männern sehe ich am häufigsten Fritz Becker, Encke und Ewald, unter den älteren Jacobs und Ukert. — Die Gleichmäßigkeit des Lebens ward durch manche anregende Fremde unterbrochen, welche, wie Heeren aus Göttingen,

Rehberg aus Hannover, Harms aus Kiel, Savigny und Neander aus Berlin, und wie mancher Hamburger Freund vorübergehend Gotha besuchten. Auch begann Perthes, dem angestrengtes Fußwandern bis zu seinem letzten Lebensjahre Freude und Erholung blieb, schon in jener Zeit den Thüringerwald nach allen Richtungen hin zu durchstreifen; zuweilen besuchte er die bekannten Orte, wie Schwarzburg, Liebenstein, Reinhardsbrunnen, die Wartburg; öfter aber richtete er bald allein, bald von seinen Knaben oder seinem Schwiegersohne Wilhelm Perthes begleitet, den Weg nach damals wenig betretenen Thälern und selten bestiegenen Bergkuppen, und hatte seine große Lust an der Entdeckung neuer Waldpfade, Schluchten und Aussichten und an den kleinen Beschwerlichkeiten und Unbequemlichkeiten, die mit solchen Wanderungen verbunden waren.

Anfangs September 1823 ging Perthes, begleitet von seinen beiden unverheiratheten Töchtern, nach Hamburg, um seine Verhältnisse zur dortigen Handlung zu ordnen. Müßte ich diese Reise nicht machen, schrieb er, so würde sie unterbleiben; denn der Aufenthalt in Hamburg wird mir ein Blick ins Grab sein, und doch ist es dem leichten Sinne des Menschen heilsam, daß er einigemale endet, ehe er stirbt. — Es waren sechs unruhige Wochen, die Perthes in Hamburg verlebte; angestrengte Arbeiten, Erinnerungen der Wehmuth an vergangene Tage, die Verwandten in Hamburg und in Wandsbeck, zahllose Freunde und Bekannte, städtische Interessen und die fast täglichen großen Schmausereien warfen ihn in der alten Heimat, die er nun als Gast betrat, hin und her; ein Ausflug nach Lübeck und zum Grafen Moltke nach Nütschau traten hinzu. Frisch und lebendig gab sich Perthes den wechselnden Eindrücken hin. Ich habe Sie, schrieb ihm später Haller, jünger an Geist und älter an Milde gefunden. — Ihr Aufenthalt hier, schrieb ihm scherzhaft Rist, ist ein wahrer Triumphzug gewesen und würde auch ohne Ehrenbogen und Pforten einen brillanten Zeitungsartikel haben abgeben können. — Mitten hinein in diese unruhige Zeit war die Verlobung seiner dritten Tochter Mathilde mit Friedrich Becker in Gotha gefallen, welcher, sobald er das Jawort erhalten, nach Hamburg eilte und dort bis zu Perthes' Abreise blieb. Schon ein Jahr früher hatte Perthes an Besser

geschrieben: Unter den Freunden meiner Schwiegersöhne tritt mir Becker am nächsten, er ist ein edler und, was mehr sagen will, ein guter Mensch, verständig und gründlich gebildet, milde gegen andere und vielleicht zu pflichtmäßig streng gegen sich. Was gewissenhafte Ordnung ist und was sie vermag, kann man von ihm lernen. — Wie sehr ich Becker meine Liebe zugewendet, schrieb Perthes nun einem Freunde; wissen Sie von mir und werden daher auch fühlen, daß ich mich freue, diesem Manne mein Kind anvertrauen zu können. — Begleitet von Becker, kehrte Perthes gegen Ende October über Bremen, wo er sich einige Tage aufhielt, nach Gotha zurück. Mit Dank blicke ich, schrieb er an Rist, auf meinen Aufenthalt in Hamburg zurück, wo so viel Liebe und Vertrauen auch diesesmal mir entgegengekommen ist. Einiges Selbstgefühl will sich wohl bei der Erinnerung darein einmischen, wie nackt und bloß und nur auf mich angewiesen ich vor dreißig Jahren zuerst in diese Stadt eintrat. Unsere Reise hierher war glücklich und reich an kleinen Seltsamkeiten. Schon auf der Fahrt von Hamburg nach Harburg mußte das Dampfschiff mehreremal in dichtem Nebel stille liegen; der Herzog von Oldenburg war an Bord, sieben volle Stunden dauerte die Ueberfahrt, und eben so lange also die Ehre der hohen Gesellschaft. Alles und jedes wurde in der langen Zeit zur Sprache gebracht. Unter anderem ward gefragt, ob man sein Leben wohl noch einmal leben möchte und ob es zu wünschen wäre, daß die Dauer des kraftvollen Mannesalters sich statt auf zwanzig etwa auf funfzig oder mehr Jahre erstrecke. Ich verneinte beides, das erste, weil dem Menschen bei aller Freude am irdischen Leben doch auch die Sehnsucht nach dem Abschiede innewohne, das zweite, weil die verlängerten Jahre der Kraft den Menschen im Inneren nicht weiter bringen und nach außen durch Verhärtung in Stolz und Eigensinn leicht zum Schrecken anderer machen würden. Von jener Sehnsucht schien der alte Herr vorläufig noch nichts wissen zu wollen und längere Dauer der Kraft schien ihm höchst wünschenswerth, um so recht mit Nachdruck und Erfolg regieren zu können; auch käme man doch im Inneren weiter, meinte er. Z. B. sei niemand in der Jugend reizbarer und heftiger gewesen als er, so daß bei seinem Eintritt ins Militär der Oberst zu ihm gesagt:

Prinz, Sie sind in vier Wochen verloren, wenn Sie sich nicht beherrschen lernen. Ich habe mich aber bekämpft, fügte er dann hinzu, und ich bin nicht mehr heftig, ich bin nicht ungeduldig, ich bin nicht hart, obwohl kein Metier mehr Anlaß dazu gibt, als das, was mir beschieden ward. Der begleitende Adjutant strich sich bei diesen Worten mit einem tiefen Athemzug den Nebel vom Schnurrbart, und der Kammerherr machte verzweifelte Anstrengungen, eine zustimmende Miene zu Wege zu bringen. Als der Capitän des Dampfschiffes fragte, ob er die zu Ehren des Herzogs auf das Schiff gebrachten Sechspfünder abfeuern dürfe, antwortete der Herzog: wenn die Damen es erlauben. Die Damen erlaubten es, aber die Liquerflaschen des Restaurateur stießen vor Schrecken aneinander und zerbrachen in großer Zahl zum komischen Jammer ihres Eigenthümers; der Herzog ließ ihn entschädigen und nun trank die ganze Menge der Matrosen, Bedienten und Geestbauern, die auf dem Schiffe waren, ohne Aufhören aus den Scherben des Herzogs Gesundheit; man mußte bester Laune werden, mochte man wollen oder nicht. Die Providence hat mich, sagte der Herzog zum Abschied, für die lange Ueberfahrt durch gute Gesellschaft entschädigen wollen. Um die auf dem Wasser verlorene Zeit wieder einzuholen, fuhren wir die Nacht durch nach Bremen, wo ich unseren Smidt in alter Art voll Lebensmuth und Thätigkeit traf, und mich der vielen herzlichen und gescheiden Leute freute, die Bremen aufzuweisen hat. Unmittelbar nacheinander habe ich Hamburg, Lübeck und Bremen besucht und es war merkwürdig genug, die Gegensätze dieser drei Mächte zu besehen und ihre Staaten, das heißt Straßen zu durchwandern. Jetzt wird nach dem Reiseschwärmen Arbeit und Stille mir an Leib und Seele gut bekommen.

Perthes hatte während des Winters 1823 nicht allein eine Braut im Hause, sondern auch seinen ältesten Sohn Matthias, der seine theologischen Studien beendet und nun vor seinem Eintritte in praktische Wirksamkeit noch ein halbes Jahr im väterlichen Hause zubrachte. Als das Frühjahr 1824 nahte, entschloß sich Perthes auf einige Wochen nach Bonn und Frankfurt zu gehen; am 22. März reiste er ab, und gab theils seinen Kindern, theils seinen Hamburger Freunden fortlaufende Nachricht über alles, was der Tag ihm brachte. Als

ich Euch am Montag Abend verlaſſen hatte, um in den Poſtwagen zu ſteigen, mußte ich über Mäntel, Beine und Reiſeſäcke hinweg und mir mühſam meinen Platz Numero 6 rückwärts in der Mitte erobern; fünf Perſonen waren bereits im Wagen, aber niemand war in der Finſternis zu erkennen. Eine am Wege ſtehende Laterne warf ein ſchnell wieder verſchwindendes Licht auf eine ſonderbare buntfarbige Geſtalt, welche alsbald im gebrochenen Deutſch eine ſchon vor meinem Einſteigen begonnene Unterhaltung über Walter Scott's Erzählung von der Schlacht bei Waterloo weiter führte. Es war ein Schotte; er ſei eine Woche, ſagte er, auf dem Schlachtfelde geweſen und da ſo viel Betrügereien mit Schlachtdenkmalen getrieben würden, habe er ſelbſt an verſchiedenen Punkten die Erde aufgraben laſſen und endlich auch das Glück gehabt, einen Heldenſchädel zu finden, den er mit ſich führe; er würde genau erfahren, welcher Nation derſelbe angehöre, da ein Freund von ihm früher die Vorleſungen des Herrn Blumenbach in Göttingen beſucht habe. Verdammter Kerl, laß die Schädel liegen und die Todten in ihrer Ruhe, brummte eine rauhe Baßſtimme in der Ecke neben mir. Was meint der Herr? fragte kurz der Schotte. Der Streit war da, heftig gingen die Worte hin und her; der Schotte zog den kürzeren; allgemeine Unruhe im finſteren Kaſten; niemand wußte, wohin es in der Dunkelheit kommen könne. Soll ich, Herr Major, fragte begütigend eine jünger klingende Stimme, dem Schotten für ſeine Sammlung den Brief des Chineſen, mit dem ich in Halle zuſammen traf, ſchenken? Der Schotte horchte auf, vergaß die erhaltene Zurechtweiſung und dachte nur an die echt chineſiſchen Schriftzüge. Die Ruhe war glücklich hergeſtellt. Von Eiſenach aus fuhr die ganze Geſellſchaft ſamt Heldenſchädel und chineſiſchem Briefe nach Frankfurt, ich aber nach Kaſſel, wo ich Abends 11 Uhr nach einer Fahrt von ſiebenundzwanzig Stunden anlangte. Am Thore fragte der wachhabende Officier: in weſſen Dienſten ſtehen Sie? Antwort: in niemandes. Officier: gut, ſo können Sie fahren. So nahe als in Kaſſel liegt ſelten der Gegenſatz zwiſchen gemeſſener Fürſtenpracht, regelrechten Paläſten, ſteifem Einhergehen dienſtthuender Beamter und dem Gewühl freien ſelbſtändigen Gewerbes und bürgerlichen Sinnes nebeneinander; mit wenigen

Schritten gelangt man von den Hofplätzen in die Gassen des alten Kassel. Den Abend brachte ich bei den Brüdern Grimm zu; sie sind dieselben wie vor zehn Jahren, und doch wie verschieden! Damals fast mädchenhaft blühend, erfüllt von zarten Gefühlen der Jugend, von Hoffnungen der Phantasie; jetzt in ernstem Junggesellenleben fast ausschließlich den angestrengtesten Studien lebend.

Von Kassel fuhr Perthes nach Marburg, wo er einen Abend mit Suabedissen, Rehm und Gerling zubrachte, und ging dann mit zwei Heidelberger Studenten, die er zufällig traf, zu Fuß dem Rheine zu. Ueberall in Hessen sieht man, schrieb er, zwei ganz verschiedene Menschengattungen: Blonde mit ziegenartigen Gesichtern, und Braune mit würtembergischen Stumpfnasen; beide aber haben im Gegensatze zu den Sachsen etwas ernst-starres, sind fest aber trocken, unreinlich an Kleidern und Wohnung, ausdauernd und arbeitsam und ohne viele Bedürfnisse. In dem kleinen Orte Gladebach, einige Stunden von Marburg, kehrten wir ein; alsbald versammelten sich der seltenen fremden Gäste wegen die Ortshonoratioren zum Brantwein: der Gendarme, der Zollaufseher, der Advocat und der Notar, ein verwünschter kleiner, spindeliger, blasser Kerl, der vor uns Gebildeten mit pfeifender Stimme seine ganze Aufklärung und Verruchtheit auskramte zum Aerger der wackeren Wirthsleute. Der Wirth, ein kolossaler Schlachter, hatte an der Decke der Stube, wohin niemand als er reichen konnte, ein Taschentüchlein aufgehängt, welches er herunternahm, um sich den Mund zu wischen, so oft der Notar einen Kraftspruch von sich gab. Mein Widerspruch brachte den heillosen Kerl recht auf die Spitze der Niederträchtigkeit. Von hier aus nahm ein langbeiniger Schneider dem bisherigen Führer meinen Mantelsack ab und brachte uns, obschon er alle Stunden müde wurde, glücklich nach Dillenburg. Hier verließen mich meine Studenten. Ich nahm einen Wagen nach Siegen, wanderte dann, begleitet von einem zweirädrigen Karren, welcher mich oftmals über den brückenlosen Fluß bringen mußte, die Sieg hinab nach Bonn: ich habe viel Schönes in dem einsamen, oft wilden Thal gesehen und manche ganz unbekannte deutsche Völker entdeckt. — In Bonn blieb Perthes acht Tage im Hause seines Schwagers Max Jacobi, der damals von Bonn

aus die ersten Einrichtungen der Irrenheilanstalt Siegburg leitete. Das Zusammensein mit meinem lieben alten Bruder Max, schrieb er, und mit der Schwester meiner Caroline, die an Lebendigkeit und Geistesreichthum heute ist wie vor fünfundzwanzig Jahren, ließ das Leben einer Zeit, die nun lange hinter mir liegt, und das Gefühl, daß auch ich einst reich gewesen bin, in mir lebendig werden. Niemand weiß es, wie es einem armen Menschen zu Muthe ist, wenn solche Anklänge einer ihm untergegangenen Welt in seine Seele dringen. Die Freude an dem Wiedersehen war mit Schmerz und Wehmuth vermischt; die Freude theilte ich mit, der Schmerz war für mich allein. — Mit den Theologen Sack, Nitzsch und Lücke, mit Welcker, Brandis, Arndt und Windischmann trat Perthes in näheren Verkehr und traf mit Naeke und Heinrich, Nasse und Ennemoser und manchen anderen wiederholt zusammen. In lebendigen und ausführlichen Mittheilungen gab er den Eindruck wieder, den die einzelnen Männer auf ihn gemacht hatten. Vor allem gespannnt war Perthes auf das erste Zusammentreffen mit Niebuhr. Ein heftiger politischer Zwiespalt hatte im Jahre 1814 die beiden alten Freunde getrennt; längst zwar war er brieflich ausgeglichen, aber wieder gesehen hatten sie sich seitdem noch nicht. Ich war auf ein peinliches Zusammensein gefaßt, schrieb Perthes aus Bonn an Besser, und eine gemessene Haltung, eine entferntere Stellung Niebuhr's hätte mich nicht in Erstaunen gesetzt; aber gleich im ersten Augenblicke fand ich das alte Herz, den alten Freund und lieben Menschen in vollster Unbefangenheit wieder. Seine Frau war einige Tage zuvor von einem Sohne, dem zweiten, entbunden; mit ihren sämtlichen Spielsachen und allem Geräthe lärmten die drei älteren Kinder auf des Vaters Stube; bald hatte er mit diesem, bald mit jenem zu thun, während wir sprachen. An fünf Tagen habe ich jedesmal mehrere Stunden allein mit ihm zugebracht. Unsere Gespräche waren fast ausschließlich politischen Inhaltes, ich werde später ein näheres mittheilen. Niebuhr's Stimmung ist sehr trübe; je reiner sein Herz, je tiefer sein Gemüth, um so mehr vermißt er sich selbst unbewußt den festen Halt für das eigene Innere, kämpft in Unsicherheit und ist mit dem Leben zerfallen; ich bin müde zu leben, sagte er, nur die Kinder halten mich

noch; wiederholt sprach er kurz und schneidend die bitterste Verachtung der Menschen aus. Der Geistes- und Seelenzustand dieses seltenen Mannes geht mir durch Mark und Bein; Erhebung, Schauer und Grauen wechseln in mir, wenn er sich entladet. Einen solchen Geist, ein solches Herz mitten in dem Taumel unserer Zeit zu sehen gewährt einen tiefen Blick in das Getriebe des armen Menschenlebens. Niebuhr bedürfte einen Freund, der ihm gewachsen wäre; er hat keinen auf der ganzen Welt. Der Reichthum seines Geistes, der Umfang seines Wissens ist zum Erschrecken, aber ihm ist die Erkenntnis der Gegenwart nur das Resultat historischer Forschungen und geistreicher politischer Berechnungen; die Völker und die Menschen kennt er nicht. Ich kenne das Volk, antwortete er mir, als ich ihm das sagte, ich kenne es und studiere es unablässlich, ich lese und frage und höre und mein Aufenthalt im Auslande hat mir einen freien Standpunkt gegeben. Und dennoch, er kennt die Menschen und die Völker und das Volk nicht, kennt die Leitung Gottes nicht und nicht den rothen Faden, der sich durch die Herzen der Menschen zieht, um dessentwegen man sie immer wieder lieben muß und nicht verachten kann. Das wird mir immer deutlicher und gewisser: Männer von großem Geiste und großer Phantasie sind wenig geeignet, Länder und Menschen zu regieren; der an der Praxis gebildete und geübte Verstand ist, wenn er sich nicht gegen die Befruchtung durch das Geistessalz anderen verschließt, der beste Minister. — Wenige Tage nach Perthes' Abreise aus Bonn, schrieb Niebuhr an ihn: Die ganz unverhoffte Freude, Sie wiederzusehen, ist in lebendiger Erinnerung übrig geblieben; Ihr Besuch hat die Illusion erweckt, daß die alten Zeiten nicht ganz abgeschnitten, nicht ganz untergegangen seien; sie sind es doch und wenn ich Skeptiker sein könnte, so würde es zuerst darin sein, daß ich die Identität des Menschen aus verschiedenen Lebenszeiten leugnete. — Grade Sie würden mir die Identität beweisen, antwortete Perthes, wenn es eines Beweises bedürfte. Sehen Sie nur in sich selbst hinein: wie hat die Liebe durchgehalten in Ihrer Brust, wie sehr sind Sie in ihr derselbe geblieben. Vor dreißig Jahren habe ich dieselbe Liebe aus Ihrem ganzen Wesen hervorleuchten sehen, die jetzt noch bei Ihnen allen Frost und Rost der Welt auf-

löst. — Seit 1818 war E. M. Arndt an die Universität Bonn als Lehrer der Geschichte berufen; seit dem November 1820 war ihm das Lehren unterſagt; seit dem Februar 1821 war er in Untersuchung wegen demagogischer Umtriebe gezogen, hatte aber ein Urtheil trotz aller Mühe noch nicht erlangen können. Perthes hatte Arndt nie gesehen, aber in mannigfacher brieflicher Verbindung mit ihm gestanden und manchen Freund gemeinsam mit ihm gehabt. Arndt ist ganz so, schrieb er aus Bonn, wie ich ihn mir vorgestellt hatte, kurz gedrungen, kerngesund, handfest, äußerst lebhaft, ein lieber, treuer Mensch, geistvoll und rasch in der Unterhaltung, nie ermüdend in sprachlichen und geschichtlichen Ableitungen, die oft seltsam genug klingen. Ueberall schaut der Poet, überall der Pommer heraus; überaus wohlthuend ist sein gerechtes und fein unterscheidendes Urtheil über Menschen, auch über solche, die ihm wehe gethan haben; ungeachtet seines nicht leichten Geschickes ist keine Spur von Bitterkeit in ihm und durch alle hastigen Aussprüche, wie der Augenblick sie ihm entreißt, dringt die Milde eines guten Herzens immer klar hindurch. Wir wurden bei den vielen Berührungspunkten unseres vergangenen Lebens bald vertraut und räsonnierten uns schnell mit einander ein. Schweres Unrecht ist ihm geschehen, das sagt auch Niebuhr; er ist ein Mann der Phantasie, anregend und aufregend für junge Leute; das aber wußte man, bevor man ihn berief und anstellte, denn sein ganzes Wesen lag immer klar am Tage in seinen Schriften wie in seiner Person. Nun sitzt er da in seinem herrlich gelegenen Hause, eine Viertelstunde von der Stadt, aber ohne Gelegenheit, seine reichen Gaben zu gebrauchen. — Mit August Wilhelm Schlegel brachte Perthes mehre Vormittage zu. Wir hatten uns, schrieb Perthes, lange Jahre nicht gesehen, Schlegel trat mir vornehm entgegen, aber bald machten ihn Erinnerungen an unser Zusammentreffen in vergangenen Zeiten weich, offen und natürlich-herzlich. Zuerst hatte ich Schlegel 1793 in Braunschweig als Bräutigam, dann 1803 und 1805 in Leipzig und Dresden gesehen, im Sommer 1813 Wochen mit ihm in Stralsund verlebt und zuletzt im December desselben Jahres einen sehr belebten Mittag in Hannover mit Rehberg, Smidt, Sieveking, Benjamin Constant zugebracht. Die alten Bilder gin-

gen an uns vorüber und religiöse und politische Stimmungen vergangener Tage tauchten auf und die Gegenwart schloß sich an; treffend und geistreich äußerte sich Schlegel über Männer und Verhältnisse unserer Zeit. Ich machte ihn auf die historische Wichtigkeit einer neuen Sammlung und Herausgabe seiner Schriften aufmerksam; er sei es der Geschichte unserer Literatur schuldig, anzugeben, wie und unter welchen Umständen und zu welchen Zwecken seine einzelnen Aufsätze entstanden seien, um Misverständnisse und Verwirrung des Urtheils sich nicht fortschleppen zu lassen; denn möchten die verschiedenen Parteien auch noch so verschieden über ihn urtheilen, so würden seine Ansichten, seine Kritiken, sein Lob und sein Tadel doch für alle Zeit sehr bestimmend in unserer Literatur bleiben. Schlegel stimmte mir bei und bemerkte, er müsse viel misverstanden werden, da seine Arbeiten in der früheren thätigsten Zeit seines Lebens fast nur in Reactionen gegen Verkehrtheiten und Irrthümer bestanden hätten und von seinen Anhängern einseitig aufgefaßt und so sehr auf die Spitze getrieben seien, daß er oftmals um der Wahrheit willen sich genöthigt gesehen habe, diesen wieder entgegenzutreten. Einer Sammlung und Herausgabe seiner Schriften stehe aber das Verhältnis zu seinem Bruder Friedrich entgegen. Mit ihm habe er früher das meiste gemeinsam betrieben, der jetzige Standpunkt desselben aber stehe ihm so fremd gegenüber, daß sie in den wichtigsten Angelegenheiten auseinandergingen. Der eigenen Ueberzeugung könne er nichts vergeben und seinem Gefühle sei es zuwider, dem Bruder öffentlich entgegenzutreten. Ich forderte ihn dann auf, eine Ausgabe seiner Schriften vorzubereiten, um sie nach seinem Tode erscheinen zu lassen; nach Ablauf der irdischen Laufbahn verliere das natürlich brüderliche Verhältnis seine Bedeutung und freies Bekenntnis dessen, was jeder als Wahrheit erkannt, werde beide ehren. Ueber sein Verhältnis zu Niebuhr sprach Schlegel sehr offen. Niebuhr nemlich ist über Schlegel's Kritik der römischen Geschichte in den Heidelberger Jahrbüchern so erzürnt, daß er Schlegel nicht sehen will. Dazu hat Niebuhr, sagte mir Schlegel, weder Grund noch Recht; solche Anstrengungen, wie ich, hat niemand gemacht, um den Forschungen Niebuhr's nach allen Seiten hin zu folgen und eine höhere Anerken-

nung und Würdigung, als in dieser Anstrengung liegt, gibt es nicht. Einige witzige Einfälle und leichte Scherze hätte Niebuhr doch wohl meiner Art und Natur zu Güte halten können; aber in Deutschland versteht man noch keine Kritik und deshalb behalte ich auch meine Ansicht über Voß' Leistungen, die ich mit drei Worten ausdrücken könnte, für mich. Als ich Schlegel bat, mir die drei Worte zu nennen, antwortete er: Nun Voß hat die deutsche Literatur mit einem steinernen Homer, einem hölzernen Shakespeare und einem ledernen Aristophanes bereichert. Schlegel führte mich in die indische Druckerei und ich mußte die einfache und sinnreiche Art bewundern, mit welcher er die Einrichtungen gemacht hat. Ueberhaupt sind mir auch diesesmal die guten Seiten an Schlegel wieder recht bemerkbar hervorgetreten. Seine Gebrechen sind bekannter als die der meisten Menschen und von seiner unglaublichen Eitelkeit spricht jedermann; aber diese letztere liegt so sehr am Tage, daß man fast glauben könnte, sie ginge nicht tief. Durch Ordnungsliebe und strenge Gewissenhaftigkeit im Mein und Dein hat er immer sich ausgezeichnet; jetzt liegen seine wissenschaftlichen Aufgaben klar vor ihm, er hat sich fest an Bonn gebunden und ein geregeltes thätiges Leben kann sein gewiß vielfach verwüstetes Gemüth noch wieder aufrichten; gutmüthig ist er, wenn er nicht grade gereizt wird oder ein witziger Einfall ihn peinigt. — Bonn ist mir sehr lieb geworden, schrieb Perthes etwas später, obschon ich des Wetters wegen den Reichthum der Lage nicht genießen konnte und eigentliche Bonner gar nicht gesehen habe. Denn alle durch die Universität versammelten Männer sind in den verschiedensten Gegenden Deutschlands geboren und groß geworden; nicht zwei von ihnen lebten früher miteinander an demselben Orte. Alle tragen das Gepräge echt deutscher Art und deutscher Gelehrsamkeit und höchst eigenthümlich wird ihr Zusammenleben dadurch, daß die meisten unter ihnen entweder entschieden katholisch oder entschieden protestantisch sind, und dennoch trotz des scharfen Gegensatzes in nahen freundschaftlichen Verhältnissen stehen, an welchen auch die Familien Theil nehmen. Fast alle, die ich gesehen, halten, mögen sie nun katholisch oder protestantisch sein, fest zusammen gegen den Rationalismus

und alle setzen dem Eingreifen des Staates in die kirchlichen Verhältnisse den heftigsten Widerstand entgegen.

Von Bonn fuhr Perthes am 5. April mit Windischmann und Welcker nach Koblenz, dort brachte er einen belebten Tag mit seinem Freunde Dr. Ulrich zu, dessen Großvater ihn einst als Rector in das Rudolstädter Gymnasium eingeführt hatte; auch in Bingen und Mainz hielt Perthes sich einige Tage auf. An der Abends von oben bis unten besetzten Wirthstafel in Mainz wurden, schrieb er seinen Kindern, die öffentlichen Angelegenheiten und die darmstädtischen insbesondere so beißend, so bitter und hämisch besprochen, wie wenn die Centraluntersuchungscommission nicht in Mainz, sondern am Ende der Welt nach Demagogen und Unzufriedenen spüre. Mir gegenüber saß ein alter Mann mit grauen Haaren und heftigen, markierten Zügen, der von den ersten Jahren der Revolution und von der jetzigen verderbten Zeit mit leidenschaftlicher Bewegung sprach, plötzlich aber aufstand und ging. Sie kannten diesen alten Graukopf wohl nicht, sagte mein Nachbar zu mir; er war seiner Zeit einer der wüthendsten unter den Clubbisten, er schlich sich damals ungestraft durch und lebt jetzt stille hier; Sie haben ihn durch Erwähnung von Robespierre für heute Abend vertrieben. Ich kam mit diesem meinem Nachbar weiter ins Gespräch über demagogische Umtriebe und über die Untersuchungscommission. Er sagte, es sei lächerlich, die akademischen Lehrer und Studenten so ins Auge zu fassen und die Schulen unbeachtet zu lassen, wo durch die fast ausschließliche Behandlung der griechischen und römischen Geschichte jeder nicht geisteslahme Jüngling mit republicanischer Gesinnung erfüllt werden müsse. Ich entgegnete: Wohl wahr, aber gebe Gott, daß dieser Gedanke nicht weiter angeregt wird; sonst fängt eine neue und wieder fruchtlose Untersuchung an. Der Mann lächelte und stand auf. Es war spät geworden, wir waren von allen Gästen allein übrig geblieben, die Lichter brannten nieder und die Kellner warteten; wir schieden wie gute alte Freunde. Wer war der Herr? fragte ich den Kellner. Herr NN., Mitglied der Untersuchungscommission, lautete die Antwort.

Am 9. April traf Perthes in Frankfurt ein. Vieles habe ich hier in wenigen Tagen gesehen und gehört, schrieb er an Besser.

Schon den ersten Mittag war ich bei Friedrich Schlosser und sah dort auch seinen Bruder Christian wieder, der aus Paris auf einige Zeit zum Besuche hierher gekommen war; er ist mit seiner gedämpften Hitze, seiner kalten Lebendigkeit und seinen schneidenden Endurtheilen ein merkwürdiger Mann, der in einem seltsamen Gegensatze zu dem zarten und sanft liebenswürdigen Friedrich steht. — Gestern Mittag habe ich zweimal essen müssen, schrieb Perthes einige Tage später, um 2 Uhr bei Schlosser und um 4 Uhr bei Gries, der seine Collegen am Bundestage, Graf Beust, Graf von Eyben, Herrn von Lepel und Danz, eingeladen hatte. Es bleibt doch immer eine Welt für sich, so ein Kreis von kleinen oder großen Diplomaten; die Scenerie ist eine Hauptsache bei dem Stücke, das sie spielen; lebhaft und treffend wurden bei Tische Personen und Sachen besprochen. Auch NN. sah ich wieder; wo sitzt dem Manne die Haltung? Er hat sie und ist ehrlich obendrein und doch vielleicht fehlt ihm zum Lügen nur der Muth und so muß er sich geben wie er ist; er trägt einen Bürgersinn zur Schau und kann doch nur leben in den sinnlichen und geistigen Leckereien der vornehmen Stände. — Am meisten freute sich Perthes, Stein wieder zu sehen. Er nahm mich auf mit Freundlichkeit, wie einen alten Freund und darauf bin ich stolz. Es ist doch ein herrliches, selten schönes Profil, was der Mann hat, und nun breitet über seine Züge sich der Ausdruck der errungenen Ruhe aus; aber noch sieht man es ihnen an, welche Mühe es gekostet, so heftige Leidenschaften zu zügeln, so aufbrausende Kraft zu bändigen. Als ich ihm von NN. erzählte, fuhr er plötzlich auf und sagte: Warum macht der Mann den dummen Streich und läßt seinen Sohn Forstmann werden? Jetzt sollen alle weichlichen Bengel Diplomaten und alle rohen Forstleute werden. Seine seltsamen Gewohnheiten im Gespräch, wie namentlich sein schnelles Aufpoltern, hat er übrigens nicht verloren. Bis in die kleinsten Einzelheiten durchsprach er mit mir die Herausgabe der Monumente. Soviel ist mir gewiß geworden, daß das ganze Unternehmen in nichts zerronnen sein würde, wenn Pertz nicht wäre; nun ist der wissenschaftliche Plan festgestellt und der Vertrag mit der Hahn'schen Buchhandlung abgeschlossen. Empört sprach Stein über die Art, wie die politischen Parteien das Unter-

nehmen aufgefaßt und angegriffen hätten; die Liberalen hätten es als einen listigen Versuch der Aristokratie verschrien, das Feudalwesen durch Verherrlichung des Mittelalters wieder einzuschwärzen, und die absolut Monarchischen beklagten, daß auch der hohe Adel sich zu deutschthümelnden Projecten habe verleiten lassen. Herr von Gentz habe gesagt: Geschichte sei wohl gut, aber nicht für jeden und nicht für jede Zeit. In Oestreich dürfe ohne besondere Erlaubnis niemand Mitglied der Gesellschaft werden, und diese zu erbitten habe niemand den Muth.

Am 14. April Morgens fuhr Perthes mit dem Postwagen von Frankfurt ab. In Schlüchtern wurde es Nacht, schrieb er, hier setzte sich ein Mann mit in den Wagen, den der Conducteur Herr Postsecretär nannte, ein dummdreister Mensch, der einen alten verdrießlichen Engländer schlecherdings zum Sprechen bringen wollte; dieser aber zog die Mütze über die Ohren. Nun fragte mich der Kerl: Ist der schlafende Herr wohl ein reisender Kaufmann? Ich weiß nicht. Sie aber sind, fragte er weiter, wohl ein Geistlicher? Nein. Ein Professor? Nein. Militär sind Sie nicht, also wohl ein Beamter? Nein. Also Kaufmann? Nein. Nun so sind Sie ein Particulier, das sind die glücklichsten Leute, die leben von ihren Zinsen. Ja, sagte ich, wenn sie Capitalien haben. Etwas später fragte der Mensch plötzlich, wie es mit der Moralität außerhalb Hessen stände. Ich fragte dagegen, was Moralität sei. Nun hatte er weg, ich sei ein Vieh und schwieg. Auf der letzten hessischen Station stieg dieser Passagier wieder ab und nun erst fiel mir ein, daß ich ohne Zweifel mit einem von der Kasseler Polizei angestellten sogenannten Erfurter Spion gefahren sei. Uebermäßig pfiffiger Leute aber scheint die geehrte Behörde sich nicht zu bedienen. Der Conducteur wollte nicht mit der Sprache heraus, sondern sagte nur: Es sei einer von denen gewesen, die gerne erfahren wollten, warum Fröschen keine Schwänze gewachsen wären.

Nach einer ununterbrochenen Fahrt von achtunddreißig Stunden langte Perthes am 15. April Abends wieder in Gotha an. Vierzehn Tage später mußte er nach Leipzig. Ungern gehe ich diesesmal, schrieb er. Vieles trifft zusammen, was mein Herz weich und wehe

macht und mich Ruhe suchen läßt. Wenn man an dem Hin und Her starker Gefühle sterben könnte, so wäre ich lange nicht mehr; aber der innere Mensch ist eine harte Nuß und das Schicksal, obwohl es ein scharfes Gebiß hat, knackt sich matt daran.

Perthes' inneres Leben während der ersten Jahre seines Aufenthalts in Gotha 1822—1825.

Die fremdartigen Lebensverhältnisse des neuen Aufenthalts und die mannigfachen Anstrengungen und Arbeiten des neuen Berufes übten, wie die vielen kleinen Reisen mit ihrem Wechsel an Menschen und Gegenständen, einen erregenden Einfluß auf Perthes' rasche, lebhafte Natur aus, welche nun die Schranken, die ihr fast ein Vierteljahrhundert lang durch Carolinens Liebe gezogen waren, entbehrte. Für Stunden und Tage konnte er sich heftig und unruhig, laut und leidenschaftlich und eben deshalb im Kampfe mit sich selbst fühlen. Es ist, schrieb er einmal, keine leichte Aufgabe für mich, mit mir selber fertig zu werden; fünfzig Jahre Unruhe wollen gedämpft sein bei einem schon von Natur unruhigen Menschen. Im Tumulte der Arbeiten und Sorgen ist mir mein bisheriges Leben dahingegangen; nun habe ich die Möglichkeit stiller Beschäftigung und ungestörter Arbeit, und die äußere Ruhe würde vielleicht mir den Frieden Gottes bringen, wenn nur die Unruhe im Inneren nicht wäre. — Der Kampf der Jugend liegt hinter mir, schrieb er um dieselbe Zeit an Friedrich Jacobs, der Abend ist da. Vieles auf dem langen Wege hätte anders und besser sein sollen und Zucht ist noch immer nothwendig. Auf dem Uebergange von der vollen Manneskraft zum Greise ist das Maßhalten schwer und das Thor zur Versammlung alter Gecken und Frevler ist weit; die Kraft lodert noch auf, Jugendlust lauert noch im Hinterhalt; mich will zuweilen bedünken, als ob es nicht bloß Schlingeljahre der Jugend gebe. — Zuweilen wohl kann mir das Herz aufgehen, heißt es in einem anderen Briefe, und mir warm und ruhig

zu Muthe werden, wenn ich auf den einſamen Fußpfaden des eine halbe Stunde entfernten Laubholzes allein mich finde und rund um mich her das Leben der Liebe blicken ſehe und doch, nach großen ernſten Erfahrungen iſt das Herz nicht ohne weiteres wach für die Natur; es muß dazu erſt wieder aufgezogen werden und vielleicht wirkt ſie in ſpäteren Jahren überhaupt weniger auf uns durch das, was ſie iſt, als durch das, was wir hineintragen. Gott wird ja helfen und ich bete und bitte ihn darum, daß er mir helfe, die Unruhe des Fleiſches, die in mir iſt, zu bezwingen.

Das Bewußtſein der Abhängigkeit ſeines inneren Lebens von den Eindrücken der Außenwelt ergriff Perthes mit beſonderer Gewalt, wenn er bedachte, wie verſchieden ſein ganzes Sein und Weſen ſich nach Verſchiedenheit der jedesmaligen Altersſtufe geſtaltet hatte. Ich habe, ſchrieb er einmal, nun ein halbes Jahrhundert hinter mir und bin dem Greiſenalter nicht mehr ferne. So vieles finde ich anders in mir geworden, daß ich, wenn ich mich nur mit natürlich-menſchlichem Auge betrachte, zweifeln möchte, ob das Ich von heute wirklich ein und dasſelbe Ich mit dem vor fünfundzwanzig Jahren ſei. Grauenhaft wäre dieſe Knechtſchaft von der Außenwelt, wenn die Lebhaftigkeit des Empfindens, das raſche Spiel der Gedanken und die Kräftigkeit des Thuns unſer eigentliches Weſen ausmachten; aber das alles iſt Gott ſei Dank! doch nur für unſer wahres Ich, was die Welle iſt für das Meer, die ihren Grund nicht im Meere, ſondern im Winde hat. Das Meer bleibt Meer, auch wenn der Wind es nicht bewegt, und das Ich bleibt Ich, auch wenn kein Reizmittel, heiße es nun Jugend oder Leidenſchaft oder Wein, es erregt. Nicht ich ſondern die Reizmittel meines Ich werden alt. Die Zeit, wenn ſie auch die Nerven ſtumpf und die Knochen morſch macht, hat über die Liebe, die das Leben des Menſchen, das Weſen ſeines eigentlichen Ich iſt, keine Gewalt. Ein Abnehmen der Liebe fühle ich trotz meines halben Jahrhunderts nicht, ja ich bin ſicher, daß ſie als Zuſtand meiner Seele, abgeſehen von jedem beſtimmten Gegenſtande, wächſt und daß ſie mit der Tiefe auch an Umfang gewinnt. Liebe iſt die Summe des Lebens und auch der Wahrheit ſind wir nur nach dem Maße der Liebe, die in uns iſt, zugänglich und umgekehrt. Das

aber fühle ich immer lebendiger, daß die Liebe, obschon sie der Ewigkeit angehört, hier auf Erden eben so geheimnisvoll wie wir selbst an Natur und Welt gebunden ist. Dreifach gestaltet finde ich sie im eigenen Innern wie im andern: geistig-göttlich, herzlich-menschlich, sinnlich-thierisch. Auf dem Grenzgebiete dieser verschiedenen Gestaltungen liegt das große Spielfeld der Phantasie, welche das Menschliche mit dem Göttlichen, das Animalische mit dem Menschlichen mischt und oft genug uns täuschend das eine für das andere ausgibt; man ahnet und fühlt die göttliche Liebe und ist in der irdischen befangen. Die sinnliche Liebe vergeht und nur weil auch die herzlich-menschliche von dieser Erde ist, kann die Zeit selbst über den schmerzhaftesten Verlust des Gegenstandes der Liebe beruhigen. Theil an der Ewigkeit hat der Mensch nur, so weit er geistig-göttliche Liebe in sich birgt; die Geschichte des Menschen ist die Geschichte seiner Liebe und am Schlusse seiner Tage hat er nur die eine Frage zu thun: Wie innig und wie stark hast du Gott, deinen Nächsten und dich selbst mit geistig-göttlicher Liebe geliebt?

Um die Geschichte seiner eigenen Liebe wieder lebendig in sich werden zu lassen, hatte Perthes von Freunden in der Nähe und in der Ferne die Briefe zurück erbeten, welche sie einst von Caroline empfangen. Die, welche an ihn selbst und an die ältern Kinder geschrieben waren, fügte er hinzu und in fast ununterbrochener Reihenfolge tauchten die mit Caroline durchlebten Jahre wieder aus der Vergangenheit auf. Ein untergegangenes Leben liegt vor mir, schrieb Perthes an seine Schwägerin Anna Jacobi in Siegburg; nur die Spanne eines Vierteljahrhunderts umfaßt es, aber das Häuflein Papier trägt doch eine Fülle der Liebe und des Geistes, des Kampfes und der Wahrheit in sich und weckt mir äußere und innere Zustände, die ich längst vergessen, wieder aus dem Grabe auf. Ja, das Leben ist ein Traum, aber ein sehr ernsthafter, und was wir träumen, ist tiefe große Wahrheit, eingehüllt in leichtes Spiel.

Ein tiefes Verlangen nach Stille und Frieden erfüllte Perthes inmitten aller Störungen und Aufregungen, welche ihm von außen und von innen kamen, aber recht einsam fühlte er sich in Gotha mit diesem Verlangen. Zu Mittheilungen aus dem inneren Leben will

hier sich niemand finden, heißt es in einem seiner Briefe; todter noch ist es in dieser Beziehung hier als in Hamburg. Man begnügt sich mit dem Sichtbaren und hat für das Unsichtbare nur einige flache Gemeinsprüche. Wenn ich über das, was mich am meisten bewegt, reden möchte, fühle ich, daß niemand mich von Seele zu Seele versteht. Je ruhiger und eingewohnter ich in meiner neuen Lebenslage werde, um so peinlicher ist mir bei allen noch so belebenden und belehrenden Gesprächen der Mangel an eigentlicher Mittheilung. — Nicht gerne möchte ich Unrecht thun, schrieb Perthes ein anderesmal, aber die Augen zumachen kann ich doch auch nicht. Wie vieles in mir selbst anders sein sollte, weiß ich und darf vor Gott und meinem Freunde wohl sagen, daß ich von Herzen demüthig bin, aber hier muß ich entweder schweigen oder mich, ich weiß es nicht anders auszudrücken, herunterlassen, während ich mich doch anlehnen und berichtigen möchte an Männern, die über mir stehen. Die älteren, auch die geistreichsten und gelehrtesten hiesigen Männer haben sich in einen abgeschlossenen literarischen und wissenschaftlichen Kreis hineingelebt, welcher der Vergangenheit angehört. Die Erfahrung der jüngeren ist zu kurz und reicht nicht über die Freiheitskriege hinaus, welche unserem ganzen Leben eine neue Richtung gaben. Eine Menge von Dingen, Erkenntnissen und Verhältnissen, die uns von Werth sind, wissen sie nicht und wollen sie nicht wissen, weil sie in jugendlicher Thatkraft vermeinen allein da zu stehen und ohne Zusammenhang mit dem Geistesleben unserer Vergangenheit sich schaffen wollen, was sie bedürfen. Wie die älteren nur in der Vergangenheit, leben sie nur in der Gegenwart und die Masse der sogenannten Gebildeten läßt sich in träger Flachheit und behaglicher Genußsucht gehen. Die Langeweile an den kleinen politischen Zuständen ist eine Haupturſache des stumpfen todten Zustandes. — Sich in den spätern Jahren, so wie ich, in die Fremde zu werfen, heißt es in einem anderen Briefe, bringt das Vergängliche dieser Welt recht zu vollem Bewußtsein. Unerwartetes ist mir in diesem Jahre nicht begegnet; ich wußte im voraus, wie es sein würde: aber dennoch hat noch manches aus der Jugendzeit und aus dem früheren Mannesalter in mir brechen müssen, was sich an der Seele festklammerte und nicht gewichen sein würde,

wäre ich in Hamburg und in den alten Verhältnissen geblieben. Hier weiß und versteht niemand die Ereignisse, mit denen mein früheres Leben erfüllt war; niemand kann daher meine Lebenserfahrungen und folglich auch niemand den Standpunkt verstehen, der aus diesen Erfahrungen hervorgegangen ist. Um das tragen zu lernen, sind neue schwere Lehrjahre nothwendig.

Perthes' feste christliche Ueberzeugung war durch seinen öffentlichen Streit mit Voß zu einer bekannten Sache geworden, und er war auch nicht der Mann, mit dem, was er als Wahrheit erkannt hatte, hinter dem Berge zu halten. Wie eine wunderliche Erscheinung ward er und seine religiöse Stellung neugierig betrachtet und sein rasches, kräftiges Wesen, seine frische Lebenstüchtigkeit und allseitiges Interesse wußte man mit dem sachten Pietismus, den man an jedem Christen voraussetzte, nicht zu reimen, fühlte sich aber gereizt, in das Geheimnis dieses scheinbaren Widerspruches näher einzudringen. Gespräche, Kämpfe, Versuche, die Wahrheit der eigenen Ueberzeugung und die Unwahrheit der des andern nachzuweisen, konnten unter solchen Umständen nicht fehlen. Perthes hatte sich nicht in das Verständnis göttlicher Lehren, sondern in die Gewißheit göttlicher Thaten hineingelebt und diese Gewißheit hatte er gewonnen an der eigenen Bedürftigkeit, an den Erfahrungen des inneren und äußeren Lebens, an den Geistesblitzen bedeutender Männer und vor allem an den großen Aussprüchen der heiligen Schrift. Einen zusammenhängenden Unterricht in der christlichen Lehre hatte er in der Jugend nicht gehabt und war durch die Arbeit und Unruhe seines späteren Lebens verhindert worden, sich zu gewinnen, was ihm fehlte. In Gotha aber traten ihm Männer allerlei Art entgegen, die ihn durch geschichtliche und sprachliche Kenntnisse, durch philosophische Sätze, durch einen wissenschaftlich geschulten Geist und logische Beweisführungen gar oft ins Gedränge brachten. Auf die Bedürfnisse und Erfahrungen konnte er sich nicht berufen, denn jene hatten sie nicht gemacht. Führte er Claudius und Hamann, Spener und Francke, Tauler und Thomas a Kempis an, so wußte man nichts von ihnen, oder nannte sie Schwärmer und stellte ihnen Worte von Kant und Fichte oder auch von Krug und Fries entgegen. Verweisungen

auf die heilige Schrift konnten ihm nicht helfen; denn jene erkannten sie entweder gar nicht an oder erklärten sie in des Heidelberger Paulus und in Bretschneider's Sinn. Perthes, der Wahrheit seiner Sache gewiß, aber nicht immer im Stande, die Einzelangriffe auf sie zurückzuweisen, wurde oft genug gereizt und ergrimmt, ließ sich durch die Lebhaftigkeit seiner Natur zur Heftigkeit und gewagten Aussprüchen und bitteren Angriffen auf den Gegner verleiten, und manche leidenschaftliche unerquickliche Auftritte blieben nicht aus. Perthes selbst fühlte sehr wohl, daß anderen dadurch nicht geholfen werde, und daß er selbst an Milde und an Gerechtigkeit Schaden nehme. Der Kampfeswaffen nicht so mächtig wie die anderen, schrieb er einmal, kann ich das Zuviel und Zuwenig nicht immer abwägen und die Gegner verstehen es meisterlich, die Hauptsachen zu umgehen und ihre Angriffe auf die Schwächen in den Nebensachen zu richten. Auf beiden Seiten entsteht nur zu leicht eine Härte, die in heiligen Dingen am wenigsten sich finden sollte. Durch das theologische Gezänke kommt, wenn nicht Galle, so doch Wermuth in das religiöse Leben. — Mir geht es wie Ihnen, erwiderte ihm ein Freund; je mehr Erfahrungen ich mache, je älter ich werde, je tiefer ich durch Gottes Gnade ins Christenthum eindringe, um so mehr überzeuge ich mich, daß alles Demonstrieren und Disputieren nichts hilft. So lange jemand es nicht an sich kommen läßt, daß er ein armer Sünder ist und des Ruhmes ermangelt, der vor Gott gilt, läßt sich gar nicht mit ihm anknüpfen, und um ihm beizukommen, gilt es nicht in ihm, sondern in uns, in unserm Wandel und in unserer Haltung gegen ihn dem Herrn eine Wohnung zu bauen, damit der Gegner sehe, was er nicht glauben will. — Oftmals nahm Perthes sich vor, religiöse Gespräche überhaupt zu vermeiden. Mein Wissen ist, schrieb er, mehr Stückwerk, als es bei dem sein sollte, der über solche Gegenstände reden will, mein Sprechen ist ein Stammeln. Das mag nun gerne jeder wissen und sehen, aber ich will nicht Ursache sein, daß dadurch der Sache geschadet werde. Es gibt gute, brave, achtungswerthe Männer, denen nun einmal durch den Gang ihres Lebens, durch Eltern, Erziehung, Zeit, Studien das Christenthum ein verschlossenes Buch geworden ist. Hören diese mich, so sehen sie nichts als meine

Schwächen, als meine Heftigkeit und übertragen auf die heilige Sache, was doch nur dem unheiligen Menschen gehört. An solchem Uebel will ich nicht schuldig sein und lieber schweigen als reden. — Der Vorsatz ward wohl gefaßt, aber die Ausführung war für Perthes' lebhafte Natur sehr schwer; erst in den letzten Jahren seines Lebens hatte er die Ruhe errungen, stille zu sein, wo reden nicht half, und wenn er redete, auch übermüthigen und leichtfertigen Angriffen gegenüber Milde und Stille zu bewahren.

Durch die vielen kleineren und größeren Kämpfe über theologische Gegenstände war Perthes auf den Mangel einer zusammenhängenden Kenntnis der christlichen Lehre aufmerksam geworden und suchte durch ernste Beschäftigung mit den kirchengeschichtlichen und dogmatischen Werken protestantischer und katholischer Theologen dem Mangel abzuhelfen. Durch das Niederschreiben ausführlicher Aufsätze strebte er größere Klarheit und Bestimmtheit in den Glaubenslehren und durch einen lebhaft geführten Briefwechsel mit seinen alten norddeutschen Freunden: Poel, Benecke, Hudtwalker und Rist, mit Neander, Schleiermacher, Twesten, mit Polsdorf in Celle, Schmieder in Schulpforte und Nicolovius, aber auch mit den Katholiken Friedrich Schlegel, Gräfin Sophie Stolberg, Droste, Adam Müller, Kistemaker und Windischmann suchte er tieferes Verständnis einzelner Fragen zu gewinnen. Mit der heiligen Schrift war Perthes freilich schon seit vielen Jahren bekannt, aber vorzüglich doch nur mit einzelnen Abschnitten, Aussprüchen, Capiteln; zu einem anhaltenden, zusammenhängenden und ins einzelne gehenden Forschen in derselben hatte er in Hamburg die Zeit nicht finden können. Nun aber wendete er sich demselben zu und setzte es fort bis zum Tage seines Todes. Auch er hatte hierbei mit Hemmungen und Hindernissen der verschiedensten Art zu kämpfen, wie wohl jeder vor ihm und jeder nach ihm, obschon vielleicht jeder in anderer Weise. Wie viel die heilige Schrift mir in dieser oder jener Stunde geben kann, schrieb er einmal, hängt doch zum großen Theil von mir ab. Wie oft trete ich an sie hinan, nur um mir einen geschichtlichen Zusammenhang oder eine dunkle Lehre deutlich zu machen, oder um Stoff für meine Phantasie oder einen Wegweiser für mein Ahnen zu suchen, und vermag dann statt

des Kerns nur die Schale zu erfassen. Ist uns in erhobenen Stunden ein heller Blick zu Theil geworden, so will man nur zu leicht das Geschaute auf eigene Hand und mit eigener Kraft weiter und deutlicher ausbilden und bringt statt der göttlichen Wahrheit menschliche Romane und Phantasien zu Tage. Nur in den Stunden offenbart sich uns die heilige Schrift, in denen wir nichts suchen als den Weg zur Versöhnung mit Gott und als Hilfe in dem Kampfe gegen unsere Selbstsucht und unsere Sinne.

Ausführlich hatte Perthes sich einem Freunde über die Paulinischen Briefe mitgetheilt. Sie wissen, antwortete dieser, daß mir Judaismus und Christenthum, altes und neues Testament nicht wie Ihnen als ein einziges Ganze erscheinen. Grade in den Paulinischen Briefen am meisten bewundere ich den Sieg des Christen über das Judenthum und erkenne darin mehr den Ausdruck göttlicher Begeisterung als das Resultat menschlicher Erkenntnis. Und dennoch bleibt noch ein hebräisches Element darin, über welches ich nicht Herr werden kann; dem, der nie als Jude gefühlt, muß manches dunkel, vielleicht verworren erscheinen. Der Apostel hatte, wie er selbst bekennt, sein ganzes Leben hindurch zu ringen und wir empfangen die Offenbarung Gottes nur aus diesem ringenden menschlichen Gefäße. — Ihre Auffassung hängt, entgegnete Perthes, sehr nahe mit der jetzt überhaupt herrschend werdenden Stellung zur Schrift zusammen. Die frühere Theologie hat vielleicht zu wenig berücksichtigt, daß Gott in der heiligen Schrift nicht unmittelbar, sondern durch Johannes und Petrus und Paulus gesprochen hat; aber jetzt ist man gewiß auf dem Wege, die Einheit der heiligen Schrift in Einzelheiten, die Johannes und Petrus und Paulus niederschrieben, zu zersetzen; man sieht den Wald vor Bäumen nicht und vergißt, daß es sich nicht um gesammelte Schriften, sondern um die Bibel handelt als das Wort, welches Gott in die Weltgeschichte hineinschrieb zur Erlösung des Menschen und welches nicht mehr aber auch nicht weniger enthält als nöthig ist, um das große Geheimnis Gottes zu offenbaren. Nicht zuerst und nicht vornehmlich sind die einzelnen Briefe und Evangelien aus der Individualität ihrer Verfasser, sondern aus dem Ganzen zu erklären.

Nicht allein mit inneren, sondern auch mit sehr äußerlichen

Schwierigkeiten hatte Perthes namentlich in den ersten Jahren zu kämpfen. Mangel an Sprach- und Sachkenntnis war ihm hinderlich; der ganzen Generation, welcher er angehörte, hatte der Religionsunterricht und die frühe Vertrautheit mit der heiligen Schrift gefehlt. Die biblische Geschichte, die kirchlichen Alterthümer, die Ausdrucksweise der lutherischen Bibelsprache waren ihm daher oftmals fremd und machten Hilfsmittel nöthig. Die heilige Schrift ist freilich, schrieb er einmal, für jeden dieselbe, aber der Weg, um sich in sie zu vertiefen, ist für den einzelnen ein sehr verschiedener und nur wenige werden ihn ohne Führer finden. Der Bauer und der Handwerker entbehrt nichts, wenn er so manche historische und sachliche Einzelheiten nicht versteht; ohne Anstoß zu nehmen, liest er über solche Dinge hinweg: aber hinter dem Pfluge oder bei seiner mechanischen Arbeit hat er viel ungestörte Zeit zur stillen Betrachtung und inneren Beschauung, und diesen Gesichtspunkt müßte jeder festhalten, der Bauern und Handwerker in die heilige Schrift einführen will. Der Geschäftsmann hat andere Bedürfnisse, aber seine Stunden sind in drängendem Vielerlei zerstückelt; ihm muß es möglich gemacht werden, seine freien Augenblicke ungeirrt durch Dinge, die verhältnismäßig Nebendinge sind, unmittelbar den großen Hauptsachen, welche die Schrift uns offenbart, zuzuwenden. Auch manchen Gebildeten hat Deutschland, dem es an Muße nicht fehlt und der, ohne gelehrter Theologe zu sein, doch den Trieb zum Forschen in sich trägt; ihn dürften die vielen äußeren Schwierigkeiten nicht stören, welche nur die gelehrte Theologie zu beseitigen vermag; in einer Anleitung für ihn müßten die Resultate der Wissenschaft und der Gelehrsamkeit kurz und bündig dargelegt sein, damit er sich ihrer bemeistern und gestützt auf sie in das innere und eigentliche Verständnis eindringen könnte. Wenn die vielen Geistlichen, welche ihre besten Kräfte in Hervorbringung wohlgegliederter und wohldurchdachter Predigten verwenden und oft genug verschwenden, statt dessen strebten, den Suchenden je nach deren verschiedener Lebensstellung und Bedürfnis Anleitung zu geben, die heilige Schrift sich anzueignen, so würde manches besser bei uns stehen. — Selbst die Sprache, die Ausdrucksweise der lutherischen Bibelübersetzung legte Perthes nicht selten Schwierigkeiten in den Weg.

Glauben Sie mir, schrieb er einmal an Ullmann, die Bibel, wie Luther sie uns übersetzt hat, ist ein verschlossenes Buch für die Masse der durch das Lesen moderner Schriften Gebildeten, die wir doch nicht alle verbildet nennen können. — Sie können das nicht so wissen, schrieb er an Olshausen, aber wahrlich die Bibel, so wie sie uns vorliegt, ist ein schweres Buch für den Laien. Die Evangelien, das geht Gottlob noch, aber die Episteln, die doch allem erst Gestalt geben, werden heute nur wenig gelesen, weil sie auch denen, die einer Uebersetzung des Homer oder des Shakespeare zu folgen vermögen, in der lutherischen Sprache sehr schwer zu verstehen sind. Die Schuld liegt nicht an Luther's Uebersetzung, deren Kraft und Herrlichkeit nicht übertroffen werden kann, sondern an dem Mangel der kirchlichen Erziehung. Weil wir nicht von Jugend an in die Schrift hinein geführt worden sind, ist uns Luther's Sprache fremd geworden; manche Worte sind uns unverständlich, manche Wendungen erscheinen uns fremdartig und störend, viele Dunkelheiten und Irrthümer hemmen uns, weil sie uns nicht schon als Kind aufgehellt worden sind. Dem älteren Manne ist es nicht leicht, über alles das hinweg zu kommen; es ist so, ich berufe mich auf alle, die in meinen Jahren sind und ohne Theologen zu sein, sich der heiligen Schrift zuwenden. Eine andere Uebersetzung als die Luther's in das Leben einzuführen ist aus inneren und äußeren Gründen unmöglich, aber wir älteren Männer bedürfen einer neuen Uebersetzung, welche uns den fehlenden Jugendunterricht ersetzt und in die lutherische Sprache einführt. Ich habe vieles aus Kistemaker's neuem Testament gewonnen, ungeachtet es katholisch gefärbt ist und weit zurückbleibt hinter der Kraft und Herrlichkeit der lutherischen Sprache.

Bei seinem Suchen und Ringen nach Ruhe und Stille wendete Perthes in dieser Zeit sich Tauler's Predigten und Schriften zu. Was Luther auch äußerlich auszuprägen hoffte, schrieb er einmal an Nicolovius, hat Tauler Jahrhunderte vor ihm schon verkündet. Demuth, Inbrunst und Tiefe war in dem hohen Manne eins geworden mit strenger Prüfung der Wahrheit und freiem Gebrauche menschlicher Wissenschaft. Erhoben war er über Menschensatzung und doch gehorsam den gesetzlich-kirchlichen Anordnungen und Einrichtungen.

Luther nannte ihn einen Mann Gottes, einen Lehrer, dergleichen seit der Apostel Zeit kaum einer geboren sei. Heute noch findet in ihm jeder, sei er katholisch oder evangelisch, was er braucht: Christus. Nehmen Sie die Bücher zur Hand, in ihnen weht der Geist Gottes.

So nahe wir uns auch schon seit Jahren stehen, schrieb Perthes um dieselbe Zeit an Rist, gibt es doch Dinge, über welche wir uns bisher nicht ausgelernt und nicht ausgesprochen haben. Früher gab ich Ihnen einmal Tauler und glaubte, daß dessen Schriften uns zusammenführen würden, aber Sie schwiegen und auch mir war das Reden unheimlich; jetzt in der Trauer über den Tod Ihres Bruders machen Sie Andeutungen, die uns wohl zu weiteren Mittheilungen führen können. — Ich weiß es Ihnen großen Dank, lieber Perthes, antwortete Rist, daß Sie leise und schüchtern den großen Mittelpunkt berührt haben, in welchem alle Geister sich begegnen: das Verhältnis des Sterblichen zum ewigen und unendlichen Quell und Inbegriff alles Seins. Ich fühle, wie Sie, aber mir genügt es, wenn ich von dem Freunde weiß, daß ihm ein höheres Unsichtbare das äußere Leben durchdringt, lenkt und bildet, und er dasselbe als den Kern, den Anfangspunkt und Endpunkt, als den Maßstab alles Wahren und als das Ziel alles Strebens erkennt. Es ist nicht schwer, an dem Thun und Lassen eines anderen zu fühlen, wie es in diesem Punkte bei ihm bestellt sei. Ein inneres Ebenmaß, eine unwandelbare Richtschnur läßt sich so wenig erheucheln, als ein unstet gehaltenes und mittelpunktloses Dasein verleugnen. Jene Richtung nach innen und nach oben nun, ich nenne es mit Bedacht Richtung, denn einheimisch wird da kein Sterblicher, habe ich immer an Ihnen erkannt und da dieselbe auch mir eingeboren ist, so habe ich mich dadurch zu Ihnen hingezogen gefühlt, unbekümmert darum, daß in Worte gebracht unser Glaubensbekenntnis nicht gleich lauten würde. Ihnen ist die Gnade eine fest in der Zeit nachzuweisende Thatsache; mir, der ich mich keiner besonderen Erleuchtung rühmen kann, ist sie ein mit dem Beginne des Daseins Angefangenes und im Leben nur klarer und deutlicher Hervorgetretenes. Wir sind beide nicht fertig, ringen mit der Außenwelt und mit uns selbst. Der Gedanke ist es, der sich das Wort bildet und der Gedanke ist endlich; darum ist das Wort ein

Kerker, an dessen Wänden der Gefangene sich den Kopf zerstößt, wenn er darüber hinaus will. Nur die Ahnung, die Phantasie überfliegt die Schranke ungestraft, aber sie ist so wenig gewiß, der Ahnung des anderen, und sei dieser andere auch der nächste Freund, in dem grenzenlosen Raume zu begegnen, daß aus dem Austausch des Unaussprechlichen kaum anderes als Misverständnis entstehen kann. Darum habe ich geschwiegen. Nur allzu oft erzeugt die Mittheilung der sogenannten Frommen eine weichliche, schielende, ja falsche Art zu sein, Hoffart und Heuchelei. Unter Männern namentlich sind mir solche Mittheilungen fast immer zum Ekel geworden. Auch habe ich niemals Sie solche Verbindungen suchen und unterhalten, sondern die Frommen von Profession, die gerne erbauen und sich erbauen lassen, fliehen und vermeiden sehen, während wir beide gerne mit Menschen umgingen, deren Leben, Lassen und Thun ein Höheres wie ein allgemeines Element durchdringt. Sie schenkten mir Tauler's herrliches Buch und ein besseres Geschenk habe ich schwerlich je erhalten, ein Geschenk, welches ich mit einigen eingehefteten Zeilen meinen Kindern hinterlassen will. Es hat mir immer zur Hand gestanden und ich habe mich oft davon tief ergriffen, oft zur Bewunderung des edelen freien Geistes, der darin weht, so unähnlich der Armseligkeit und Engheit unserer heutigen Glaubenseiferer, hingerissen gefühlt. Aber ich schwieg Ihnen darüber, weil ich mit Wahrheit nicht sagen konnte, daß ich den Inhalt, die leibliche oder vielmehr sinnliche Vernichtung und geistige Auferstehung und Wiedergeburt mir anzueignen vermöge. Ich mag weder mich noch andere täuschen und möchte ich es, so könnte ich es nicht. Von jeher ist für mich selbst und für andere mein Auge klar gewesen und weil ich viel mit mir gelebt, ist mir auch in anderen manches hell geworden. Diese Selbstvernichtung des sinnlichen Menschen, dieses Einziehen Gottes in ein sterbliches Gefäß, diese gänzliche Umkehr und Läuterung des natürlichen Menschen ist ein großer Gedanke; aber er ist meiner festen Ueberzeugung nach eine Täuschung, ist eine Abstraction von der Erhebung einzelner Momente auf ein Leben, welches Gott nicht nur mit ehernen, sondern auch mit goldenen Banden an einen schweren Boden geknüpft hat. Forderungen, wie Tauler sie völlig consequent an den Wiedergeborenen macht,

konnten in dem begeisterten Gemüthe eines einzeln in der Welt stehenden Geistlichen entspringen; wir können von ferne selig preisen den, der sich solchergestalt dem Höchsten zum Opfer bringen darf: aber das Opfer schließt jede Beziehung zur menschlichen Gemeinschaft aus und ist nicht für uns gestattet, die ein dringenderes und näheres Gebot Gottes auf einen Kampfplatz ruft, auf welchem alle Kraft der Sinnlichkeit nur zu oft erfordert wird, um der nächsten Pflicht, der heiligen, der durch Gesetz und Gefühl gebotenen, zu genügen. Die tausend sinnlichen Kräfte und Freuden, die mir gegeben sind, darf ich nicht fortwerfen wollen wie ein schnödes Geschenk, sondern muß sie in Zusammenhang bringen mit jenen höheren Gaben, welche, obschon Bürger einer höheren Heimat, dennoch diese Erde als Fremdlinge bewohnen. Doch wozu sollte ich Ihnen, lieber Perthes, diese Ueberzeugung weiter ausführen, da Sie selbst der kräftigste und regsamste Sinnenmensch sind, der mir jemals vorgekommen ist. Ohne Weltklugheit, Leidenschaft und Selbstvertrauen würden Sie nicht auf der Stelle stehen, wo jetzt eine reiche Ernte des Lebens vor Ihnen liegt, sondern würden ein mit sich selbst beschäftigter ängstlicher Strumpfwirker geworden sein. Dem Sinne Tauler's stehen Sie schwerlich näher als ich, der ich ihm sehr ferne stehe und so lange ich hier auf Erden wandele, stehen werde. Glauben Sie wohl, daß Tauler den Mann, welcher mit ganzer sinnlicher Kraft nach außen strebt, welcher seine weltlichen Verhältnisse ordnet und verbessert und seinen Feinden trotzt, zu den Seinen rechnen würde? Nein, der Mann, der Voß verklagt, Abbitte verlangt und den an dem Gerichte verlorenen Proceß bei der öffentlichen Meinung geltend macht, übt nicht die Selbstverleugnung, welche Tauler fordert, und nennen Sie mir überhaupt unter allen den Männern, die wir lieben und ehren, den Entsagenden, welcher wie der kasteiende Mönch seinen Körper vernichtet und seinen Geist unempfindlich gemacht hat gegen irdische Freuden und irdische Leiden. Sie finden ihn nicht und sollen ihn nicht finden, weil Tauler's Gedanke zwar groß aber nicht durchführbar ist; in seiner Consequenz würde er nicht bauen sondern zerstören und muß deshalb irgend einen wesentlichen Fehler haben: denn wäre er nothwendig, so müßte er auch möglich sein.

Wir sind, erwiderte Perthes, nicht so weit auseinander, wie ihr Brief vermuthen lassen könnte. Allerdings macht sich die Wahrheit des Spruches: alles ist eitel, besonders dem älteren Manne fühlbar, der sich besinnt, was alles im Wechsel des Lebens seinen Geist und seine Sinne gereizt und gefesselt hat; wer aber, weil doch alles eitel sei, in späteren Jahren an nichts mehr theilnehmen, auf nichts mehr einwirken wollte, würde, statt zu leben, nur vegetieren. Auch ein nur contemplatives Leben ist dem Menschen ein Ding der Unmöglichkeit; der Trieb zur Thätigkeit ist uns angeboren und mir wenigstens ist angestrengte Arbeit zu einer Gewohnheit geworden, die ich nicht missen kann. Wer auf dieser Erde nichts thun wollte als Gott denken und fühlen, würde ganz gewiß Gott weder denken noch fühlen. Mitten hinein in die Welt ist der Christ gesetzt und mag er stehen wo er will, immer hat er den Beruf, eine Mannigfaltigkeit von Stellungen des äußeren Lebens auszufüllen; er soll an ihnen wirken und schaffen so tüchtig, rasch und lebendig, wie das Maß der ihm verliehenen Kräfte gestattet. Tödten also darf er seine irdische Natur, seine sinnlichen Gaben nicht wollen; denn er bedarf ihrer, um ein getreuer Knecht und Haushalter Gottes zu sein. Mit meiner christlichen Ueberzeugung steht es daher in keinem Widerspruche, daß ich die Kräfte meines sinnlichen Wesens nicht vernichtet habe, sondern rasch und gerne gebrauche; wohl aber, daß ich sie nicht geheiligt habe und nicht vor Gottes Auge, an Gottes Hand und auf Gottes Anregung verwende. Niemand weiß genauer als ich, wie wenig man vorwärts kommt. Wenn ich meinen vor sechsundzwanzig Jahren gegen Caroline aus wahrem Herzensgrunde ausgesprochenen guten Willen, mich Gott zu nahen und mich zu reinigen, bedenke und betrachte und dann mich ansehe, wie ich heute bin, ach, wie wenig besser ist es heute als damals! Der Kampf ist anders, auch wohl mäßiger, aber leichter ist er nicht und oftmals ist mir, wie wenn sich meine ganze Vergangenheit von den frühsten Kinderjahren an in der jedesmaligen Gegenwart zusammendrängte. Erzogen von redlichen, das Gute wollenden Verwandten, vernahm ich doch vom Christenthum fast nichts. Luther's Katechismus lernte ich auswendig, aber in seinen Inhalt ward ich nicht eingeführt; die Confirmation war der Art,

daß man sie gottesläſterlich nennen konnte. Hübner's bibliſchen Hiſtorien habe ich einige Kenntniſſe und einen guten Eindruck zu verdanken; Lavater's Tagebuch fiel mir in die Hände und hinterließ einige religiöſe Spuren. So kam ich fünfzehn Jahre alt nach Leipzig in eine ſehr harte Lehre, zart an Körper und zart geſtimmt. Während liederliche Bücher, die mir vor Augen kamen, meine Phantaſie entzündeten, nahm ich zugleich einen ſtarken Anlauf, nach Garve, Reinhard und Kieſewetter vollkommen zu werden, und wurde doch nur durch die ernſte, treue Liebe zu einem geſcheiden Mädchen vor dem Verſinken bewahrt. Erfüllt von den heftigſten inneren Kämpfen, kam ich einundzwanzig Jahre alt nach Hamburg; eine neue Welt umgab mich mit Intereſſen aller Art; Schiller's und Jacobi's Schriften zogen mich an; ich lernte Beſſer, Runge, Hülſenbeck und Speckter kennen und meine eigentliche Bildung begann. Ich lernte Caroline kennen und mit ihr das Glück und den Segen meines Lebens; ſchwere innere und äußere Kämpfe erfüllten die erſten ſechs Jahre der Ehe, dann traten die großen Weltbegebenheiten auch in den Familienkreis hinein. Der Kampf im inneren Menſchen zur Reinigung dauerte fort. Stolz und Hochmuth lag in meinem Weſen nie, zur kleinlichen Eitelkeit war ich zu klug, aber Ehrgeiz habe ich immer gekannt. Raſchheit, Leidenſchaftlichkeit, Heftigkeit haben mich manchesmal gefördert, das Uebermaß wird durch das Leben geſtraft und beſchränkt. Mein eigentlicher Feind blieb nach wie vor die Sinnlichkeit. Schwer habe ich gekämpft und den Sieg oder doch den Weg zum Siege habe ich erſt dann gewonnen, als ich das Chriſtenthum gewann. Nicht Caroline, nicht Claudius, und auch kein anderer aus dem Kreiſe, in den ich eintrat, haben mich zum Chriſten gemacht, ſondern die tiefe Sehnſucht nach Hilfe, deren ich im Kampfe mit mir und meiner ſinnlichen Natur mich bedürftig fühlte. Bis in das Mannesalter hinein hatte das Sittengeſetz mir die Stelle des alten Teſtaments vertreten, indem es mich die Sünde und die Unfähigkeit, Herr über ſie zu werden, erkennen ließ, und dadurch den vermeſſenen Sinn zerbrach. Als ich umgekehrt war von dem Vertrauen auf die eigene Kraft, hat alſobald das neue Teſtament ſich des gebrochenen Menſchen angenommen, hat ihn getröſtet über die Sünde der Ver-

gangenheit und ihm Hilfe zugesagt und gewährt für den ferneren Kampf. Einen bestimmten Begnadigungsact erfahren zu haben, bin ich mir nicht bewußt, so manches Jahr ich mich auch schon danach sehne, und ich weiß sehr wohl, wo und wie in mir das Hindernis liegt, was sich zwischen die Sehnsucht und die Befriedigung stellt. Daß manche andere haben, was ich nur wünsche, glaube ich, obschon sie vielleicht viele Stunden später als ich zur Arbeit in den Weinberg gegangen sind; daß aber Gott auf mich eingewirkt hat und heute noch einwirkt in mancherlei Weise, das fühle ich. Den sicheren Weg zur Ruhe der Seele, den einzigen, den es gibt, habe ich gefunden, aber das Ziel des Weges erreicht man auf dieser Erde nicht; ich bin weder der Welt abgestorben, noch bin ich sündlos geworden und ich glaube auch, daß der Mensch auf dieser Erde durch die Wiedergeburt nicht göttlich verklärt, sondern kindlich demüthig werden soll. Was Tauler anbetrifft, so ist es wahr, er verlangt in seinen Schriften eine Innerlichkeit des Lebens, eine Abgezogenheit von der Welt, welche nur möglich und nur zulässig ist für den, der keinen irdischen Beruf und keine irdischen Pflichten zu erfüllen hat; aber vergessen Sie nicht, daß Tauler diese Schriften für ehelose Geistliche schrieb — denn wer anders hätte diese Schriften damals lesen und verstehen können? Den Verderb und die Werkgerechtigkeit griff er mit Kraft und Tiefe an und hielt ihnen das Bild eines inneren christlichen Lebens vor. Seine Predigten dagegen, in denen er sich an das Volk wendet, sind voll praktischer Lebensweisheit und warnen oftmals vor der Gefahr, dem inneren christlichen Leben zu Liebe Beruf und Arbeit hintenan zu setzen. Hell und bestimmt tritt übrigens auch in diesen Beziehungen der unendliche Abstand aller menschlichen Schriften, auch wenn sie so tief und groß wie Tauler's medulla animae sind, von der göttlichen Erhabenheit, Einfachheit und Mäßigung der heiligen Schrift hervor.

Nicht minder bestimmt als gegen Rist sprach Perthes sich um dieselbe Zeit gegen seinen ältesten Sohn Matthias aus. Weder Tauler noch Thomas a Kempis wollen, schrieb er, ein Abschließen von der Welt, durch welches auch nur eine einzige Pflicht gegen den Nächsten verletzt würde. Was Terstegen will, weiß ich nicht, da ich nur weniges von ihm kenne. Sich ganz von den Berührungen mit der

Welt zurückzuziehen, ist dem in Raum und Zeit gesetzten Menschen unmöglich, und bleibt er auch nur in einem einzigen Verhältnisse mit ihr in Berührung, so gibt dieses eine Verhältnis dem Teufel dieselbe Gewalt über den Menschen, die er aus dessen Gebundensein an die Natur überhaupt zu gewinnen vermag. Wenn aber die Aufgabe, ein nur inneres Leben zu führen, unmöglich gelöst werden kann, so ist sie auch keine von Gott gestellte, sondern von den Menschen willkürlich und in Selbsttäuschung erfundene. Wir können sie im edelsten Gefühl und in den erhabensten Gedanken uns stellen, sind aber doch vom Teufel betrogen. Hinter dem edelsten Gefühl steckt Trägheit des Fleisches, welches nicht kämpfen, sondern als Sieger gekrönt ausruhen möchte; hinter dem erhabenen Gedanken steckt Stolz, der in der Unabhängigkeit von der Welt sich als gottgleich spiegeln möchte. Wir sollen leiden und handeln, aber leiden und handeln in Liebe; wenn sie uns verlassen hat gegen den Nächsten in Härte, oder gegen uns in Sinnlichkeit oder gegen Gott in Hochmuth, so sollen wir fühlen, daß wir der Versöhnung bedürfen durch Jesus Christus. Wir können nicht anders als kämpfen bis ans Ende; sind wir aus dem Groben und Rohen, so haben wir stündlich mit dem feiner und leiser Auftretenden zu thun. Zum Ausruhen nach dem Siege ist diese Welt nicht gemacht; kämpfe, liebe und vertraue der Gnade Gottes!

Bestimmt und deutlich war Perthes, so weit die Kraft seines Denkens reichte, sich bewußt, daß ein von irdischen Dingen unberührter Zustand des Seins dem Menschen auf Erden nicht beschieden sei. Rasch und lebhaft bewegte er sich handelnd und eingreifend im äußeren Leben, offen und empfänglich war er den Eindrücken, die der Tag ihm brachte, aber tief im Innern blieb ihm dennoch immer die Sehnsucht nach einem Zustande, der nichts wäre als Zusammensein mit Gott, nicht vermischt mit Eindrücken der Welt, nicht unterbrochen durch eignes Wollen und eignes Fühlen, nicht gestört einmal durch das freudige Bewußtsein, eines solchen seligen Zustandes theilhaft zu sein. Ein ähnliches Streben nach einem solchen Ziele glaubte Perthes in manchen Aussprüchen Hamann's zu finden, mit dessen Schriften er sich vielfach beschäftigte. Schon in früheren Jahren war

er durch Hamann's Freunde Claudius und Fr. Heinrich Jacobi auf denselben hingewiesen und während der ersten Zeit seines Aufenthalts in Gotha fühlte er sich durch dessen Briefe an Jacobi und durch die seit 1821 erscheinenden Werke lebhaft angezogen. Manches harte Urtheil mußte er freilich hören, wenn er auf Hamann aufmerksam machte. Hüten Sie sich, heißt es in einem Briefe, den Perthes 1823 erhielt, Hamann als Zeugen in göttlichen Dingen aufzurufen, oder glauben Sie wirklich, daß dieser unstete, mistrauische, neidische, verkümmerte Mann, der keinem Verhältnisse des Lebens genügen konnte, die rechte Einsicht in himmlische Dinge gehabt haben und von Gottes Geist durchdrungen gewesen sein sollte? Es sind große einfache Worte, die Sie von ihm anführen; kühn und ungelenk strebt seine Bildersprache, das Höchste auszudrücken, aber diese Worte stehen einzeln und abgerissen da wie Erleuchtungen eines Kranken oder Wahnsinnigen. Unendliches lassen sie ahnen; wollen wir sie aber fassen, so tappen wir im Unsicheren. — Hamann, heißt es in einem andern Briefe an Perthes, war an Geist zu stark, um nicht die Unwahrheit in der Grundrichtung seiner Zeit zu erkennen, aber er war am Willen zu schwach, um nicht die Wahrheit, die in seinem eignen Geiste sich Bahn brach, der Verunglimpfung preiszugeben. Das Misverhältnis zwischen Erkenntnis und Willen, welches bei ihm sich bis zum Ungeheuren gesteigert hatte, macht ihn zu der geheimnisvollen, ja unheimlichen Erscheinung, als welche er in unserer Literatur dasteht. Ihn selbst habe ich nicht mehr gesehen, aber die Macht einer solchen Persönlichkeit erlischt nicht mit dem Tode. Hippel, Scheffner und Krause sind von ihm vielleicht noch mehr als von Kant ergriffen gewesen, und diese drei Männer kannte ich genau; es ist in tieferer Beziehung ein sehr merkwürdiges Leben, welches sich in ihnen gestaltet hat. Wunderbar traten in ihnen oft die Reminiscenzen an die Eindrücke ihrer Kindheit hervor, aber weltlicher Sinn hatte den Entwickelungskeim einer höheren Berufung mit dem Gerölle der Aufklärung ihrer Jünglingszeit überschüttet.

Manches in diesen und ähnlichen Worten mußte Perthes wohl zugestehen, aber die staunende Bewunderung vor der Gedankengröße und Tiefe Hamann's ließ er sich dadurch nicht verkümmern. In sei-

ner damaligen Stimmung fühlte er sich in besonders hohem Grade durch einen Ausspruch getroffen, den Hamann 1784 an Jacobi geschrieben hatte (Jacobi's Werke Band I. Seite 392): to be, or not to be, that is the question, lauten dieselben: „Sein ist freilich das Ein und Alles jedes Dinges. Ursprüngliches Sein ist Wahrheit, mitgetheiltes ist Gnade. Nichtsein ein Mangel, auch wohl ein Schein von beiden." Auf Jacobi's Antwort hatte Hamann 1785 (Jacobi's Werke Band IV. Abtheilung 3. Seite 29) erwidert: „Am Sein ohne Bewußtsein ist Ihnen nichts gelegen, am Baume der Erkenntnis mehr als am Baume des Lebens! und doch ist nicht das Sein, sondern das Bewußtsein die Quelle alles Elends."

Perthes wußte wohl und wurde auch von Freunden darauf aufmerksam gemacht, daß diese Worte zunächst die Stellung angeben sollten, welche Hamann dem philosophischen Systeme Jacobi's gegenüber einnahm; aber er war doch auch überzeugt, daß Hamann mit denselben zugleich einen Zustand des eigenen Inneren hatte ausdrücken wollen, den Perthes selbst wohl ahnete und wünschte, aber in Worte zu fassen nicht vermochte. Hamann's Satz, schrieb Perthes an Friedrich Schlegel, spricht in seiner dunklen Kürze aus, was ich meine; in mir bin ich klar und gewiß, aber ich habe nicht Herrschaft genug über die Sprache, um auszudrücken, was in mir ist. Das Sein, das einzige wirkliche Sein, kann doch nur in dem Zustande des Hingebens an Gott, in dem inneren Leben bestehen, welches allein in Gott gelebt wird, und dieses Seins ist der Mensch um so weniger sich bewußt, je wahrer und inniger es ist. Wer Momente des Versenkens in Liebe und Sehnsucht nach Gott gehabt hat, der wird auch Momente des Seins ohne Bewußtsein kennen und an diesem Sein ist unendlich mehr gelegen als am Bewußtsein. — Leben mit Gott könne doch nichts anderes heißen, als Umgang haben mit Gott, sagen Sie, schrieb Perthes ein anderesmal, und wer Umgang habe mit Gott, müsse doch auch dieses Umgangs sich bewußt sein. Das letztere ist ohne Zweifel richtig, das erstere aber gewiß nicht; denn Umgang setzt Fremde voraus, die sich einander nähern wollen, Umgang ist nur der immer auf das neue angestellte Versuch, eine vorhandene Trennung zu überwinden, aber nicht eine Gemeinschaft derer, die sich als

Eines fühlen. Bekannte, Freunde gehen mit einander um, aber niemand wird das Verhältnis zwiſchen Mutter und Kind als Umgang bezeichnen. Wer nun nicht allein Umgang hat mit Gott, ſondern, wie Tauler ſagt, das Ich in ſich verſtummen läßt, wer nach Thomas a Kempis' Ausdruck ſich ſelbſt verläßt und geſättigt iſt von der Gegenwart Gottes, wer mit Tauler ausruft: In mir Gott, außer mir Gott, um und um Gott; den quält weder die Vergangenheit mit aller ihrer Sünde noch die Zukunft mit aller ihrer Strafe; für den iſt alles Gegenwart, oder vielmehr er lebt außer der Zeit: denn er lebt ſchon hier das ewige Leben, und das Bewußtſein im ewigen Leben iſt etwas ganz anderes als das, was wir hier auf Erden Bewußtſein nennen.

Bei ihrem Sein ohne Bewußtſein möchte ich, hatte ein Freund an Perthes geſchrieben, vor allen Dingen fragen, wovon doch eigentlich die Rede iſt; vorläufig kann ich mit dieſen Worten gar keinen Sinn verbinden. — Das, was ich eigentlich meine, antwortete Perthes, kann ich Ihnen freilich nicht deutlich machen, aber den Vorwurf des Widerſinnigen kann ich beſeitigen. Ich erinnere mich vor mehr als dreißig Jahren Runge'n mit Thränen im Auge geklagt zu haben, daß ich mich des Bewußtſeins meines edlen Gemüths nicht erwehren könne; — ſollte es anderen nicht ähnlich gehen? Wenn ein tüchtiger Menſch ein gutes, edles Werk mit eigener Aufopferung kräftig durchführt, ſo iſt dieſe Durchführung ein Sein desſelben; wenn er ſich aber des Guten und Edlen in ſeiner Handlung bewußt wird und ſeiner ſelbſt ſich freut, ſo iſt das Gute des Seins durch das Bewußtſein davon aufgehoben und „wahrlich, ſie haben ihren Lohn dahin." Im Sein lag das Edle, im Bewußtſein das Unedle. Die heilige Schrift ſagt: Wenn Du Almoſen gibſt, ſo laß Deine linke Hand nicht wiſſen, was die rechte thut. Nimmt nicht auch die Schrift in dieſen Worten ein Sein an ohne Bewußtſein? — Meine Jugend mit ihren Leidenſchaften, ſchrieb Perthes, um Riſt ſich deutlich zu machen, mein Streben in der Welt, meine Arbeit und meine Sorge, das Vierteljahrhundert des Lebens mit meiner ſeligen Caroline beſteht aus Monaten, Tagen, Stunden, jede erfüllt von beſonderem Leben und beſonderer Liebe. Nun iſt all dieſe unendliche Mannigfaltigkeit nur noch in dem Reſultate vorhanden, zu dem ſie geführt hat, und liegt

zu einem Momente der Gegenwart zusammengedrängt vor mir; als ein Niederschlag des Erlebten halte ich das Bewußtsein desselben fest. Ich selbst bin noch im Stande, alle jene Momente gleichsam aus ihrem Depot hervorzuziehen uud alles rückwärts wie ein Schattenspiel an einem langen Faden wieder abzuspinnen. Thue ich es aber nicht, so wird der ganze Schatz als verstorben mit mir begraben; das Bewußtsein desselben erlischt mit mir, aber das Erlebte selbst ist darum um nichts weniger gewesen und bleibt als Sein bestehen, obschon es in keines Menschen Bewußtsein eine Stätte hat.

So sehr Perthes auch nach Ruhe und Stille im Inneren verlangte, so wußte er doch, daß gerade ihm sehr vieles im Wege stand, um zu erringen, was er begehrte. Als er sich einstens darüber gegen Rist ausgesprochen hatte, antwortete ihm dieser: Hatte ich Sie in irgend einem Punkte unrichtig beurtheilt, so würde mir das Verständnis durch die Lebensskizze, welche Sie mir geben, völlig eröffnet sein. Es ist, wie ich ahnete. Von Jugend auf war eine äußerst heftige Sinnlichkeit Ihr vorzüglichster Feind; Ihre bessere Natur sträubte sich dawider; Sie fühlten eine höhere Bestimmung, fühlten aber, daß Sie mit eigenen Kräften nichts ausrichten könnten und suchten deshalb überall nach positiven Stützen, und kaum eine schien Ihnen fest genug. Wie der Feind heftiger eindrang und eindringt, möchten Sie das Gebäude Ihres Kirchenglaubens noch verstärken, und Sie würden ohne Zweifel in das Innere jener Kirche sich eingedrängt haben, welche sich mit der Sinnenwelt ordentlich und periodisch abfindet, wenn nicht ein zu freier Geist in Ihnen wohnte und Sie zu viel und zu innig mit Gott verkehrten, um Ihren Verkehr durch Menschenhände gehen lassen zu können. — Sie nennen mich einen kräftig begabten und gewandten Sinnenmenschen, entgegnete Perthes. Sie haben Recht. Ich war es und ich bin heute noch, der ich war; meine Natur ist keine andere geworden; mein Selbstvertrauen, meine Weltklugheit und Leidenschaft werden mir auch künftig noch manchen Streich spielen; die Mannigfaltigkeit dessen, was mir im Kopfe umgeht, führt mich immer wieder auf Abwege; die Schwäche des eigenen Ich, die Lust der Welt und der zur Erfüllung des irdischen Berufes uns nöthige Leichtsinn läßt mich immer wieder vergessen, daß

ich nicht mein eigner Herr bin. Aber kommt Noth und innerer oder äußerer Kampf, so werde ich doch inne, daß der gute Wille, sich Gott zu ergeben, seine Früchte trägt und daß die Liebe den Haß und die Kälte immer weiter aus dem Herzen drängt. — Lachen Sie nicht, schrieb er ein anderesmal, wenn ich Ihnen sage, daß mir die Beobachtung meines Hundes manchen Aufschluß gibt über die menschliche Natur. Ich hatte früher nie so ein Thier um mich gehabt und frage mich nun täglich: Ist nicht der Pudel auch Mensch oder vielmehr der Mensch auch Pudel? Ich denke dabei gar nicht an die ordinären thierischen Verrichtungen wie Essen und Trinken u. s. w., sondern an die des feineren Temperaments: lustig und niedergeschlagen, munter und abgespannt, launig und mürrisch, sanft und auffahrend, anschmiegend und knurrig, duldend und widersetzlich — alles wie im Menschen — und nun gar sein Träumen! Diese Aehnlichkeit aber ist mir nicht niederschlagend, sondern eine tröstende Hoffnung, daß dieses Fleisch und Blut, was den Menschen quält und peinigt, dem eigentlichen Menschen nicht eigen, sondern nur eine Erdenzuthat ist, die er spurlos abstreifen wird, wenn er dieser Erde nicht mehr angehört und sich nicht freventlich selbst eins gemacht hat mit der Materie. Nicht in der Materie schlägt der Teufel seinen Sitz auf, sondern im Geist, indem er Selbstsucht und Hochmuth, Stolz und Haß pflegt und groß zieht nnd dadurch nicht das Vergängliche, sondern das Ewige im Menschen zu Grunde richtet. — Wenn es wäre, wie Sie schreiben, heißt es in einem anderen Briefe, „daß Summa Summarum wir allzumal Sünder sind und Gott am besten wissen müsse, warum er uns diesen sinnlichen Leib gegeben, welcher nicht ohne Sünde bleibt und bleiben könne," so bedürfen wir freilich keine Gnade, weil Gott allein die Schuld trägt, und allen Forschern ist die Thüre vor der Nase zugeschlagen. Wunderbar würde dann nur sein, daß die Angst über das Böse in uns immer wieder wach wird und uns abhält, all das Unglück Gott in die Schuhe zu schieben. Den Willen zum Bösen habe ich freilich nie an irgend einem Menschen gesehen, die Richtung zum Bösen aber immer. Wohl kann mich einmal, wenn ich auf das sehe, was ich geworden bin, was ich niedergekämpft und was ich errungen habe, Vertrauen zu meiner ei-

genen Kraft erfüllen, aber beſinne ich mich, ſo weiß ich ſo gewiß, wie man etwas wiſſen kann, daß, wenn ſtärkere Reize der Sinne, größere Ziele des Ehrgeizes, ſchwerere Bedrängniſſe und ſtärkere Verſuchungen mir begegnet wären, ich nicht geworden wäre, was ich bin. Und auch jetzt — wer muß nicht die Augen niederſchlagen bei der Frage: Gehört dein Leben Gott an oder der Welt? wem wird nicht wehe bei dem Gedanken, daß in jenem Leben zugleich mit uns auch unſere Thaten wieder erwachen werden? wer möchte Unreines mit ſich nehmen ins Paradies? wer möchte nicht rückwärts ſein Sein oder doch das Bewußtſein desſelben auslöſchen können ſchon hier auf dieſer Welt und wie viel mehr in jener? wer möchte nicht heidniſch trinken können aus der Lethe Strom? Aber das Evangelium ſagt davon nichts, ſondern vielmehr, daß wir alle offenbar werden vor dem Richterſtuhle Chriſti. Immer und immer drängt ſich uns daher die große und entſcheidende Frage wieder auf, ob Gott die Sünde vergeben will und kann. Wer dieſe Frage noch nicht verſteht, der verſteht ſich ſelbſt noch nicht, und wohl dem, dem nicht nur die Frage, ſondern auch die Antwort als eigenſtes Eigenthum in ſeinem Innern lebt. Bis zur Frage kann die Philoſophie den Menſchen führen, bis zur Antwort nicht. Die Philoſophen verkennen die Vernunft, wie die Juden das Geſetz — las ich vor kurzem in Hamann's Briefen — denn ſie wiſſen nicht, daß die Vernunft nur zur Erkenntnis unſerer Unwiſſenheit, wie das Geſetz nur zur Erkenntnis unſerer Sünde gegeben iſt; Wahrheit und Gnade läßt ſich nicht ergrübeln, nicht ererben, ſondern muß geſchichtlich offenbart werden. Man kann nicht anders als das verſtehen, und verſteht man es, ſo weiß ich nicht, wie man widerſtehen kann.

Eingehung der zweiten Ehe 1825.

Mit der ganzen Kraft der Vaterliebe hatte Perthes ſich des Glückes ſeiner Tochter Mathilde gefreut, als dieſe dem ihm lange ſchon naheſtehenden Manne verlobt ward; aber dennoch koſtete es ihm einen ſchweren inneren Kampf, auch dieſe Tochter ſich vom elterlichen Hauſe ablöſen zu ſehen. Von heute an iſt mein Kind, ſchrieb er, nicht mehr mein; ich werde zuſehen müſſen, wie es ſich von Tage zu Tage mehr von mir entfernt und ſeine Liebe zwar nicht von mir abwendet, aber doch einem anderen zuwendet. So ſoll es ſein: das Kind ſoll Vater und Mutter verlaſſen, aber der Schmerz iſt groß und das Herz des Menſchen blutet über dieſes Soll und tiefe Blicke in das eigene Innere eröffnen ſich und die Reinheit der Vaterliebe wird geprüft und durchſchaut.

Am Tage nach der am 1. Juni 1824 gefeierten Hochzeit ſeiner Tochter hatten ſich noch einmal alle Kinder im elterlichen Hauſe zuſammengefunden; als es mit ihrem Gehen einſamer und einſamer um Perthes ward und er ſich endlich allein mit den drei jüngeren Kindern fand, unterlag er faſt dem Schmerze. Es waren, ſchrieb er, ſchwere Stunden, als alle mich verließen. Zuerſt ging Matthias, um ein neues, ſelbſtändiges Leben zu beginnen; dann gingen meine beiden verheiratheten Töchter in ihr von mir ſchon lange gelöſtes Haus; noch blieb Mathilde mit ihrem Manne, dann ging auch ſie. Das Lebewohl dieſer Tochter, die mit grenzenloſer Zärtlichkeit an mir hing, durchſchnitt mein Herz: ich blieb allein, allein, wie ich ſeit dreißig Jahren nicht geweſen war. Nun habe ich fortan keinen geſchloſſenen Kinderkreis; kein Familienhaus gehört mir ferner an; das Haus, das ich mit Caroline gegründet, geht auseinander; wie ein Geſpenſt ſteht mir das Bild des allein Uebrigbleibenden vor der Seele. Eines der Kinder löſt ſich nach dem andern ab; in drei bis vier Jahren werden auch die drei kleineren, die noch bei mir ſind, mich verlaſſen; dann bin ich ſo frei wie der Vogel in der Luft, bin vogelfrei und eine lange Reihe von Jahren verſtoßenen Alleinſeins kann

mir noch bevorstehen. Das Grausen der Oede, des Verlassenseins kommt über mich und manche Thräne dringt aus meinem Auge.

Sehnlich wünschte Perthes, daß seine drei jüngeren Kinder auch nach der Verheirathung der älteren Tochter des Familienlebens nicht entbehren möchten. So leid es mir thut, schrieb er, den jungen Eheleuten mich und die Kinder als Zuthat ins Haus zu bringen, so wird mir dennoch keine Wahl bleiben. Meine älteren Töchter erinnern freilich daran, daß die Beschränktheit des Raumes und die Nothwendigkeit, mich nach fremder Sitte zu richten, mir ungewohnt und schmerzlich sein werde. Ist aber so viel innerer Schmerz überwunden, so wird auch das Ungewohnte des äußeren Lebens zu überwinden sein. — Einige Tage nach der Hochzeit seiner Tochter löste Perthes die eigene Hauswirthschaft auf und ordnete sein Leben dem neuen Hausstande seines Schwiegersohnes Becker ein. Nun sitze ich, schrieb er, auf dem alten Theil im Hause meiner Tochter, finde mich zurecht in der nicht großen Behausung und freue mich der Aussicht ins Freie, die ich nach allen Seiten habe. Das Verhältnis zu meinem Schwiegersohne, der mir mit vollstem Vertrauen entgegenkommt, gestaltet sich sehr glücklich, und die Sorge meiner Tochter, mich zu pflegen, kennt keine Grenze; die drei jüngeren Kinder fühlen sich heimisch; ich selbst habe wenig Bedürfnisse, habe mir das Leben nie durch Begehren nach Bequemlichkeiten unbequem gemacht und kann mich leicht in die Lebensweise anderer finden, und doch, ich will es gestehen, ist es dem altgewohnten Hausvater und Hausherrn schmerzhaft, nicht mehr Herr und König in einem eigenen Haushalte zu sein. Von frühster Kindheit an habe ich eine fast krankhafte Furcht gehabt, andern zur Last zu fallen und in die Lebensweise anderer störend einzugreifen. Nun sitze ich mit drei Kindern in dem jungen Haushalte; niemand wird sich die Last gestehen, aber ist deshalb die Last weniger eine Last? Dieser Gedanke reizt und peinigt mich, so sehr ich ihn zu bekämpfen suche, und wie wird es künftig sein? Ich schrecke zusammen bei dem Gedanken an ein hohes Alter, in welchem Geist und Körper immer abgespannter und der Theilnahme, Hilfe und Pflege bei Tag und bei Nacht immer bedürftiger wird. Nicht einen einzigen alten schwachen Mann habe ich gefunden, der sich, wenn er verein-

ſamt war, nicht in einem peinlichen und verlegenen Zuſtande befunden hätte und gar manchen ſah ich dann in ſchwere Thorheiten verfallen; wer darf ſich ſicher glauben, wer ſich überheben? Das glücklichſte Auskunftsmittel für eine ſolche Zeit iſt noch ein franzöſiſcher Kammerdiener früheren Zuſchnittes; wir haben es in der Emigrantenzeit geſehen, wie ſo ein Menſch für ſeinen alten Herrn kocht, ihn füttert, wäſcht und kämmt.

Perthes hatte indeſſen, obſchon er mit vollem Rechte ſagen konnte, wenig Bedürfniſſe zu haben, dennoch Bedürfniſſe, deren Abhilfe auch der anſtelligſte franzöſiſche Kammerdiener nicht gewähren konnte. Viele Jahre hindurch war er gewohnt geweſen, nichts allein, ſondern alles in Gemeinſchaft mit Caroline zu erleben; bei ihr hatte er ſtets das vollſte Verſtändnis ſeiner äußeren Verhältniſſe und ſeiner inneren Zuſtände vorausſetzen und deshalb mit einem Worte, einem Blicke ſich verſtändlich machen können; in Freud und Leid, im Großen und im Kleinen hatte er das lebendigſte Eingehen auf alles, was ihn bewegte, gefunden. Dieſe Gemeinſchaft des ganzen Seins war nun für ihn verloren und das Gefühl tiefer Einſamkeit verließ ihn ſeit Carolinens Tode in keinem ernſteren Augenblicke. Ich bin allein, ſchrieb er einmal an Nicolovius, und meine Sehnſucht iſt groß; ich ſuche Mittheilung aus der Tiefe der Seele, um die Oede zu beleben, die in mir iſt, aber ſo wie ich früher verſtanden ward, verſteht mich niemand; rede ich aus dem Innern, ſo lehrt mich die Antwort, die ich erhalte, daß der andere nicht ahnet, was ich meinte. — Es iſt wohl ſchwer, heißt es in einem anderen Briefe, ehelos zu bleiben, aber viel ſchwerer iſt es, innige Mittheilung der ganzen Seele gekannt zu haben und wieder zu verlieren. Die Liebe meiner Kinder beſitze ich in nicht gewöhnlichem Grade, aber die Liebe, die ich verlor, kann ſie mir nicht erſetzen. Die Liebe der Jugend hat andere Ziele als die des Alters; entweder liegt, was die Kinder lieben, als ſicherer Beſitz vor ihnen in der Gegenwart, oder ihr Auge und ihr Herz iſt auf die ſchimmernden Gebilde der Zukunft gerichtet. Eltern gehören der Vergangenheit an und die Vergangenheit hat für die Jugend nur eine bleiche Farbe. Vorwärts iſt helles Sonnenlicht, rückwärts matter Mondenſchein. So war es immer und ſo wird es im-

mer sein; auch wir sahen einst vorwärts, jetzt müssen wir rückwärts sehen. — Für das, was ich entbehre, schrieb er ein anderesmal, für das, was ich suche und nicht finde, gibt es keinen Trost. Dunkle Nacht ist in meiner Seele. Der äußere Mensch macht Geberden, ergötzt sich, ist heiter, aber im Innern ist Oede und kalter bitterer Frost; doch wo gerathe ich hin! Aber wenn man in einer neuen Ehe eine neue Menschenliebe entstehen sieht, die nichts von Zeit und zeitlichem Untergehen ahnet und dann im eigenen Herzen das Schatten- und Modewesen fühlt, so schütteln sich die Knochen und das Mark erbebt.

Mit diesem Gefühle der Einsamkeit und des Verlassenseins war Perthes als einundfünfzigjähriger Mann in die neue Lebensordnung eingetreten, welche ihn zu einem Gliede in dem jungen Haushalte seiner Tochter machte. Haus an Haus mit ihm wohnte die Schwester seines Schwiegersohnes, Charlotte Becker. Sie war an Heinrich Hornbostel, einen angesehenen Kaufmann in Wien, verheirathet gewesen und 1820 nach dem Tode ihres Mannes mit vier Kindern in das Haus ihrer Mutter zurückgekehrt. Die beiden ältesten Kinder, ein Mädchen und ein Knabe, waren rettungslos erkrankt und so oft ihr Leben auch dem Erlöschen nahe war, vermochte dennoch niemand vorauszusehen, ob der Tod sie schon nach einigen Wochen oder nach vielen Jahren von ihren Leiden erlösen werde. Perthes hatte bald, nachdem er sich in Gotha niedergelassen, die hartgeprüfte Frau, welche eine nahe Freundin seiner beiden verheiratheten Töchter war, kennen gelernt, hatte mit inniger Theilnahme die schweren Prüfungen, von denen sie getroffen war, gehört und sich der Kraft und Heiterkeit gefreut, mit welcher sie dieselben trug. Ich traf, schrieb Perthes später, freilich nur gesellschaftlich mit Charlotte zusammen, aber ich bemerkte bald ihren hellen Geist und ihren treffenden Witz; die rasche Lebhaftigkeit ihres Wesens, die Bestimmtheit und Gewandtheit in allem, was sie that, zog mich an, und ihre scharfe Beobachtung der Menschen, ihr kluges Durchschauen der Verhältnisse setzte mich in Erstaunen. Näher kamen wir uns indessen nicht und die tieferen Seiten des Lebens wurden nicht berührt. — Dreißig Jahre war Charlotte alt, als Perthes in das Haus seiner Tochter zog und nun

im täglichen Zuſammentreffen mit ihr und ihren Kindern ſie näher kennen lernte. Mir konnte, heißt es in einem ſpäteren Briefe, der innere Werth der Frau nicht verborgen bleiben; ich ſah ihre Wahrheit und Natürlichkeit in jeder Lebenslage; ich ſah die beſonnene Treue, die ausdauernde Liebe bei der ſchweren und mühevollen Pflege der kranken, ihre Einſicht bei Erziehung der geſunden Kinder; ich ſah, wie ſie bei ihrer Lebhaftigkeit und ihren Lebensgaben jeder Lebensfreude wie ſich von ſelbſt verſtehend entſagte, ſobald die Kinder ihrer bedurften. Sorge, Angſt und die am Krankenbette durchwachten Nächte hatten ihren Zügen den Ausdruck ſtillen Schmerzes gegeben, aber der geiſtvoll heitere Blick war ungetrübt. Wohl konnte ich einzelne heftige Aeußerungen ihres ſchweren Leidens bemerken, aber im ganzen fand ich ſie gefaßt, ergeben und getroſt. Ich hatte den ernſten Vorſatz, jetzt und künftig der Mutter und den Kindern in allen Verhältniſſen mit Liebe beizuſtehen. Freundlich nahm ſie meine Herzlichkeit auf und ihr Vertrauen beſaß ich, aber auch nicht ein einzigesmal tauchte der Gedanke an ein näheres Verhältnis mit dieſer Frau in mir auf.

Gegen Ende Juli 1824 kam Rebekka Claudius, Perthes' Schwiegermutter, mit ihrer Tochter Auguſte zu einem vierwöchentlichen Beſuche nach Gotha. Sie ward tief von Perthes' Lage ergriffen und auf einem Spaziergange durch den Orangengarten — es war am 11. Auguſt — ſprach ſie ſich darüber gegen ihn aus. Perthes ſei, ſagte ſie, ſchon jetzt nicht mehr Herr in einem eignen Hauſe, in kurzem werde er auch von den jüngern Kindern verlaſſen ſein und könne bei ſeiner kräftigen Geſundheit dann noch eine lange Reihe von Jahren zu durchleben haben. Ihm ſei die Einſamkeit nicht gut und die Verlaſſenheit könne er nicht ertragen; er möge nicht anſtehen, ſich eine Gefährtin für ſein noch übriges Leben zu wählen. Bei dieſen Worten ſchoß wie ein Blitz der Gedanke an Charlotte durch Perthes' Seele; er antwortete nicht und einen ſchweren Kampf hatte er von dieſem Tage an mit ſich zu kämpfen. Im September theilte er das Für und Wider, welches ihn bewegte, ſeiner Schwiegermutter in einem ausführlichen Briefe nach Wandsbeck mit, gab aber noch keine Andeutung darüber, daß es nicht mehr allein die Ehe, ſondern ſchon

eine bestimmte Ehe war, welche ihn in Unruhe und Ungewißheit setzte. Nachdem er die verschiedenen in seinen äußeren und inneren Verhältnissen liegenden Gründe angeführt hatte, welche die Eingehung einer zweiten Ehe zulässig und rathsam für ihn machen konnten, heißt es weiter in dem Briefe: Ich weiß gewiß, daß Caroline in Kenntnis meines Gemüthes und Temperamentes meine Wiederverheirathung voraussah und ich bin sicher, daß die Treue zu ihr im Innern meiner Seele durch keine neue Verbindung gestört oder getrübt werden kann. In mir lebe ich im Andenken an meine selige Caroline und ich werde in diesem Andenken fortleben bis zu meinem letzten Tage; aber ich muß mir sagen, daß das doch nur möglich ist, indem ich mir ihren nun seligen Geist wiederum verkörpere und ihn mir als menschliche Persönlichkeit vorstelle, welche Theil nimmt an meinem irdischen Sein, an meinem ganzen Thun und Lassen, und ich darf mir nicht verbergen, daß es so menschlich vorgestellt meiner lieben Caroline doch wohlthuender sein würde, wenn ich stille und allein ihrem Andenken fortlebte. Auch ist es doch wahr, daß die heilige Schrift, obschon sie nicht wider eine zweite Ehe ist, dieselbe doch wohl nur um unseres Herzens Härtigkeit wegen zuläßt. Die bürgerlichen Gesetze enthalten kein Verbot, aber die Stimme und die Sitte des Volkes haben zu allen Zeiten Abneigung wider sie gehabt, und die Jugend, bei der das Ideale frisch und lebendig ist, und die Frauen, die mit ihrem Geiste ewig zur Jugend gehören, sehen mit innerem Widerwillen auf die zweite Ehe hin. Auch ich weiß es, daß mein Alleinbleiben nicht nur um anderer wegen sondern auch an sich würdiger wäre; aber ich weiß auch, daß das doch nur dann der Fall ist, wenn nicht der eigene Hochmuth solche Würdigkeit erlügt, um vor sich selbst, vor anderen Menschen und vielleicht auch vor Gott in einem falschen Lichte zu glänzen oder um unter dem Schein der Treue die Selbstsucht, welche nur sich allein leben will, zu verbergen. Uns ist die Liebe zur Creatur mitgegeben in unser Erdenleben, um uns zur Liebe, das heißt zur Liebe zu Gott zu erziehen. Kann ich nun dieser irdischen Erziehungsmittel entbehren und dennoch die Liebe in mir lebendig erhalten? kann ich, wenn keine Familienpflicht mich nöthigt, auch für andere zu sorgen, der Gefahr entgehen, kalt mich ab-

zuſchließen und nur mir in gröberer oder feinerer Selbſtſucht zu leben? Manches ſchreckliche Beiſpiel anderer ſteht mir vor der Seele! Iſt es Schwäche, wenn ich mir ſage: Du kannſt, wie du biſt, der irdiſchen Erziehungsmittel zur Liebe nicht entbehren, oder wäre es nicht vielmehr Hochmuth, wenn ich glauben wollte, ich ſei ihrer nicht mehr bedürftig? Ich weiß keine Antwort auf dieſe Fragen.

Das Ende ſeines inneren Kampfes ward weder durch die Antwort auf dieſe Frage, noch durch allgemeine Betrachtungen über die Zuläſſigkeit einer zweiten Ehe herbeigeführt, ſondern durch die wachſende Liebe zu der Frau, mit welcher er die zweite Ehe eingehen wollte. Sonderbare Erfahrungen mache ich an mir, ſchrieb er einige Wochen ſpäter an Riſt. Jene Stimmung, die ich kannte, bevor Inneres und Aeußeres mich ſtörte damals, als die erſten Unſchuldsneigungen in das Herz des Knaben einzogen; jene träumeriſche Zartheit des Gefühls, welches ſich in ſtill freudige Sanftmuth, in Wohlwollen gegen Menſchen, Natur und alle Geſchöpfe auflöſte, lag viele, viele Jahre hinter mir wie ein lieber, ſchöner Traum; kein Wunſch konnte ſie wieder hervorrufen. Heute wird mir wieder, wie mir damals war. Wie iſt das möglich in dem alten Manne? wie kann mir das kommen, deſſen Herz ſo vielfach von der Welt und Zeit durchſtürmt iſt? wie kann mir, der ich ſo viel erfahren, ſo viel gefehlt, die Unſchuldsſtimmung des eben erwachenden Knaben, ich weiß keinen andern Ausdruck, wiederkehren? Ich fühle mich wie ein Kind, ich rufe mir zu: Wache und bete; aber kein Miston iſt in mir, keine abmahnende Stimme wird in meinem Innern laut, ich kann beten und in innigſter Gemeinſchaft mit meiner ſeligen Caroline ſein.

Perthes war ſich der Macht, die in ihm drängte, völlig bewußt. Ich weiß, ſchrieb er einige Tage ſpäter wiederum an Riſt, daß, wenn im menſchlichen Herzen eine Neigung zur Blüte gekommen iſt, das innere Maß nicht richtig und Selbſttäuſchung faſt unvermeidlich iſt. Es gibt dann noch, um ſich zurecht zu finden, einen proſaiſchen aber ſicheren Weg: die Prüfung nemlich deſſen, was das Herz begehrt, an den äußeren Verhältniſſen. Hier iſt Täuſchung, hier Misverſtändnis am ſchwerſten möglich. Greife ich, wenn ich meinem Herzen folge, ein in irgend eines Menſchen Recht, ſtöre ich irgend eines Menſchen

Frieden, werde ich in der Thätigkeit, die mein Beruf mir auferlegt, gehemmt, kann ich ihren Kindern die übernommenen Pflichten erfüllen, ohne meinen Kindern etwas zu entziehen? Wohl fühle ich, daß täglich neu werdender Schmerz durch das Leiden der beiden kranken Kinder meiner wartet und daß ich diesen gegenüber eine schwere Aufgabe zu lösen habe; aber ohne das Hineintreten in dieses Leiden würde ich mich nie für berechtigt gehalten haben, das Schicksal dieser Frau an das meinige zu binden.

Seit Mitte des Septembers stand Perthes' Entschluß fest, aber Wochen hindurch schwieg er, um ruhiger in sich selbst zu werden. Als er endlich Mitte October sich erklärte, erhielt er eine Antwort, aus welcher er sehen zu können glaubte, daß Neigung sie eingegeben habe, aber eine Entscheidung brachte sie nicht; diese könne erst dann erfolgen, wenn der Zustand der beiden kranken Kinder ruhige Ueberlegung und einen sichern Blick in die Zukunft möglich mache. Perthes glaubte, daß auch ihm das Hinausschieben das Liebste sei, aber in diesem Glauben hatte er sich geirrt; denn nun erwachte in ihm die Leidenschaft mit jugendlicher Macht. Auch in diesen Tagen ließ er den Freund ohne Scheu tief hinein in sein Inneres schauen. Ich bedarf jetzt, schrieb er an Rist, eines Freundes Herz und will, daß Sie alles wissen sollen. — In wunderbarer Wahrheit spiegelt sich in den Briefen, die Perthes damals schrieb, die Unmittelbarkeit seines ganzen inneren Seins ab. Ich erschrecke vor mir selbst, heißt es einmal: bin ich ein Thor und täusche mich, oder habe ich wirklich bis an das Ende meiner Tage die Freuden und die Qualen der Jugend zu tragen und den Kampf mit diesem unsäglich bewegten Herzen zu kämpfen? Ich habe geschrieben, sie solle Nein sagen, wenn sie nicht Ja mit freudigem Herzen sagen könne; auch ihr Nein würde mich ruhig finden und ruhig lassen. Das habe ich geschrieben und das konnte ich schreiben mit voller Wahrheit damals — und jetzt würde ein Nein mich zerbrechen, das Ja wird mir neues Leben geben. — Dieselben Briefe aber, die überströmen von der Glut des Gefühls, enthalten zugleich die schärfste Beobachtung des eignen inneren Zustandes und betrachten und beurtheilen, was in ihm vorging, besonnen und kalt. Mir ist es, schrieb er, wie wenn jeder, der mich sieht, denken müßte: Sollte

wirklich in dem alten Manne die Leidenschaft so noch walten. — Ich habe, heißt es ein anderesmal, neue Erfahrungen gemacht und neue Blicke in die Tiefe des Menschenherzens gethan; nicht allein auf mein Erdenleben, auch auf mein ewiges Heil werden diese Tage des Kampfes einen bleibenden Einfluß haben. — Der leidenschaftliche Jüngling und der reife Mann, der den Jüngling beobachtet, beurtheilt und auch wohl belächelt, waren damals in Perthes vereint. Ich schreibe an Lottchen und erhalte Antwort von ihr, äußerte er gegen Rist; aber unser Briefwechsel geht sehr geheim in Büchern, die ich sende und zurückerhalte. Schade, daß der selige Kotzebue nicht mehr lebt, er würde seine Freude daran haben; in einer deutschen Tragödie darf doch der Hanswurst niemals fehlen. — Alle menschlichen Dinge, heißt es ein anderesmal, so vornehm sie auch aussehen, haben ihren komischen Anhang: wird Charlotte meine Frau, so werde ich, da sie die Schwester meines Schwiegersohnes ist, der Schwager meiner Tochter und mein Schwiegersohn der Sohn seiner Schwester. — Der Ernst indessen und die Sicherheit des reifen Mannes erhielt doch immer wieder die Herrschaft. Es müßte doch, schloß Perthes einen Brief an Rist, Gott selbst jammern, wenn so viel Arbeit, wie in dem lieben langen Leben an mir vorgegangen ist, vergebens gewesen sein sollte; ich habe guten Willen, ich habe Glauben und Gebet und ich will schon fertig mit mir werden.

Ein solcher Zustand heftiger innerer Bewegung konnte nicht lange anhalten, ohne eine Entscheidung herbeizuführen. Der 25. October 1824 war der Tag der Verlobung. Achtung, vertrauende Zuneigung fühlte Charlotte immer zu mir, schrieb Perthes an Rist, nun hat die Innigkeit meiner Liebe sie ergriffen und sie ist mein. Die Stürme haben sich gelegt und in mir ist wieder Ruhe; auch glaube ich, daß im tieferen Grunde meiner Seele der Friede nie zerstört war. — Wochen ruhiger Mittheilung haben wir gehabt, schrieb er etwas später; im Innern und über Inneres verstehen wir uns leicht, obschon das Verständnis ganz anderer Art ist, als es mit meiner seligen Caroline war. So verschieden sind die Persönlichkeiten beider, daß es unmöglich ist, sie in ein Bild zu fassen, und keine Gefahr ist, beide nicht völlig gesondert in mir zu erhalten. Nicht einmal vergleichen

könnte ich beide; jede ist ein ganz anderes und steht als ein ganz verschiedenes in meiner Seele. Sonderbar wird unsere Stellung zum äußeren Leben dadurch, daß Charlotte mich zuerst in Gotha kennen gelernt. Hier, wo ich als Fremder unter Fremden lebe, sind alle Beziehungen zu meinem früheren Leben, alle Zusammenhänge mit meinen früheren Verhältnissen abgeschnitten; alle meine Freundesverbindungen, alle Briefe, die an mich kommen, müssen ihr erscheinen wie Stücke einer fremden, veralteten Welt. Von mir, das heißt von meinem früheren äußeren Thun und Wirken im Zusammenhange zu erzählen, ist mir unmöglich; ich muß es darauf ankommen lassen, wie Charlotte sich den Zusammenhang nach und nach herausfühlt. — Hinter mir liegt, schrieb Perthes in den letzten Tagen des Decembers, ein Jahr, erfüllt mit Sorgen, Arbeiten, Kämpfen und Erfahrungen; vor mir eine Zeit, die nicht minder reich sein und Arbeit mir bringen wird, wie kaum eine andere. Frei wie ich war, konnte ich rasch in die großen Unternehmungen meines neuen Geschäfts hineingehen, und hatte nicht nöthig, ängstlich den Umfang meiner Vermögenskräfte zu berechnen; jetzt wird mir größere Vorsicht und erhöhte Anstrengung zur Pflicht; schwere ununterbrochene Arbeit ist der Weg, den meine Natur mir zum Gehen anweist. So habe ich nicht zu fürchten, daß Charlotte der Pflege und Sorge für ihre Kinder Zeit wird abbrechen müssen, um mein Leben auszufüllen. Daß auch sie große und schwere Aufgaben zu lösen hat, ist mir ein Segen; eine Frau, die an mich den Anspruch machte, für die Ausfüllung ihrer Zeit zu sorgen, würde mich mit Angst erfüllen. Arbeiten, beten, wachen, das ist unsere gemeinsame Aufgabe, dazu wolle Gott seinen Beistand und seinen Segen geben!

Mitte Februar 1825 ging Perthes nach Berlin, wo er bis Mitte März verweilte. Ich danke Gott, ich danke ihm von Herzen, heißt es in dem ersten Briefe an seine Braut, daß er Dich mir zugeführt hat, Du liebe, reine, ehrliche Seele. Dein Brief liegt vor mir; unter uns gesagt, ich habe ihn geküßt, wie der Jüngling des Mädchens Liebeszeichen an seinen Mund drückt, und warum sollte auch unser Herz nicht jung fühlen? Ist das Gefühl treu, so ist es auch jung, mag auch Zeit und Welt die Glieder gealtert haben. Dein

Brief liegt vor mir und macht mich sehr glücklich. Meine Charlotte, alles, was Du sagst, kommt aus einem so einfachen, richtigen Sinn, daß es mir ein festes Einverständnis unserer Seelen zusagt. Du willst von mir in Deinem inneren Wesen gestärkt, gehoben werden, wie mich meine Caroline stärkte und hob. Liebe Charlotte, wohl weiß ich, daß ich Dich zu einer Erkenntnis führen kann, die Dir Sicherheit gibt für Dein ganzes Sein, aber nur Sicherheit für das, was Du schon hast; denn Gott ist mit Dir gewesen in Deinem Kummer, in Deinen Leiden und er ist noch mit Dir. Auch mit mir war Gott und ist Gott und ich habe Erkenntnis der ewigen Wahrheit, aber Du bist reiner, besser und fester als ich. Ich habe dies rege, innige, volle Herz der Liebe, aber sonst! meine geliebte Charlotte — Caroline hielt mich oben, für Dich ist auch noch Arbeit, halte mich fest an Deinem Herzen; ich bedarf, daß mein unruhiger Geist festgehalten werde im Arm der Liebe durch das Auge der Liebe, was zum Himmel schaut. — Wenn ich mir Dein ganzes Wesen vorstelle, schrieb er einige Tage später, wenn ich den Ausdruck Deines Geistes, Deines Herzens vor mir sehe, wird mir wohl und warm. Wer recht das Innere der Liebe hegt, gibt sich hin und muß sich hingeben, aber auch nur allein aus ihr kommt Kraft zur That, kommt Muth zum Wirken und zum Schaffen, kommt das Dransetzen seiner selbst zu Zielen, die uns Gott gesetzt hat. In mir ist wohl Wahrheit und Liebe, aber des Unsteten, Wilden, Fliegenden, des Drängenden und Ungebändigten viel lebt und arbeitet in mir und die Ruhe des Alters will nicht kommen. Nimm mich hin, wie ich bin, habe Geduld, habe Liebe. Du mußt mich halten und doch werde auch ich Dich halten, das weiß ich.

Mitte März kehrte Perthes aus Berlin nach Gotha zurück, mußte aber gegen Ende April wiederum auf einige Wochen nach Leipzig und feierte dann am 13. Mai seine Hochzeit. Tief bewegt schied ich in Leipzig von Euch, schrieb Perthes am 14. Mai an Besser. An der Pforte eines neuen Lebens stehend, war es mir, als sagte ich Euch, den Zeugen meines früheren Lebens, ein ewiges Lebewohl. Der Wagen ward mir zum Schiff, das den abfahrenden Schiffer fortführt von dem gewohnten, langbekannten Lande in eine ferne, unbekannte Weite. Meine Vergangenheit lag hinter mir wie das sichere Ufer,

und verbarg sich, je weiter ich mich von Euch entfernte, von Minute zu Minute in weiterer Ferne. Meine Zukunft lag vor mir wie das weite unbekannte Meer; kein Anker, den ich auswarf, wollte fassen. Zerrissen an Geist und Herz traf ich vorgestern Abend in Gotha ein und Charlotte ward mir allein dadurch, daß ich sie fand, zum inneren Frieden und zur Sicherheit. Gestern Morgen 7 Uhr wurden wir verbunden und verlebten den Tag in Stille und Ruhe, wie es unserem Verhältnisse angemessen war. Heute hat die neu zusammengesetzte Familie sich zum ersten Mittagstisch zusammengefunden und mir ist erstaunlich friedlich und stille zu Muthe. — Noch niemals in meinem Leben habe ich, schrieb Perthes acht Tage später, eine solche Sicherheit in meiner Seele empfunden über das, was ich gethan, was ich gewagt, als jetzt; mir ist, wie wenn der Friede Gottes sich auf mich niedergelassen hätte und so sage ich: Preis und Dank sei Gott dem Herrn!

Der Friede und die Stille, die Perthes suchte, so lange er lebte, wurde ihm zwar auch durch das neue Lebensverhältnis nicht ohne weiteres zu Theil; er hatte vielmehr nach außen und nach innen darum zu kämpfen bis in die Stunden seines Todes hinein: aber ein Glück und ein Segen ward ihm die zweite Ehe in einem Maße, wie er selbst bei deren Eingehung nicht geahnet. Schwere Forderungen stellte sie allerdings an ihn. Neben der Erziehung der drei eigenen noch unerwachsenen Kinder war er nun auch für die der vier Stiefkinder verantwortlich. In ein neues Familienleben zusammengesetzter Art sollte der dreiundfünfzigjährige Mann sich hineinleben und Aufgaben, wie sie nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur nur dem frischen Lebensmuthe des jungen Mannes gestellt sind, hatte er zu lösen, indem ihm die Freuden und Sorgen einer jungen Ehe in reichem Maße zu Theil wurden. Vier Kinder wurden ihm geboren: Rudolf am 13. April 1827, Caroline am 1. October 1828, Auguste am 23. September 1830, Elise am 3. Juli 1832. Krankheiten und Leiden der Kinder, die Sorgen der Erziehung, die Unruhen eines großen Haushalts berührten seinen lebhaften, leicht erregbaren Sinn stärker, als es bei den meisten anderen Menschen der Fall ist; aber er hat sie ganz gewiß nicht in einem einzigen Augenblicke als eine

Last empfunden. Das Gefühl des Dankes vielmehr für das ihm zu Theil gewordene Glück hat ihn bis zu seinem Tode nicht verlassen. Nach außen wie nach innen hatte er in mancher Beziehung einen Halt gefunden, dessen er sich bedürftig wußte, und konnte wiederum einen Halt gewähren in dem höchsten und tiefsten Verhältnisse, welches die Menschenbrust erfüllt. Ich habe einen großen Schatz gefunden, schrieb er an Niebuhr, ich werde mit der zartesten weiblichen Liebe geliebt und meiner Charlotte edler Sinn sieht nichts in mir nach, was ihrer Achtung vor mir Eintrag thun könnte. Meine Schuld wird es sein, wenn unser Verhältnis nicht die Reinheit gewinnt, die den Frieden Gottes in sich trägt. — Vielleicht die zweite Ehe überhaupt, gewiß aber die zweite Ehe mit dieser Frau war ein solcher Segen für Perthes, daß sich die, welche ihn näher kannten, nicht ausdenken konnten, was und wie er geworden, wenn Gott sie ihm nicht zugeführt hätte. Ich fühle in tiefer Demuth, schrieb er selbst einmal, welche Ansprüche Gott an mich machen müßte, wenn er nichts wäre als gerecht; unendlich großes hat er auch in meinem späteren Leben an mir gethan, um in mir die Liebe lebendig zu erhalten, und wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.

Die ersten Jahre der neuen Ehe 1825—1830.

Wenige Wochen nach der Hochzeit forderte der Arzt für die kranken Kinder den Gebrauch des Emser Bades. Perthes entschloß sich mitzureisen und brachte die Wochen von Ende Juni bis Ende Juli mit seiner Frau, seiner jüngsten Tochter und den beiden Kranken in Ems zu. Hier habe ich meine Schwarzburger Waldgegend; enge Thäler und Schluchten, dichte Waldungen und grüne Wiesen, Bäche und Quellen wieder gefunden, schrieb er einige Tage nach seiner Ankunft, und bin daher sehr zufrieden und lache das Menschenvolk aus, das über das traurige langweilige Ems klagt und sich auf dem eng-

sten Raume umhertreibt, während die Natur in weiter herrlicher Fülle sich von allen Seiten öffnet. Die hohen Herrschaften trifft man nur Morgens von 6—8 und Abends 7 Uhr am Brunnen, sonst leben sie auf ihren Zimmern unter, mit und über einander. Ob dieser Abgeschlossenheit ärgert sich nun die darauf folgende Classe: der kleine Adel, die Gelehrten, die Frankfurter Banquiers, die Hamburger und Bremer Kaufleute; sie schließen sich aber ebenfalls wieder ab und hüten sich wohl, gemein zu thun mit den Oekonomen, den reichen und fein angethanen Bierbrauern, Eisen- oder Tuchhändlern. So ziehen die Abstufungen sich herauf und herunter und unter den allen hantieren die Badeärzte herum, staffieren ihr einfaches Wasser mit hohen Redensarten aus und leben nun, nachdem sie neun Monate Krähwinkler an irgend einem kleinen nassauischen Orte gewesen sind, in höchster Anstrengung, um den vornehmen Leibarzt zu spielen.

Nach allen Seiten hin durchwanderte Perthes die Berge und Thäler, er sah in Koblenz wiederholt den ihm lange befreundeten Medicinalrath Ulrich und in Sayn seine Schwägerin Anna Jacobi, die von Siegburg dorthin gekommen war, um dem alten todkranken Pfarrer Boos, dem Genossen von Goßner, Lebewohl zu sagen. Gestern besuchte ich in Koblenz, schrieb Perthes an Rist, den General Pfuel, dem ich seit 1813 nicht wieder begegnet war. Meine Augengläser sind freilich ganz anders gefärbt als damals; doch erkannte ich auch jetzt die raschen Blitze und husarenartigen Kräfte von ehedem, die aber wohl geneigt sind, ein hohes und leichtes Spiel zu spielen. — In Ems selbst war an anregendem Umgang kein Mangel. Viel und gerne verkehren wir, schrieb Perthes, mit Professor Sack aus Bonn, der die zweite Tochter meines alten Max Jacobi geheirathet hat, und haben eine sehr liebe Bekanntschaft an dem Orientalisten Umbreit aus Heidelberg gemacht. Vom Grafen Bernstorff, dem preußischen Minister des Auswärtigen, werde ich oft zu dem morgendlichen Brunnenspaziergang und unbefangenem Gespräch aufgefordert und betrachte mir daneben mit Theilnahme Maria von Weber und mit Neugierde Börne, der hier umherstreicht. Am letzten Donnerstag den 14. Juli ging ich den herrlichen Weg nach Nassau, um dort mich bei Stein melden zu lassen. Er nahm mich an, war

aber nicht allein, sondern hatte außer einigen anderen bestirnten Herren den russischen Minister des Inneren Kotschubey bei sich. Den Russen zu hören, war sehr interessant; er hat eine kranke Tochter, die nicht gehen kann, vor zwei Jahren nach Marseille, von da nach Ischia, von da an die Wolga, von da in die Bäder am Kaukasus und von da hierher nach Ems gebracht. Diese Badereisen eines kranken Mädchens sind ein rechtes Symbol für die Dimensionen aller russischen Verhältnisse. Die Vornehmen der Nation bilden die fliegende Brücke zwischen der civilisierten und der asiatischen Welt; wenn man sie hört, verschwinden dem Umfange nach alle Verhältnisse anderer, so groß sie auch an sich sein mögen. Als Orlow's Werk über Neapel erwähnt ward, rühmte Kotschubey den guten Einfluß, den die französische Herrschaft auf Neapel gehabt habe; es wären unter ihr Männer für den Staat ausgebildet worden, die vortreffliche Werkzeuge für eine kräftige Regierung werden könnten, um Land und Volk aus dem Schlamme zu ziehen, in welchen es seit lange versunken sei. Den russischen Finanzminister Cancrin nannten Kotschubey und Stein einen tüchtigen Geschäftsmann, voll Geist und Kenntnisse und von großem Verdienste als Intendant der Armee, aber, setzte Kotschubey hinzu, seine deutsche Ideologie sei unerträglich und werde den Mann annullieren. Diese Misachtung des deutschen und jene Bewunderung des französischen Wesens ist charakteristisch für den Russen. Als die Rede auf die griechischen Angelegenheiten kam, sagte Kotschubey: In die auswärtige Politik meliere ich mich nie, meine Privatmeinung aber ist, daß diese Griechen und deren Unabhängigkeit auf ihren Schiffen fortleben werden, selbst wenn sie auf dem Lande unterliegen. — Da Stein mich gebeten hatte, ihn noch einmal zu besuchen, ging ich vorgestern Sonntag (den 17. Juli) Vormittag wieder nach Nassau und war nun mit Stein allein. Er sprach viel und lebendig über das, was er erlebt. Als Napoleon's Aufenthalt in Wien während des Jahres 1809 und der Mordversuch auf ihn in Schönbrunn berührt ward, hob er mit großer Heftigkeit das Verrückte des Wahns, durch solche That ein Volk retten zu wollen, hervor. Das Seinige thun, auf Gott vertrauen und abwarten, das sei die Sache. Gott leite die Welt und ohne ihn seien die Menschen nichts. Als er 1777

von der Universität gekommen und ins Leben eingetreten sei, hätten viel tüchtige aber ungeduldige Leute geglaubt, daß die europäische Welt an den großen Armeen und an der schlechten Verwaltung zu Grunde gehen würde; später habe man von der französischen Revolution und von der Napoleonischen Herrschaft das Ende der Dinge erwartet; jetzt glaubten die einen, daß sie an dem monarchischen Princip und an der heiligen Allianz, an Metternich und Gentz, die anderen, daß sie an dem Liberalismus zu Grunde gehen würde, aber die Welt werde bestehen trotz Metternich und Gentz und trotz aller Liberalen. Mit rücksichtsloser Offenheit äußerte Stein sich dann über den König von Preußen und den Kronprinzen, über den Katholicismus und die Furcht vor ihm, über Voß und Paulus, über de Wette's Absetzung und über das Gelehrtenvolk. Graf Bernstorff nannte er einen sehr edlen Mann, verdeckte aber dessen schwache Seiten nicht. An demselben Sonntag ward es gegen Abend sehr lebhaft in Ems, weil der Kronprinz und die Kronprinzessin von Preußen erwartet wurden; die Feuer auf den Bergen ringsumher, die erleuchteten Nachen auf der Lahn gaben der Gegend mit ihren gezackten Bergen einen höchst wunderbaren Glanz. Niebuhr war vom Kronprinzen nach Ems beordert und bewegte sich höchst munter und kräftig in der hohen Gesellschaft und war herzlich und innig mit uns. Durch ihn ward ich mit dem Grafen Gröben, Dörnberg's Schwiegersohn, bekannt, der den Kronprinzen als Adjutant begleitet; Bernstorff, Niebuhr und Gröben sich zu Reisebegleitern zu wählen, setzt einen nicht gewöhnlichen Sinn voraus. Es stieg bei der Abreise allein Niebuhr zum Prinzen in den Wagen. Die beiden Männer nebeneinander gewährten einen wunderbaren Anblick. Gar komisch ist es anzusehen, wie die Emser vornehmen Gestirne verschieden kreisen, je nach dem Wechsel der Sonnen, die hier erscheinen; sobald eine glänzendere kommt, wechseln alsbald die Bahnen und Wirbel. Nur die Russen gehen stolz auf eigenen Füßen und neben ihnen zwei englische Generale, die stumm, verdrießlich und widerlich, wie alte große Hunde unter Gekläff von kleinen, die langen Maultaschen hängen lassen. Uns gegenüber wohnt der Fürst Narischkin aus Odessa mit einer jungen hübschen Frau; natürlicher und einfacher als dieses Ehepaar kann

man nicht leben; mit ihren vielen Domestiken, Stockrussen, gehen sie auf das freundlichste um. Es ist doch aufrichtend zu sehen, wie die bessere Natur im Menschen den einzelnen oftmals zum besseren zurückkehren läßt, wenn auch die Ueppigkeit des Geschlechts durch Stand, Rang und Reichthum bis an die äußerste Grenze gekommen ist.

Als Perthes am 30. Juli 1825 nach Gotha zurückgekehrt war, nahm nach so mannigfachen Unterbrechungen der Beruf seine volle Thätigkeit in Anspruch; in angestrengter Geschäftsarbeit verfloß das ganze nächste Jahr. Während er das seit seiner Uebersiedelung nach Gotha in Beruf und Familie neu begonnene Leben mit Kraft und nicht ohne Erfolg zu gestalten und weiter auszubilden suchte, drohte ein liebes Band, durch welches ihm der Zusammenhang mit seiner Hamburger Vergangenheit noch immer lebendig vermittelt ward, zu zerreißen. So innig und so nahe wie kein anderer hatte Johann Heinrich Besser mit ihm das vergangene Leben durchlebt. Du bist nun eigentlich der einzige Mensch, schrieb Perthes nach Carolinens Tode einmal an Besser, der alles von mir weiß, soviel überhaupt ein Mensch von dem andern wissen kann, und Du bist überdies rückwärts die Brücke zu meinem früheren Leben, über welches sonst der Sargdeckel gelegt ist. — Eine liebe, bedeutende und höchst eigenthümliche Natur war Besser immer gewesen und ist es geblieben bis an seinen Tod. Er war, schrieb später Frommann, einer der wohlwollendsten und liebenswürdigsten Menschen, die mir jemals vorgekommen sind, dabei ein gewaltiger Arbeiter und im Besitze sehr umfassender und gründlicher Literatur- und Sprachkenntnisse. — In vielen Briefen sprach Perthes selbst sich wiederholt über diesen seinen lieben Freund und Bruder aus. Was Besser geistig hatte, schrieb er einmal, wurde ihm nicht durch Entwickelung des Gedankens, sondern durch unmittelbare Anschauung zu Theil, die ihn viel weiter brachte, als der sogenannte verständige Mann jemals kommt. Seine Ansichten über Welt, Menschen und Verhältnisse waren unwandelbar auf unsere heilige Wahrheit und auf feines Gefühl für Sittlichkeit und Recht gegründet; dem Eindruck, den Personen auf ihn machten, konnte man fast immer vertrauen. Jedem Vorliegenden gab er sich

ganz hin; galt es etwas wichtigem oder der Hilfe eines anderen, so war er der größten Kraft und Aufopferung immer fähig, aber im kleinen, täglichen Leben fing er leicht zu viel und zu groß an und ließ es dann bei Anfängen bewenden. Tausende von Plänen für das Geschäft, für literarische Zwecke schrieb er auf einzelne Zettel; seine Anstalten zu Familienfesten, zu Weihnachten u. s. w. gingen immer ins unausführbare, seine Lust zu schenken hatte keine Grenzen. Für die Natur hatte er einen wahren zarten Sinn und die Schönheit einer Gegend konnte ihn bis zu Thränen ergreifen; in der Musik lebte und webte er; Wochen lang konnte ihm eine Melodie nachklingen. Dann suchte er allein zu sein, um zu singen, und man hörte wohl vom geheimen Orte Arien ertönen. Der Freude gab er sich bis zur Erschöpfung hin und frohe Tischgesellschaft machte ihn überglücklich. Er stand sehr früh auf, oft um 3 oder 4 Uhr, aber der Schlaf hatte große Gewalt über ihn; gegen Abend pflegte er mit der Feder in der Hand, eine graue Wollmütze auf den Kopf gesetzt, einige Minuten zu schlummern und schrieb dann, munter erwachend, weiter fort. Im großen war er einfach und ohne Ansprüche, hing aber an tausend Kleinigkeiten; auf Reisen trug er eine Menge Kleidungsstücke der Taschen wegen, die er darin machen ließ; einundzwanzig hat Caroline einmal lachend gezählt; alle waren gefüllt mit Etuis, Scheren, Messern, Kämmen, Feuerzeugen, vielen Brieftaschen und dergleichen; der Rauchtabacksapparat war unermeßlich; in die Wagentaschen wurden von allem noch Doubletten gesteckt und dennoch machte seine Reiselust und Freudigkeit, sein Muth und Entschlossenheit bei Unfällen ihn zu dem besten Reisegenossen, den man sich nur wünschen kann. Durch und durch Humorist, war er ein liebes Kind Gottes, ein selten reiner Mensch, ein kräftiger, tüchtiger Mann. — Von Jugend an hatte Besser zuweilen Zeiten gehabt, schrieb Perthes ein anderesmal, in denen den fröhlichen, an jovialer Laune und guten Einfällen überreichen Mann eine gedrückte, düstere Stimmung überfiel; dann konnte ihm, der leicht und sicher arbeitete, Verzagen darüber ergreifen, ob er im Stande sein werde, die grade vorliegenden Geschäfte zu bewältigen, und dem Manne, der wie wenige ein Herz voll Liebe, Wohlwollen und Vertrauen hatte, stellten dann Menschen und Verhält-

niſſe ſchwarz ſich dar. Von mir hat ihn ſeine graue Zeit, wie er ſie nannte, nie auch nur eine Stunde entfernt, ich kannte ſie und wußte ſie zu behandeln. In großen Verhältniſſen war er immer tapfer und kräftig, wirkliches Leiden trug er ruhig, bedeutende Schwierigkeiten fanden ihn ſtets gerüſtet und wenn Gefahren droheten, war er heiterer und ruhiger als ich. Im Schmerze wußte er Maß zu halten, aber Freude und Theilnahme an anderen riß ihn leicht fort und überwältigte ihn. Menſchen, welche ſein Herz voll Liebe, die Bedeutung ſeiner Geiſtesblicke und ſeinen Tact in inneren und äußeren Verhältniſſen zu erkennen vermochten, konnten leicht mit ihm leben; mir war er eine Stütze, eine Freude, eine Ergänzung meiner eigenen Natur, und der innigſte, liebſte Freund.

Schon in frühen Jünglingsjahren hatte Perthes in Beſſer den Freund und Lebensgenoſſen gefunden, den er lange geſucht. Ich mag an niemand ſchreiben, mit niemand reden, heißt es ſchon 1794 in einem Briefe des einundzwanzigjährigen Jünglings an Beſſer; wenn Du aber kommſt, ſo wirſt Du mich finden und komme bald, mir liegt vieles auf dem Herzen, was ich nur Dir mittheilen kann. — Als einige Jahre ſpäter beide Freunde ſich entſchloſſen hatten, gemeinſam die von Perthes gegründete Handlung zu führen, ſchrieb Perthes in der letzten Stunde des Jahres 1797 an Beſſer nach Göttingen: Lieber guter Hans, noch einmal im alten Jahre gebe ich Dir die Hand, Du treuer, guter Menſch; möge Gott noch manches Jahr der Treue an uns vorübergehen laſſen und laß uns ausharren mit einander bis an das Ende. — Komme bald, ſchrieb er ihm einige Monate ſpäter; wir haben viel mit einander zu thun, komme bald, ich brauche Deinen Rath und brauche einen Freund. — Dreißig Jahre waren nun beinahe ſeit jenen Wochen verfloſſen und den Rath und den Freund, deſſen Perthes bedurfte, hatte er während dieſer langen Zeit Tag für Tag an Beſſer gefunden. Nicht oft werden zwei Männer ſo wie Perthes und Beſſer ohne irgend eine Störung im nächſten Zuſammenſein ein langes Leben mit einander durchlebt haben. Die kleinen und großen Sorgen ihres bedeutenden Geſchäfts trug niemals einer von ihnen allein, alles beriethen ſie gemeinſam und führten alles gemeinſam aus; dieſelbe religiöſe, dieſelbe politi-

sche Ueberzeugung erfüllte beide; in völliger Uebereinstimmung hatten sie die großen Jahre 1813 und 1814 durchlebt und ihre gesamte bürgerliche Stellung an die Geltendmachung ihrer Ueberzeugung gesetzt. Wir haben, schrieb Perthes einmal an Besser, in großen Verhältnissen dasselbe gewollt und erstrebt. Das kommt in bedeutenden Zeiten wohl öfter unter Männern vor; aber wir haben ein Menschenleben hindurch in dem engen Verhältnisse des täglichen kleinen Verkehrs einander getragen und anerkannt und haben niemals nöthig gehabt, das noch besonders zu wollen. Es geschah vielmehr von selbst ohne Wissen und Wollen, und das ist wohl ein Beispiel der Uebereinstimmung, welches nicht gar oft vorkommt.

Auch in Geldverhältnissen hatten Perthes und Besser sich stets als eins betrachtet; nie war ihr Geschäftsverhältnis zu einander durch Vertrag oder sonstige schriftliche Aufzeichnung geordnet und festgestellt; jeder nahm aus dem Ertrag der Handlung, was er für seinen Haushalt bedurfte. Als aber Perthes seit dem Jahre 1821 daran dachte, sich aus dem Hamburger Geschäft herauszuziehen, schien es ihm an der Zeit, eine Auseinandersetzung wenigstens vorzubereiten. Wir haben, schrieb er deshalb im Juli 1821 an Besser, ehrlich und redlich, in Liebe und als Brüder die Lasten des Lebens getragen, Freud und Leid zusammen genossen, als Freunde gearbeitet und in übereinstimmender Gesinnung unsere Aufgabe gelöst. Von Mein und Dein war unter uns nicht die Rede. Das danke ich Dir; das dankst Du mir und wir beide danken Gott dafür; aber ein solches Verhältnis auch künftig fortzusetzen, würde schon deshalb unrecht sein, weil wir an einen Todesfall doch denken müssen. — Nachdem Perthes in diesem Briefe die Gründe, welche ihm eine Uebersiedelung nach Gotha nothwendig machten, auseinandergesetzt hatte, fügte er hinzu: Die Wünsche, die ich für mich und für den Rest meines Lebens hege, entscheiden nicht; denn sie werden aufgewogen durch den Schmerz, der mich erfassen wird, wenn ich Dir, geliebter Bruder, die Abschiedshand reichen muß, um von unserm bisherigen gemeinsamen Thun und Wirken zu scheiden. — Perthes suchte dann nachzuweisen, daß er jetzt ohne wesentlichen Nachtheil aus der Hamburger Handlung scheiden könne. Aus mancherlei Gründen bin ich der Handlung entbehrlicher

geworden, schrieb er, und eine neue Stütze derselben tritt an Mauke ein, den wir von früher Jugend auf erprobt und bewährt gefunden haben. Ein Mann von unverbrüchlicher Redlichkeit, treu und wahr an Sinn und Charakter, emsig und voller Ordnung und in mehreren Zweigen des Geschäfts viel geeigneter als ich, die Arbeit einfach und ordentlich zu betreiben. Auch Du selbst wirst, wenn Du allein auf Dich selbst gestellt bist, gestärkt und erhoben werden, da Du Deiner poetischen Natur nach jugendliche Unbefangenheit bewahrt hast. Du hast, seitdem Du in die Handlung eintratst, mir eine gewisse entscheidende Bestimmung überlassen und hattest, da unsere Ansichten im allgemeinen stets übereinstimmten, nichts dawider, daß meine Temperamentsschnelligkeit vorherrschte. Ich glaube nun zwar nicht, daß ich dieses Vorweg gemisbraucht habe; mit Willen war ich nie herrisch, dennoch mag ich Dir oft drückend geworden sein, wenn auch Deine Liebe und Dein Herz sich das nie gestanden hat. Wenn Du nun jetzt die Leitung der Handlung allein übernimmst, so wird die Freiheit des Handelns Dir neuen Schwung geben und Du wirst das leisten können, von dem Du bisher glaubtest, nur ich könne es. Was die äußeren Verhältnisse betrifft, so stelle ich unsere Verdienste um die Handlung, unsere Arbeit und unsern Fleiß, unsere Talente und Kenntnisse gleich, jeder von uns hatte seine eigenthümlichen Vorzüge; all unser Hab und Gut gehört uns beiden gemeinschaftlich, die Hälfte Dein, die Hälfte mein. Unter uns kommt es auf ein ängstliches Abwägen im einzelnen nicht an; Du gibst mir gern und mehr als mir zukommt; ich lasse Dir gerne und mehr als Du verlangst; unter uns ist nichts nöthig als die Ausmittelung: Wie bleibt Deine Handlung für Dich in voller Blüte, und wie bestehe ich für mich und die Meinigen ohne Sorgen. — Auf diesen Brief antwortete Besser nur: Ich muß protestieren gegen Deine Meinung, als hättest Du bei der von Dir angenommenen communio bonorum nicht auch pecuniär ein Voraus, und als wäre ich eine unbefangene poetische Natur, und als wäre ich nicht eben so alt wie Du — zu weiteren Schritten war Besser nicht zu bringen.

Carolinens Tod beschleunigte Perthes' Ausscheiden aus der Hamburger Handlung und als er nach Gotha übergesiedelt war, trat der

lebhafteste briefliche Verkehr an die Stelle des früheren mündlichen. Dritthalbhundert Briefe, welche Perthes von Ostern 1822 bis Weihnachten 1826 an Besser schrieb und etwa eben so viele von Besser an Perthes liegen vor. Ihr Hauptinhalt wird durch Besprechungen über den Gang des Buchhandels gebildet, aber auch die großen und kleinen Ereignisse des Familienlebens, äußere und innere Erfahrungen, die sie gemacht, Fröhliches und Trauriges, politische und religiöse Ansichten theilten sich beide Freunde mit, meistens nur in kurzen Andeutungen, da sie so in einander eingelebt waren, daß sie durch ein Wort sich verständlich machen konnten. Immer auf das neue sprach sich die Liebe aus, mit welcher Perthes an Besser hing. Mein lieber Besser, schrieb er im Herbste 1823, als er von einem Besuche in Hamburg nach Gotha zurückgekehrt war, wir haben uns wiedergesehen und werden uns wiedersehen. Würde es aber auch nicht sein, so fühle ich doch im Herzen, daß, wenn überhaupt Liebe und Treue eine Fortdauer jenseits dieser vergänglichen und gefesselten Zeit haben, sie unter uns zu den unvergänglichen gehören. — Heute vor acht Tagen standest Du, geliebter Bruder, auf der Stelle, auf welcher ich jetzt stehe, schrieb Perthes 1824 nach einem Besuche Besser's in Gotha; Deine Gegenwart ist noch heute in mir und um mich. Daß unser Beisammensein, wie verschiedenartig auch dessen äußere Gestaltung sein mag, jedesmal sicheres Zeugnis davon gibt, daß wir eins seien, erfüllt mein Herz und meine Seele mit Ruhe. Unsere Treue gegeneinander — doch Treue, das Edelste im Menschen, ist nicht bezeichnend genug, weil wir eigentlich nicht den Willen haben, uns treu zu sein — sondern die Einheit des Seins ist unser Schatz, obschon die Natur uns mit möglichster Verschiedenheit umkleidet hat. Wohl hast Du recht in Deinen letzten Worten: Wir haben Gott zu danken. — Mein lieber Bruder, schrieb er im Herbst 1825, recht lange drückt es mich, daß Du nicht schreibst; nicht nach Geschäftlichem sondern nach etwas von Deiner Hand und aus Dir verlanget mich.

Seit dem Herbste 1825 ward Besser häufiger als früher durch seinen Körper und in Folge davon auch durch schwere, trübe Stimmung gedrückt; oftmals machte er seinem Herzen Luft in Briefen an den alten Freund, welcher bald auf diesem bald auf jenem Wege

ihn aufzurichten suchte. Dir gibt Dein Körper wieder einmal die uns langbekannte „graue Zeit," schrieb Perthes, und über die Körperdisposition wird man niemals völlig Herr, aber zuweilen drückt Dich auch ohne allen Grund die Unruhe, mit vorliegenden Arbeiten oder in vorliegenden Verhältnissen nicht fertig werden zu können. Gar oft könntest Du die „graue Zeit" verscheuchen, wenn Du Dich ins klare über die Geringfügigkeit des Gegenstandes, der Dir grade Sorge macht, und über die Leichtigkeit, mit welcher Du sie besiegen kannst, brächtest; aber ich weiß es ja nur zu gut, wie es im Menschen ist. Wohl kann der Kopf abgespannt sein, während Liebe und Andacht die Brust erfüllt, und der Kopf hell bei Oede und Kälte in der Brust; aber die Trauer drückt den Kopf nicht weniger als die Brust, wie anderseits die Freude Kopf und Brust zugleich hell macht. — Daß Du Dich körperlich oft gedrückt fühlst, Du nennst es krank, schrieb Perthes ein anderesmal, das weiß ich, aber so lange ich Dich kenne, war das Dein Schicksal. Grade aber, weil Dein Körper Dich so viel fesselt, muß man Dich auch kennen, wie ich Dich kenne, um die Klarheit und den Reichthum Deines Geistes zu erkennen. Du schreibst mir also nichts neues und ich antworte nur: Habe frischen Muth, bis das Schattenspiel dieses Lebens vorüber ist. Ich war dieser Tage auch unwohl und da wollte es mich anwandeln, als hätte Uebermuth der Phantasie mich verführt, auf das neue das Leben zu beginnen und ein fremdes Leben an das meinige zu binden. Da ließ ich mir aber von meiner Charlotte helfen, und das hat geholfen. — Dir wird das Leben schwer, heißt es in einem anderen Briefe. So geht es jedem, der älter wird, aber man muß sich an neue Art der Menschen gewöhnen. Es sind doch eigentlich nur neue Kappen, die die Menschen aufhaben und Gott der Vater sieht vom Himmel drein mit Lächeln, wie auf dem Bilde in Berlin. So lange wir leben, dürfen wir uns durch Neues nicht verzagt machen lassen, aber sterben werde ich gerne, man bekommt es satt, die unendlichen Zwiebelschalen von der Wahrheit abzuknaupeln.

Du hast es gemerkt, antwortete der liebe leidende Mann im Sommer 1826 an Perthes, ich habe Dich aber nicht damit betrüben wollen, daß seit einigen Monaten mein Gemüth so abgespannt ist.

Ich wartete immer auf beſſere Tage und ſie werden ja wohl auch kommen, allein die phyſiſche und geiſtige Ermattung meiner Kräfte macht mir trübe Stunden. Unmuth und Kleinmuth machen nicht geſund und ſo wirkt der Geiſt auf den Körper und der Körper auf den Geiſt erſchlaffend ein. Ich verdiene Vorwürfe, daß ich in meinen glücklichen Verhältniſſen nicht glücklich bin, das weiß ich und erwarte ſie auch von Dir, aber auch Theilnahme. Erbitte für mich Muth und Kraft von dem, der ſie allein geben kann. — So dunkel wie alles vor mir liegt, was Deinen Zuſtand betrifft, entgegnete Perthes, iſt es ſchwer Dir zu ſchreiben, mein lieber und geliebter Bruder. Dein Gemüth, Deine Seele iſt gedrückt, das ſehe ich, das wußte ich, ehe Du mir es ausdrücklich ſagteſt, aber woher der Druck kommt, das weiß ich nicht. Tief bin ich bekümmert, aber wie ſoll ich Dir helfend oder auch nur tröſtend die Hand reichen? Du ſchreibſt: Ich lebe in glücklichen Verhältniſſen, und das iſt wahr. Die Gefährtin Deines Lebens, die Mutter Deiner Kinder ſteht Dir in voller Kraft zur Seite, Deine Kinder wachſen in Geſundheit heran, auf alle kannſt Du mit froher Hoffnung ſchauen und Deine Tochter haſt Du dem wackeren, wahrheitsvollen Mauke übergeben, der zugleich Dir eine Stütze iſt. Du haſt Freunde, die Dich herzlich lieben, Du genießeſt die vollſte bürgerliche Achtung, Du biſt in geſicherten Vermögensumſtänden ein freier, ſelbſtändiger Mann. Sollte Gott Dich den Deinigen nehmen, ſo kannſt Du ſo ruhig wie unter Tauſenden kaum Einer auf das zeitliche Wohl Deiner Hinterbliebenen blicken. Gott hat Dich viel geſegnet, das iſt wahr, und Du ſelbſt erkennſt es an und ſchreibſt: „Ich verdiene Vorwürfe, daß ich nicht glücklich in ſo glücklichen Verhältniſſen bin.“ Glücklich fühlen, wie man in gewöhnlichem Sinne es ausſpricht, kann ſich nur das unſchuldige Kind oder der in der Phantaſie aufſtrebende Jüngling. Der ernſte beſonnene Mann kann ſich nicht glücklich fühlen; nur der flache, ſchale, ſelbſtgenügſame Menſch taumelt glücklich im eitelen Tande durch die Welt. Nichts hienieden beſteht, das Liebſte wird uns entriſſen, alles iſt gebrechlich und zerbrechlich, wir ſelbſt in uns ſind ein ſchwankend Rohr. Die Bruſt voll Liebe zu dem Geliebten und doch — wie mangelhaft die Einigung, wie ſchwach die Mittheilung! Und wer zur Er-

kenntnis gekommen ist, daß nur die Liebe zu Gott Stand hält, nur in ihr der Anker ist, der uns halten kann, der fühlt es tief und schwer, wie selten die Stunden sind, in denen er mit voller Hingebung und Reinheit ihm naht. Wer könnte glücklich sein in solchem Zustande? Wir sollen nicht glücklich sein, sondern fühlen, daß wir in Fesseln liegen und nicht in dem Elemente leben, welches unserem Wesen bestimmt ist; wir sollen kämpfend in männlicher Ergebenheit und Demuth dem Lichte zugehen, das uns aus der Finsternis befreit. Das alles, mein lieber Bruder, weißt Du nicht nur, sondern es lebt auch lebendig in Deiner Brust. Du bist, so lange ich Dich kenne, liebevoll und liebereich gegen alles gewesen, was Dich umgibt; Du hast Dich nie vermessen in Hochmuth und Eitelkeit, Du hast Hartes und Mühseliges standhaft in festem Vertrauen auf Gott überstanden und der Weg zu ihm durch seinen Sohn war Dir lange schon geöffnet. Der Kern Deiner Seele kann nicht verwundet sein; es sind nur materielle Gewichte, die auf Dir lasten, es ist Dein körperlicher Zustand, der Dich niederdrückt und das Physische greift tief in das Psychische ein; es sind nicht allein die rohen Krankheitsstoffe, die ihr einwirkendes Spiel mit dem Menschen treiben; tief hinein in die Seele wirken materielle Kräfte, die uns kaum bemerkbar werden. Dein schwerer Körper paßt nicht zu Deinem liebeathmenden Geiste, zu Deiner regen Phantasie und lebendigen, elastischen Thatkraft; immer hast Du Dich belastet gefunden und bist ein Humorist geworden, der gute und böse Stunden, Tage, Wochen hat und Regen und Sonnenschein in schnellem Wechsel zu erleben hat. Schon in Deinen Jünglingsjahren hattest Du Zeiten, in denen Du verzagt warst und Dich in Dich selbst zurückzogst, um anderen nicht wehe zu thun. Heute ist Dein Blut nicht mehr so jugendlich als früher, und es darf Dich nicht befremden, wenn das alte Uebel hartnäckiger dauert und Dir alle Gegenstände schwarz färbt. Jetzt hast Du Dich einmal wieder im Sinnen, Denken und Fühlen immer tiefer in düsteres Gewebe hineingearbeitet, was Dich festhält, als wäre es Eisendraht, obwohl es in Wirklichkeit nicht stärker ist als Spinnengewebe. Reiß Dich einmal auf drei, vier Wochen los von allem, ich bitte Dich darum, ich fordere es von Dir als Freund und Bruder, ich fordere es im Na-

men der Deinigen und zum Vortheil des Geschäfts; reiß Dich los und komm zu uns; Du kannst abkommen von den Geschäften und mußt abkommen wollen, das bist Du Dir, den Deinigen und mir schuldig; also rasch beschlossen und rasch ausgeführt.

Besser kam nicht, aber er fühlte sich noch einmal wieder gestärkter und muthiger. Wo viel Liebe und Seelengüte waltet, schrieb Perthes, ist Gott gnädig und läßt Sonnenblicke in die Erdennacht hineinfallen. — Dauernd indessen war die Besserung nicht, am 6. December traf die Nachricht in Gotha ein, daß Besser am Nervenfieber auf den Tod erkrankt sei. Einige Stunden später saß Perthes im Wagen; begleitet von seinem Sohne Clemens, fuhr er Tag und Nacht und langte am 8. Abends in Harburg an, konnte aber nicht mehr über die Elbe kommen. Ein in der Wirthsstube liegendes Zeitungsblatt gab ihm die Nachricht, daß Besser bereits am 3. December gestorben sei. Ich kam zu spät, schrieb Perthes, sie hatten meinen lieben Besser schon begraben; den Freund meiner Jugend habe ich verloren, der allein es wußte, was ich bin und wie ich es ward. Die Fülle seiner Liebe, das Wohlwollen seines Herzens haben viele empfunden, aber den Reichthum seines Geistes habe wohl nur ich ganz erkannt. Länger als dreißig Jahre hatten wir Freud und Leid in innigster Gemeinschaft durchlebt.

Durch Besser's Tod schien Perthes' äußere Lebensstellung wieder eine andere werden zu müssen. Sie sehen, mein theurer Freund, schrieb Perthes von Hamburg aus an Niebuhr, ich bin auf meinem Platze; nun muß ich wieder hinaus auf den Jahrmarkt des Lebens, den ich nicht bis an das Ende durchkramen wollte. Fast unmöglich ist es, daß Mauke, so brav und tüchtig er ist, dieses Geschäft allein durchführen kann, ohne zu erliegen. — In Hamburg wiederum seinen Wohnsitz zu nehmen, wie Perthes gefürchtet hatte, war nicht nöthig; aber Arbeiten, Mühen und Anstrengungen aller Art drängten doch in den nächstfolgenden Jahren auf Perthes ein, dem auch außerdem in dieser Zeit viel Unruhe durch Freud und Leid zu Theil ward. Kinder und Enkel wurden ihm geboren, Krankheit und Tod, Sorgen und Freuden bewegten vielfach die große Familie. Schon 1827 verlor Perthes seinen ältesten Stiefsohn. Wir mußten ja wün-

schen, schrieb er, ihn von seinen Leiden erlöst zu sehen, aber nun fehlt doch auch mir der liebe trauervolle Blick des Knaben und seine Zartheit und Innigkeit mehr als ich geglaubt. Für die Mutter ist unser kleiner Rudolf eine wahre Gottesgabe, auch in ihrem Schmerze kann sie seiner Lebendigkeit und Lieblichkeit nicht widerstehen. Alle Welt nimmt Wunder an der übergroßen Aehnlichkeit des Kindes mit mir. — Seinen zweiten Sohn Clemens hatte Perthes im Herbste 1827 nach Hamburg gebracht, wo er vor dem Abgange zur Universität noch ein Jahr das akademische Gymnasium besuchen sollte. Die Sorgen und Mühen des Vaters aber wurden dadurch nicht geringer, daß er den Sohn aus seiner unmittelbaren Obhut entlassen hatte. Eine große Zahl bedeutender Männer fanden auch in diesen Jahren sich zu kürzerem oder längerem Besuche ein: Eichhorn aus Göttingen, Ranke, Oken, Lichtenstein, Brandis, Herbart, Falk aus Kiel, Bunsen, Bluhme, die Theologen Tholuck, Ullmann, Umbreit, Lücke, Ebel, Twesten, Sartorius; liebe Freunde, wie Lorenz Meyer, Jakob Oppenheimer, Haller, Parish, Graf Joseph Westphalen, brachten Stunden oder Tage in Gotha zu. Gerne sprach sich Perthes in einigen Worten über das Zusammensein mit diesen Männern gegen seine Freunde aus. Diese Tage war Sartorius aus Königsberg hier, schrieb er einmal, eine wahre Husarennatur an Körper und Art, den streiten selbst die Theologen nicht unter. — Das ist ein Allerweltsweib, diese Frau v. N., schrieb er ein anderesmal, aber bewundern muß man doch, wie sie in alle Verhältnisse Form zu bringen weiß, wie sie mit Liebreiz weint, mit Anstand lacht, alles in kurzen Terminen, wie der Lauf der Dinge eben ist. — Vor einigen Wochen besuchte mich Haller aus Hamburg, heißt es in einem etwas späteren Briefe. Sein Verstand wie sein Scharfsinn setzten mich wieder in Erstaunen und mit wahrer Achtung erfüllt es mich, daß er daneben ein so wohlwollendes Herz, eine solche offene Gradheit und eine solche kindliche Unbefangenheit sich zu bewahren vermag. — Ihr alter Jugendfreund Herbart aus Königsberg war im Mai bei mir, schrieb Perthes an Rist; ich brachte einen sehr interessanten Tag mit ihm zu. Er hatte sich im Kopfe eine Art Gedankenzettel gemacht, um von mir über vieles, was er in Deutschland gefunden, Auskunft zu

erhalten. Befremdet und erstaunt war er, so wenig Interesse für Philosophie auf seiner Reise gefunden zu haben. Nicht allein die nur allgemein gebildeten Männer, sondern auch Gelehrte, ja Philosophen von Fach hätten Gleichgiltigkeit und Abneigung, über Philosophie zu reden, gezeigt. Er hätte sehr oft das Gefühl gehabt, lästig zu werden, wenn er in das Wesen philosophischer Fragen tiefer hätte eindringen wollen; wunderbar sei ihm dagegen das Interesse aufgefallen, was überall für Religion, Kirche und religiöse Parteiungen hervortrete. Als ich ihm dagegen mein Erstaunen darüber aussprach, daß Königsberg dem deutschen Leben so ferne stehe, daß es seinen Gelehrten die jetzt in Deutschland herrschenden Bewegungen verborgen halten könne, ward er sehr lebhaft und setzte sich auf das philosophische Pferd. Ich erklärte ihm alsbald, daß ich als Buchhändler keine Verpflichtung habe, seine philosophische Sprache zu verstehen, und bat ihn mir dieselbe in gut Deutsch zu übersetzen. Da kamen denn ganz wundersame Aussprüche zu Tage und der Mann stand eine wahre Pein aus, in einer fremden Sprache reden zu müssen. Herbart hat mich mit Achtung und Vertrauen erfüllt; er ist gewiß ein weicher Mensch, so eisern auch der Harnisch ist, den er umgethan hat. Versteift, wie man mir gesagt hatte, ist er in keiner Weise, aber er scheint mir einer vergangenen Zeit anzugehören und ist, da er auf dem entfernten Flügel des Vaterlandes nicht wie die anderen von der Zeit gedrängt, gerieben, verarbeitet wird, in Befangenheit der Anschauung über Welt, Leben und Wissenschaft gerathen. Mit seinen Zeitgenossen wird er sich schwerlich in Einklang setzen können, besonders weil er verlangt, daß sie sich mit ihm in Einklang setzen sollen. An Scharfsinn und formeller Durchbildung fehlt es ihm gewiß nicht; ob er aber Tiefsinn genug besitzt, um in das Wesen der Dinge einzudringen, lasse ich dahingestellt. Mangel an Phantasie oder wenigstens an Ausbildung derselben zum Gebrauch glaubte ich zu bemerken. Wir schieden sehr befriedigt von einander. Gewiß, wenn Sie mit dem alten Universitätsbruder philosophierten und ich als Naturalist zuweilen einen S—hieb anbrächte, so würde das für uns alle ein belebter Abend werden.

In Gotha selbst gewann Perthes an Wilhelm Hey, welcher im

Anfange des Jahres 1828 als Hofprediger an die Schloßkirche berufen war, einen neuen anregenden und fördernden Umgang. Hey, welcher einige Jahre später als Verfasser der fünfzig Fabeln für Kinder überall in den Kinderstuben deutscher Familien eine freundliche Aufnahme fand, war schon in seiner früheren Stellung als Pfarrer eines einige Stunden von Gotha entfernten Dorfes näher mit Perthes bekannt gewesen. Es war ein Mann von außerordentlicher Lebendigkeit und Beweglichkeit des Geistes; auf alles ging er ein, was überhaupt nur den Menschen bewegen kann; der Umfang seiner Kenntnisse, sein Witz, seine Lebhaftigkeit im Gespräche, seine Gewandtheit im Streite erweckte schnell das Interesse aller, mit denen er zusammentraf; seine durch und durch poetische Natur, seine kindliche Fröhlichkeit, sein reiner, frommer Sinn, die Güte seines Herzens und die Milde seines Urtheils gewann ihm die Herzen und hielt sie ihm fest. Perthes hatte ihm schon 1825 seinen jüngsten Sohn Andreas auf einige Jahre übergeben, und als Hey nun nach Gotha kam, traten beide Männer in nahe, tägliche Verbindung miteinander. Täglich wird Hey meinem Herzen theurer, schrieb Perthes 1829, und ich weiß, daß auch ich ihm lieb bin; er ist mir eigentlich Freund und ich kann Gott nicht genug danken, daß mir noch in den späteren Jahren des Lebens ein solcher Mann zur Seite gestellt ist. — Mit dieses Mannes Verpflanzung nach Gotha ist mir eine wahre Gottesgabe geworden, schrieb er ein anderesmal. Anfangs traten wir uns mit unsern religiösen Ansichten wohl einigemal recht schroff gegenüber, aber immer erkannte ich den tiefen christlichen Grund in seinem Herzen und er lernte bald verstehen, daß meine feste Ueberzeugung keine Engherzigkeit sei. Seit vielen Jahren hat er harte innere Kämpfe zu bestehen gehabt, und er faßt sich selbst scharf an. Die lange Einsamkeit in dem abgelegenen Dorfe, das schwere Leiden und der Tod seiner Frau waren Gottes Erziehungsmittel für ihn und er hat gelernt, sich zu verleugnen, ohne sein Ich verschwimmen zu lassen, und hat gelernt, die Welt zu verleugnen, ohne mönchisch nicht mehr in der Welt leben zu wollen.

Zu zusammenhängenden Studien, wie Perthes sie während der ersten Jahre seines Aufenthalts in Gotha begonnen hatte, fand er

freilich keine Zeit. Ich hoffte, schrieb er einmal, noch lernen und mir Wissen erwerben zu können; das muß ich, nachdem ich mich wieder in die Arbeiten des Lebens eingearbeitet habe, aufgeben; viel ist daran nicht gelegen. Zur Erkenntnis der Wahrheit, die nicht von dieser Welt ist, habe ich den Weg gefunden, für das, was ich in meinem Berufe thun und wirken soll, weiß ich zur Nothdurft genug, und das übrige, wenn auch an sich von hohem Werth, mag für mich, wie ich nun einmal bin, wohl entbehrlich sein. — Das tägliche Lesen historischer, theologischer und vor allem biographischer Schriften gab Perthes indessen trotz der vielen Berufsarbeiten auch jetzt so wenig auf, wie seine häufigen Fußwanderungen durch das nahe Gebirge.

Etwas längere Zeit war Perthes im Herbste 1829 von Gotha abwesend, um seinen seit dem Herbste 1828 in Bonn studierenden Sohn Clemens aufzusuchen. Zum Reisegefährten im Eilwagen hatte ich bis Frankfurt einen jungen Mann, schrieb er von Bonn aus, dessen geistreiche edle Züge, richtige Urtheile, Bescheidenheit und leichte Auffassung mich sehr anzogen. Abends in Frankfurt saß ich neben ihm bei Tisch; er wollte nach Paris; ich hielt ihn für einen Künstler oder Militär und äußerte, er wolle wohl nach Paris, um in Wissenschaft und Kunst sich weiter auszubilden. Antwort: Ja, ich will dort die Kochkunst erlernen; der Landgraf von Hessen-Rothenburg hat mir eine Stelle in der königlichen Küche ausgewirkt. Er wurde nicht roth, aber ich. In Mainz ging das Dampfschiff schon Morgens 6 Uhr ab. Bei hellem Mondenschein durchwanderten wir von der Reichskrone aus die Straßen von Mainz, zwölf Passagiere, voraus ein Menscheneinspänner mit unserm Gepäck. Meist waren sie noch schlaftrunken; nur einer war geistesschwach und wehmüthig: ein Missionar, der sich in Antwerpen nach Ostindien einschiffen wollte. Es war ein wunderlicher gespenstischer Zug. Das Dampfschiff fuhr mich einem der herrlichsten Morgen meines Lebens entgegen. Glühend roth lag das Rheingau vor der aufgehenden Sonne da; unmittelbar vor Bingen überfiel uns ein schwarzer Nebel, der auch das Nächste verbarg; blitzschnell aber ward er von der Sonne durchbrochen und glanzvoll lag das enge Felsenthal vor uns. So eine Dampfschiffahrt

gibt einen Eindruck der Vergänglichkeit, wie kaum etwas anderes: in dem einen Augenblicke deutlichste Gegenwart und sinnliche Anschauung, in dem zweiten Augenblicke schon fernes Hinwegsein. In Koblenz ging ich zu meiner geliebten Stelle am Einfluß der Mosel in den Rhein, dem Ehrenbreitenstein gegenüber; 1816, 1823, 1825 besuchte ich sie, jedesmal ward ich im Innern ergriffen und schied mit Wehmuth, so auch heute; warum? das weiß ich nicht.

In Bonn war Perthes auch diesesmal am meisten mit Niebuhr zusammen. Wenn ich nach längerer Zeit Niebuhr zuerst wiedersehe, schrieb er, überfällt mich jedesmal eine bängliche Scheu, weil ich seiner geistigen Größe, seinem universellen Wissen, seinem scharfen Urtheil gegenüber dennoch das Bewußtsein habe, manche Verhältnisse des Lebens wahrer anzusehen als er, und deshalb mich für verpflichtet halte, dem Freunde ungeachtet aller seiner Ueberlegenheit oftmals entgegenzutreten. Dazu kommen seine sonderbaren, fast unheimlichen Arten und Gewohnheiten, z. B. das unruhige Umherstreifen im Zimmer während des Gesprächs. Doch bald gibt sich diese Scheu; seine natürliche Offenheit und Wahrhaftigkeit, seine Herzensgüte, sein allgemeines Wohlwollen dringen durch. Mehr noch als früher traten bei meiner jetzigen Anwesenheit diese seltenen Eigenschaften seines Charakters hervor; noch niemals fand ich ihn so innig und so milde. Seine Rührung bei unserer Trennung erschütterte mich; zweimal kam er, nachdem wir Abschied genommen, noch zu mir. Kaum noch habe ich, sagte er mit Thränen im Auge, einen einzigen älteren Freund wie Sie. Niebuhr fühlt sich glücklich in seiner jetzigen Stellung und Wirksamkeit, und doch würde er schwerlich widerstehen, wenn ihm ein politischer Beruf angetragen würde; abgeschlossen hat er sein politisches Urtheil nicht. Vieles berichtige er in sich durch die Zeit und mit der Zeit, äußerte er einmal; manches billige er jetzt, was er früher verworfen; manches verwerfe er jetzt, was er früher gebilligt, und werde daher auch immer vorsichtiger in seinem Urtheil. Mittheilungen über Religion vermied er auch diesesmal sichtlich. Als er mir Schiller's wohlthätigen Einfluß auf die Jugend bestritt, fragte ich ihn, ob er sich erinnere, selbst eine Zwischenzeit zwischen dem Knaben und dem Gelehrten durchlebt zu haben? Er ward wehmüthig und

schwieg. Es ist wohl gewiß, eine Jugend hat Niebuhr nicht gehabt und doch zieht er noch heute die Jugend, die mit außerordentlicher Liebe an ihm hängt, nicht allein an, sondern freut sich auch ihrer. Der junge Dr. Classen aus Hamburg sei ihm, sagte er, durch sein ernstes Streben und seine tüchtige Gelehrsamkeit, seine innige Anhänglichkeit, Liebe und Dankbarkeit täglich eine Freude. Eine seltsame Eigenthümlichkeit Niebuhr's ist das Stottern, nicht bei der Wortbildung, aber bei der Satzbildung; in den verschiedensten Wendungen fängt er denselben Satz sechs-, siebenmale von vorne an; der Grund liegt wohl darin, daß er bei dem Umfang der Ideen und der Masse des Wissens seinen Gedanken nicht abzuschließen vermag, sondern innerlich so weit geführt wird, daß er mit der Sprache nicht nach kann. Bonn hat auch diesesmal wieder einen sehr guten Eindruck auf mich gemacht; es hat eine große Zahl tüchtiger Gelehrter und im geselligen Verkehr tritt bei vorherrschend wissenschaftlicher Richtung seine Sitte, Weltgewandtheit und offene, lebhafte Mittheilung wohlthuend hervor. Die Stadt selbst ist äußerst belebt und die Studierenden haben ein frisches, freies, jugendliches Ansehen ohne Phantasterei und Renommisterei in Betragen und Kleidung. — Von Bonn aus ging Perthes, begleitet von seinem Sohn, auf einen Tag zu den ihm von alten Zeiten befreundeten Familien der Fabrikherrn Hasenclever nach Ehringhausen, einem Mittelpunkte für Eisenhämmer und Eisenverarbeitung aller Art. Hier trat mir, schrieb er, auf jedem Tritt und Schritt entgegen, daß alles, was ich sah, schon Jahrhunderte bestand und noch Jahrhunderte bestehen soll; nichts ist veraltet und nichts ist neumodisch, nichts auf den Augenblick berechnet. Die drei Brüder, die das kräftige, von einem Urvater des 17. Jahrhunderts begründete Geschäft auf späte Enkel überleiten, sind patriarchalisch und weltgewandt, treuherzig und gescheid, gutmüthig und entschlossen. Dieses hügelige Land mit seinen zahllosen Thälern und Bächen, seinen Hammerwerken und derben Eisenarbeitern, bildet eine geschlossene Welt für sich, in der man sich sehr wohl fühlt. — In Elberfeld brachte Perthes einige Tage theils in alten Erinnerungen mit Keetmann, theils in belebten Gesprächen mit Dr. Rauschenbusch, Becher und einigen anderen Männern zu, aber die Stadt selbst und

deren Bevölkerung wollten ihm nicht gefallen. Elberfeld hat mir, schrieb er, einen unheimlichen Eindruck hinterlassen; die Gegensätze auf diesem Menschenmarkte sind gar zu groß: kaufmännische Großhänse mit Schmerbäuchen und ausgearbeiteten Freßwerkzeugen, ausgehungertes Lumpengesindel, abgemagerte Gestalten mit Gesichtern, bleich von innerer sectiererischer Arbeit, und dabei Nachts auf den Straßen ein so roher Lärm liederlicher und betrunkener Menschen, wie mir selten vorgekommen ist. An jedem Orte freilich fallen dem Fremden die äußersten Spitzen und Ausläufer am meisten ins Auge; auch in Elberfeld wird es an Zwischengliedern nicht fehlen, die sich an den geistvollen Rauschenbusch, an den kenntnisreichen Becher und an den frommen Kreis anreihen, in welchem ich einen sehr heiteren Abend zubrachte. Anfangs November kehrte Perthes wieder nach Gotha zurück und brachte den Winter in angestrengter Arbeit zu.

Perthes' theologischer Verlag 1822—1830.

Als Perthes seine neue Handlung gründete, dachte er zunächst an den Verlag historischer Schriften; einzelne theologische Werke hatte er indessen schon in Hamburg übernommen gehabt und die lebendige Theilnahme an den kirchlichen und religiösen Bewegungen der Zeit und die persönliche Bekanntschaft mit vielen bedeutenden Theologen führten ihn, der von frühe an gewohnt war, sein geistiges Leben in unmittelbare Beziehung zu seinem Berufe zu bringen, bald auch dem theologischen Verlage zu.

Mit Neander war Perthes von dessen frühen Jünglingsjahren an in persönlicher Verbindung gewesen und der Verleger für dessen Julian geworden. Ihr Julian ist doch nur ein Fragment, schrieb er ihm am 30. December 1822, sollte das Fragment nicht zu einem Ganzen sich erweitern lassen? Recht sehr wünschte ich, daß Sie das Christenthum unter Constantin und Julian in seinem vollen Zusammenhange darstellen möchten. Mir wird diese Zeit für mein eigenes

inneres Bedürfnis immer wichtiger, je mehr ich darüber lese. — Diese Worte gaben, wie Neander oftmals äußerte, die erste Veranlassung zu der allgemeinen Geschichte der christlichen Religion und Kirche, deren Bearbeitung Neander unternahm. Schon am 6. Januar 1823 antwortete derselbe an Perthes: Ihre Aufforderung, den in meiner Schrift über Julian nur fragmentarisch und unreif behandelten wichtigen Gegenstand umfassend zu bearbeiten, soll nicht vergeblich gewesen sein. Die Zeit von Constantin bis Julian hängt fest zusammen und gibt zu manchen praktisch wichtigen Betrachtungen Anlaß. Ueberhaupt müßte das Buch über den Julian, welches ich seit Jahren nicht angesehen habe und von dem ich kein Exemplar besitze, ein ganz neues werden, wozu ich mir Kraft, Zeit und Freudigkeit wünsche. — Im Herbste 1824 war Neander in Gotha und theilte mit, daß er eine neue Bearbeitung des Julian versucht, aber wieder aufgegeben habe, weil er zu dem Entschlusse gekommen sei, eine ausführliche Kirchengeschichte zu schreiben. Gott gebe Neander Gesundheit und Kraft, das Werk zu vollenden, äußerte Perthes gegen einen Freund; vielleicht möchte nicht einer sein, der in dem gegenwärtigen Augenblick so wie er für das Christenthum wirken kann, wenn auch in anderen Zeiten andere Männer nöthig sein werden. Neander wird als wahrhafter Historiker höchst wahrscheinlich besser, als ein anderer es vermocht hätte, sich selbst durch seine Geschichte widerlegen und die Nothwendigkeit einer äußeren Kirche erweisen.

Ich habe das Manuscript des ersten Theiles in Händen, schrieb Perthes im Sommer 1825 an Rist. Die einleitende Schilderung der griechischen, römischen und jüdischen Welt bei dem Auftreten des Christenthums gibt in großen Umrissen bedeutende Blicke; doch habe ich schon ähnliches von Neander gelesen. Ueberrascht aber hat mich die dann folgende eigentliche Geschichte durch die gediegene Einfachheit der Erzählung, durch die Klarheit der kritischen Erwägung und durch das Innige und Zarte in der Darlegung einzelner Charaktere und einzelner Charakterzüge. Sehr begierig bin ich zu sehen, wie die theologische Welt das Buch aufnehmen wird. — Auch an Neander hatte Perthes unmittelbar nach dem Lesen des Manuscriptes geschrieben. Ich danke Ihnen herzlich, antwortete dieser, für alles, was

Sie mir über mein Buch gesagt haben; das Zeugnis eines Mannes, dessen Urtheil mir so wichtig ist, erfreut und ermuntert mich, da ich mit Furcht und Zittern an das Werk gehe und der Abstand der Ausführung von dem Ideal, das ich in der Seele trage, mich niederschlägt. Mich drückt die Verantwortlichkeit, die ein solches Werk in dieser kritischen, gährungsvollen Zeit mir auferlegt. Es sollte mich freuen, wenn mir Gott gegeben hätte, den Nichtgelehrten faßlich zu sein und doch nicht hinter den Forderungen der Wissenschaft zurückzubleiben, wobei ich jedoch nicht an die Forderungen der vornehmthuenden, alles bekrittelnden und alles mit philosophischen Formeln in ihrem Sinne zurechtstellenden Schule denke, die jetzt sich hier groß macht.

Im Herbste 1825 erschien der erste Theil des berühmten Werkes. Der Form nach hätte ich vieles einzuwenden, schrieb Rist an Perthes. Gemacht, um mich so auszudrücken, ist das Buch in keinem Falle gut. Wer die Geschichte jener Zeiten schreiben will, sollte unablässig Gibbon studieren, nicht des Geistes, aber der herrlichen, wahrhaft grandiosen Methode wegen. Dem Inhalte nach hat Neander schon durch diesen ersten Band seinen Beruf zum Geschichtschreiber der Kirche in hohem Maße bewährt. Umfassende Gelehrsamkeit, gesunde Kritik und was mehr als alles ist, den wahrhaft freien und heiligen Sinn besitzt er wie wenige. Das ist es, was auf jeder Seite über alle Mängel fortsehen läßt, uns besonders in der Einleitung beruhigend umweht und dem Gemüthe im Gegensatze zu dem engen Formelwesen der kleinen Kirchenhelden unserer Tage wohl thut. Es ist ein treffliches, echt christliches Buch, welches die Form gering achtet gegen den Geist, und sich aller Angriffe der Antichristen, die stets nur auf die Form gerichtet sind, schon erwehren wird. — Neander's Werk ist, schrieb ein befreundeter Theologe an Perthes, ein wesentlicher und charakteristischer Ausdruck unserer Zeit und wird auch wieder eine kräftige Rückwirkung auf dieselbe üben. Es trägt den Einfluß aller Gegensätze in sich, die heute scharf einander gegenüberstehen, und ist dennoch eine eigenthümliche und große Erscheinung, weil in dem Geiste Neander's sich die Gegensätze wie in einem lauteren Spiegel darstellen, sich durch das lebendig und klar aufgefaßte Bewußtsein tiefer innerlicher

Christlichkeit begrenzen und deshalb die Möglichkeit der Versöhnung in Aussicht stellen. Neander fühlt sich am meisten heimisch und verweilt am liebsten bei Menschen und in Verhältnissen, in denen die innerlichen stillen Regungen des göttlichen Geistes und die Entfaltung der zarten und tiefen Lebenskeime desselben bemerkbar hervortreten. Er hat eine wunderbare Gabe, schon in seiner Quelle den heiligen und gewaltigen Strom zu entdecken, der nach der himmlischen Heimat wieder emporstrebt und alles vereinigt und befruchtet, was empfänglich ist im weiten Gebiete des geistigen Lebens.

Perthes selbst hatte manche Bedenken über Einzelheiten an Neander mitgetheilt. Ihre Bemerkungen, antwortete dieser, welche Sie mir aus Ihrer großen Lebenserfahrung heraus machen, benutzen zu können, wird mir stets lieb sein; Bibel, Geschichte und Selbsterkenntnis führen den Menschen doch immer weiter als alle menschliche Dogmatik, die nur zu oft von Knechtschaft des Geistes begleitet ist und mit ihren Surrogaten und Nachbildungen des Göttlichen wenig am Menschen ausrichtet und wirkt. — Ihre Einwendungen sind mir einleuchtend, schrieb Neander etwas später an Perthes. Sie sind der Meinung, daß ich manches, was den Bedürfnissen und Interessen der Laien weniger zusagt, wie z. B. manches Speculative und Dogmatische, kürzer fassen möchte. Auch mein Wunsch ist es, die Nutzbarkeit des Werkes unter Gottes Gnade auf so viele wie möglich auszudehnen; indessen ist es doch auch ein Ziel, das Christenthum in seinem ganzen Zusammenhang als den Sauerteig für die menschliche Natur in der Geschichte darzustellen und den Entwickelungsgang der menschlichen Natur im Christenthum nachzuweisen. Dazu gehört denn freilich vieles, was nicht jeden in gleicher Weise interessieren kann. Ich möchte dem Interesse jedes Christen, aber auch dem des christlichen Theologen, Philosophen und praktischen Geistlichen entsprechen, mir scheint grade für unsere Zeit eine solche Verbindung heilsam und obschon ich erkenne, daß ich weit hinter meinem Ideale zurückbleiben werde, würde ich doch dem Plane selbst nicht gern entsagen. — Bis zu seinem Tode stand Perthes in nahen persönlichen Verhältnissen zu Neander und war ihm ein Helfer und Rather in manchem äußeren Verhältnisse. Sehe ich, schrieb Nicolovius einmal an Perthes, die

seltsamen Persönlichkeiten an, die hier einwirken, sehe ich diesen wunderbaren Mann Gottes an in seiner verborgenen Herrlichkeit und äußeren Unbeholfenheit, so scheint es mir oft, als ob Sie und ich wie durch höhere Leitung vereint recht eigentlich ihm zur Stütze bestimmt wären.

In derselben Zeit, in welcher die ersten Theile der Neander'schen Kirchengeschichte erschienen, ward Perthes sehr lebhaft durch die Vorbereitungen zur Herausgabe einer Auswahl aus Luther's Schriften in Anspruch genommen. Lange schon hatte er dieselbe gewünscht. Kirchenväter haben wir Protestanten nicht, hatte er einmal geschrieben; die Theologen nach Luther sind entweder Männer, die — ihre fromme Gesinnung in Ehren — sich in dürren Buchstabenverband der Dogmen verliefen, oder ihr inneres Christenthum ohne äußere Form unmittelbar von Herz zu Herz ausströmten. Väter einer Kirche waren sie nicht, daher auch ihr Streit untereinander, ihre Verfolgungssucht oder ihre Trennung von den bestehenden protestantischen Gemeinden. Grade diejenigen unter ihnen, die am meisten gewirkt, standen einsam und ergriffen die Gemüther durch die Mystik, in welcher sie selbst die Wurzel ihres Lebens fanden. Noch heute sind sie eines segensreichen Einflusses auf alle gewiß, welche ein ihnen oft selbst verborgenes Bedürfnis nach Gottesweisheit haben. Aber dennoch würde ich großes Bedenken tragen, heute die Schriften jener mystisch frommen Männer zu verbreiten. Einzelne würden sie wohl anziehen, aber die meisten abstoßen, weil auch die nach Gott suchenden Menschen unseres Jahrhunderts in der Religion ihrer Väter und Lehrer befangen sind und zurückschrecken vor Ausdrücken und Gedanken, welche zwar für bestimmte Zeiten und Menschen ein Leiter zu Gott sein können, aber doch nicht der einzige Leiter zu Gott und nicht allen Zeiten und Menschen entsprechend sind. Anders ist es mit Luther und seinen Schriften. Auch in ihm ist gar manches, welches nur einer bestimmten Zeit angehört, aber der Mann als Ganzes gehört allen Zeiten an; so groß, so rein und stark sind in ihm die ewigen Wahrheiten Gottes lebendig geworden, daß alle Menschen in allen Jahrhunderten in ihm einen Führer zu Gott finden können, wenn sie nur wollen. Wer aber kennt ihn heute? Mit abgerissenen Bro-

cken aus seinen Schriften kämpfen Lutheraner, Supernaturalisten und Rationalisten gegen ihre Feinde; alle Welt beruft sich auf ihn, um ganz entgegengesetztes zu beweisen. Was aber wissen, abgesehen von den gelehrten Theologen, selbst die Lutheraner von Luther? Der kleine Katechismus ist in den meisten Ländern rationalistisch präpariert, die Kraft seiner Lieder ist in den Gesangbüchern verwässert. Was er wollte und wirkte, was die eigentliche That seines Lebens war, ahnen nur wenige. Würde er bekannt, seine gewaltigen, Herz und Geist durchdringenden Worte von der Sünde und Buße, von der Versöhnung und dem Glauben, würden wie ein feuriges Schwert hineinfahren in den glaubenslosen dürren Leib des Rationalismus, und staunend würden andere hören, wie Luther auf Denken und auf Wissen drang und wie die Kraft und Gesundheit seiner Natur dem matten, kränklichen Pietismus entgegenstand. Ein großes, segenvolles Unternehmen wäre der Versuch, den ganzen Luther heute seiner Nation wieder vor die Seele zu bringen.

Bei diesen Ansichten mußte Perthes wohl freudig überrascht sein, als im September 1824 der Pastor Vent in Hademarschen, Probstei Rendsburg, ihm mittheilte, daß er seit Jahren eine Auswahl aus Luther's Schriften vorbereitet habe und zur Herausgabe entschlossen sei. Dem Volke wieder lebendig zu machen, wie Luther zum Christenthume stand, das ist die Aufgabe, entgegnete Perthes. Soll das Ziel erreicht werden, so darf das Mitgetheilte nicht durch Massenhaftigkeit abschrecken und muß dennoch Luther's ganze Stellung zum Christenthume bezeichnen, aber auch nur diese, nicht die nur dem Augenblicke angehörende, oft leidenschaftliche Stellung zu vorübergehenden Erscheinungen seiner Zeit. Von Luther's eigentlichen Glaubensschriften wird man die polemischen, politischen und wissenschaftlichen unterscheiden müssen. Die vor allem gegen das Pabstthum gerichteten polemischen heute wieder allgemein bekannt zu machen, wäre nicht nur überflüssig, sondern bei dem Stande der Parteien auch gefährlich. Für nicht minder bedenklich halte ich die Neuverbreitung der politischen. Wer nicht die Zeit, in welcher Luther sich bewegte, wer nicht den Ton der Rede, die Derbheit der Sprache seines Jahrhunderts kennt, muß Luther misverstehen, und gewiß ist es doch auch, daß Lu-

ther so wenig über den Staat wie über die äußere Kirche, da beide in jener Zeit nichts waren als Uebergänge, eine irgend sichere Einsicht hatte erlangen können. Wie viele von seinen wissenschaftlichen Schriften heute noch dem großen Publicum eine Bedeutung haben, kann ich nicht entscheiden, aber die Predigten und Schriftauslegungen, die Briefe und Gespräche, die Lieder und Gebete sind aus der Tiefe großer eigener Erfahrungen und aus dem erleuchteten Verständnisse der heiligen Schrift erzeugt, rufen zur Erkenntnis der Sünde und zum Glauben an den Erlöser und werden unserer wie jeder anderen Zeit Heil und Segen bringen.

Wie Sie, bin ich der Meinung, antwortete Vent an Perthes, daß es bei unserer Auswahl aus Luther's Schriften nur darauf ankommen soll, die Stimme des alten großen Glaubenshelden auf das neue ertönen zu lassen, um den Glauben an die Offenbarung in den Herzen unserer Zeitgenossen zu wecken und zu stärken. Unsere Auswahl wird also im wesentlichen nur darzulegen haben, wie der fromme, demüthige Sinn des großen Mannes allein im Lichte der Offenbarung das Licht suchte und wie er das so gefundene Licht freudig und unerschrocken seiner verfinsterten Zeit leuchten ließ. Die göttliche Wahrheit ist heute dieselbe wie zu Luther's Zeit, und es gibt Wege, die zu allen Zeiten in alle Wahrheit leiten, und solche Wege, die lange Jahre hindurch nur einzelnen bekannt geblieben waren, hat Luther wieder aller Welt gewiesen; denn er hörte und verstand den heiligen Geist, weil seine Demuth ihn für das Verständnis empfänglich machte. In allen Schriften, in denen Luther den heiligen Geist reden läßt, redet er zu den Christen jeder Zeit und versteht die Seelen heranzuziehen zu dem Punkte, von welchem aus das Licht scheinet in die Finsternis. Ueberall dagegen, wo er nicht festen Fuß auf der Offenbarung fassen konnte, bleibt er ein Kind seiner Zeit und ist häufig genug einseitig, befangen und leidenschaftlich. Das gilt insbesondere von seiner Polemik. Auch hatte er oftmals gegen Feinde der göttlichen Wahrheit zu streiten, die einen Namen führten und eine Rüstung trugen, in welcher sie heute nicht mehr erscheinen. Aus beiden Gründen gehören viele der polemischen Schriften nicht in unsere Auswahl, aber einige doch. Denn in ihrem eigentlichen Kern bleibt die Feindschaft ge-

gen die göttliche Wahrheit trotz aller Verschiedenheit des Namens und der Rüstung doch immer dieselbe, und so oft Luther zur Bekämpfung dieses eigentlichen Kerns die Waffen nicht aus seiner sondern aus Gottes Rüstkammer nahm, sind sie auch heute noch nicht verrostet, sondern können heute wie damals die Wahrheit siegen lassen und deren Widersacher niederwerfen helfen. Die Polemik überhaupt kann auch unsere Zeit nicht entbehren; daß sie in diesem Jahrhundert als verjährte und unnütze Wissenschaft bei Seite geworfen ward, hat seinen Grund wahrlich nicht in christlicher Duldung und Versöhnlichkeit gehabt, sondern in der Gleichgiltigkeit, die jede Form der Religion, ja jede Religion selbst für etwas höchst unwesentliches hielt. Jetzt, wo die Offenbarung für viele wieder dasteht als göttliches Heiligthum, muß der Kampf zwischen Licht und Finsternis wiederum die Welt erfüllen und wir wollen Luther als Mitstreiter nicht entbehren. Auch seine politischen Ansichten möchte ich nicht so unbedingt, wie Sie, ausgeschlossen wissen. Zwar die eigentlich politischen Schriften eignen sich nicht für unsere Auswahl, aber hier und da zerstreut in seinen Werken finden sich gelegentliche Aeußerungen, die köstliche Perlen sind und die ich ungern vermissen würde, weil sie Worte enthalten für alle Zeiten. Da wir aber unser Unternehmen von demselben Gesichtspunkte aus ansehen, es nach gleichen Grundsätzen beurtheilen und nach demselben Ziele streben, so werden wir uns gewiß miteinander verständigen und ich werde mich im einzelnen mit Freuden Ihrer gereiften Lebenserfahrung, Ihrer Kenntnis der Literatur und der Richtungen unserer Zeit unterordnen.

Einzelne Meinungsverschiedenheiten zwischen Herausgeber und Verleger traten im Fortgange der Arbeit wohl noch hervor. Perthes z. B. wünschte einmal, daß nicht so viel, wie Vent beabsichtigte, aus Luther's Predigten und Auslegungen des alten Testamentes mitgetheilt werde. Das Christenthum ist, entgegnete Vent, die mit der Schöpfung beginnende Erziehungsgeschichte des Menschengeschlechts. Der Fall desselben, seine Scheidung von Gott, die Erbarmung des Vaters, der dasselbe weder von sich stieß noch unbekehrt zu sich ziehen konnte, aber immer hellere Hoffnungsstrahlen in den Jammer der Sünde hineinleuchten ließ, bilden den ersten Theil der Erziehung, die

Erlösung durch Jesum Christum den zweiten. Wer Christum kennen und lieben lernen will, muß Moses lesen. Daher halte ich das aus Moses Ausgewählte nicht für zu viel. — Ihre Auffassung vom Christenthume ist auch die meinige, antwortete Perthes, und unsere Auswahl, von diesem Gesichtspunkt behandelt, wird reichen Segen bringen. — Ein anderesmal hatte Perthes mehr über die Wittenberger Theses gewünscht. Die Theses, antwortete Vent, hätte ich beinahe gar nicht gegeben; Luther's Stellung spricht sich weit deutlicher in seinen Schriften der späteren Zeiten aus, in welcher seine Erkenntnis heller geworden war und nach allen Richtungen ein sicheres Licht ausstrahlen lassen konnte. Die Thesen sind noch ganz unbestimmt und gleichen der Taube, welche zwar aus der Arche Noah ausflog, aber nirgends festen Grund zu finden vermochte.

Im Frühjahr 1825 waren die Arbeiten bereits so weit vorgerückt, daß die Ankündigung der beabsichtigten Auswahl von Luther's Schriften in zehn Bändchen bekannt gemacht werden konnte. Sie erregte ein großes und allgemeines Aufsehen. Nicht wenige nahmen an einer Ausgabe Luther's in kleinem Format und für die Menge berechnet, Anstoß. Mein erstes Gefühl, schrieb ein Freund an Perthes, war Abneigung gegen ein Unziemliches. Luther in Sedez! — sollte man so der Zeit fröhnen? Wird der ernste Eindruck, das Gefühl der Ehrfurcht vor dem großen Kirchenvater nicht durch die niedliche, glatte Außenseite des Modeformats beeinträchtigt? wird Luther im Strickbeutel den Protestanten noch vorleuchten wie ein Leuchtthurm? sollen denn alle Dinge allgemein gemacht werden, das heißt gemein? Ich weiß wohl, man antwortet: Auf diesem Wege lesens die Leute doch; etwas bleibt doch hängen. Auch die Verschleuderung der Bibel rechtfertigt man so, aber ich kann mich nicht überzeugen, daß es rathsam sei, das Edelste und Beste den Leuten sogar wider Willen in die Thüre zu schieben und zugänglich zu machen. Meine Worte sind umsonst, ich weiß es; die Zeit will es und die Zeit hat immer Recht; Buchhändler und Publicum, die sich einander umklammern, bilden auch so eine Art Mühlrad, in das man nicht eingreifen kann. — Eine Partei unter den Katholiken betrachtete die Herausgabe Luther's als einen feindlichen Act gegen ihre Kirche und bereitete eine Nachlese aus

dessen Werken vor, die auf Herabwürdigung des Reformators berechnet war. Als sie 1827 wirklich in Mainz erschien, schrieb Vent: Die Nachlese, die sich als elftes Bändchen unserer Ausgabe zugesellt, zeigt, wie gefährlich eine Auswahl unserer Art den Katholiken erscheint. Die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte in der Nachlese sind hämisch und boshaft, die Stellen selbst aus dem Zusammenhang gerissen. Bereitwillig werden wir aber einräumen können, daß Luther in seiner früheren Zeit noch manche papistische Grundsätze festhielt, die er später bei höherer Erleuchtung fallen ließ und widerrief. Sind aber nicht in den Canones der Päbste und in den Schlüssen der Concilien noch viel größere Widersprüche zu finden und haben die Protestanten jemals behauptet, daß Luther frei von Irrthum und Sünde gewesen sei? Niemand hat Luther jemals als Pabst der Protestanten hingestellt.

Viele Protestanten dagegen betrachteten es als einen Fehler der Auswahl, daß Luther's heftige Angriffe auf den Pabst und auf die katholische Kirche nicht mit aufgenommen waren. Ueber Ihren Luther bin ich doch nicht eins mit Ihnen, schrieb ein Freund an Perthes; lassen Sie doch wenigstens seine herrlichen Streitschriften gegen „den Pabst und die Münch" nicht fort; sie sind doch das beste, was er gemacht. In seinen dogmatischen Schriften, besonders über Gnade und Glaube, verbiestert er sich offenbar mitunter durch das Streben, die katholische Lehre zu bekämpfen und doch zugleich von der calvinischen in der gehörigen Entfernung zu bleiben. — Laßt Luthern sein Recht, schrieb ein anderer, verweichlicht ihn nicht, macht nicht aus einem urkräftigen Holzschnitt einen nebulistisch punctierten Kupferstich. Wie Gott ihn brauchte, wie es hinter dem Manne in der Welt brannte und rauchte, so müßt Ihr ihn auch darstellen. — Manche ähnliche Stimmen mußte Perthes hören, als er im Frühjahr 1825 einige Wochen in Berlin zubrachte. Vielfach fürchtet man, schrieb er von dort aus, wir wollen, weil wir das persönlich Polemische ausschließen, mit dem Katholicismus liebäugeln, und tritt deshalb heftig gegen unser Unternehmen auf. Gar manche dieser eifernden Männer würden mich höchlichst belobt haben, wenn ich Luther's mächtige Worte von der Sünde und Versöhnung fortgelassen

oder verflacht, dagegen aber jedes leidenschaftliche Wort gegen die katholische Kirche aufgenommen hätte. — Am gehässigsten trat Paulus in Heidelberg auf, sich an den Namen des Verlegers und an dessen Streit mit Voß haltend. Er warnte im Sophronizon und in der Darmstädter Kirchenzeitung vor dem jesuitischen Unternehmen, welches Luther's Kampf gegen die Finsternis und den Aberglauben ohne Zweifel zu verstecken streben werde. Für einen gar feinen Kopf muß Paulus mich halten, meinte Perthes; denn in der That es wäre ein echt jesuitisches Kunststück, die Leute durch Verbreitung von Luther's Schriften katholisch zu machen. Schaden wird indessen Paulus' Warnung in jedem Falle bringen, denn fünfzehn Sechzehntel unserer Pastoren erkennen noch heute in ihm ihren Herrn und Meister. — Paulus ist, schrieb ein Freund an Perthes, ein ehrlicher Fanatiker für leeres Stroh. Aber seien Sie ihm nicht zu böse, weil sein Fanatismus jetzt gerade Sie getroffen hat; wir können doch nun einmal solche hölzerne und dreiste Gesellen nicht entbehren, wenn nicht theologischer Schutt sich unter den Protestanten aufhäufen soll, wie einst in der katholischen Kirche. — Daß Paulus über Ihre Ausgabe von Luther's Schriften herfällt, schrieb dagegen ein anderer, darf Sie nicht wundern, denn er kämpft für seinen mit Mühe und Noth erkritisierten Ruhm. Wenn unsere Zeit die Bibel statt mit Paulus' Auge wieder mit Luther's Auge liest, so werden alle die Wahrheiten, welche lange schon unter dem Messer der Kritik sich verblutet zu haben schienen, wieder lebendig und gesund werden, und der Chirurg, der nur ein Messer führt wie Paulus, wird seine Kundschaft verlieren.

Die Angriffe, welche das Unternehmen schon auf die erste Ankündigung erfuhr, machten die kräftige Durchführung desselben recht eigentlich zu einer Ehrensache für Perthes. Mit unglaublicher Thätigkeit benutzte er seine weit ausgebreiteten Verbindungen in Deutschland wie in Schweden, Finnland und Dänemark, in Ungarn und Böhmen, um dem Werke Eingang zu verschaffen. Nicht allein seinen persönlichen Einfluß auf die Buchhändler verwendete er, um dieselben zu besonderer Mühewaltung anzuregen; er wußte auch aus allen Gegenden die Namen der einflußreichsten Geistlichen sich zu verschaffen, und durch sie, wie durch die Bibelgesellschaften und Behörden, die

Theilnahme für die Auswahl aus Luther's Schriften zu erwecken. Nähere Freunde und fernere Bekannte, wie G. Schwab in Stuttgart, Schwarz in Heidelberg, Hebel in Karlsruhe, Paſſavant in Baſel, Heubner in Wittenberg, Harms in Kiel, Krummacher in Bremen, Stein in Frankfurt, Rambach in Hamburg, Eylert in Potsdam und viele andere ſagten die Förderung des Werkes zu. Die Antworten, die er hieher und dorther erhielt, ließen manchen Blick in die Zuſtände des kirchlichen Lebens thun. Wenn Ihre Ausgabe, hieß es in einem Briefe aus Böhmen, in der Wiener Cenſur mit dem decisum: admittatur, erledigt werden ſollte, ſo wird ſie von vielen Nichtproteſtanten gekauft werden. Die Proteſtanten dagegen zeigen ſich, ſoweit ihnen ihr Glaube Geld koſten ſoll, ſehr flau. Bis zu dieſer Stunde haben ſie in Prag nicht einmal eine evangeliſche Schule errichtet; der Grund liegt nicht etwa an der Armuth der Leute, ſondern an der mangelnden Liebe und Aufopferungsfähigkeit für die proteſtantiſche Sache. — Bei uns werden Sie, heißt es in einem Briefe aus Würtemberg, nicht gar viele Unterſtützung finden; der chriſtliche Bauer und Handwerker iſt an eine andere Sprache gewöhnt als die, welche Luther redet; die chriſtlich gebildeten Familien beſitzen ſehr häufig ältere Ausgaben; bei den Weltchriſten wimmelt es von „den Stunden der Andacht", welche deren religiöſes Bedürfnis ſo vollſtändig befriedigen, daß an die Anſchaffung keiner anderen religiöſen Werke gedacht und bei manchen eleganten Familien eher die Stunden der Andacht als die heilige Schrift angetroffen wird. — Wir armen geiſtlichen Aerzte und Apotheker! ſchrieb ein Geiſtlicher aus dem Weimariſchen; die Leute ſind jetzt alle ſo raſend geſcheid, daß ſie uns für ganz überflüſſig halten. Da iſt es denn nun ganz recht, daß man ihnen das, was ſie heilen könnte, mit kleinem Drucke in die Taſche prakticieret, ob ſie es vielleicht aus langer Weile vielleicht einmal verſuchen möchten. Das Chriſtenthum ſeiner ſelbſt wegen mag niemand und ſo ein armer Pfarrer wird ſelbſt mit kalt in dem allgemeinen Froſt. Guter, lieber Perthes, mir iſt jammervoll zu Muthe. Acht Jahre ſäe ich nun ſchon auf dem unfruchtbaren Boden und ſtehe im neunten auf demſelben Punkte, auf welchem ich anfing. Ein aberwitziger Schwärmer erſcheine ich den Leuten; ſie lachen oder ſie be-

dauern mich, das ist alles, was ich empfange; die Kirche ist leer, die Schule beherrscht vom Lehrer, der von den kirchlichen und weltlichen Behörden wegen seines aufgeklärten Unterrichts Belobung erhält; kein Haus, auch nicht ein einziges in der ganzen Stadt ist bereit, das Wort Gottes aufzunehmen; ich stehe allein, ganz allein. Etwas aber habe ich noch: das ist mein muthiges Vertrauen auf unseren Gott und seinen Sohn. Also wende ich mein Auge nach oben und fange getrost von neuem an.

Im December 1825 konnten die ersten fünf Bändchen der Sammlung ausgegeben werden. Binnen Jahresfrist war die starke Auflage bereits vergriffen und neben der Freude, Luther's Schriften in so manche Hände gebracht zu haben, fühlte Perthes auch wohl einige Genugthuung über den Sieg, der so verschiedenartigen Gegnern gegenüber erfochten war.

Einige Jahre nachdem Neander's Geschichte der christlichen Religion und Kirche und Luther's Werke veröffentlicht waren, versuchte sich Perthes an einem neuen großen Unternehmen. Der Plan zu einer theologischen Zeitschrift, welche christliche Gesinnung und christliche Lehre kräftig in der deutschen Literatur vertreten könnte, hatte Perthes schon seit Jahren beschäftigt. Bretschneider's Oppositionsjournal ist durchaus rationalistisch, schrieb er einmal; die Darmstädter allgemeine Kirchenzeitung (seit 1824) hat der äußeren Gestaltung nach allerdings den rechten Weg eingeschlagen, aber die innere Richtung und Leitung! — es ist eine gar wunderliche Synagoge, diese Kirchenzeitung; des sehr achtungswerthen Heidelberger Schwarz Jahrbücher der Theologie sind doch in den Punkten, auf die es wesentlich ankommt, nicht scharf genug, und alle anderen sogenannten theologischen Journale verfolgen andere Ziele, sind unzweckmäßig eingerichtet und nicht allgemein genug. Eine neue allgemeine theologische Zeitschrift ist nicht allein wünschenswerth, sondern ist nothwendig und sie ins Leben rufen zu helfen, scheint mir eine Pflicht für alle, die christliche Würde und Gelehrsamkeit genug besitzen, um es zu können. Leicht ist das Unternehmen nicht. An Mitarbeitern zwar wird es nicht fehlen; durch ganz Deutschland sind Männer zerstreut, die eine solche Zeitschrift wünschen: aber nur tüchtige Redactoren kön-

nen den Erfolg sichern, und wo sind diese zu finden! Auch der Geldpunkt ist nicht ohne Bedenken, denn oft genug sind Nachrichten aus dem Reiche Gottes Maculatur für die Welt.

Während des Sommers 1825 hatte Perthes in Ems den Professor Umbreit aus Heidelberg kennen gelernt und lieb gewonnen. Als er im Herbste von demselben in Gotha besucht ward, forderte er ihn zur Herausgabe einer theologischen Zeitschrift dieser Art auf. Umbreit, welcher schon früher ähnliche Pläne mit Ullmann vielfach besprochen, nahm den Vorschlag zur weiteren Ueberlegung mit nach Heidelberg zurück. Dorthin schrieb Perthes ihm am 7. December 1825: Oft habe ich mich in dieser Zeit Ihrer erinnert, da mir aus mehreren Gegenden des Vaterlandes Kunde kam über die immer sich verstärkenden religiösen Regungen und Strebungen. Mehr als je wird ein Mittelpunkt Bedürfnis, in welchem sich durch Mittheilungen frommer Männer die Zeichen des Waltens göttlichen Geistes in und durch den Zeitgeist sammeln und durch öffentliche Mittheilung sich weiter verbreiten können. Religion und Theologie dürfen nicht getrennt sein, das religiöse Gefühl nicht von der Erkenntnis, der Glaube nicht von der Wissenschaft. Wer den Willen zur Heiligung und das Licht des Glaubens hat, der erkennt Gott freilich im Stillehalten. Will ein solcher sein Licht aber nicht unter den Scheffel halten, so muß er es in Klarheit der Gedanken und in echtem und vollem Wissen leuchten lassen, und in einer Zeitschrift, in welcher sich das, was in unserer Zeit zur Ausbreitung des Reiches Gottes geschieht, sammeln soll, muß echte theologische Wissenschaft ihren Sitz haben. Die Eintheilung einer solchen Zeitschrift in Abhandlungen, Kritiken und Nachrichten scheint sich von selbst zu ergeben. Anonymität wäre weder bei den Abhandlungen und Kritiken, noch bei den Nachrichten zu gestatten. Wer in dieser Zeit nicht den Muth hat, zur Ehre des Herrn seinen Namen preiszugeben, wer nicht vermag, seinen Eifer von Liebe durchdringen zu lassen, der bleibe von diesem Platze ferne. Die Worte: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich" und „habt Salz bei Euch" und „habt Frieden unter einander," scheinen mir alles auszusagen, was nöthig ist, um den Charakter der Zeitschrift zu bezeichnen. Freilich bedarf ein Unternehmen, wie ich es

meine, ſehr umſichtige Vorbereitung und nichts darf übereilt werden, aber gewiß iſt es an der Zeit. Es würde zur Redaction mehr als eines Mannes bedürfen, in mancher Hinſicht würde ich nützlich ſein können, da meine Stellung mir das Vertrauen vieler wohlgeſinnten Männer erworben hat. — Wir beginnen ein gemeinſames Unternehmen, ſchrieb Perthes etwas ſpäter, durch welches wir die Wahrheit und die Ehre Gottes fördern wollen. Ich ſage: gemeinſchaftlich; denn ich will meine Zeit, meine Kräfte und meine Habe daran ſetzen, um würdigen Männern Einfluß und Einwirkung auf die Zeit verſchaffen zu helfen. Einen Geldgewinn erwarte ich in dieſem Falle nicht, die Schwierigkeiten, welche die Zeitſchrift zu überwinden hat, ſind zu groß. Genau müſſen wir erwägen, wie das Aeußere durchgeführt werde, damit wir nicht mitten in der Sache ſtecken bleiben.

Seine Anſichten über Aufgabe und Begrenzung der Zeitſchrift ſprach Perthes vielfach an befreundete Theologen aus. Den Laien ſoll das Wort vom Kreuze, ſchrieb er an Lücke, nicht durch Zeitſchriften, ſondern durch das Pfarramt geprebigt werden; unſere Zeitſchrift wenigſtens iſt nicht dazu beſtimmt, unmittelbar auf die Laien zu wirken, ſondern ſoll auf gründlich wiſſenſchaftlichem Wege in den Pfarrern und Seelſorgern, welche durch die Anſtrengungen einer falſchen Wiſſenſchaft irre geführt oder unſicher gemacht ſind, eine tiefere chriſtliche Ueberzeugung erwecken, ſtärken und ſie vor Schwankungen bewahren helfen. — Es gilt den Verſuch, ſchrieb er an Ebel in Königsberg, auch das dürrſte Holz, ich meine jene Claſſe trockner, gelehrter Theologen, denen die Religion in der Gelehrſamkeit, das religiöſe Gefühl in dem Verſtande erſtickt iſt, mit ihren eigenen Waffen zu ſchlagen und ſie zu beſiegen, um ſie von der Knechtſchaft ihres Verſtandes zu befreien. — Wem ſoll, ſchrieb er ein anderesmal, die Zeitſchrift offen ſtehen, wenn er durch ſie ſeine theologiſche Ueberzeugung mittheilen will? Grenzen müſſen gezogen ſein, aber keine engen. Alle die den Stolz, die Luſt und den Leichtſinn des eignen Ich zu überwinden und über ihr Sein und Daſein ins Klare zu kommen ſtreben, ſuchen nach einem Halt zur Kräftigung ihres Willens und nach einer Richtſchnur für ihr Streben, wie für ihren Wandel; aber obſchon ſie alle ſuchen, ſuchen ſie doch auf verſchiedenen Wegen.

Die einen glauben ausreichenden Halt in dem eigenen Geiſte, in den Kräften zu finden, welche Gott von Anbeginn an ein- für allemal dem Menſchen gegeben habe. Gott hat, ſo meinen ſie, bei Erſchaffung der Welt den großen Wurf gethan und jeder einzelne hat nun das einmal Gegebene ohne weiteres Zuthun Gottes zu verwenden und bedarf, wenn er das thut, ein weiteres nicht, um die Wahrheit zu erkennen. Den Suchenden dieſer Art, den Rationaliſten, gehören wir nicht an. Die andern ſind ſich bewußt, trotz des erſten großen göttlichen Wurfes im Dunkeln zu tappen und verlorne Menſchen zu ſein, ſo lange ſie allein auf ſich angewieſen ſind; daß Gott ſich ihrer tagtäglich von neuem annehme, iſt ihr erſtes und größtes Bedürfnis; ohne die in Schrift und Kirche fortwirkende Thatſache der Erlöſung und Offenbarung ſehen ſie keine Rettung aus der Sünde und kein Licht in der dunkeln Nacht. Daß ſich dieſe zweiten mit jenen erſten vermengen könnten, iſt unmöglich; aber beiden iſt doch das Suchen, das Streben und Forſchen nach Wahrheit gemeinſam und eine Anſtalt, welche wie die „Studien und Kritiken" ſtreng wiſſenſchaftlichen Charakter trägt, ſoll auch den erſten ſich nicht verſchließen und bei den zweiten keine Rückſicht darauf nehmen, ob ſie die Erlöſung unmittelbar durch den heiligen Geiſt, oder mehr durch die Kirche, oder mehr durch die heilige Schrift, oder zugleich und beſonders durch ſymboliſche Bücher ſich aneignen wollen. Allen dieſen wird, wie mir ſcheint, ſofern ſie ſich wiſſenſchaftlich tüchtig geltend machen wollen, die neue Zeitſchrift offen ſtehen müſſen, während fromme Wohlgeſinntheit ohne wiſſenſchaftliche Tüchtigkeit ſo wenig Zutritt finden könnte, wie eine wiſſenſchaftliche Tüchtigkeit, welche nicht einmal das Bedürfnis zum Kampf gegen Stolz und Luſt anerkennen wollte.

Die Herausgeber der beabſichtigten Zeitſchrift fanden in dieſen Anſichten des Verlegers kein Hindernis, mit ihm gemeinſam das Werk zu unternehmen. Ullmann und Umbreit kamen im Frühjahr 1827 zu Rüdesheim mit Gieſeler, Lücke und Nitzſch zuſammen, ſtellten Plan und Namen der Zeitſchrift feſt und kündigten bald darauf das Erſcheinen derſelben öffentlich an. Die Herausgeber tragen keine Scheu, ſchrieben ſie, ſich zu dem einfachen bibliſchen Chriſtenthume zu bekennen, welches ſie für das wahrhaftige Wort und Heil Gottes

halten. Weil ſie aber in dem Evangelium das Wort der ewigen Wahrheit ſelbſt anerkennen, ſind ſie feſt überzeugt, daß dasſelbe als Licht und Leben nicht weniger unſere Erkenntnis und Wiſſenſchaft als unſern Glauben in Anſpruch nimmt. So gewiß es keine wahrhaft chriſtliche Theologie ohne chriſtlichen Glauben geben kann, eben ſo gewiß iſt eine die edle Gottesgabe der Vernunft und Wiſſenſchaft verachtende Theologie ein Unding. Zumal in der evangeliſchen Kirche, welche nicht weniger durch freie Wiſſenſchaft als lebendigen Glauben geboren iſt und beſteht, hängt alles wahre Gedeihen der Theologie davon ab, daß ſich Glauben und Wiſſen in ihr befreunden und einander durchdringen.

Nach manchen mühſeligen und ſchwierigen Vorbereitungen ward am 1. Januar 1828 das erſte Heft der theologiſchen Studien und Kritiken ausgegeben. Die bedeutendſten Theologen Deutſchlands wurden faſt ohne Ausnahme Mitarbeiter der neuen Zeitſchrift, welche bald eine hervorragende Stellung und nachhaltigen Einfluß innerhalb der wiſſenſchaftlichen Theologie gewann und ſich, wie Umbreit ſpäter ſchrieb, einen jugendlichen Charakter bewahrte, indem ſie ſtets in der Entwickelung begriffen das Endziel der neuen Theologie, die noch keine fertige ſei, redlich und aufrichtig ſuchen helfe. Einen Einfluß auf den Inhalt im einzelnen üben zu wollen, konnte Perthes nicht in den Sinn kommen, aber die Haltung der Zeitſchrift im ganzen verfolgte er mit immer gleicher Theilnahme und ſprach den Herausgebern ſeine Bedenken, wenn er ſolche hatte, offen aus. Zuweilen ſchien es ihm, als ob die wiſſenſchaftliche Richtung durch nur gelehrte Unterſuchungen und Forſchungen überwuchert, die Zeitſchrift nicht allein nur von Profeſſoren, ſondern auch nur für Profeſſoren der Theologie geſchrieben und ihren Einfluß auf die Pfarrer verlieren werde. Ich hatte gehofft, ſchrieb er einmal, daß wenigſtens unter der Rubrik „Gedanken und Bemerkungen" freiere, friſcher anregende, von der Schule ſich ferner haltende, allgemeiner zugängliche Geiſtesfunken ſich ſammeln würden, aber auch die Gedanken und Bemerkungen werden meinen lieben Freunden wider Wiſſen und Willen ſofort gelehrt. — Zu anderen Zeiten fürchtete Perthes, daß die Studien und Kritiken, weil ſie rein wiſſenſchaftlich ſein ſollten, den chriſtlichen Glauben und

die positiven christlichen Lehren zu sehr in den Hintergrund treten lassen möchten. Ist ein Aufsatz echt wissenschaftlich, schrieb er einmal, sei es linguistisch oder exegetisch, oder dogmatisch oder kirchenhistorisch, so muß er aufgenommen werden. Es ist also ganz in der Ordnung, daß Paulus, Wegscheider und Bretschneider ihre wissenschaftlichen Untersuchungen in die Zeitschrift niederlegen können; aber es wäre doch sehr zu bedauern, wenn Hengstenberg und Rudelbach, wenn Tholuck und Schmieder Scheu tragen müßten, ein gleiches zu thun. — Ein bedeutender Theologe, dem Perthes Bedenken dieser Art mitgetheilt hatte, antwortete ihm: Sie wissen es und ich habe es nie verhehlt, daß mir der Geist vieler Abhandlungen fremd ist; allein bis jetzt ist es doch meine feste Ueberzeugung, daß nach dem jetzigen Standpunkte der Kirche und der Theologie eine solche weitere, nur die völligen Extreme ausschließende Vereinigung von Ansichten auf dem Gebiete der Kritik und Erudition moralisch möglich, nützlich und meine Theilnahme daran recht und zulässig sei. Ich differiere mit Hengstenberg ebenso wie mit Schleiermacher oder Ullmann; warum soll ich nun nicht lieber mit diesen, die gar keine solche beschränkte Identität in der Theologie fordern und wollen, als mit der eng begrenzten und monotonen Evangelischen Kirchenzeitung zusammenhalten, die mir eben so wenig als Steudel meine Freiheit belassen würde? — Es möchten doch wohl Beiträge Noth thun, schrieb Perthes ein anderesmal, die den Offenbarungsglauben entschiedener, als die letzten Hefte, aussprechen. Wenn auch die Studien und Kritiken nicht zur Erbauung bestimmt sind, so dürfen doch besonders in den Observationen christlich geistige, ich möchte sagen spirituelle Gedanken nicht fehlen, welche die Tiefen unserer heiligen Religion mit einfältig frommem Sinn enthielten. Auch müßte, dünkt mich, der feste gläubige Boden, auf welchem die Herausgeber stehen, häufiger und deutlicher erkennbar werden und die gelehrten Theologen, deren Wissenschaft nur weltlich ist, müßten nie einen Zweifel darüber haben können, daß sie, obschon ihre gelehrten Untersuchungen bereitwillig aufgenommen werden, dennoch von den Studien und Kritiken nicht als Genossen sondern als Gegner angesehen werden.

Bis zu seinem Tode arbeitete Perthes mit ganzer Kraft und ganzer Liebe an der Fortführung des begonnenen großartigen Unternehmens. Manche Arbeit, Mühe und Sorge hat es ihm gemacht, aber es brachte ihm auch die volle Freude eines gelungenen Werkes, und bis an den Tod betrachtete Perthes es als einen Gewinn seines Lebens, daß er durch die Studien und Kritiken in ein inniges Freundesverhältnis und in einen ununterbrochenen Verkehr mit Lücke, Ullmann und Umbreit geführt und Nitzsch sehr nahe getreten war. Perthes war, schrieb bei dessen Tode die Redaction der Studien und Kritiken, unserer Zeitschrift mehr als Verleger; er war Mitberather und Mitarbeiter der ihm treulichst befreundeten Herausgeber.

Lebendigen Antheil nahm Perthes an der erbaulichen, geschichtlichen und dogmatischen Entwickelung der deutschen Theologie, aber die mehr und mehr hervortretende philosophische Behandlung der theologischen Wissenschaft blieb ihm ein fast verschlossenes Gebiet. Ihm fehlte zum Verständnis die Vorbildung und auch wohl die Geistesorganisation. Noch weniger Anziehungskraft mußte daher die Philosophie selbst auf ihn üben und nicht ohne Bedenken war er, als Ranke gegen Ende des Jahres 1825 ihm mittheilte, daß Heinrich Ritter eine Geschichte der Philosophie herausgeben wolle und ihn zum Verleger wünsche. Die Deutschen haben sich, antwortete Perthes, an philosophischer Speise übernommen und sind für jetzt übersättigt, obschon gewiß nur vorübergehend; denn dem Forschen nach den letzten Ursachen der Dinge wird der Deutsche dauernd nie entsagen. Kaufmännisch genommen hat für jetzt der philosophische Verlag mehr abschreckendes als anziehendes. Bei Ihrer Anfrage handelt es sich indessen um Geschichte der Philosophie und auf Geschichte überhaupt ist der Sinn der Zeit gerichtet. Eine Geschichte der Philosophie besitzen wir nicht, und jetzt, wo nach den Anstrengungen unserer großen Philosophen ein Augenblick des Ausruhens eingetreten ist, möchte es an der Zeit sein, einen Ueberschlag der Arbeiten des Menschengeschlechts zu machen. Unsere tiefsten Geister beginnen zu ahnen, was von menschlicher Kraft zu erwarten ist und welche Weisheit uns von oben kommen muß, wenn die Wahrheit sich uns enthüllen soll. — Die weiteren Verhandlungen führten schnell zum Abschlusse und 1829

erſchien der erſte Theil der umfaſſenden Geſchichte der Philoſophie von Heinrich Ritter. Konnte Perthes auch an dem Inhalte dieſes Werkes nicht den perſönlichen Antheil nehmen, den er an vielen anderen Werken ſeines Verlages nahm, ſo erfüllte doch auch dieſes Unternehmen ihn wieder mit Dank dafür, daß es ihn in ein nahes und dauerndes Freundſchaftsverhältnis zu einem Manne gebracht hatte, der ihm bis zu ſeinem Tod beſonderes Zutrauen, Achtung und Liebe einflößte, und es war ihm bis zu ſeinem Tode eine Freude, ein Werk in ſeinem Verlage zu haben, von welchem Schleiermacher ihm 1829 geſchrieben hatte: An Ritter's Geſchichte der Philoſophie liefern Sie uns wieder ein Werk, auf welches Sie ſtolz ſein können; ich wünſche Rittern Kraft und Muth, es zu Ende zu führen.

Siebentes Buch.

Perthes' brieflicher Verkehr über Lebensverhältnisse und über die religiösen und politischen Fragen der Zeit.

1822—1830.

Lebensverhältnisse und Zustände.

Unter den zahllosen Briefen, die Perthes schrieb und die er empfing, bezogen sich die meisten auf das Geschäft, viele hatten einen politischen, viele einen kirchlichen Inhalt, aber oft auch wendeten sich die verschiedenartigsten Menschen in den verschiedenartigsten Lebenslagen an ihn, bald um seinen Rath oder seine Hilfe in Anspruch zu nehmen, bald um Freud und Leid mit ihm zu theilen. Ein Mann, den Perthes nie gesehen, verlangte einstmals Rath von ihm, wie er Misgriffe bei der Wahl einer Frau vermeiden könne; seit sechs Jahren habe er tagtäglich den Vorsatz gehabt, sich zu verloben, aber die Angst, sein ganzes künftiges Leben durch einen Fehlgriff zu verderben, lasse ihn zu keinem Entschlusse kommen; jetzt sei er dreißig Jahre und er kenne sich genug, um zu wissen, daß er, wenn er sich allein berathen solle, unschlüssig bleiben werde bis an seines Lebens Ende. Bestimmen Sie mir ein Mädchen, heißt es dann weiter, auf Ihr erstes Wort werde ich zu Ihnen reisen, das Mädchen nehmen und Sie als den Gründer meines Lebensglückes, so lange ich lebe, verehren. — Das ist ein wunderlicher Kauz, schrieb Perthes an Besser, aber ein ehrlicher Kerl. So alt man wird, erlebt man doch immer etwas neues. Antworten muß ich ihm, aber wie soll ich es anfangen, daß mir der Schalk nicht zu jedem Buchstaben herausguckt. — Heirathen müssen Sie, antwortete Perthes dem Manne selbst; Amt und Wissenschaft allein würde gerade für Sie nicht ausreichen, um Sie vor wunderlicher Einseitigkeit zu bewahren. Ich gehöre nicht zu denen, die meinen, daß, wer eine Frau wählt, als Blinder in einen Korb mit Schlangen greift, unter denen nur ein Aal sich be-

findet; ich glaube vielmehr, daß die Ehen im Himmel geſchloſſen werden, aber nicht ohne Zuthun und Entſchluß des Menſchen; zum Heirathen gehört freie Courage. Dem jugendlichen Sinn gelingt es oft am beſten, er greift ohne weiteres zu und er trifft das Rechte oder vielmehr er wird getroffen. Wer aber grübelt, wie Sie, der kann nicht anders als beobachten und prüfen, und findet immer bedenkliche Klippen; aber vergeſſen Sie nicht, daß am Menſchen überhaupt es ſchon viel iſt, wenn Uebeles fehlt; zu viel vorhandenes Gute dürfen Sie nicht verlangen. Der Mann, der Kraft und Ruhe hat, kann manches überwinden und alles überwindet die Liebe; wer die Gewalt und die Treue eines liebenden weiblichen Herzens an ſich erfährt, der trägt an nichts zu ſchwer. Beſchauen Sie ſich die Töchter des Landes! Hilft das nicht, ſo machen Sie eine Fahrt auf die Freie und greifen Sie zu. Ein Dreißigjähriger muß noch etwas ins Zeug gehen; thut er es mit geſunden Sinnen und ernſtem Willen, ſo hilft Gott. Schlecht wären Sie berathen, wenn Sie mich zum Eheprocurator machen wollten; denn ich würde Ihnen täglich ein Dutzend Mädchen nennen, die ich alle ſelbſt heirathen möchte, wenn ich fünfundzwanzig Jahre jünger wäre. — Hüten Sie ſich, ſchrieb Perthes einem anderen jungen Mann, der Frau, die Sie nennen, ſich in ihren religiöſen Ueberzeugungen zu warm und offen mitzutheilen. Ein wirkliches Verſtändnis zwiſchen Mann und Frau iſt außer der Ehe unmöglich. So wenig wir einen weiblichen Seelenzuſtand zu begreifen vermögen, ſo wenig begreift eine Frau uns; die Frauen ſtehen höher als wir und wir ſtehen höher als ſie. Die Geſchlechter ſind bis in die Wurzel verſchieden; nur in der Ehe, nie außer ihr erhält dieſe Verſchiedenheit ihre Löſung und Einigung. Das iſt das große Geheimnis der Schöpfung und des Chriſtenthums. — Unterricht und Bildung wirkt auf das weibliche Geſchlecht nur wenig, heißt es ein anderesmal. Ein Mädchen, eine Frau von Geiſt und Sinn wird überall auch mit wenig Wiſſen und wenig Bildung hervorleuchten; iſt ſie aber wenig in ſich, ſo erſcheint ſie trotz alles Unterrichts und aller Tournüre gänſehaft und roh. Der dumme und rohe Mann dagegen zählt in der Welt, wenn er viel gelernt hat; übertüncht mit Weltbildung macht auch der flache Geſelle ſich geltend. Ich muß freilich ſagen, daß kein

Menſch mir ſo langweilig iſt, wie der, welcher nichts anderes ſpricht, als was er gelernt hat. — In Ihren Jahren findet man, ſchrieb er einem jungen Manne, jedes Mädchen verrückt, es ſei denn, daß man ſich in ſie verliebe. In den frühen Jünglingsjahren findet man alle jungen Mädchen allerliebſt und möchte ſie haben; in den ſpätern Mannesjahren ſieht man auch im Mädchen und in der Frau vor allem den Menſchen und freut ſich des Guten und trägt das Böſe. In Ihrem Alter iſt man nicht mehr blind, aber auch noch nicht ſehend und wird ungerecht; doch kommt Zeit, kommt Rath. — Meinen herzlichen Glückwunſch zu Ihrer Verheirathung, ſchrieb Perthes an Heinrich Ritter. Die Ehe iſt die größte Gabe Gottes; der Mann, der ſie nicht kennt, kann wohl im Aeußeren großes leiſten, aber in die Tiefe und in das innere Weſen des Menſchen und der Dinge wird er nicht dringen. Das gemeinſame Haben und Tragen der Freuden und Leiden dieſer Erde ſchließt uns den Himmel unſeres Urſprungs und unſerer Zukunft auf. In einem langen Eheſtand habe ich des Schmerzes und des Kummers, der Angſt und der Sorgen viel gehabt, aber ohne ihn möchte ich kaum gelebt haben. — Die Stellung des Mannes, heißt es in einem anderen Briefe, den Perthes ſchrieb, iſt ſeit dem Eintritt des Chriſtenthums in die Geſchichte auch dadurch eine andere geworden, daß die Frauen aus Mitteln zur Erhaltung des Geſchlechts und aus Laſtthieren des Mannes zu einem ſelbſtändigen Daſein im Leben gelangt ſind, in welchem ſie ihrer ſelbſt wegen zählen. Seitdem haben die Männer angefangen zu idealiſieren, zunächſt die Frauen und das Verhältnis zu ihnen, ſodann aber hat ſich ganz allgemein eine idealiſierende Stimmung entwickelt, welche den Griechen und Römern und der alten Welt überhaupt fremd war und in der neueren Geſchichte einen unberechenbar großen Einfluß übt. Auch ſind die Beweggründe zum Handeln im öffentlichen Leben in der neueren Zeit gewiß in weit höherem Grade, als gewöhnlich angenommen wird, durch das Verhältnis des Handelnden zum weiblichen Geſchlecht beſtimmt. Das Chriſtenthum ſtellt an dieſes Verhältnis unendlich große und ſchwere Anforderungen, Anforderungen, welche die vorchriſtliche Zeit nicht einmal ahnete. Dieſen Anforderungen gegenüber hat jeder Mann ohne Ausnahme eine geheime Ge-

schichte seines Gefühls, seines Wollens und seiner Thatkraft, die sich ganz verschieden gestaltet, je nachdem er sein Verhältnis zu den Frauen durchkämpft und in dem Kampfe bestand, siegte oder unterlag. Kein dritter erlangt Kunde und Verständnis von diesem inneren Processe, und doch hängt von dem Ausgange desselben die Stellung des Mannes zum Leben und zum Wirken in demselben und für dasselbe wesentlich ab. — Eine fromme, demüthige weibliche Seele verbreitet immer stille Freude rund um sich her, äußerte er gegen einen anderen Freund, auch wenn es in ihrem eigenen Innern weint und blutet. — Ihres Familienglückes freue ich mich von Herzen, schrieb er an Rist. Sagen Sie Ihrer Frau alles gute und liebe von mir. Genießt das Glück in Euren Kindern: noch sind sie jung, ganz abhängig von Vater und Mutter, noch ist das Haus geschlossen, noch ruht alles heimlich beieinander. Es ist auch dieses vergänglich und sehr anders wird es, wenn die Kinder ihre eignen Gedanken, ihre eignen Wünsche, Hoffnungen und Aussichten in Herz und Kopf hegen, wenn eines nach dem anderen die Kinderstube und das Haus verläßt, und seinen eigenen Weg geht. Da hilft kein Festhalten, kein Anklammern; die zartesten Herzensbanden der Eltern werden zerrissen. Ich habe es erfahren und darf so sprechen, da meine Kinder nur Liebe und Anhänglichkeit mir bewiesen, nur Freude mir gemacht haben, und doch — sie gehen ihren Weg und müssen es. — Ich stehe, schrieb ihm ein lieber Freund, der seinen Sohn verloren hatte, mit meiner armen unsäglich gebeugten Frau vor einem Abgrunde des Schmerzes, dessen Tiefe wir nur in lichteren Augenblicken ermessen können. Ihnen, der auch mit dem Tode vertraut ist, kann ich es sagen und klagen. Lassen Sie mich gute Worte hören. — Was es heißt, antwortete Perthes, zuerst ein Kind zu verlieren, fühlt niemand, der es nicht erfahren hat. Jeder sieht von Kindesbeinen an, daß das Zerreißen der Liebe keinem Menschen erspart wird, aber was hilft das dem betrübten Vater und der betrübten Mutter? Claudius sagte einmal: Ich dachte lange schon, mein Glaube sei fest und stark; in der Stunde aber, in der ich meinen Matthias in den Sarg legte, da wollte Ergebung und Demuth fast nicht halten und der Glaube ward hart geprüft. Da erst lernte ich verstehen, was es mit dem Men-

ſchenleben auf Erden auf ſich hat; was vorherging, war nur Kinderſpiel. Haltet im Schmerze feſt aneinander, fuhr Perthes fort, verberge ihn keiner dem anderen, verſucht nicht einander zu beruhigen, laßt zuſammen ausſchmerzen, das gibt ſtille Freudigkeit und vermählt Euch ſo enge, wie ein Glück allein Euch nicht vermählen könnte. Haltet feſt aneinander, Ihr lieben armen Freunde; die Gemeinſchaft der Liebe macht den tiefſten Schmerz zu einem Segen Gottes. — So wie Sie, mein lieber Perthes, lautete die Antwort, hat keiner uns bei Herz und Hand zu faſſen, keiner ſo viel uns zu geben vermocht; das kann man nur aus einem tiefen Schatze innerer und äußerer Erfahrung und aus einem durch Feuer geläuterten Gemüthe geben, und daß Sie unſerer ſo oft gedachten und uns nicht allein laſſen wollten, das werden wir Ihnen ewig gedenken. — Ihr Leiden an dem Sterbebette des Kindes, ſchrieb Perthes etwas ſpäter, rief Erinnerungen in mir wach, die nun nicht wieder weichen wollen. Von nun an liege, ſagen Sie, die Zeit eines ungeſtörten Familienglückes wie eine alte Welt hinter Ihnen. So iſt es. Von dem Augenblicke des Verluſtes eines Kindes an, ſieht das Auge der Eltern düſter; alle Schönheit des Lebens iſt verloren, jeder kleine Unfall, ein Huſten, ein veränderter Ton der Stimme regt die ſchwerſten Beſorgniſſe auf. Man hatte es ja immer gewußt, daß ſelten ein Häuflein Kinder beiſammen bleibt, aber man nimmt das nicht für ſich, bis es einſchlägt, und ſchlägt es ein, ſo glaubt man und vertraut man wohl, aber tief unten in der Bruſt wühlt doch der Schmerz. Ergebung iſt allenfalls da, aber die Erhebung fehlt; nicht mehr haben, nicht mehr haben, das iſts; nicht mehr menſchlich dieſes und eben dieſes Kind lieben zu können, nicht mehr von dieſem Kinde Liebe zu empfangen, das ſchmerzt immer fort; von einer Kindesleiche, die immer etwas himmliſches iſt, ſich abwenden zu müſſen wieder hinaus in die Welt, iſt entſetzlich. Alles erſcheint klein, alles wie Tand gegen die eben gemachte Erfahrung. Sie hatten Recht, Ihre anderen Kinder nicht ferne vom Krankenbette, nicht ferne vom Sarge zu halten. Kinder durch Reden und Vorſtellungen zur Wehmuth des Gefühls zu reizen, thut nicht gut; aber der Wirklichkeit darf man ſie nicht ängſtlich entziehen, ſie müſſen frühe lernen, dem Menſchenſchickſal ins Auge zu ſehen und

ſie können es ertragen. Eine Mutter am Krankenbette lehrt uns die Fülle der Kraft erkennen, die im Menſchen liegt. Der Mann erſchrickt über ſein Zurückſtehen; auch die Zeit beſitzt über den Schmerz der Frau weniger Gewalt als über den des Mannes; das Edelſte im Menſchen, die Treue, iſt vor allem Eigenthum des Weibes; ſie iſt treu, treuer als der Mann. — Als einem hochbejahrten Manne ein blühender Sohn im zweiundzwanzigſten Jahre geſtorben war, ſchrieb Perthes: Wohl mildert ſich im Alter jeder geiſtige Schmerz, aber der Schmerz über den Verluſt eines Kindes fällt nicht ausſchließlich in das geiſtige Bereich, ſondern iſt zugleich im Herzblut geheimnisvoll auf Naturbande begründet. Je jünger das Kind, deſto enger das Band, da es den Eltern ſo zu ſagen noch mit Fleiſch und Blut angehörig und in ſeinem ganzen Daſein noch an uns gebunden iſt. Je älter es wird, deſto verſchiedener wird es äußerlich von uns durch die Erdſtoffe der Nahrung und deſto mehr wird es uns durch eigenes Sein im Willen und Gefühl entfremdet. Der Verluſt eines Sohnes im blühenden Jünglingsalter hat zwar wieder ſeinen beſonderen Schmerz, aber auch ſeinen beſonderen Troſt; des Jünglings Reinheit hält innig feſt am Idealen, glaubt großes zu erringen und großes zu vollbringen. In ſpäteren Jahren wird dieſe glückliche Täuſchung gebrochen und muß gebrochen werden, und es iſt ein Schönes, abgerufen zu werden, bevor die Blüte zerſtört iſt. Auch Sie ſchreiben: 22 Jahre ſind eine ſchöne Zeit zu ſterben, ſchöner als 42 oder 52 Jahre. Und doch wenigſtens mir war der Kampf des Lebens nothwendig und heute noch feſſelt mich die Hoffnung zum endlichen inneren Siege an das Leben; ohne dieſe Hoffnung lieber heute als morgen ſterben. Das Gebet unſeres Lebens ſei: Schaff in mir, Gott, ein reines Herz und einen neuen gewiſſen Geiſt. Nur einer hatte dieſe Reinheit und dieſe Gewißheit, wir aber ſollen kämpfen darum bis an das Ende.

Periodiſche Stumpfheit iſt zwar die Qual aller ſuchenden Seelen, hatte ein Freund aus weiter Ferne an Perthes geſchrieben, aber leidenſchaftliche Anfechtungen im reifen Alter, die ganz von Gott abwenden und denen man nicht widerſteht, weil der rechte Wille zum Widerſtehen mangelt, das erniedrigt tief und um ſo tiefer, je wahrer

man ſich ſagen kann, daß es früher ſo niemals war. Um den innern Frieden iſt es geſchehen und ich warte mit heißer Sehnſucht auf die Beſchwichtigung des Sturms, aber wie wenn der Baum während des Wartens gefällt würde! — Daß im Alter noch Anfechtungen der Leidenſchaft Sie treffen können, antwortete Perthes, darüber klagen Sie. Mein lieber Freund, wen ſolche Anfechtungen der Leidenſchaften noch treffen können, der iſt nicht alt, ſo viel der Jahre er auch zählt. Es iſt tief demüthigend, den Naturkräften ſich unterworfen zu fühlen; aber wo die Naturkräfte fehlen, hat nach dem bekannten Worte der Menſch nicht die Sünde, ſondern die Sünde den Menſchen verlaſſen, und es wird ihm nicht leichter, ſondern ſchwerer, ſich zu Gott zu erheben. Auf Erden iſt Kampf Leben; Unangefochtenſein iſt Tod; kämpfen ſollen wir bis ans Ende, um die Krone des Lebens zu erringen, und in welchem Harniſch Sie zu kämpfen haben, das iſt Ihnen von Alters her bekannt. Die Erfahrung, die Sie zu machen haben, haben vor Ihnen ſchon viele gemacht. Es iſt nicht erniedrigend, einen Feind zu haben, aber wohl vor ihm das Gewehr zu ſtrecken; und ſollten Sie mitten im Kampfe aus dieſem Leben dahin genommen werden, nun Gott kennt uns, wir kennen uns nicht. — Ihr Brief, entgegnete der Freund, kam zur guten Stunde. Als ich ihn empfing, war die Gewalt der Leidenſchaft gebrochen; aber der trockenen Beſonnenheit und der peinlichen Reue ekelte das gewöhnliche alltägliche Leben an, ſo daß ich mich faſt in die Zeit der Leidenſchaft zurück ſehnte. Eine kalte Scham war mir geblieben, die mir gewiß machte, daß meine Ruhe keine chriſtliche ſei; ich ſehnte mich nach dem erwärmenden Hauche der göttlichen Liebe — da kam Ihr Brief, er iſt mir Arznei geworden.

So oft Perthes auch den Blick auf die inneren und äußeren Zuſtände anderer richtete, blieb ihm ſein eigenes Ich und der Entwickelungsgang, den es genommen, doch vor allem ein Gegenſtand der Erforſchung, des Erſtaunens und auch der Sorge; oft abſichtlich, oft aber auch ohne es zu wollen, legte er das eigene Innere den Freunden offen. Sie irren ſich, ſchrieb er einmal an Riſt, wenn Sie glauben, daß ich nach der lebhaften Campagne vor meiner Verheirathung Waffenſtillſtand mit der Selbſtbeſchauung geſchloſſen hätte; im Ge-

gentheil das Räthsel meines Ich läßt mir nach wie vor keine Ruhe. — Selten nur wird es einem Menschen zu Theil, schrieb er ein anderesmal, mit Kindern in ununterbrochener Reihenfolge vom reifen Manne bis zum zarteſten Alter hin in ſo nahem innigem Verkehr zu ſtehen, wie ich es thue. Manches in meinem eigenen Entwicklungsgange wird erſt jetzt mir klar. Das Kind, ſobald es ſeine Sinne gebrauchen kann, fühlt ſich in der Natur nur als ein Stück von der Natur, es ſieht und hört Dinge, die ihm alle neu ſind; aber weil es Natur iſt in der Natur, wundert es ſich über nichts. Wird es älter, ſo lebt es doch nur in nächſter Nähe; das Bächlein mit dem hellen Waſſer iſt ihm lieber als das wogende Meer, die Blume anziehender als der Wald, der Hügel, auf dem es ſich tummelt, gibt ihm mehr als das Gebirge; über nichts erſtaunt es und findet alles in Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt. Wenn aber die Gedanken erwachen, wenn es mit dem eigenen Willen in Widerſpruch kommt und in einem Streben und Regen aufkeimt, das noch kein Ziel und Ende hat, ſo beginnt der Knabe ſich mit ſeinem Inneren von der Natur getrennt zu fühlen und des Jünglings tiefes Sehnen entſteht für ſich, für ſein Herz und ſeinen Sinn, das Entſprechende in der Natur zu finden. Die Täuſchungen und Enttäuſchungen beginnen und die Lehrjahre des Menſchen müſſen durchgearbeitet werden. Und doch auch jetzt noch, ſo lange die Jugend dauert, kommt der Menſch durch die Natur und Creatur in Kindlichkeit, in Phantaſie und Liebe zu Gott. Die Jugend iſt Poeſie. Das Kind liebt durch die Mutter, der Jüngling im Mädchen, das Mädchen im Jüngling Gott. Aber ſo bleibt es nicht. Im Alter den Menſchen zu lieben und in der Liebe feſt zu bleiben bis zum Tode, iſt unendlich ſchwer. Das Verhältnis kehrt ſich um; die Jugend kommt durch den Menſchen zu Gott, das Alter nur durch Gott zu den Menſchen. Nur durch Glauben und Demuth iſt im Alter jugendliche Wärme des Herzens zu bewahren und ein Alter ohne Wärme iſt ſo entſetzlich, daß es kaum etwas entſetzlicheres gibt, während Liebe, ja ſchon Wohlwollen dem Gewiſſen auch bei dem vollen Bewußtſein der Sünde Ruhe und Sicherheit gibt.

Die Liebe und das Wohlwollen des Alters, von welcher Perthes hier redete, war ihm ſelbſt in reichem Maße geſchenkt. Ich kann,

schrieb er einmal an Rumohr, die Art unserer Zeit nicht leiden, welche die Männer das verdämmern oder vertumultuieren läßt, was sie in vergangenen Jahren gemeinschaftlich mit anderen thaten oder litten, dachten oder fühlten. Deshalb poche ich gerne ab und an bei alten Bekannten wieder einmal an, um zu horchen, ob noch verwandte Saiten klingen. — Ohne Ausnahme öffnete sich ihm auf ein solches Anklopfen überall das Herz der alten Bekannten und Freunde. Mit wahrer herzlicher Freude habe ich nach Verlauf mehrerer Jahre wieder einmal die Züge Ihrer Hand erblickt, antwortete Schelling, mit größerer freilich hätte ich wieder einmal Ihre Gesichtszüge gesehen; zu den ersten und ältesten Freunden, die ich gehabt habe, gehören Sie. — Bis zu flüchtigen Bekanntschaften dehnte Perthes dieses treue Festhalten aus. Trifft man einen Fremden, schrieb er einmal, auf der Reise und bringt auch nur kurze Zeit mit ihm vielleicht im Eilwagen zu, so bemerkt man bald die Eigenthümlichkeit desselben, die guten und schwachen Seiten seines Humors, seinen Sinn für diese oder jene Schönheiten der Natur, für diese oder jene Verhältnisse der Menschen. Danach richtet man sich; thuts der andere auch, so entsteht aus beiderseitigen kleinen Aufopferungen und Gefälligkeiten ein angenehmer Zustand, welcher Früchte aller Art bringt. Oftmals in meinem Leben habe ich solche Reiseehen geschlossen und hatte die gemeinsame Fahrt ein Ende, so erfüllten immer die letzten Stunden mich mit einem traurigen Gefühl, weil die Auflösung eines wohlwollenden Verhältnisses des Menschen zum Menschen erfolgte. Ich habe auch nie anders gekonnt, als solch einen alten Reisegefährten später immer wieder mit Freude und Herzlichkeit aufnehmen, selbst wenn sein Gesicht in der Stube ganz anders aussah als im Reisewagen. Der Verstand macht ungleich und trennt überall, aber die Liebe, wie sie arm und reich, hoch und niedrig gleich macht und einigt, führt selbst in ihren letzten Postwagenausläufern die Menschen zusammen. — Viel liebes habe ich Menschen erwiesen, heißt es in einem anderen Briefe, ohne Dank davon gehabt zu haben; das schmerzt. Aber noch viel mehr liebes habe ich von andern erwiesen erhalten und oft genug suche ich vergebens nach dem leben-

digen Dankgefühl in meinem Herzen, und das schmerzt zuweilen noch tiefer.

Das angeborene Wohlwollen und die Liebe zur Liebe, wie er sich einmal ausdrückte, hinderte indessen Perthes nicht, den Menschen unter Umständen sehr entschieden entgegen zu treten. Nicht leicht zwar und nie auf lange ward er durch Verschiedenheit der Ansichten, durch Schwächen und Fehltritte, durch Verkehrtheit einer Ueberzeugung, wenn sie nur wirklich Ueberzeugung war, gereizt; aber dem Hochmuthe, der Unwahrheit, der trägen Schlaffheit und der niedrigen Gesinnung gegenüber loderte er auch jetzt noch leicht und heftig auf, selbst in Fällen, in denen er zum Reden nicht eigentlich verpflichtet war. Schweigen hat sein Gutes, meinte er, aber nicht immer; sich empört zu fühlen ist freilich nicht göttlich, sondern menschlich: aber wer gar nicht empört werden kann oder seine Empörung in sich verschließt, damit ihm der Pelz nicht gewaschen werde und der Wespenschwarm ihn nicht steche, mit dem mag wenigstens ich nichts zu thun haben. Der Guten sind mehr auf der Welt als der Bösen, aber die Bösen herrschen dennoch und nur deshalb, weil sie mehr Courage haben. Wer mit Kraft, Muth und Geschick angreift, gewinnt, auch wenn er böse ist, fast überall dieselbe Theilnahme für sich, die wir der kraftvollen Bewegung des reißenden Thieres nicht leicht versagen können, wenn es über schuldlose aber muthlose Geschöpfe herfällt. Der Mensch hat nun einmal seine Freude an jedem, der muthig und entschlossen seine Kräfte gebraucht, und fällt nur zu oft ihm zu, nur weil er sie gebraucht, ohne zu fragen, wofür er sie gebraucht. Es ist wohl wahr, mich hat oft gereut, daß ich geredet, aber auch oft, daß ich geschwiegen habe. — Fast immer stand Perthes das rechte Wort zu Gebote, um die wunden Stellen eines mit seiner Gesundheit prahlenden Kranken zu treffen oder einen niedrigen Menschen vornehmen oder geringen Standes zurückzuweisen, wenn er sich ihm aufdrängen wollte. Eure Hochwohlgeboren wollen alles, können weniges und thun nichts, schrieb er einmal einem hochfahrenden Herrn. An Jacobs können Sie lernen, schrieb er einem anderen, daß es nicht an der Philologie liegt, wenn so viele Philologen unleidlicher Natur und kleinlichen Charakters und erfüllt von selbstsüch-

tigen Rücksichten sind. — Sie verlangen Respect vor dem Gelehrten, schrieb er ein anderesmal. Gewiß allen Respect vor dem Gelehrten, aber vergessen Sie nicht: Fülle des Geistes, Tiefe des Sinnes, Ahnung des Höheren, Erfahrung der Welt, Feinheit des Betragens, Gewandtheit und Kraft zum Handeln, Wahrheitsliebe, Redlichkeit und Liebhaben, das alles kann dem Menschen fehlen und doch kann er ein großer Gelehrter sein. — Sie wissen nur zu gut, was Sie können, schrieb er einem jüngeren Manne; bevor Sie aber gelernt haben zu wissen, was Sie nicht können im Aeußeren und im Inneren, werden Sie weder etwas von Bedeutung leisten, noch in sich zur Ruhe kommen. — Einem Manne, der sich, um Verdrießlichkeiten des öffentlichen Lebens zu entgehen, zu Frau und Kindern abgesperrt hatte und noch dazu vornehm stolz auf seine Zurückgezogenheit war, schrieb Perthes: Hüten Sie sich: nicht die Freude an dem Leben im Hause, sondern die Furcht vor den unangenehmen Berührungen außer dem Hause möchte der Grund für die Häuslichkeit sein, deren Sie sich rühmen. Das häusliche Leben besteht nicht in der Absperrung von anderen, sondern in der Ausbildung des Eigenen; es ist nicht negativ, sondern positiv. Den Sinn für das häusliche Leben kann nur der in sich entwickeln, der die Beschwerden des öffentlichen Lebens getragen hat und trägt; häusliches Leben ist ohne öffentliches Leben so wenig möglich wie auf einer einsamen Insel.

Nicht allein in den Briefen, die einen anderen angreifen sollten, sondern auch in vielem anderem spricht sich oft noch dieselbe kecke Frische aus, die Perthes' Jugend eigen gewesen war. Wer sicher wäre, achtzig Jahre alt zu werden, hatte ihm ein Freund geschrieben, würde zugleich sicher sein, sich als öffentlichen Charakter zu überleben; vom alten Blücher an bis zu Wieland und Goethe hin, haben alle Schiffbruch gelitten oder sind doch wenigstens gestrandet. Eigentlich sollte man mit dem fünfzigsten, höchstens fünfundfünfzigsten Jahre die Bude zumachen und inwendig Licht anstecken und es fleißig putzen und nähren. — Wohl bringt das Alter über fünfzig Jahre, meinte dagegen Perthes, Fährlichkeiten mit sich, wozu ich jedoch nicht rechne, daß ich in den letzten Jahren einen Sohn und zwei Töchter habe taufen lassen; wohl habe ich viel Kummer, Sorge und Kampf hinter

mir, aber ich bleibe dabei, daß der tüchtige Menſch erſt im Alter ein vollſtändiger Menſch wird. Ich aber kann auch heute noch nicht über zu viel Alter, ſondern muß über zu viel Jugend klagen, die immer noch mit Unruhe und mit allem möglichem in mir ſpukt. Angeſichts ſo mancher alten jungen Leute unſerer Zeit, fürchte ich manchesmal, daß ein Stück ewiger Jude in mir ſteckt. — Die Friſche und Jugendlichkeit, welche Perthes ſich bewahrt hatte, ſetzte oft ſelbſt ſeine Freunde in Erſtaunen. Wenn Leichenſteine den Geſichtskreis des Menſchen ſo umſtellen, heißt es in einem Briefe an ihn, daß er nicht mehr mit der Bewußtloſigkeit der Jugend die Gaben des Lebens zu genießen vermag, ſo kann nur der die Jugend ſich erhalten, dem die Pläne der Jugend treu blieben, und das iſt freilich bei Ihnen in ſeltenem Maße der Fall. — Wahrlich, lieber Perthes, ſchrieb ihm einmal Riſt, Sie ſind ein glücklicher Mann, deſſen Frömmigkeit und beſonnener Verſtand ein Haus regieren, aus welchem auch in unſerer Zeit einfache und glückliche Menſchen hervorgehen und den Samen des Guten auf ſpätere Geſchlechter verbreiten werden. Kraft und Ergebung jedes an ſeiner Stelle, das iſt das Geheimnis des Lebens. Sie ſind ein glücklicher Mann, nicht nur weil Sie die beſten und weſentlichſten Gaben in reichem Maße von Gott empfangen haben, ſondern auch weil Sie die empfangenen Gaben im rechten Augenblick gebrauchen wollen und können. Sie ſind ein glücklicher Mann, weil Ihnen auch das Zufällige gelingt. Ohne dieſen Treffer haben auch die beſten Gaben nur den halben Werth. Glücklich zu preiſen iſt der, den die Vorſehung in eine Lage ſetzte, in welcher er ſeines Schickſals eigener Werkmeiſter ſein konnte. Auch im glücklichſten Dienſtverhältnis iſt ähnliches nicht zu leiſten; ein lähmendes Gewicht hängt jedem Amte an, dem das Gegengewicht ſchwer zu halten iſt. Wohl erkenne ich die mir zu Theil gewordenen Vorzüge der Erziehung, großer Reiſen und manche andere Gunſt des Schickſals an, die eigentlich noch etwas ganz anderes aus mir hätten machen müſſen, wenn noch eine letzte Wohlthat: die eines geſchloſſenen, auf beſtimmte Ziele hingewieſenen, durch inneren Gehalt wohlthuenden und befriedigenden Wirkungskreiſes hinzugekommen wäre. Der Standpunkt des gewerbetreibenden Bürgers, ſofern er zugleich auch zu öffentlicher Thätigkeit

aufgefordert wird, ist durchaus der reinste, den es gibt; da entwickeln sich alle guten Kräfte in freiem Raum, da ist keine lähmende Abhängigkeit in der Ausbildung der eigenen äußeren Lage; was der Bürger erreichen kann, das gehört ihm, was er erworben hat, das bleibt ihm und er erwartet und wünscht nichts, was er nicht selbst erwerben kann. Stellen Sie dem gegenüber ein Amtsverhältnis wie das meinige, an sich gewiß sehr leidlicher Art, aber ohne inneren Sporn, ohne sichtbares Resultat und mit Abhängigkeit aller Art verbunden, welche die Selbstthätigkeit am Ende lähmt und den Egoismus fördert; eine Vornehmigkeit, die keinen Einfluß gibt, kein Zugang zu einer öffentlichen Wirksamkeit, die Spuren hinterläßt und den Mann hebt, keine sichere Zukunft in der bewegten Zeit für den, der seine Ueberzeugung nicht aufgeben kann, mit einem Worte, kein fester Boden unter den Füßen. Solche Verhältnisse wirken doch auch auf die kräftige Entwickelung des Inneren zurück und alles, was man thun kann, besteht darin, dem lähmenden Einfluß durch stetes Festhalten höherer Standpunkte zu widerstehen. Aber das Gefühl des Verfehlten bleibt doch nicht aus. Doch genug: Gottes Odem weht überall und ich glaube, daß jedem das rechte Loos fiel, Ihnen aber fiel das glücklichere und ich danke Ihnen, daß Sie uns von dem Ihrigen freundlich mitzutheilen nicht ablassen. Lassen Sie nichts aus Ihrem Kreise für uns verloren gehen: Ihre Briefe sind Elektricitäts- und Lebensträger und vergegenwärtigen uns eine bedeutende Persönlichkeit in ihrer Eigenthümlichkeit und Tiefe; Ihre Reiseschilderungen wirken wie die anscheinend ungeregelten Züge halb ausgeführter Radierungen Rembrandt's, in denen sich die Köpfe, lauter Portraits, drängen und große Partien von Licht und Schatten fast ohne Uebergang gegenüber stehen, düstere Gestalten geheimnisvoll in der Ferne schweben, die Nähe in kräftiger Gegenwart hervortritt und der Beschauer sich oft kaum der zu lebhaft auf ihn eindringenden Masse der Bilder erwehren kann. Bei diesem Gleichnis kann ich mich übrigens nicht erwehren, an Ihren seligen Collegen Nicolai zu denken, der mir wie ein mühseliger, höchst nüchterner aber ausführlicher Kupferstecher vorkommt und auch seine Reisen beschreibt. Kaum seid Ihr beide verschiedener, als es die Zeiten sind, in denen Ihr Euch bewegt; jeder das Product seiner Zeit; ein

Perthes wäre damals eben so sehr an der unrechten Stelle gewesen, als ein Nicolai es in der heutigen Zeit ist. — Ihnen würde ein leichtes Leben, heißt es in einem anderen Briefe an Perthes, ein langweiliges Leben sein; ist Ihr Leben nicht kraus, so machen Sie sich es kraus, wenden überall mehr Kraft auf als nöthig ist, behalten doch noch genug übrig für unvorhergesehene Nothfälle und sehnen sich dabei immer nach Ruhe, Sie wunderlicher Mensch. — Nicht ohne treffende Wahrheit waren diese Worte; denn so unternehmend Perthes auch handeln, so keck er schreiben konnte, trat doch der sein ganzes früheres Leben durchziehende Gegensatz zwischen der Neigung zum raschen, kräftigen Thun und der Sehnsucht nach stiller Ruhe auch in diesen Jahren immer wieder hervor. Ich bin jetzt sehr still und einsam, schrieb er einmal, und in mir sehr ruhig; die Oberfläche der Seele wird wohl durch die Mühen und Nöthe des Lebens getrübt, aber es drängt doch nicht in die Tiefe und wirft keinen Schaum auf. Meine Stube ist jetzt meine Welt, von dort aus aber gehe ich in die Weite, wie mein Geschäft es erheischt. — Mich beleben wohl noch tausend Interessen, schrieb er ein anderesmal, aber doch eigentlich nur stoßweise; denn im Grunde bedarf ich, um heiter und zufrieden zu sein, das Familienverhältnis vorausgesetzt, nur ein ruhiges Zimmer mit einigen Büchern, etwas Berg und Wald, ein paar verständige Männer, Freiheit zur Einsamkeit und daß Menschen mich nicht genieren. Das ist wenig und doch auch viel. Ruhig zu sein lerne ich nicht, heißt es dagegen in einem anderen Briefe, und oft drängt sich mir der Gedanke auf, daß mir als Läuterungsfeuer für das spätere Alter aufbewahrt sein könne, blind oder lahm zu werden, wovor mich aber doch der liebe Gott in Gnaden bewahren möge. — Durch Besser's Tod ist die Zahl derer, die einen Zug nach drüben auf mich ausüben, noch vermehrt, schrieb er etwas später. Gar mannigfach ist dieser Zug: meine Caroline und Besser stehen einander nahe, dann der väterliche Führer meiner Jugend, der alte schwarzburgische Oberstlieutenant und meine erste Liebe Friederike, dann Claudius und Jacobi, dann meine früh verstorbenen Kinder und wunderbarer Weise der Zug zu meinem Vater, den ich niemals sah. Wenig von dem vielen, was man hier zeitlich lieb hatte und hoch hielt, bleibt werth

mitgenommen oder wieder gefunden zu werden. Ob der so tief in uns liegende Trieb zu Kraft und That, oder ob die eben so tief begründete Neigung zum Versenken in Lieben und Schauen unsere Ewigkeit ausfüllen wird oder ob beides? wer kann es sagen. — Ungeheuer lang kommt mir mein Leben vor, schrieb er um dieselbe Zeit, und doch wie entsetzlich viel Einerlei in dem bunten Wechsel: Sperlinge und Hunde, Schafe und Böcke sehe ich heute wie vor fünfzig Jahren, immer sind es andere und doch ist es mir als wären es dieselben. Von ferne angesehen, scheint mir das Sterben nicht schwer, doch vom Sterben kann nur erzählen, wer es erfahren hat, und wer es erfahren hat, erzählt nicht davon.

Katholicismus und kirchliche Gegensätze innerhalb des Protestantismus 1822—1830.

Durch die Verbreitung der in seinem Verlage erschienenen Geschichte der Religion Jesu vom Grafen Friedrich Leopold Stolberg, wurde Perthes auf das neue in Verbindung mit vielen frommen und ernsten Katholiken gebracht. Perthes hielt, wie er einmal an die Gräfin Sophie Stolberg schrieb, das Stolbergische Werk wegen dessen Wärme und Innerlichkeit für vorzüglich geeignet, die vielen dem Christenthume völlig entfremdeten Katholiken neu zu beleben und die vielen harten Urtheile der Protestanten über die Aeußerlichkeit des Katholicismus zu mildern und zu berichtigen. Stolberg's Werk hatte allerdings in weiten Kreisen Verbreitung und damals selbst bei strengen Eiferern Anerkennung gefunden; über 8000 Exemplare wurden bis zum Jahre 1826 abgesetzt; es fehlte aber doch auch nicht an Bedenken, die von Katholiken verschiedener kirchlicher Parteistellung erhoben wurden. Windischmann, der Stolberg persönlich mit Liebe und Verehrung zugethan war, äußerte 1824 in Bonn gegen Perthes: Stolberg habe manches in der Entwickelung der katholischen Kirche nie erkennen und begreifen können und nie habe er in sich selbst den Protestantis-

mus überwunden. — Vom entgegengesetzten Standpunkte aus schrieb Hermes, der bekannte Führer der damals herrschenden katholisch-philosophischen Schule, an Perthes: So weit ich den religiösen und wissenschaftlichen Standpunkt der hiesigen Geistlichkeit kenne, muß ich urtheilen, daß ein Erbauungsbuch, wie die Stolbergische Religionsgeschichte, welche bei aller religiösen Vortrefflichkeit doch in wissenschaftlicher Hinsicht so viel zu wünschen übrig läßt, nicht das erste und vorzüglichste Mittel sei, der hiesigen Geistlichkeit den nöthigen neuen Aufschwung zu geben; denn in dem regen religiösen Eifer, der doch durch das Stolbergische Werk einzig gefördert wird, steht es hier bei weitem am besten und das Bedürfnis in wissenschaftlicher Hinsicht ist viel größer. — Seine eigene Ansicht über das Werk sprach Perthes in einem Briefe an Olshausen aus: Mag auch in Stolberg's Religionsgeschichte durch Eifer für die katholische Kirche, durch Mangel an theologischer Gelehrsamkeit, durch Vorherrschen der Phantasie und durch Einfluß des Dichtergeistes viel geirrt und gefehlt sein, so ist es doch ein Werk in echt christlichem Sinne. Die Offenbarung Gottes wird als Kern und Mittelpunkt der ganzen Weltgeschichte lebendig hervorgehoben und unser Herr tritt von der ersten bis zur letzten Seite des Werkes als das was er ist bestimmt und erkennbar jedem, der sehen will, entgegen. Das alte Testament erscheint im großartigen Zusammenhange mit dem neuen und es spricht ein Mann, der von dem Geiste der Wahrheit und der Liebe erfüllt ist durch und durch. Die katholischen Eiferer freilich müssen das Buch ein protestantisches nennen, denn der Katholik, der durch dasselbe ergriffen wird, läßt sich nicht auf der Stufe fesseln, auf welcher jene ihn gefesselt halten möchten. Eine krampfhafte Aufregung innerhalb der katholischen Kirche wird wohl überhaupt nicht lange mehr ausbleiben können. Das kunstreiche Gerüste ihres Baues soll unantastbar erhalten werden und unter vielen ihrer Glieder arbeitet dennoch inneres Leben zu stark, um nicht sprengend wirken zu müssen.

Aus dem Kreise seiner älteren katholischen Freunde erhielt Perthes auch in diesen Jahren manche anregende Mittheilung. Als er an Friedrich Schlegel über die Stellung F. H. Jacobi's geschrieben hatte, antwortete ihm Schlegel: Ihr Brief hat einen tiefen Eindruck

auf mich gemacht und mich oft in stillem Nachdenken beschäftigt; Sie gehören zu den wenigen festen Punkten in der schwankenden Zeit, auf denen mein inneres Auge oft hoffnungsvoll ausruht. Antwort auf Ihren Brief aber wäre nur in einem fortgesetzten persönlichen Umgang möglich. Da dieser uns nicht vergönnt ist, reichen wir einander als Christen und Freunde die Hand über den schmalen Bach, der uns trennt, und wer weiß, wie bald die Fülle der Blumen des neuen Weltfrühlings und die himmlischen Palmen des ewigen Friedens auch diesen überwachsen und unsichtbar machen werden; denn wahrhaft und eigentlich getrennt kann ich mich von einem Manne, wie Sie sind, nicht fühlen — da sei Gott vor. Ich befinde mich jetzt mitten in der Sammlung meiner Werke. Es ist ein wichtiges Unternehmen, voll Bedeutung für Deutschland, wenn es verstanden wird, und für mich in jedem Falle; denn es ist die vollendete Rechenschaft von meinem ganzen vergangenen Leben und Wissen und eben damit zugleich der Eingang und die geöffnete Thür und Pforte eines höheren Daseins und neuen Lehrens oder vielmehr neuen Verkündens alter ewiger Lehre. Wenn einmal diese achtzehn oder zwanzig Bände vollendet sind, dann will ich frei sein, dann will ich ein neues Leben beginnen und mich ganz dem Christenthum oder der Theologie, wenn es so heißen soll, widmen ununterbrochen bis zum Schlusse des irdischen Lebens; wissenschaftlich zwar, aber klar und einleuchtend allen, die ein christliches Gemüth mitbringen.

Während in diesen und manchen anderen Worten Friedrich Schlegel's ein vielfach bewegtes und hin und her gerissenes Leben aus der katholischen Welt ihm entgegentrat, ward Perthes durch die kindlich naiven Briefe des Augustiner Chorherrn und Bibliothekars Klein in dem Stifte St. Florian bei Linz mitten hinein in ein stilles Klosterleben versetzt. Ausführliche Nachrichten über die Einrichtungen seines Stiftes und über die Ausbildung der „Herren" in demselben theilte der alte Chorherr ihm mit und fuhr dann fort: Ich selbst bin, wie viele unserer älteren Herren, ein sehr großer Freund der griechischen und römischen Schriftsteller, seit vielen Jahren besonders der ersteren; vielleicht schätze ich sie zu hoch, aber sie sind meine Wohlthäter und ich habe ihnen vieles zu danken. Ich gestehe, daß ich nächst dem neuen

Teſtamente kein Buch kenne, das ſeinen Vertrauten mehr Stärke und Ermuthigung zu geben im Stande iſt, als einer der griechiſchen Autoren, und dieſe Ermuthigung haben die Kloſtermänner wohl nöthig, wenn bei der bekannten allgemeinen Kloſterſtürmerei Gäſte aus benachbarten Ländern uns beſuchen und bei aller äußerlichen Höflichkeit, dennoch ihre Geſinnungen nicht zu bergen vermögen, daß ſie uns für Geſpenſter einer veralteten Vorzeit betrachten, die der Veredlung der Menſchheit in den Weg treten. Auch geſtehe ich willig eine Schwachheit ein, die wohl allen Bibliothekaren eigen iſt, nemlich daß ich gerne Büchergeſchenke nehme, eine Schwachheit, die beſonders mir zu verzeihen iſt, der ich durch fünf und zwanzig Jahre ſchon Bibliothekar im Stifte bin, die Geſchichte der Literatur gut kenne, aber nicht das Geld habe, um das Erwünſchte kaufen zu können; denn was immer von proteſtantiſchen Schriftſtellern und von den eigenen Glaubensgenoſſen über den Reichthum der Klöſter gefabelt wird, iſt Tand und eitel Gewäſche von meiſtens jungen Leuten. Die Klöſter in Oeſtreich ſind im Verhältniſſe ihrer genöthigten großen Ausgaben arm und bei Kaplänen und Pfarrern iſt hier zu Lande Geld eine Rarität. Wohl mag es bei unſeren Vorfahren anders geweſen ſein, denn ſie haben uns ein ſehr ſchönes Haus, ſchöne Sammlungen von Büchern, Gemälden, römiſchen und griechiſchen Münzen hinterlaſſen. Wir jetzt Lebenden müſſen zufrieden ſein, wenn wir parta tueri können. Die Urſachen liegen am Tage. Die Erhaltung des Stifts fordert eine äußerſt genaue Oekonomie. Bei den vielen, großen und in meinen Bibliothekarsaugen ungeheuer großen Ausgaben, die das Stift jährlich macht, möchten freilich ab und an fünfzig Gulden mehr für Bücher eine Kleinigkeit ſein; aber ich habe doch ſchon, obwohl ich bloß in der Bücherwelt lebe, mich zu beſcheiden und einſehen gelernt, daß man ein großes Ganzes oft nicht herzuhalten vermag, ohne ſich manchen Wunſch zu verſagen, deſſen Realiſierung beglückten Erdenſöhnen ſo leicht iſt. Und nun nach dieſem ſehr langen Eingange eine Bitte. Wenn Sie den Herrn Director Gurlitt am Johanneum zu Hamburg perſönlich kennen, ſo bitte ich ihm meine höflichſte Empfehlung zu melden. Er war vor mehreren Jahren bei uns durch ein paar Tage. Damals verſprach er mir für unſere Bücherſammlung ſeine Schriften;

er hat aber bis jetzt sein Wort nicht gehalten. Aber ich muß Sie schön bitten, diese Sache nicht zu ernsthaft zu nehmen; Herr Gurlitt muß schon in seinen Lebensjahren vorgerückt sein; wohl möglich, daß er auch leicht reizbar nun ist, was man sagt, das bejahrten Gelehrten oft begegnet. Auch weiß ich, daß seine Grundsätze in Hinsicht auf positive Religion und Kirchenthum — dem Schwiegersohn des vortrefflichen seligen Claudius wage ich dieses zu schreiben — gar grell mit meinen Ansichten und Ueberzeugungen im Widerspruche stehen und daher seine späteren Schriften mir vielleicht wegen unserer Censur Verdruß zuziehen könnten oder vielleicht auch gar nicht verabfolgt werden dürften, da die östreichische Büchercensur hierin strenge ist und nach meiner Ansicht — gar nicht zum wirklichen Schaden der Bewohner unseres Staates, wohl auch nicht zum Schaden der gründlichen Gelehrsamkeit. Am liebsten wären mir freilich griechische Autoren. Wenn Herr Gurlitt z. B. in einer fröhlichen Laune hamburgische Ausgaben, wie z. B. den Reimarusschen Dio Cassius oder die Wolfischen Dichterinnen als ein Monument seiner Anwesenheit in unserm Stifte sich setzen wollte, so wäre das sehr schön, aber das wird er wohl bleiben lassen.

Der Rationalismus jener Jahre stand in dem guten Glauben, eines und dasselbe mit dem Protestantismus zu sein und betrachtete daher jeden Angriff, den er erfuhr, als einen Angriff auf das Princip der Reformation und als einen Vorschritt, den die katholische Kirche unter den Protestanten selbst gemacht hätte. Während daher die gläubigen Protestanten damals weniger in dem Katholicismus als in dem Unglauben ihren zur Zeit gefährlichsten Feind sahen, bewachte und bekämpfte der Rationalismus mit äußerster Bitterkeit die katholischen Lehren. Nicht das was sie fälschlich oder klüglich Katholicismus nennen, schrieb Perthes 1822, fürchten die Protestanten, sondern alles was einen christlich-kirchlichen Charakter trägt. Ein Mann, wie Sie, muß zugestehen, daß es nicht ehrlich ist, den Katholicismus anzugreifen, wie es jetzt geschieht, während man doch das Christenthum meint. Wir haben es erlebt und erleben es noch heute, daß unter dem Vorwande, die Blößen des Pabstthums aufzudecken, ein Buch der heiligen Schrift nach dem andern verdächtigt, die Demuth

als ein niedriger Charakterzug feiger Menſchen, die Sünde und Erlöſung als die erdichteten Schreckmittel herrſchſüchtiger Pfaffen in breiten Ausführungen bezeichnet worden ſind. — Es gibt, ſchrieb Perthes in einem anderen Briefe, zwei Gattungen von Menſchen, denen gegenüber ich über das Verhältnis des Katholicismus zum Proteſtantismus nie ein Wort verlieren werde. Die einen, welche im Guten wie im Böſen in den Tag hineinleben, den lieben Gott einen guten Mann ſein laſſen und ſich mit dem Sichtbaren begnügen, haben nicht darnach zu fragen, was ein dritter, der ſich nicht wie ſie begnügen kann, bedarf; die anderen, welche ſo vornehmer Geiſtesnatur ſind, daß ſie im Bewußtſein ihrer Menſchenwürde keine Vergebung ihrer Sünde bedürfen, haben ſich auch nicht um einen armen Teufel zu bekümmern, der von der Sorge um ſeine Seligkeit gequält wird. Wollen Männer dieſer Art mich katholiſch ſchelten, ſo muß ich es mir gefallen laſſen; denn in ihrem Sinn bin ich es, weil ſie katholiſch nennen, was chriſtlich iſt.

Mancherlei Anfechtungen hatte Perthes auch von ſeinen näheren Freunden wegen ſeiner Stellung zum Katholicismus zu erfahren. Nichts will ich, heißt es in einem Briefe, den er 1823 empfing, von Rom wiſſen, bis es den frivolen Schmuck der Sünderin abgethan hat und als büßende Magdalena zu uns kommt, um von uns zu nehmen, was es nicht hat: ein wahres inneres Leben mit Gott. Gar leiſe und weiſe meint es der Katholicismus, der jetzt in den Wiener Jahrbüchern ſich kund thut, anzufangen, wenn er die Deutſchen mit großen Worten und deſtillierten Phraſen füttert, die zuerſt niemand verſteht, aus denen dann aber nach und nach allerliebſte kleine Teufelchen zu jedermanns Erſtaunen hervortauchen. — Mit dem Herrn von NN. in Wien hatte ich nur eine Unterredung, ſchrieb ihm Neander. Er machte auf mich wie auf Sie den Eindruck, als ob ein achtungswerther innerer Ernſt ihm inne wohnte, und doch muß ich mir ſagen, daß er in einer ſophiſtiſierenden Selbſttäuſchung befangen iſt. Dieſer moderne, ſchwülſtige, vornehm thuende und armſelige, das Reich unſeres Herrn Jeſu Chriſti zu einem Reiche dieſer Welt machende Katholicismus, der ſich auch wohl mit dem hieſigen Hegelſchen Chriſtenthume gut vertragen könnte, iſt mir beſonders zum Ekel. Das paßt

beſſer zum Lamaismus als zum Evangelium. Gott bewahre uns vor dieſen Apoſtaten und ihren Genoſſen, die mit der Zeitphiloſophie einen Bund ſchließen könnten!

Der Kampf gegen die katholiſchen Unterſcheidungslehren ward damals noch allein von Proteſtanten und am heftigſten von den Rationaliſten geführt; der Argwohn aber, daß die katholiſchen Prieſter und ihr Anhang daran arbeiteten, Unterricht und Bildung der Nation in ihre Hand zu bekommen und politiſchen Einfluß zu gewinnen, war unter Katholiken kaum weniger als unter Proteſtanten verbreitet. Mancherlei in den deutſchen Zuſtänden ſelbſt liegende Gründe hatten ſolchen Argwohn ſchon wenige Jahre nach den Freiheitskriegen hervorgerufen, aber in dieſem wie in ſo manchen anderen Verhältniſſen hatte doch die in Frankreich herrſchende Stimmung den Ausſchlag gegeben. Als im Herbſte 1824 dort mit der Thronbeſteigung Karl's X. die Herrſchaft der Prieſterpartei allen erkennbar hervorgetreten war, wendete ſich die in Frankreich herrſchende Stimmung ſofort in tiefem Ingrimm gegen die Congregation und gegen die Jeſuiten, in denen man die eigentlichen Leiter des Königs und des Miniſteriums Villèle zu erblicken glaubte. Nun trat ſofort auch in Deutſchland ein Jeſuitenhaß und eine Jeſuitenfurcht hervor, zu der vorläufig wenigſtens ein hinreichender Grund nicht war. — Mit unglaublicher Kraft ſcheinen überall die Jeſuiten ihr Haupt zu erheben und ſich überall zu vervielfältigen, ſchrieb im November 1824 ein Freund an Perthes. Der nächſte Sturm droht, wie man meint, den Bibelgeſellſchaften. Es wäre leicht möglich, daß ſich dieſe in wenigen Jahren als Verbannte vom Continente in England mit den Freimaurerlogen zuſammenfänden. Gar manches wird im Südweſten verſuchsweiſe bereitet, was uns auch in Deutſchland wohl bange machen ſollte. Glauben Sie noch nicht an die Jeſuiten? Das letzte Krächzen des alten Raben in Heidelberg iſt ominös genug und deutet auf ſchlimmes Wetter. Raum gewinnen die heiligen Väter und zweifelhaft iſt nur, ob ſie ihre Bahn ſo langſam wie das erſtemal hinanzuklimmen ſich begnügen werden, oder ob ſie nicht ihren halsbrechenden Sturz durch ein raketenartig ſchnelles Aufſteigen werden rächen wollen.

Sie müſſen, antwortete Perthes, mehr von dem Eindringen der

Jesuiten wissen als ich und ich bitte Sie, mir doch näheres über deren Getriebe mitzutheilen; denn ich kann mir weder die Wirksamkeit dieser Verbrüderung, noch die Furcht vor ihr deutlich machen, wenn ich unsere Zeit ins Auge fasse, so wie sie ist. Will der Orden unter Katholiken strengere Zucht, strengeres Halten an den Formen der Kirche herstellen, will er die Macht der Kirche über den Staat und eine Knechtung der Bischöfe durch Rom, will er Kirche und Staat verbinden zur Unterdrückung politischer Freiheit? Wenn er das alles will, wie will er es unter den heutigen Verhältnissen ausführen? Am wenigsten kann ich eine Gefahr für uns Protestanten in den Jesuiten finden, oder denken Sie an das Proselytenmachen? Nun da gebiert der Berg eine Maus. — Was die Jesuiten wollen? heißt es in der Antwort, die Perthes erhielt: Zunächst und vor allem für sich selbst Dasein und Macht in Gemüthern und in Gütern. Das ist wenig und doch alles; ihre große Stärke liegt aber darin, daß sie nicht dieses oder jenes einzelne erstreben, sondern mit jedem Winde segeln können. Der freien Bewegung des Gedankens, des Wortes und der That feind, wirken sie durch Kanäle der verschiedensten Art auf die Höfe ein, machen die Fürsten bange, treiben sie zur gewaltsamen Beschränkung oder salbungsvoller Beschwichtigung und greifen durch alles dieses recht zeitgemäß in die Niederträchtigkeit der Gegenwart ein. Die französischen Zustände und die französischen Zeitungen geben Aufschluß genug. Es ist nicht ihre geistliche, sondern ihre weltliche Richtung, die ich fürchte; um ihre geistlichen Tugenden beneide ich sie wahrlich nicht, wohl aber um ihren festen Zusammenhang und um ihr Geschick, als Ganzes zu arbeiten. Ja, lieber Perthes, ich rieche Jesuiten so gut wie Biester und Gedicke seligen Andenkens. Man sollte es den etwas langweiligen Männern abbitten, daß man ihnen in ihrer Zeit Unrecht gethan hat, und um nicht selbst langweilig zu werden, will ichs damit gut sein lassen. — Sie sagen, schrieb Niebuhr im Januar 1826 an Perthes, Sie stünden gegen den Katholiken wie Ost zu Nord. Ganz recht, daß Sie so stehen. Das ist aber gegen den Katholiken, wie er in der wohlthätigen Zeit der Demüthigung war, wo von Verschiedenheit der Ansicht die Rede war und von nichts weiterem. Jetzt aber ist alles alte Böse in seinem gan-

zen Umfange erwacht; alles Pfaffenweſen, alle, auch die gigantiſchſten Eroberungs- und Unterjochungspläne, und es iſt kein Zweifel, daß ſie auf Religionskriege und alles, was dahin führt, hintrachten und hinarbeiten. Daher, lieber Freund, müſſen wir jetzt ſehr auf der Hut ſein und uns gewaltig in Acht nehmen, den Leuten nicht zu Werkzeugen zu dienen. Ich danke Gott, daß er den ſeligen Stolberg zeitig weggenommen hat, denn er hätte ſich der Argliſt nicht erwehrt. Wer in einem deutſchen katholiſchen Lande lebt, wie ich, der muß bemerken, daß die Gelehrten (die * und die ** ausgenommen), daß die Bürger u. ſ. w. grade ſind wie die unſrigen, daß aber auf den Geiſtlichen ein Fluch liegt von Dummheit oder Gemeinheit oder beidem, und daß die Bekehrer und Krieger der heiligen Miliz ganz des Teufels ſind.

Auch Perthes verhehlte ſich nicht, daß um die Mitte der zwanziger Jahre in der Stellung der Proteſtanten und Katholiken zu einander eine Aenderung ſich vorbereitete, die auf beiden Seiten jedem einzelnen eine entſchiedenere Haltung zur Pflicht machte. Die vier Jahre, welche verfloſſen ſind, ſeitdem wir uns ſahen, ſchrieb er 1829 an Windiſchmann in Bonn, den er liebte und ehrte, bilden eine Periode der tief eingreifenden Aenderungen in den Anſichten und in der Geſinnung der Menſchen. Obwohl dieſe Periode arm iſt an äußeren Ereigniſſen, bereitet ſie Umwandlungen vor, ſo bedeutend vielleicht wie die des 16. Jahrhunderts. Die katholiſche Kirche iſt römiſcher und iſt hierarchiſcher geworden; die proteſtantiſche Geiſtlichkeit ſteht im heftigen Proteſtantismus in Schlachtordnung da, bereit zum Angriff. Mir iſt die milde verſöhnliche Religionsgeſchichte Stolberg's dafür ein Beweis: früher von den frommen Proteſtanten freudig begrüßt, wird ſie jetzt von ihnen verdammt; von den Katholiken anfangs wenig beachtet, ward ſie ſeit 1814 auch von den ſtrengſten eifrig verbreitet, jetzt aber wird ſie mistrauiſch betrachtet; das erzbiſchöfliche Generalvicariat in Wien trat ihrer Verbreitung entgegen; fromme Prieſter erklären mir, es nicht wagen zu dürfen, öffentlich ſie zu empfehlen. Die Zeit, in welcher gläubige Proteſtanten und gläubige Katholiken ſich ihres Glaubens wegen als eins fühlten, geht zu Ende. Stimmen der Verſöhnung werden verachtet und Jahre des

Kampfes stehen uns bevor, in denen jeder seine feste Stellung einnehmen muß. — Sehr leid thut es mir, antwortete Windischmann, daß Sie sich so abgeschlossen haben und gleichsam eine feindselige Stellung gegen das Katholische einnehmen. Ich glaube nicht, daß ein entscheidender Kampf auf Leben und Tod so nahe ist, vielmehr wünsche und hoffe ich, daß der barmherzige Gott noch Mittel und Wege der Vereinigung finden wird. Schwere Wolken hängen allerdings am Horizonte, aber über uns färben sie sich schon heller und die Sonne wird sie durchbrechen. — Daß der Vorwurf der Feindseligkeit gegen die Katholiken nicht begründet war, spricht sich deutlich in Perthes' Briefen aus. Wir waren noch sehr jung, schrieb er 1829 an Klinkowström in Wien, als wir einige Zeit zusammen lebten, und sahen noch sehr dunkel in das Menschengeschick, obschon die Ereignisse der Zeit grade damals es sehr hell beleuchteten. Dann trafen wir uns 1816 in Wien; sehr wohl erinnere ich mich unseres auflodernden Streites, als wir von der mit Weinen reichbesetzten Mittagstafel des Herrn v. Gentz nach Hause gingen. Sie waren brausend, ich aber auch. Lassen wir das. Wir beide sind nicht mehr weit entfernt von dem ewigen Reiche, in welchem uns Erkenntnis werden wird über das, was Kern und was Form ist, und wohl nur über die Form sind wir im Gegensatze zueinander. Auch Adam Müller ist nun hinweggenommen; nie habe ich ihn verkannt; kaum möchte einer seiner Freunde aus früherer Lebensperiode ihn treuer vertheidigt haben als ich. Fest war ich stets überzeugt, daß er die Wahrheit festzuhalten glaubte und aus Eifer für sie kämpfte und stritt. Er war ein scharfer Denker, hatte lebhafte Phantasie, war geistreich und im Besitze umfassender Kenntnisse. Seine Misgriffe als Schriftsteller scheinen mir darin zu liegen, daß er das als Verstandeswahrheit Erkannte zu Phantasiegebilden mit dichterischem Sinne verflüchtigte und das, was die Phantasie ihm geboren hatte, zur Schultheorie versteinerte. Seine Werke werden fortleben in unserer Literatur. — Daß Jesuiten und Jesuitengenossen auftreten, schrieb Perthes ein anderesmal, ist ein wahres Glück; sie halten den Protestantismus wach und nöthigen ihn, seine Kräfte an den unchristlichen Thorheiten und Verkehrtheiten zu üben. Allen diesen Kämpfen fremd, wächst aber,

wenn mich nicht alles trügt, innerhalb der katholischen Kirche Deutschlands ein Keim tiefer christlicher Erkenntnis auf, von dem wir vieles lernen können. Nur zuviel Schutt hat die katholische Kirche auf das Evangelium gelegt, aber dennoch ist sie, so wie sie ist, es gewesen, welche die göttlichen Ueberlieferungen dem Menschengeschlechte bewahrt hat und Millionen frommer Christen leben heute noch in ihrer Mitte, welche den Kern des christlichen Glaubens wahr und lebendig in sich bergen, ungeachtet er mit mancherlei Menschensatzung vermengt ist.

Seinen früheren gewaltigen Respect vor dem Riesenbau der römisch-katholischen Kirche hatte Perthes bewahrt; aber seine früheren Bedenken gegen dessen Wahrheit, Dauer und wirkliche innere Einheit freilich nicht verloren. 'Viel religiöse Gewohnheit und viel religiöse Sitte lebt in der katholischen Kirche, schrieb er einmal, und gibt ihr den Schein großer Einheit und fester Geschlossenheit; aber wenn sich eigenes, nicht gewohnheitsmäßiges Leben unter den Katholiken regt, gehen sie nicht weniger auseinander als die Protestanten. Im nördlichen Europa befand sich die katholische Kirche bisher im Drucke und im südlichen Europa, wo sie die Herrschaft in Händen hatte, war sie geistig im Rückstand. Jetzt sind die Massen in den echt katholischen südlichen und westlichen Ländern auf grabem Wege zum Abfalle nicht nur von Rom, sondern auch vom Christenthume. In Oestreich und Baiern dagegen trat das neu erwachte geistige Leben in den merkwürdigsten Extravaganzen der Mystik auf; ich selbst habe gar manchen Beweis dafür in Händen und interessante Einzelheiten gibt der Anhang zu Salat's sonst wenig bedeutender Schrift über Rationalismus und Supernaturalismus. In ganz Europa wogt unter den Katholiken auf das neue der Kampf über das Kirchenoberhaupt nicht weniger heftig als unter den Protestanten der über die Kirche selbst; in ganz Deutschland mehrt sich die Zahl der Katholiken, welche die Reformation zwar als ein Uebel, aber doch als ein nothwendiges Uebel ansehen und viele gestehen, wenn sie unter sich sind, schüchtern zu, daß ohne die Reformation ganz Europa in die Nacht und die Apathie versunken sein würde, in welcher Italien und Spanien sich befinden.'— Ohne Selbsterkenntnis geht in maßloser Selbstüberschätzung die katholische Kirche dahin, schrieb er um dieselbe Zeit. Wenn

ſie fortfährt zu leugnen, daß Luther zur Oppoſition berechtigt und verpflichtet war, wenn ſie nicht abläßt zu beſtreiten, daß wir Proteſtanten die Fundamente des inneren chriſtlichen Lebens beſitzen, wenn ſie nicht aufhört ſich anzuklammern an Satzungen, welche Päbſte, Biſchöfe und Concilien, zuerſt um die Kirche vor ihren Feinden äußerlich zu ſichern, dann um ihr die Weltherrſchaft zu gewinnen, aufſtellten, ſo wird ſie den Sinn des inneren Chriſtenthums mehr und mehr verlieren, ihre eigenen Fundamente untergraben und das äußere dann ausgehöhlte kirchliche Gerüſte nicht vor dem Zuſammenbrechen bewahren können. Gibt ſie aber jene Satzungen preis, ſo wird ſie etwas anderes ſein und werden als die römiſch-katholiſche Kirche, welche jetzt daſteht.

Da Perthes die römiſch-katholiſche Kirche nicht als die von Gott verheißene allgemeine chriſtliche Kirche anerkennen konnte, glaubte er auch nicht an ihre Dauer für alle Zeiten; aber er mußte nach ſeiner Ueberzeugung freilich eben ſo entſchieden jetzt wie früher und wie ſpäter beſtreiten, daß der Proteſtantismus auch nur den Anfang einer allgemeinen chriſtlichen Kirche geſchaffen habe oder künftig ſchaffen werde. Wir Proteſtanten haben nicht die Kirchenbildung, ſchrieb er einmal, ſondern die Erhaltung und Kräftigung des inneren chriſtlichen Lebens zu unſerer Aufgabe. Luther hat keine Kirche gegründet, das iſt gewiß; ob er ſie auch nicht hat gründen wollen, wage ich nicht zu entſcheiden. Der Grund ſeines erſten Auftretens lag ohne Zweifel nur in dem feſten Bewußtſein, daß er berufen ſei, das innere Glaubensleben vor den todten Formen, den Misbräuchen und den Greueln zu retten, unter denen es verſchüttet lag. Als er Widerſtand fand, griff er weiter und wollte den Ausgangspunkt jener Uebel, den Pabſt, beſeitigen; aber nie hat er angegeben, welche Formen und Gebräuche der alten Kirche erhalten werden könnten und müßten, nie hat er die kirchlichen Formen feſtzuſtellen verſucht, welche der entſprechende Ausdruck für das innere Glaubensleben ſein ſollten. Den lutheriſchen Katechismus und die Augsburgiſche Confeſſion haben wir allerdings und danken Gott dafür, aber beide enthalten nur das Bekenntnis des chriſtlichen Glaubens, nicht die Grundlage einer chriſtlichen und am wenigſten einer allgemeinen chriſtlichen

Kirche. Alle unſere kirchlichen Einrichtungen ſind zufällig, ſind von der weltlichen Obrigkeit und oft durch politiſche Verhandlungen herbeigeführt. Selbſt Harms wird nicht verſuchen wollen, ein lutheriſches Kirchengebäude hiſtoriſch nachzuweiſen und praktiſch durchzuführen. Wenn aber Luther ſelbſt nicht an die Gründung einer Kirche ſich wagte, wie kann man heute von dem Feſthalten an der lutheriſchen Kirche reden oder glauben, daß der heutige Proteſtantismus eine Aufgabe löſen könne, an welche die Reformationszeit ſich nicht wagte?

Das Bewußtſein der mangelnden kirchlichen Einheit erfüllte damals einen großen Theil des deutſchen Proteſtantismus und führte zu mannigfachen Verſuchen, das zu gewinnen, was fehlte. Die ſeit 1817 überall fortwirkenden Unionsbewegungen wollten die lange ſcharf voneinander getrennten Lutheraner und Reformierten zu einem einzigen Ganzen, zu der evangeliſchen Kirche zuſammenſchließen, aber die Union, welche früher Getrenntes einigen wollte, ward von manchen ſo betrachtet, als wenn ſie beſtimmt wäre, früher Geeinigtes zu trennen. Von dieſem oder jenem ward ſie ſogar freudig begrüßt, nicht weil ſie die beiden Zweige des Proteſtantismus auf Grund des Bekenntniſſes der Rechtfertigung durch den Glauben zuſammenführte, ſondern weil ſie die Meinung erweckte, daß durch ſie die Bedeutung der ſymboliſchen Bücher und der noch beſtehende Zuſammenhang innerhalb der lutheriſchen wie innerhalb der reformierten Kirche gelockert werden würde. Mich erfüllt, ſchrieb ein Freund an Perthes, die immer weitere Ausbreitung der Union mit großer Hoffnung, denn ſie wird und muß die Herrſchaft der ſymboliſchen Bücher brechen. Was die heilige Schrift ſelbſt nicht vermag, darf der Menſch durch bindende Bekenntnisſchriften nicht vermögen wollen. Ich habe zwar manche geſehen, die an die wirkliche Eingebung der heiligen Schrift durch den heiligen Geiſt zu glauben behaupteten, aber niemals jemanden, der wirklich daran glaubte. Auch der ſtrengſte Buchſtabengläubige trägt kein Bedenken, wenigſtens einzelne ſeiner vorgefaßten Meinungen höher als die Schrift zu ſetzen, ſie in dieſelbe hineinzutragen und die Textworte ſo lange hin und her zu wenden, bis ſie den anerzogenen hergebrachten kirchlichen Anſichten entſprechen. Iſt

dem aber so, so bleibt ungeachtet der heiligen Schrift ein jeder an seine anerzogene Ueberzeugung, an seine Vernunft, seinen Verstand, oder wenn er das alles nicht hat, an seinen Lehrer gewiesen. Die aber, welche durch die heilige Schrift sich nicht gebunden fühlen, werden nimmermehr durch eine von Menschen verabredete Bekenntnisschrift gebunden werden können, sondern nur zum Zwiespalt mit ihrem Gewissen verführt werden. — Gott hat in seiner Offenbarung, heißt es in einem anderen Briefe an Perthes, uns ein heiliges theures Pfand vertraut; er hat es einem schwachen, in seiner Schwachheit rührigen, in seiner Vergänglichkeit sich stets wieder erneuenden Geschlechte vertraut. In die Hülle menschlicher Worte wurden die erhabenen Geheimnisse gekleidet. Heute nach Jahrhunderten hallen diese Worte wieder. Kein gottgesandter Prophet deutet sie, keine übereinstimmende zuverlässige Deutung ist durch Ueberlieferung auf uns gekommen, sondern Versammlungen von katholischen Bischöfen und Aebten haben willkürlich das entschieden, worüber schon die ältesten Gemeinden uneinig waren. Solche Entscheidungen achten wir Protestanten nicht höher denn Menschensatzung, aber inconsequent würden wir sein, wenn wir der Augsburgischen Confession ein höheres Ansehen zuschreiben wollten. Luther fühlte das wohl und alle treuen Diener des Wortes fühlen dasselbe und weil sie sich keiner Gabe des heiligen Geistes als unmittelbarer Erleuchtung rühmen dürfen, so rufen sie zwar in Betrübnis aber doch voll Zuversicht den Gliedern ihrer Gemeinde zu: Forschet selbst in der Schrift; auch wir können Euch nur geben, was wir durch Forschen erworben oder empfangen haben. Das ist der Standpunkt des Protestantismus, auf welchem allein die Prediger ehrliche Männer bleiben können. — Die Schrift und wieder die Schrift, sagt ein anderer Brief an Perthes; größere Gewißheit, als Gott selbst uns hat geben wollen, können wir nicht erlangen; ein Selbstbetrug ist es, wenn wir, um etwas noch gewisseres zu haben, uns in Bekenntnisschriften ein goldenes Kalb, wie die Juden in der Wüste, aufrichten wollten. Nie und nimmer können wir uns fesseln lassen durch symbolische Bücher, welche das Resultat einer halbpolitischen Verhandlung über die feste Form eines Glaubensbekenntnisses waren, das sich erst abrunden wollte. — Es

ist, heißt es ein anderesmal, durch die symbolischen Bücher ein System aufgebaut, das zwar ein Loch hat, aber durch Pumpen künstlich über Wasser gehalten werden soll, wie wenn es kein Loch hätte. Heute wird alle solche Kunst nichts mehr helfen; weder die Kirchen- noch die Staatsgewalt wagt zu halten, was nicht zu halten ist; allen Parteien wird Frieden empfohlen, keiner wird Unrecht gegeben, hier etwas Salbe und dort etwas Salbe und alles eher als das Skandal einer Absetzung; sehr bedeutende Theologen sind als Geistliche zugelassen, obschon sie die symbolischen Bücher nur bedingt unterschrieben und tausende fechten den Inhalt derselben an. Sobald aber viele sagen, daß sie nicht daran glauben, sind sie nicht mehr da; denn nicht durch Einsetzung von oben, sondern durch den Glauben von unten haben sie ihre Bedeutung erhalten. Neue Glaubensbekenntnisse werden wahrlich keine Hilfe bringen, denn niemand ist befugt sie abzufassen und nicht zwei würden sich über die Abfassung einigen. Nicht neue Bekenntnisse bedürfen wir, sondern neue Amtseide der Geistlichen und Lehrer, damit ihr Gewissen nicht ferner durch die Verpflichtung auf Schriften beschwert werde, deren Anerkennung bereits gefallen ist.

Dem geringen Gewichte gegenüber, welches die Union nach Ansicht vieler auf die Bekenntnisschriften zu legen schien, hatte sich bei manchen ernsten Männern das Festhalten an dieselben in einem früher kaum dageweſenen Grade gesteigert. Wenn es wirklich, wie die Union glaubt, im Wesen des Protestantismus läge, schrieb ein Theologe an Perthes, gleichgiltig gegen Bekenntnisschriften zu sein, so würde ich stehenden Fußes zur katholischen Kirche übertreten und mich so gut wie möglich mit dem Unwahren in derselben abzufinden suchen. — Angeregt durch den Gegensatz ward jetzt an vielen Orten der Verpflichtung des Geistlichen auf die symbolischen Bücher, welche Jahrzehende hindurch als eine inhaltsleere Form gedankenlos gefordert und geleistet worden war, wiederum eine Bedeutung beigelegt, und Zweifel und Bedenken, ob und wie weit er sich verpflichten dürfe, erwachten nun in manchem ernsten jungen Mann. Wir beide als Laien haben gut discurrieren über die Symbole, schrieb ein Freund an Perthes, und können die Antwort auch gemächlich hinausschieben

aber ein armer Candidat vor der Kirchthür soll zubeißen und sich mit seinem Gewissen über feierliche Verpflichtungen abfinden, und das ist nicht leicht. — Traurig und gräßlich ist, schrieb Perthes einem in sich ungewissen jungen Geistlichen, der Zwiespalt zwischen Lehrstuhl und Kanzel. Hunderte von jungen Leuten kehren von der Universität zurück, so unsicher wie Sie, aber die meisten bekennen sich dennoch zu den symbolischen Büchern, treten unbedenklich in das Kirchenamt und stehen dann als Pfarrer eidbrüchig und heuchlerisch vor Gott und Menschen da. Wenn die Wissenschaft das Recht in Anspruch nimmt, den Jünglingen ein anderes zu lehren, als das was zu predigen die Kirche sie später verpflichtet, so müssen die Herren vom Katheder auch Spaltung im Geiste ihrer Schüler, die ins Amt treten wollen, zu heben wissen, wenn nicht die Seelen der Eidbrüchigen auf ihrem Gewissen lasten sollen. Gehen Sie hin und fragen Sie die Meister und verstehen deren Antwort, wenn Sie können. — Das Christenthum ist zwar nicht gebunden, schrieb er ein anderesmal, an irgend ein in Worte gefaßtes Dogma über das Wesen Christi, jeder vielmehr wird ungeachtet des Dogma in sich zu dieser wie zu andern Fragen verschieden stehen; aber christliches Leben ist ohne Gemeinschaft und Gemeinschaft ohne Glaubensbekenntnis nicht möglich. Daß das protestantische nicht ausreicht, ist mir gewiß, aber so lange ein neues nicht geworden ist, müssen wir uns an dem vorhandenen halten und dankbar sein für die symbolischen Bücher, die wir haben, wenn wir nicht katholisch oder deistisch werden wollen.

Der durch die Unionsversuche zum Ausbruche gekommene Kampf erhielt eine neue Färbung, als in Preußen der König seit 1824 den Versuch machte, eine neue Agende in allen evangelischen Gemeinden des Staates zur Geltung zu bringen. Streitschriften der bedeutendsten Theologen erschienen, und überall erhoben sich aus den ursprünglich lutherischen wie aus den ursprünglich reformiert gewesenen Gemeinden Stimmen, welche die Agende überhaupt, vor allem aber das Recht der weltlichen Obrigkeit bestritten, sie in die kirchlichen Gemeinden einzuführen. Den Inhalt der Agende kann ich, schrieb Perthes, nicht beurtheilen. Ist sie unbiblisch oder unprotestantisch oder auch nur unangemessen, so wird, wie heute die Sachen liegen, keine

äußere Gewalt im Stande sein, sie zu halten; sie wird bei Seite geschoben werden, wie eine unzeitige Geburt. Wie mir aber scheint, hat sie die Stimmung gegen sich nicht ihres Gehaltes wegen, sondern weil sie von dem Könige ausgegangen ist. Die Mittel, welche man um die Einführung durchzusetzen angewendet hat, billige ich nicht, sie sind unrecht, unrichtig und zum Theil kleinlich; aber die Wege, die von den Gegnern eingeschlagen sind, um die Einführung zu hintertreiben, sind wahrlich nicht besser. Unter Protestanten herrscht jetzt nicht weniger als unter Katholiken, unter Supernaturalisten nicht weniger als unter Rationalisten die Richtung, der weltlichen Macht jeden Einfluß auf das kirchliche Leben möglichst zu entziehen. Während meines Aufenthalts in Baiern hörte ich bei Gelegenheit des Streits über Einführung der Presbyterien von den erklärtesten Rationalisten Aussprüche, wie ein Gregor oder Leo sie nicht schärfer hätten thun können; in Bonn fand ich Windischmann und Nitzsch, Sack, Lücke und Gieseler in dieser Beziehung fast einerlei Meinung und viele Briefe meiner theologischen Freunde sprechen sich in gleicher Weise aus. Auch ich bin der Ueberzeugung, daß Thron und Altar getrennt sein müssen, aber kann denn jemand leugnen, daß bei uns Protestanten die Kirchengewalt schon in der Reformation auf die weltliche Obrigkeit übergegangen ist und übergehen mußte, weil eine geschlossene Kirche, eine organisch verbundene Gesamtgeistlichkeit nicht mehr war? Daß eine solche geschlossene Kirche und eine solche organisch verbundene Geistlichkeit unter uns sein kann und sein darf, ohne das Wesen des Protestantismus zu vernichten, bezweifle ich, und dennoch scheint mir die Geschichte dreier Jahrhunderte zu beweisen, daß eine äußere Gemeinschaft der Christen ohne dieselbe nicht bestehen kann.

Die kirchliche Einheit des Protestantismus, welche von vielen Seiten erstrebt ward, wirklich zu erreichen, war trotz Union, symbolischer Bücher und Agende wenig Aussicht vorhanden und hervorragende Theologen stellten in Frage, ob sie mit der Geschlossenheit und Autorität, wie sie begehrt ward, überhaupt erreicht werden könne und solle. Wiederholt sprach namentlich Neander seine Bedenken darüber gegen Perthes aus. Ueberall ist Kirche, schrieb er einmal, wo christliche Gemeinschaft ist; unbedingt verheißt der Erlöser, daß er,

wo zwei oder drei in seinem Namen, das heißt in dem Glauben an ihn versammelt wären, er mitten unter ihnen sein, also eine wahre christliche Kirche aus ihnen bilden würde. Das ist freilich keine Kirche mit äußerlicher Einheit und Einförmigkeit, wie sie die hierarchische Tendenz späterer Bischöfe und die lamaische Vorstellung von einem fortgehenden sichtbaren Mittlerthum verlangt; aber wohl eine Kirche, in welcher Himmel und Erde, Göttliches und Menschliches, Unsichtbares und Sichtbares auf das innigste verbunden und in dem sich entwickelnden Leben der Gemeinschaft und der einzelnen immer lebendiger offenbart wird. Wie jedes Gemeinwesen muß freilich auch die Gemeinschaft derer, die in seinem Namen versammelt sind, eine äußere Ordnung und Verfassung haben. Den ersten Gemeinden setzten daher die Apostel zur äußeren Leitung bewährte Männer vor, dachten aber nicht daran, ewig giltige Einrichtungen machen zu wollen, sondern folgten der Verfassung der ihnen zunächst liegenden jüdischen Synagogen. Dieses constitutive Princip aber, welches die ersten christlichen Gemeinden bildete, soll heute noch und in aller Zukunft die christliche Kirche bilden. Nie war es ein äußeres; der durch die Liebe thätige Glaube vielmehr ist es, welcher nicht nur bei den einzelnen, sondern auch bei ihrer Gemeinschaft nothwendig eine neue Schöpfung in dem ganzen äußeren Leben hervorbringt, und diese Schöpfung ist die Kirche. Das Beseelende in ihr war immer der heilige Geist, für dessen Wirksamkeit es mit Ausnahme der beiden vom Heilande selbst eingesetzten Sacramente nie feststehende und allgemeine und für immer giltige Formen gab. — Das fälschlich als katholisch bezeichnete römisch-hierarchische, politisch-geistliche Gebäude des Pabstthums ist, schrieb Neander in einem anderen Briefe, aus einer Vermischung des Judenthums und des Heidenthums hervorgegangen; aber durch Christus war ein göttlicher Same Gemeingut der ganzen Menschheit geworden und Gott ließ die Opposition nicht ausgehen gegen das Verderben in der Lehre und im Leben, welche durch allen magischen Pomp falscher Priester, durch alle sophistische Kunst der metaphysischen Theologen, durch alle Gewalt der Scheiterhaufen nicht unterdrückt werden konnte, sondern sich durch das ganze Mittelalter fortpflanzte, bis Gott Luther sandte, um die Kirche von dem unchristlichen Wesen

zu reinigen und zu der ursprünglichen Reife und Freiheit zurückzuführen. Zwischen der Kirche der Reformation und zwischen der apostolischen Kirche kann ich unmöglich einen wesentlichen Unterschied zugestehen und daher auch nicht nach einer Kraft suchen, die außerhalb des Protestantismus die Kirche bilden soll.

Die Protestanten haben keine Kirche und können keine haben, schrieb ein anderer Freund von anderem Standpunkte aus an Perthes, und das ist kein Unglück; denn lieber keine Kirche als den freien Geist des Christenthums aufgeben. Eine Kirche — wie manche hat es schon gegeben! — ist das Zufällige; der christliche Sinn das Wesentliche. Freilich aber gehört dazu der rechte Muth, wenn man die äußere Stütze der Kirche entbehren will. Viele, die eine Kirche wollen, strecken in ihrer Herzensangst die Hände aus nach einer Staatskirche, welche die Geister in eine Zwangsanstalt sperrt und durch Polizeiverordnungen die Leute zwingt, nicht gottlos zu sein; ich fürchte, die Geistlichkeit und der Staat, die einander bedürfen, werden dafür sorgen, daß es an einer solchen Zwangsanstalt nie fehle. Das gestehe ich übrigens bereitwillig ein, daß ich keinen Rath weiß, um zwischen dem dem Menschen eingeborenen Verlangen nach Gemeinschaft des Glaubens und dem ihm eben so tief eingeborenen Bedürfnis nach Freiheit der Ueberzeugung eine Vermittelung zu finden; ich bin aber der Ansicht, daß andere eben so wenig Rath wissen wie ich, denn wüßten sie Rath, so würden sie ihn wohl mittheilen. Es bleibt nichts übrig, als uns genügen zu lassen an dem, was wir haben oder vielmehr nicht haben.

Perthes hatte allerdings seiner ganzen inneren Stellung nach wenig Hoffnung, daß die kirchenbildenden Versuche des Protestantismus zum Ziele führen würden. Ein dunkles Gefühl verlangt überall nach Kirche, schrieb er einmal, aber in der Erkenntnis des Verlangten sind wir noch weit zurück. Glaubensfreiheit begehren alle, aber die meisten verstocken sich gegen die Wahrheit, daß Glaubensfreiheit nur innerhalb einer Kirche denkbar ist, welche die christlichen Heilswahrheiten in so unantastbarem Besitze hat, daß niemand sie beräsonnieren darf und niemand sie fortdisputieren kann. — Die weltliche Macht kann und soll die äußere Gemeinschaft der Christen

nicht einsetzen, schrieb er ein anderesmal; wer aber soll es thun? Soll die Kirche der Protestanten gebildet werden von oben herab durch Consistorien mit einem unabhängigen Präsidenten an der Spitze? dann haben wir so viele Cardinalscollegien und Päbste wie Staaten; oder von unten herauf durch Presbyterien und immer umfassendere Synoden? dann wird die Kirchenbildung an die Massen fallen. Wer ist da, der andere Wege anzugeben wüßte?

Obschon Perthes dem Protestantismus kirchenbildende Kraft nicht zuschreiben konnte, war er doch im Gegensatze zu Neander und manchen anderen Freunden von dem Bedürfnis der Christen nicht nur nach kirchlichen Gemeinschaften, sondern auch nach einer allgemeinen christlichen Kirche überzeugt. Für die Gemeinschaft der Christen ist die Kirche, wie für die Nation der Staat, eine Nothwendigkeit, schrieb er einmal, das Unverwesliche muß in dem Verweslichen wohnen, damit es auf Erden leben kann. — Ueber Neander's Mittheilungen äußerte er sich einem Freunde gegenüber in folgender Weise: Wer gibt den zweien oder dreien, die sich in des Herrn Namen versammeln und die Kirche bilden sollen, die Sicherheit, ja auch nur die Möglichkeit, sich in seinem Namen zu versammeln? Doch wohl nur eine vorangegangene Lehre. Wie ist das constitutive innere Princip, welches die Kirche bildet, zu erlangen? Doch nur durch Mittheilung und Heranbildung. Wer soll aber die Wahrheit lehren und zu ihr heranziehen? Das kann für die Gesamtheit der Menschen nicht durch einzelne, sondern nur durch eine Anstalt geschehen, die eben die Kirche ist. Arme Menschen, denen das Angesicht Gottes verhüllt bleiben soll, weil einige besonders Begabte es auch ohne Kirche vielleicht finden können! In Beziehung auf das innere christliche Leben stehe ich dem frommen Neander so nahe, wie wenig anderen Menschen, aber sobald er von dem Inneren auf das Aeußere geht, läßt seine ganze Persönlichkeit ihn fehlgreifen. Alles Aeußere ist ihm gänzlich unbekannt; er kennt nicht die Menschen, nicht deren Verhältnisse, nicht die Kämpfe, welche die Menschenbrust und das Menschenwesen erfüllen. Ohne diese Unkenntnis würde der Mangel an Scharfsinn unbegreiflich sein, der ihn verleiten kann zu meinen, daß mit solchen Ansichten in unserer oder irgend einer Zeit den Menschen geholfen werden könne. —

Können christliche Gemeinden nur mit den symbolischen Büchern bestehen, fragte Perthes ein anderesmal, oder wenn man auch diese ferner nicht annehmen will, mit Luther's Katechismus und der Bibel allein? Oder noch reiner und immer reiner — ist etwa die Bibel genug, um in jedermanns Händen jeden zum Christen zu bilden? Nun wohlan, so lehre man alle Kinder lesen, gebe jedem eine Bibel und halte darauf, daß es dieselbe lese und prüfe und sich die Resultate ziehe für das Leben. Mehr aber darf man nicht thun, denn jedes Mehr wäre unprotestantisch. Sollte man finden, daß die Kinder dazu nicht reif genug wären, so fragt sich, wer an ihrer Statt die Resultate ziehen soll? wer hat dazu ein Recht? — Eine Universalkirche ist doch eigentlich auch Ihr Ziel, hatte ein Freund an Perthes geschrieben. Aeußerlich hat es allerdings einmal so etwas wie eine Universalkirche gegeben — damals als der Pabst ein gewaltiger Herr, als Priester, Mönche und Brüderschaften wohl conditioniert waren. So gab es auch wohl einmal z. B. unter Ludwig XIV. eine absolute Monarchie mit Anspruch und Hoffnung, Universalmonarchie zu werden. Das eine wie das andere war gegründet auf halbfreiwillige, halbunfreiwillige Unterordnung auch der Geister unter dem Eindrucke von höchster Macht, Vortrefflichkeit und göttlichem Rechte. Solche Kirche wie solchen Staat heute wiederherzustellen, möchte seine Schwierigkeit haben; jedes geistige Element wechselt nun einmal die Form seiner Erscheinung. Wer heute eine äußerlich fertige, durch und durch wohlbestellte, für Lehre, Glauben und Uebung allen gemeinschaftliche Kirche fordert, der wird nicht nur nicht erreichen, was er erstrebt, sondern sich auch die Glaubensgemeinschaft unmöglich machen, die er erlangen könnte. Nein, lieber den Geist ohne Buchstaben, als den Buchstaben ohne Geist! — Ihr Spruch, entgegnete Perthes, ist ein Spruch ohne allen Inhalt, denn im Menschen und unter Menschen ist so wenig der Geist ohne Buchstaben wie der Buchstabe ohne Geist möglich.

Durchdrungen von der Nothwendigkeit der Kirche und überzeugt, daß weder der Katholicismus noch der Protestantismus sie erzeugt habe, noch für sich allein zu erzeugen vermöge, hielt Perthes auch jetzt die Hoffnung fest, daß Gottes leitende Hand sich Roms wie

Luther's bedient habe, um in allmählicher Entwickelung dem Menschengeschlechte eine allgemeine Kirche zu geben. Die Wahrheit, welche in Jesus Christus offenbart ist, heißt es in seinen Briefen, soll erhalten, zugänglich gemacht und verbreitet werden. Die Anstalt, ohne welche das eine wie das andere unmöglich ist, ohne welche das Christenthum weder innerlich lebendig, noch äußerlich anschaulich und eindringlich wird, kann nicht von Menschen gemacht, sondern muß von Gott gegeben sein. Gott hat sie nicht als eine unbedingt wahre und abgeschlossene unmittelbar durch eine einzelne That eingesetzt, wie die Katholiken behaupten, sondern hat in Jesus Christus nur ihr Fundament gelegt und durch die Mittheilungen der vom heiligen Geist erleuchteten Apostel den Menschen den Bauriß gegeben, nach welchem sie durch die Geschichte und in der Geschichte aufgeführt werden soll. Weil aber die Bauarbeiter Menschen sind, ist der Bauplan im einzelnen oft nicht verstanden, oft misverstanden, oft durch Lüge und Sünde entstellt. Da die Entstellung der einen durch andere verbessert, im einzelnen ein Umbau oder in der Verzweifelung auch wohl ein Neubau vorgenommen ward, ist eine Mehrzahl von Kirchen entstanden. So weit sie auf dem von Gott gegebenen Fundamente und im großen und ganzen nach seinem Bauplan errichtet sind, tragen sie den Charakter göttlicher Anstalten und auf jede derselben läßt sich der Begriff, den der geistestiefe Nitzsch für die Kirche festgestellt, anwenden; da sie aber unter Einwirkung menschlichen Irrthums und menschlicher Sünde ausgebaut sind, sind sie sämtlich, die eine in dieser, die andere in jener Weise, entstellt und entartet. Keine darf sich überheben, keine die andere verachten. Wohin wäre der Katholicismus gerathen, wenn die Reformation nicht eingetreten wäre? Was wäre heute der Protestantismus, wenn die katholische Kirche nicht bestände? Jede soll sich an dem, was die andere hat, ergänzen, prüfen, erneuern; so werden die verschiedenen Kirchen sich immer weniger von einander unterscheiden, wieder einander näher kommen und unter Gottes Führung eine katholische, das heißt eine allgemeine christliche Kirche herbeiführen.

Ich glaube, schrieb ein im späteren Alter ihm befreundet gewordener Mann an Perthes, daß ich in Ihnen einen derer finden werde,

die sich gegenseitig suchen, weil sie mitten in den Nebeln des Zeitalters den kommenden Sonnentag ahnen. Wir werden im wesentlichen übereinstimmen. Daß man bei der Reformation den Begriff der Kirche so wenig ins Klare gesetzt, zwar den dritten Artikel des apostolischen Symbolums aufgenommen, die durch denselben gegebene Basis aber mit schwankenden Vorstellungen vertauscht hat, das ist die Hauptquelle der Verwirrungen und Widersprüche, in denen die evangelische Kirche schon längst ihre Auflösung gefunden haben würde, wenn nicht in den Gemüthern des Volks die Kraft des göttlichen Geistes jene Idee der Kirche praktisch reproduciert hätte, die durch die confusen Vorstellungen und leidenschaftlichen Stimmungen der Theologen aufgehoben zu sein schien. Jetzt, da der Riß einmal geschehen und der Katholicismus, durch Obscurantismus, Jesuitismus und politischen Romanismus verdeckt, weit unvereinbarer mit dem Geiste des Christenthums als der Protestantismus in seiner niedrigsten Form sein möchte, bleibt nichts übrig als das über beiden liegende Wesen der christlichen Kirche, das sich in beiden Formen wirksam erhalten hat und laut der göttlichen Verheißung wirksam erhalten mußte, hervorzuheben und geltend zu machen. Wie wenig unsere Theologen es zugeben wollen, so ist doch das Princip beider Kirchen ganz und gar dasselbe und die evangelische hätte nie bestehen können, wenn sie wirklich, wie ihre Theologen lehren, den Glauben nicht eben so wie die ältere Kirche als ein Werk des Gehorsams und der Unterwerfung unter eine sichtbare Kirche behandelt, sondern ihn auf eigene Prüfung und willkürliche Annahme gestellt hätte. Während die protestantische Kirche eben so wie die katholische jeden Säugling in ihrem Schoße empfängt, jedes Kind unterweiset und bildet, und das ganze Leben des Volkes mit ihren Formen und Gebräuchen umgibt und leitet, mit ihrem Geiste erhebt und erfüllt, soll, so behauptet man heutzutage, der eigene und freie Entschluß, das verständige Prüfen und Wählen Bedingungen des reinen Christenthums sein. Eben so gut könnte man auch sagen, daß das physische Leben von der theoretischen Kenntnis des Athemholens und der anderen Lebensfunctionen abhängig sei, und es den Lebenden überlassen bleiben müsse, nach einer abweichenden Theorie auch nicht Athem zu holen. — Die von den Reforma-

toren hinterlaſſenen Kirchenformen haben, heißt es in einem anderen Briefe desſelben Mannes, etwas über zweihundert Jahre vorgehalten, ſind aber nun ſo unzulänglich und veraltet, daß ſchlechterdings andere und kräftigere an deren Stelle treten müſſen, wenn das Chriſtenthum ſeinen Einfluß behaupten und nicht als eine philoſophiſche Anſicht allmählich in den Hintergrund der Zeitbildungen treten ſoll. Der Gegenſatz der kirchlichen Form des ſechzehnten Jahrhunderts gegen die der älteren Kirche liegt nicht in weſentlichen ſondern in zufälligen Momenten, und die evangeliſche Kirche kann und muß ſich ihres mit dem echten und wahren Katholicismus identiſchen Princips wieder bewußt werden, um den Charakter der Chriſtlichkeit aufrecht zu erhalten und in friſches Leben zu bringen. Die dermaligen Vertreter des Katholicismus, d. h. der äußeren und kirchlichen, ſind aber weit entfernt, die Momente jener Trennung für unweſentlich zu halten, ſie beſtehen vielmehr auf das Gegentheil und mit ihnen iſt daher auch keine Verſtändigung und Vereinbarung zu hoffen. Wer wird ſich, alles wohl überlegt, entſchließen können, ſein inneres Chriſtenthum in die Gewalt oder doch in die Abhängigkeit von ſolchen zu überliefern, welche durch die proteſtantiſche Oppoſition gegen das Formelle dahin gebracht worden ſind, eben alles im Formellen zu ſuchen und zu finden? Es bleibt daher nichts übrig, als im Schoße derjenigen Kirche, in welcher Gott uns hat geboren und erzogen werden laſſen, für die Wiedererweckung ihres chriſtlichen Princips zu wirken und dadurch auch der rechten Form für die Zukunft den Weg zu bahnen. Iſt dieſes Ziel dereinſt erreicht, ſo wird die Ueberzeugung ſich Raum verſchaffen, daß Mannigfaltigkeit der Kirchenverfaſſung auf der gemeinſamen Grundlage des Glaubens ſehr wohl beſtehen kann. Dahin zu ſtreben, ſcheint mir die Aufgabe unſerer Zeit.

Sie wiſſen nicht, ſchrieb Perthes einem geſchäftigen Freunde, was zu machen iſt, damit unſere Zeit eine Kirche bekomme? Das freut mich; denn wenn einmal alle bis zu dieſem Nichtwiſſen gelangt ſein werden, ſo wird uns die Kirche — vielleicht ſo ferne nicht mehr ſein. — Die Kirche wird nicht gemacht, ſondern gegeben, ſchrieb er in einem anderen Briefe; aber Gott wirft ſeine Gaben nicht in die Welt hinein, ſondern läßt den Sommer aus dem Frühling werden,

und um den Menschen geistige Güter zuzuwenden, läßt er sie Antheil nehmen am Schaffen. Störungen und Abwege bringen die Menschen freilich in sein Werk hinein und langsam nur wird es gefördert, aber liegen bleibt es nicht und zerstört wird es auch nicht; denn die Führung ruht in seiner Hand. Mich macht es nicht irre, daß der Bau der allgemeinen Kirche nur langsam vorwärts rückt und daß Spaltungen und Entstellungen oftmals alles, was im Laufe von Jahrhunderten errungen war, wieder zu vernichten drohen. Gott sitzt am Regimente und wird auch mit den thörichten und halsstarrigen Werkleuten den Bau der christlichen Kirche zu Ende führen — das ist meine feste Zuversicht. Wir selbst und vielleicht auch unsere Kinder werden sie nicht schauen, aber die Vorbereitungen enthüllen sich vor unseren Augen und wer weiß, der Silberblick kann auch bald erscheinen; denn der schwer geschürzte Knoten in der Geschichte der Menschheit ist im Auflösen begriffen.

Der Rationalismus und die Bewegungen gegen denselben in Lehre und Leben 1822—1830.

Während der Protestantismus nach festeren kirchlichen Formen für sein christliches Gemeinwesen zu ringen hatte, sollte er sich zugleich den Besitz der in Lehre und Leben fast abhanden gekommenen christlichen Heilswahrheiten wieder erkämpfen; denn noch galt der Rationalismus des vorigen Jahrhunderts in weiten Kreisen als die einzige, der aufgeklärten Zeit nicht unanständige Religion. Wenn Sie mir spöttisch Glück wünschen, schrieb Perthes 1822, bald nach seiner Ankunft in Gotha, einem Freunde, weil grade ich mich in der Burg des Rationalismus niedergelassen und wohnlich eingerichtet hätte, so läßt sich dem nicht vieles entgegensetzen. Sachsen war die Wiege der Reformation und ist der Großvaterstuhl des Rationalismus, aber das übrige Deutschland hat wenig Grund, deshalb sich zu überheben; denn wenn es auch anders als Sachsen einzelne kleine Kreise aufzei-

gen kann, in welchen neues Leben sich regt, so führt doch im Volke, dem vornehmen wie dem geringen, überall noch, so weit ich Deutschland kenne, der Rationalismus seine wenig bestrittene Herrschaft. Zwar hat heute fast niemand mehr die Courage, sich als Atheist, oder als sündlos, oder als erhaben über der Menge der bloßen Thiermenschen thronenden Vernunftmenschen hinzustellen; aber die Masse läßt noch heute nach Art der Gebildeten des vorigen Jahrhunderts den lieben Gott einen guten Mann sein, macht alles Tiefe flach und alles Innere äußerlich. Gottlos sind die wenigsten, aber gottvergessen die meisten. In verdrießlich träger Selbstüberhebung wollen die einen das geoffenbarte Christenthum allenfalls als hergebrachtes Zucht- und Beruhigungsmittel für den großen Haufen bestehen lassen, während die andern umgekehrt daran arbeiten, auch das Volk von dem anerzogenen Aberglauben zu der Aufklärung des gebildeten Mannes hinüberzuführen. Den einen wie den andern gilt der Christ als Pietist, der Pietist als Heuchler. — Was der Rationalist Pietismus nennt, schrieb Neander an Perthes, ist allerdings nichts anderes als das wesentliche Christenthum selbst; aber das Verderben unserer Natur würde unerklärlich und unverständlich sein, wenn uns nicht zugleich eine unvertilgbare Gotteserinnerung und eine ursprüngliche von der Gnade zu unterscheidende Berührung mit dem Gotte geblieben wäre, in dem wir leben, weben und sind. Die Gegner des Christenthums, indem sie oftmals behaupten, daß der Christ das Bewußtsein des natürlichen Zusammenhanges mit Gott leugnete, machen den Christen zu etwas, was er nicht ist, und schroffe, christliche Eiferer haben vielfach dieses Misverständnis verschuldet.

Der Rationalismus ging von der Voraussetzung aus, daß der einzelne Mensch und das ganze Menschengeschlecht aus eigenem Vermögen zur immer höheren Vollkommenheit fortschreite. Das Bedürfnis nach Versöhnung und Erlösung war mit dieser Voraussetzung unvereinbar und Perthes hielt deshalb dieselbe für eine der verderblichsten Seiten der herrschenden Richtung. Mir scheint, schrieb er an Twesten in Kiel, daß jetzt die jüngere Generation den Gedanken der raschen und rascher fortschreitenden Vervollkommnung des Menschengeschlechts zum Mittelpunkte ihres religiösen und politischen Lebens

macht. Natürlich, denn wäre das Perfectibilitätssystem eine Wahrheit, so würde die Sünde und das Bedürfnis nach Gnade eine Unwahrheit und damit der eigentliche Stein des Anstoßes für den Rationalismus aus dem Wege geräumt sein. Die Behauptung ist nicht neu, schon unsere Väter, obschon in den entartetsten und abgestorbensten Zuständen lebend, glaubten, daß Verstand, Moral und Wissenschaft die Vollkommenheit des Menschengeschlechts in nächster Zukunft herbeiführen würden. Seitdem ist vieles geschehen, um den Wahn zu verstärken. Außerordentliches ward geleistet in Benutzung und Handhabung der Naturkräfte; außerordentliches ist erforscht, verglichen, entdeckt, erfunden; in immer größere Verhältnisse werden die Menschen geführt; noch nie standen die entferntesten Orte der Erde in so nahem geistigen und physischen Verkehr; Riesenschritte sind gethan, um die Trennung zu überwinden, die in Raum und Zeit liegt. Der alte Adam aber ist geblieben, und er vernichtet heute, wie vor tausend Jahren, nicht nur die Größe, sondern auch den Frieden des einzelnen und des Geschlechts und fordert von jedem, heute wie vor tausend Jahren, Demuth in sich und Nachsicht gegen andere. Weil aber niemand daran denkt, daß alle Posten und Landstraßen, alle Entdeckungen und Erfindungen auch nicht einen einzigen sündigen Gedanken des Menschen zu verhindern oder zu tilgen vermögen, so erwartet man von einem gescheid und verständig eingerichteten äußeren Leben den Himmel auf Erden, und das Wort von der Versöhnung bleibt den Juden ein Aergernis und den Heiden eine Thorheit.

Wie der Rationalismus durch den Satz von der fortschreitenden Vervollkommnung des Menschengeschlechts das Bedürfnis nach Erlösung beseitigte, so schloß er durch den Satz von der bereits vorhandenen Vollkommenheit der Natur das Bedürfnis nach einer andern Offenbarung der Barmherzigkeit und Weisheit Gottes aus und wähnte, deren innerstes Wesen allein durch Chemie, Physik und Botanik erkennen lernen zu können. Den Sinn für die Natur hatte Perthes in nicht gewöhnlichem Grade entwickelt und trug wohl grade deshalb einen besonderen Grimm in sich gegen alle, welche die Freude an der Natur entstellten und verdarben, indem sie die Offenbarung des Sohnes verdrängen wollten durch die Offenbarung in der Natur. Tritt

die Natur in ihrer Schönheit und Größe als Ganzes vor meine Seele, schrieb Perthes einem Freunde, so regt sie mir die Ahnung Gottes in der Tiefe des Bewußtseins an; mache ich aber das einzelne, was Himmel und Erde erfüllt, zum Gegenstande der Betrachtung, sehe ich das Heer der Mücken und die Masse des Gewürms, sehe ich durch ein künstliches Auge die Unzahl des Lebenden auf Erden und Sterne auf Sterne auftauchen am Himmel, so tritt der Zweifel auf und das Unendliche, das Unzählige, das Unmeßbare drängt in mir das Bewußtsein des persönlich Ewigen zurück, und Materialismus oder Pantheismus, das heißt todte oder lebende Weltseele, liegt mir so ferne nicht. Lalande sprach: Ich sah in unendliche Ferne, aber ich sah keinen Gott. Das ist gewiß ein wahreres und tieferes Wort als alle die erbaulichen Betrachtungen über die Güte und Weisheit Gottes in der Natur. Den persönlichen Gott wird niemals die Natur uns geben, nur der Sohn bringt dem Menschen den Vater; hätte er uns Gott nicht geoffenbaret, so müßten wir ihn leugnen. — Ausführlicher noch theilte hierüber Perthes 1828 sich in einem Briefe an Steffens mit. Vor länger als einem Jahre, heißt es in demselben, fing ich an, Ihnen zu schreiben, kam aber nicht zu Ende; lassen Sie heute sich erzählen, was ich damals erzählen wollte. Ich hatte in meinem Garten einen großen Regenwurm gefunden, der von dem kleinen behenden schwarzen Tausendfuß in grausamer Weise um das Leben gebracht ward; an demselben Morgen hatte ich einen Marder, der Nachts vorher eine Menge Hühner ermordet, im Eisen zerschmettert sich jämmerlich winden sehen. So ist überall in der Natur das eine auf die Vernichtung des andern hingewiesen, sei es zur Erhaltung des eigenen Lebens oder zur Erhaltung des Ganzen. Sehe ich auf den Menschen und sein natürliches Schicksal, überall finde ich Elend und Jammer, Kinder sterben dahin, vergiftet von der Eltern Sünde. Das Jugendalter läßt den Jüngling im eitlen Streben von Tag zu Tag dahinleben, das Mannesalter läßt die Männer sich abquälen im unruhigen Einerlei, das Greisenalter die Greise klagen über den verfehlten Zweck ihres Lebens und jeder klammert sich an an das Geliebte, ohne sich damit verständigen zu können, oder gelingt diesem oder jenem einmal die Verständigung, so greift die Hand des Todes

in das Band der Liebe hinein. Der Mensch trägt in sich eine Fülle der Liebe, aber die Natur duldet nicht, daß er zur Reinheit gelangt. Er strebt nach Wahrheit, weil er nicht anders kann, aber die Klarheit wird ihm nie zu Theil; je älter er wird, desto dunkler in ihm und um ihn. Sehe ich auf die Geschichte des Menschengeschlechts, so finde ich überall Thorheit, Lüge, Greuel, und die Erzählung von der Geschichte des Menschengeschlechtes, was ist sie anders als eine große Unwahrheit, die mit der Schale sich begnügt, ohne den Kern zu kennen? So war es und so ist es. Ich frage nicht wie Göthe: Müßte es denn so sein? aber ich ärgere mich über die seichten Schwätzer, die auf Gottes Güte in der Natur heute noch den Deismus des vorigen Jahrhunderts erbauen wollen. Es ist seit Göthe vieles geschehen, um die Tiefen und Untiefen der Menschenbrust zu enthüllen, aber noch hat niemand versucht, die Schreckniſſe der Natur und die Grausamkeit ihrer Einrichtungen unserer Zeit lebendig zu machen und zu zeigen, daß, wer sich einen Gott auf die Güte und Weisheit der Natur aufrichten will, nothwendig zum Teufel fährt, es sei denn, daß er sich mit Redensarten begnügt. Unseren Professoren, Autoren, Pastoren und Schulmeistern die Wahrheit wissenschaftlich zu predigen, wird wenig helfen. Denen, die ihren Strohsamen ausstreuen wollen, muß der Acker verdorben, im Volke muß gewirkt werden, und dazu sind Sie, lieber Steffens, Ihrem ganzen Entwickelungsgange nach der rechte Mann. Den Wahn von der Güte der Natur müssen Sie zertrümmern, ein Buch müssen Sie schreiben, durch und durch gottlos für den Deisten und Rationalisten, ein Abscheu und Entsetzen für beide. Der Kreis von Menschen, die sich in dem Roman zu bewegen haben, steht mir klar vor Augen; sie müssen tüchtig und gut sein, voll hohen Strebens, verschieden der Anlage nach: feurige, kalte, klare, phantasiereiche, aber alle befangen in der Religion ihrer Väter, alle in der Richtung derer, die mit uns gleichzeitig geboren sind. Grade seit den siebenziger Jahren hat sich die Kenntnis der Natur erschlossen; viel interessantes könnte mitgetheilt werden aus den neuen Entdeckungen; die Zeitbegebenheiten würden leicht die Verwickelungen darbieten für den Roman; Johann Georg Forster würde ein vortrefflicher Mittelpunkt sein. Das Glück müßte die Tugendhel-

den begünstigen, aber die Natur und deren Einrichtungen sie ins Elend und je nach ihrer festgehaltenen Richtung zum Fatalismus oder mystischen Aberglauben bringen, sofern sie sich nicht in Demuth und Reue dem Evangelium zuwendeten, und durch die Offenbarung des Sohnes den persönlichen Gott und mit ihm Sicherheit und Frieden gewönnen. Großer Segen könnte auf einem solchen Werke ruhen und vielen den zur Erkenntnis der Natur allein schließenden Schlüssel geben, der in den Worten des Apostels Paulus liegt: Daß die Natur durch den Menschen und mit dem Menschen zerrüttet ist in Losgebundenheit von Gott und sich sehnet und ängstiget mit uns immerdar und ängstlich harrt auf die Offenbarung der Kinder Gottes. Vor einigen Tagen war Ihr Schwager Raumer bei mir und machte mich bei einem Gespräche über diesen Gegenstand auf einen Brief in Werther's Leiden (18. August) aufmerksam, der mit den Worten anfängt: Müßte denn das so sein, daß das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elendes würde? Ich hatte diesen Brief vergessen und sah nun nicht ohne Erstaunen, daß Goethe schon vor fünfundvierzig Jahren ähnliches ausgesprochen hat wie das, was ich jetzt fühle; aber wer hat es beachtet, wer verstanden!

Hin und wieder konnte Perthes wohl durch ein Reden, welches den Mangel tieferer Bedürfnisse mit Sprüchen über die Weisheit der Natur oder die Vervollkommnung des Menschengeschlechts bedeckte, mehr als recht war, zu heftigen Angriffen auch auf Personen gereizt werden, aber dauernd blieb eine solche Stimmung nicht. Seiner ganzen Richtung nach war er vielmehr im Stande, den sittlichen Werth und die geistige Bedeutung auch solcher Männer zu würdigen, deren Rationalismus ihm auf das äußerste widerstand, und indem er den geistigen Gesamtzustand des vorigen Jahrhunderts ins Auge faßte, fand er allen Grund, billig über die zu urtheilen, welche aus demselben hervorgegangen waren. Wenn ich, schrieb er einmal, die heutigen Helden des Rationalismus ohne Rücksicht auf ihre Geschichte ansehen wollte, so müßte ich mich unwillig und misachtend von ihnen abwenden, aber wie wenige Menschen haben sich zu dem, was sie sind, selbst gemacht! Alle vielmehr, mit einzelnen Ausnahmen, wurden in die innere wie in die äußere Lebensstellung, welche sie ein-

nehmen, von außen hineingedrängt. Die Zustände aber, unter deren Einflüssen die, welche jetzt als Männer dastehen, groß wurden, kennen wir, mein verehrter Freund, ja noch aus eigener Erinnerung. Als ich ein Kind war, stand die Aufklärung an der Stelle der Religion, die Freimaurerei an der Stelle der Kirche. Der gebildete Mann kannte die Bibel nur von Hörensagen und sah mitleidig auf den Bauer und Handwerker hinab, der sie noch las. Wie oft habe ich selbst Geistliche wohlfeile Späße über Bileam's Esel, über die stille stehende Sonne und über die Mauern von Jericho machen hören! Als ich mein Geschäft in Hamburg eröffnet hatte, vergingen wohl zehn Jahre, ohne daß, wenn ich einige Buchbinder der benachbarten Landstädte ausnehme, irgend jemand eine Bibel kaufte. Ich erinnere mich deutlich des Tages, an welchem ein braver, wohlgesinnter Mann die heilige Schrift in meinem Buchladen verlangte, aber lebhaft versicherte, sie sei für einen armen Confirmanden bestimmt, damit ich nur nicht glaubte, er selbst gebe mit solchen Dingen sich ab.

So allgemein war der Unglaube, schrieb Perthes an Menzel in Breslau, daß es für den einzelnen, der nicht in besonderen Ausnahmsverhältnissen aufwuchs, fast unmöglich ward, ein gläubiger Christ zu sein; Eltern und Lehrer, Unterricht und Gottesdienst, Wissenschaft und Literatur stellten sich als schwer zu durchdringende Scheidewand zwischen ihn und die Wahrheit. Mehr als eine Generation ist in dieser Richtung dahingegangen — kann es dem einzelnen als Schuld angerechnet werden, daß er seine Erdenlaufbahn beginnen mußte, als es Nacht geworden war? Wie viele edle Menschen jener Zeit habe ich gekannt, die, redlich und wahr, erfüllt von Demuth und Liebe, dennoch der christlichen Lehre völlig fremd und wohl auch feindlich blieben! Wer darf entscheiden, wie sie als einzelne in ihrem innersten Leben zu Gott standen und ob und wie Gottes Gnade sie zu sich zog? Fast unmöglich wird es binnen kurzem sein, die bedeutenden Männer des vorigen Jahrhunderts richtig zu würdigen, weil die Zustände, in denen sie groß wurden, schon der nächstkommenden Generation fremdartig und unzugänglich sein müssen. — Es liegt, schrieb er um dieselbe Zeit an Heinroth in Leipzig, etwas tief ergreifendes für mich

in Schiller's Göttern Griechenlands; sie geben lebendig den Eindruck wieder, den die zu hölzernem Verstandesmechanismus und langweiligem Unglauben herabgesunkene Zeit auf ein tiefer angelegtes Gemüth macht. Es ist der sich sehnende Mensch, welcher in diesem Gedichte seinen Ingrimm gegen die Zopf- und Kartoffelprediger ausgießt, und sich abarbeitet nach einem lebendigen, in Liebe zu uns sich herablassenden Gott. Nur der kann Schiller verkennen, der die zornige Wehmuth eines Menschen nicht ahnet, welchem Sehnsucht nach Hilfe die Brust erfüllt, die Kinderstube aber den Glauben des Christen nicht mit ins Leben gab; nur der kann vornehm gegen Schiller sich ereifern, der nicht weiß, wie dem zu Muthe ist, der sich ausstreckt nach dem Umgang mit dem lebendigen Gott, und nichts findet in seiner Zeit, als den kalten, in astronomischer Erhabenheit thronenden Götzen des Verstandes. Nie wird die bessere Jugend von Schiller lassen, weil er nie sich selbst genügend fand, und immer nach helfender Hilfe rang, und auch der reifere Mann wird sagen, daß den großen Dichter das christliche Bedürfnis trug und hob, obschon seine Zeit ihm das christliche Ziel verborgen hielt.

Auch Rist gegenüber hatte Perthes oftmals die herrschende Richtung des vorigen Jahrhunderts angegriffen, und ihn auch wohl halb im Ernste und halb im Scherze der Vorliebe für dieselbe beschuldigt. Sobald einmal der Blick des Menschen nach oben gerichtet ist, antwortete Rist, muß ihm freilich das Streben des vorigen Jahrhunderts, sich den allgemeinen Bedingungen des Endlichen zu entziehen und mit Fleisch und Blut das Wesen des Unendlichen erforschen zu wollen, dürftig erscheinen. Unsere Zeit hat uns ohne unser Zuthun tieferes Bedürfnis geschenkt, ein Bedürfnis, welches grade die kräftigsten Geister zur Zeit unserer Väter nicht einmal ahneten. Kant ist getrost in seinen Kategorien gestorben, wie vor ihm Spinoza und die großen Alten. Einer der tüchtigsten Männer, die ich je gekannt, der alte Gähler, baute nur von der Erde aus den Bau, auf dem er sich dem Himmel näherte, und ist in diesem Glauben sicher, getrost und mit großer Heiterkeit gestorben. Noch jetzt leben zwei meiner liebsten Freunde, welche unverdrossen als Forscher, rein als Menschen, voll Treue und Liebe, dennoch das Bedürfnis nach dem durch Christus geoffenbarten

Gott nicht kennen; sie finden auf der Erde, was ihr Geist sucht, und heißen ihr Herz schweigen, wenn es Bürgschaften fordert, die ihrem reinsten Streben und Wollen unzugänglich sind. Sollte ich nun diese Männer geringer achten, als die, welche in unsern Tagen reden und schreiben? Ich kann es nicht. Die Geistessphäre der Zeit, in welcher sie sich bewegten, war weniger hoch und weniger tief als die der Gegenwart; aber in der flacheren Zeit dachten sie tief und hoch, während in der tieferen Gegenwart das jüngere Geschlecht flach und bequem dahinlebt. Halten Sie mir die Menschen in Ehren, die sich abmühten, als unsere Väter jung waren. Grade in den letzten Monaten habe ich mich viel mit Schriften, Biographien und Briefen aus jenen Jahren beschäftigt und mich ihrer sehr gefreut. Das unverdrossene, auf Wahrheit, auf erhöhte Menschlichkeit und auf Annäherung zur Gottähnlichkeit gerichtete Streben dieser Männer ist und bleibt doch etwas großes; sie blicken nicht rechts noch links; ihr höchstes, ihr einziges Gut ist das Forschen in den Tiefen der Seele, in den geheimnisvollen Gründen des Geisterlebens; was ohne Körper der Mensch wäre und ist, wollen sie darlegen und sich der Gottheit nahe drängen: aber immer weiter sich vertiefend, entfernen sich die kühnen Forscher von einander, und je weiter sie auseinander gehen, um so weniger verstehen sie sich einander, bis endlich der eine kaum noch des anderen Stimme hört und nur noch das Seine zu Tage fördert. Aber der Ueberblick über die Schätze des Tiefsinnes und des Scharfsinnes, über die Masse der ewigen negativen Wahrheiten, über die Kraft der Selbstentäußerung und Abstraction muß mit Ehrfurcht und mit Stolz auf ein Geschlecht erfüllen, das sich nicht vor diesen Tiefen fürchtete, und die Wahrheit suchte unbekümmert um die Resultate.

Noch in einem anderen Briefe gedachte Rist mit Eifer und Wärme des jugendlichen Strebens, welches nach langem Schlafe die hervorragenden Geister im vorigen Jahrhunderte erfüllte. Schön freilich war die Zeit, meinte dagegen Perthes, schön wie jede Jünglingszeit, weil in jeder ein Streben sich findet, das vom Himmel stammt und das des unbefangenen Glaubens lebt, ein geträumtes hohes Ziel zu erreichen. Schön war sie, aber nicht ihres Inhaltes, sondern ihrer Jugend wegen. Als nun die Jugend schwand und der alternde Mann

dennoch die moralischen, ästhetischen, philosophischen und politischen Jugendträume festhalten und verwirklichen wollte ohne Jugendphantasie, war trockene Starrheit und grobe Täuschung die Folge; das moralische Streben ward zu anmaßender Pedanterie, das philosophische zu leerer Schulsystematik, das ästhetische zu einem eitelen phantastischen Spiel und das politische zu einem aristokratischen oder demokratischen Despotismus. Beispiele zu diesen Behauptungen werden Ihnen aus dem Geschlechte seit 1750 in Menge einfallen. Was wurden so viele, die in der Kantischen Periode hoch über allem zu stehen meinten? Formschneider, in Kleinlichkeit verkommen. Was wurden so viele, die in der Kraftgeniezeit oder in der Gleim-Georg-Jacobi'schen Arkadienperiode überzusprudeln schienen in Geist und Phantasie? Drehorgeln, sich und andern eine Pein durch ihre Langeweile.

Wenn Perthes zurücksah auf die Zustände seiner Jugend, und sie mit denen der Gegenwart verglich, so glaubte er einen bedeutenden Fortschritt zum Guten nicht verkennen zu können, und Hoffnung für die Zukunft erfüllte ihn. Ueberall treten seit den Freiheitskriegen Anfänge eines neuen größeren Lebens hervor, schrieb er 1826; in allen Fächern des Wissens und Könnens regt sich ein bedeutendes Streben. Die Wissenschaft hat einen ernsteren Standpunkt genommen, und fordert von jedem, der zählen soll, nicht allein größeren Umfang des Wissens, sondern auch größere Tiefe der Erkenntnis; um im Staate und im bürgerlichen Leben eine wirksame Stellung einzunehmen, wird die Erfüllung großer Anforderungen vorausgesetzt; die Tüchtigen und Fähigen erhalten in allen Kreisen des Lebens mächtige Antriebe sich anzustrengen, und nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben; der Unberufene kann sich nicht mehr so leicht wie früher durch seichtes Gerede oder einige Schäfergedichte in die Höhe schrauben, sondern wird gezwungen sich zu begnügen und in seiner Sphäre ein brauchbarer Mensch zu sein. — Warum, meine theure Gräfin, schrieb Perthes in demselben Jahre an die Gräfin Sophie Stolberg, sollten Sie die Trauer nicht aussprechen, welche Sie über unsere Gegenwart erfüllt? Bleibt auch das Vertrauen, daß Gott unser Zion ist, das einzige was Stärkung gibt, so erleichtern doch Klagen, die einem Freunde mitgetheilt sind, das Herz. Ich gehöre derselben Altersstufe an wie

Sie, und die Zeitgenoſſen Ihrer Jugend ſind auch die der meinigen; ich erinnere mich der mittleren und niederen Stände, wie Sie ſich der höheren, und ſtimme Ihrem betrübenden Urtheile über die damalige Zeit in allem bei. Es iſt wahr: den Männern der Gegenwart iſt es anzufühlen, daß ſie in der Religion ihrer Väter aus dem vorigen Jahrhundert geboren und großgezogen ſind; aber ſeit der franzöſiſchen Revolution hat Gottes Zuchtruthe gewaltig gewaltet, und vieles zum Beſſeren in unſerm von oben herunter und von unten hinauf äußerlich zerriſſenen und zerſtückelten Vaterlande gewendet; der ſinnliche gottloſe Leichtſinn des vorigen Jahrhunderts geht nur noch um wie ein abgelebtes ſchwarzes Geſpenſt; viel guter Same iſt ausgeſtreut; hier und da ſchlägt er Wurzel, und gar mancher in unſerer Zeit hat einen Tropfen Chriſtenthum abbekommen, der es nicht Wort haben will.

In manchen Kreiſen des proteſtantiſchen Deutſchlands war allerdings ein kräftiges Ringen hervorgetreten, um für die tiefſten innern Bedürfniſſe Befriedigung zu gewinnen; aber ein geſundes, kräftiges chriſtliches Leben hat zu allen Zeiten nur dann ſich gebildet, wenn das chriſtliche Gefühl und der chriſtliche Gedanke auch im chriſtlichen Handeln ſich ausſprach. Im gemeinſamen chriſtlichen Thun, in der gemeinſamen Durchführung chriſtlicher Werke rettender Liebe blieb aber der Proteſtantismus Deutſchlands weit hinter den thatkräftigen Lebensäußerungen des Proteſtantismus in England zurück. Vereinzelte Anfänge nur wurden in Deutſchland gemacht; ſie waren ausſchließlich Werke einzelner Männer, und trugen daher auch den Stempel, den eine einzelne Perſönlichkeit ihnen aufgedrückt hatte. Schon in Hamburg war Perthes mit chriſtlichen Beſtrebungen dieſer Art, welche aus der geiſtigen Erhebung der Freiheitskriege hervorgegangen waren, in Berührung gekommen, aber auch außerhalb Hamburgs fehlte es ſchon damals an einzelnen Erſcheinungen nicht. In Weimar hatte der Legationsrath Johannes Falk ein damals ganz neues, ja faſt unerhörtes Unternehmen begonnen. Auf dem großen blutgedüngten Schlachtfelde von Jena, Lützen und Leipzig trieben ſich, den Schlachten gleichſam entſproſſen, verwilderte Knaben in großer Anzahl umher, theils der Gegend angehörend, theils aus den verſchiedenſten Gegenden Deutſchlands mit

den schlagenden Heeren herbeigelaufen; sie selbst gingen einem sicheren Untergange entgegen, und der ganzen Umgegend waren sie gefährlich. Hilfe für diese Noth zu schaffen hatte Falk versucht, indem er die Verwahrlosten sammeln, ziehen und zu ehrlichen Menschen heranbilden wollte. Vielfach ward sein Gedanke verlacht und seine Persönlichkeit erweckte bei manchen Bedenken. Aus Westpreußen gebürtig, war er seit 1796 in Weimar, hatte in verschiedenen und wechselnden Richtungen als Lyriker und Satyriker sich versucht, und war als ein Symbol der sinkenden Literatur von bedeutenden Männern oftmals bezeichnet. Daß nun dieser Mann zu diesem Unternehmen aus dem Gefühl wahren inneren Berufes gekommen sei, schien vielen unglaublich. Ich habe Falk, schrieb 1820 ein Freund an Perthes, so manche Rolle spielen, so oft sie wechseln sehen, daß sich mir unwillkürlich die Ansicht aufdrängt, er spiele auch jetzt nur eine neue Rolle.

Weil so viele stumpf und gleichgiltig an dem zerlumpten Knaben auf der Straße vorbeigingen, ihn wohl sahen, aber nicht bemerkten, waren sie der Meinung, daß überhaupt die leibliche und geistige Noth der verkommenen Jugend so groß nicht sei; weil ungeachtet aller Mühe, Arbeit und Sorge dennoch manche aufgenommene Knaben Betrüger, Diebe und Mörder wurden, glaubten viele, daß keiner gerettet werde, und fanden den großen mit Wärme und Eifer verbündeten Aufwand von Kräften in einem fast lächerlichen Gegensatze zu der vermeinten gänzlichen Erfolglosigkeit. Falk's Phantasie ist so gereizt und so schnell beweglich, schrieb jener Freund an Perthes, daß der entsetzliche Zustand der Jungen, den er vorgefunden haben will, nicht weniger als deren Besserung und Frömmigkeit, die er erreicht zu haben glaubt, wohl nur seiner Phantasie angehören möchte. Falk ist überdies so zudringlich im Begehren von Geldhilfe und Unterstützung aller Art für seine Anstalt, daß er lästig wird. Zwar hat er einen kleinen Kreis begeisterter Anhänger, aber im allgemeinen ist er hier zu Lande wenig geliebt; man geht ihm möglichst aus dem Wege, und lacht auch wohl über ihn. — Und dennoch war es eben dieser verlachte Mann, der durch die Gründung seiner Anstalt den ersten Anstoß zu der großen und nachhaltigen Thätigkeit für die Rettung verwahrloster Kinder gab, die fortdauert bis zum heutigen Tag. Schon

1820 hatte er 300 Kinder in seinem Hause gesammelt, und Jena und Erfurt zu ähnlichen Versuchen angeregt. Perthes hatte, obschon er manche Bedenken gegen Falk theilte, von dem ersten Augenblicke an die Bedeutung seines Unternehmens erkannt, und mit Wärme und Eifer in Hamburg und in Holstein Kenntnis desselben verbreitet, Theilnahme für dasselbe geweckt, und bedeutende Geldunterstützung herbeigeschafft.

Mich tröstet die Kinderwelt, hatte ihm 1821 Falk geschrieben, und richtet mich auf, wenn ich verzagen will, denn es ist böse Zeit; hinter den Constitutionen lauert der Aufruhr, und hinter dem Evangelium Johannis war Sand's Dolch versteckt. Hohl und aufgeblasen leben die Menschen dahin, essen und trinken, schlafen und handeln, wie wenn es keine unsterbliche Seele gäbe; theoretisch wagen sie nicht Gott zu leugnen, aber ihr ganzes Leben ist praktischer Atheismus. Hilfe ist nicht möglich, so lange die Menschen wähnen, die Predigt, ja das Predigthören sei eine christliche That, während doch nur die christliche That die rechte Predigt ist. Der Tod am Kreuze ist die Predigt aller Predigten und das Vorbild für jede andere; die Predigt der Thaten begehrt unsere Zeit. Auch mich hat Gott gewürdigt, sein Werkzeug zu sein; im Feuer der Trübsal hat er mich dazu geschmiedet, im Wege der Thränen dazu bereitet. Im Vertrauen auf meinen starken Gott bin ich zum Werke geschritten; und auch Sie, mein theurer Herzensfreund, hat Gott zum kräftigen Arbeiter auserkoren. Wirken Sie mit mir, so lange es noch Tag ist, damit, was zu Gottes Ehren angefangen ist, auch in seinem Namen fröhlich vollendet werde. Durch ganz Deutschland, durch das ganze christliche Europa wird sich die Idee verbreiten, die mich ergriffen hat. Schon jetzt steht sie mächtig auf, bekommt Hände und Füße und wandelt zugleich zu Dorpat und Paris; schon sehe ich die Gefängnisse der Kinder sich öffnen hier und da in Deutschland und in Frankreich, wie Gott den Samen ausstreut. Bis jetzt haben wir Protestanten es gemacht wie der Bernhardskrebs, der in fremde Schalen kriegt; um unsern Kindern eine Zuflucht zu verschaffen, haben wir den Katholiken ihre Klöster genommen. Das ist bequem, aber nicht tüchtig, und doch ist es erstaunlich, welche Kräfte im Volke liegen, wenn man nur

verſteht, ſie in Bewegung zu ſetzen. Aber man muß dieſe Dinge Gott abbitten und ablieben, nicht wie bisher abfechten und abliſten wollen. Die Schwertritter haben ausgeſpielt in der chriſtlichen Welt, nicht einmal den Türken gegenüber geht ihr Schwert aus der Scheide; die diplomatiſchen Künſte ſind verbraucht, nicht einmal den Bruderkrieg können die Congreſſe verhindern. O ihr Könige und Väter des Volks! Eins iſt Noth, ſchaffet die Furcht des Herrn wieder in Eure eigenen Herzen und in die Eurer Unterthanen, ſonſt ſeid Ihr und die Völker zugleich verloren. — Könnten Sie uns ſehen, heißt es in einem anderen Briefe Falk's an Perthes, Sie würden ſich freuen und Gott preiſen: Kinder von Räubern und Mördern ſingen Pſalmen und beten, Knaben verfertigen Schlöſſer aus dem ſchmählichen Eiſen, das ihren Händen und Füßen beſtimmt war, und bauen Häuſer, die ſie früher nur aufzubrechen verſtanden; ja es iſt wahrlich wahr, wo Ketten und Fußblöcke, wo Peitſche und Gefängnis nichts vermögen, trägt die Liebe den Sieg davon. — Aus unſerer alten Wohnung muß ich mit meinen 300 Kindern heraus, ſchrieb Falk etwas ſpäter, der Eigenthümer hat ſie verkauft, niemand will uns wiedernehmen, weil niemand ſein Haus 300 ſolchen Kindern preisgeben will, was auch wohl zu begreifen iſt. Wir müſſen und wollen alſo bauen, und zwar durch die Hände unſerer Kinder bauen, ſo daß jeder Ziegel im Dache, jeder Nagel in der Wand, jedes Schloß an der Thür, jeder Stuhl und jeder Tiſch in der Stube von ihrem Fleiße herrührt.

Natürlich ſchloß ſich auch an dieſe Worte Falk's eine neue dringliche Aufforderung an Perthes, Geld möglichſt viel und möglichſt ſchnell herbeiſchaffen zu helfen. Perthes that was er konnte und ſuchte im Frühjahr 1822 Falk in Weimar ſelbſt auf. Viel gutes und tüchtiges habe ich gefunden, ſchrieb er damals an Benecke. An dem neuen Wohn- und Bethauſe mauerten, zimmerten, tiſchlerten wohl an fünfzig Geſellen und Lehrlinge, ſämtlich ehemalige Zöglinge des Vagabundeninſtituts. Die Knaben, die ihm noch angehören, helfen als Handlanger — greuliche Cannibalengeſichter, denen der Wolf in der Wildnis an der Stirne geſchrieben ſteht; bei vielen aber ſind doch im Ausdruck Spuren eines neuen Lebens. Falk ſagte, es wäre

eine Freude zu sehen, wie die Zotteln und Klauen nach und nach abfielen. Uebrigens möchte ich, obschon sämtliche Kinder sauber und rein genug aussehen, doch die ersten Monate nach Vollendung dieses Bauwerkes freier Künstler nicht darin wohnen. Falk's eigenes Zimmer ist eine wahre Schmutzfabrik, vielleicht damit diese Kinder in ihm ihren wahren Vater erkennen, doch schien auch persönliche Liebhaberei im Spiele zu sein. Falk's ganze Erscheinung ist mir überaus merkwürdig gewesen. Selten ist mir eine Redegabe von solchem Zudrange glücklicher frischer Bilder vorgekommen; die Raschheit seiner Phantasie reißt zuerst ihn selbst und dann auch den Hörer mit fort, so daß Wirklichkeits- und Phantasiestücke durcheinander laufen; dabei ist er klug, ja schlau, und weiß die Töne anzuschlagen, und nicht anzuschlagen, je nachdem Personen und Verhältnisse sind. Von dem Wahrhaften und Ernsten seines Strebens aber bin ich fest überzeugt, seitdem ich ihn und die Anstalt gesehen, und was kann der Mann dazu, daß er ein Poet ist. Er und mehr noch sein Streben verdient Hilfe und Unterstützung; sehr viele wissen gutes von ihm, und auch seine entschiedensten Feinde nichts böses. Laß uns sehen, was wir für ihn thun können. — Die Kraft, mit welcher Sie, schrieb Perthes an Falk, die Seelen der verwahrlosten Kinder ergreifen, und Ihrer Sache immer neue Anhänger gewinnen, hat seinen eigentlichen Grund darin, daß Ihr eigenes Innere ganz ausgefüllt ist von einer einzigen Idee. Was keine Beziehung auf diese Idee hat, ist für Sie nicht da, Sie sehen und hören es nicht; was eine Beziehung zu ihr hat, sehen Sie nur so, wie es deren Verwirklichung vortheilhaft ist; kleine Erfolge stellen sich Ihnen groß dar, Uebelstände verbergen sich Ihnen. Wer so erfüllt, ich möchte sagen, befangen ist von einem Triebe, der sagt, wenn er sein Inneres hervortreten läßt, volle und tiefe Wahrheit, nemlich für sich; für andere kann es aber — Sie kennen ja Goethe's glücklichen Ausdruck — Wahrheit und Dichtung sein. Wer die innere Wahrheit, die in der Begeisterung liegt, nicht erkennt, wird Sie nicht verstehen und kann Sie misverstehen — und darin liegt eine Gefahr für Sie und Ihre Sache.

Aehnliche Ziele wie Falk hatte schon vor ihm in Berlin Baron Kottwitz verfolgt, welcher freilich seinem Lebensgange und seiner Per-

sönlichkeit nach in großem Gegensatze zu jenem stand. Als Perthes sich im Frühjahr 1825 einige Wochen in Berlin aufhielt, war er wiederholt längere Zeit in der Anstalt des frommen Mannes gewesen, und erstattete seinen Freunden Bericht über die Eindrücke, die er dort empfangen. Ich kenne, schrieb er, Baron Kottwitz schon seit fünfundzwanzig Jahren, und habe ihn von Zeit zu Zeit bald in Hamburg bald in Berlin gesehen; Claudius liebte und achtete ihn, viele meiner Freunde waren ihm von Herzen zugethan. Ich selbst hielt lange Zeit hindurch das Sachte seines Wesens, den matten Aufblick seines Auges für ein Zeichen eines kraftlosen, schwächlichen Wesens und fühlte mich, obschon ich seine Frömmigkeit ehrte, wenig zu ihm hingezogen, wie mir denn überhaupt die blassen Asceten mit scharfgeschnittenen Zügen niemals zugesagt haben. In Kottwitz aber habe ich mich getäuscht. Unter den Gestalten des Jammers und der Verkommenheit, die er um sich gesammelt hat, muß man ihn sehen, um ihn kennen zu lernen. Ich habe den seltenen, nun sechsundsiebenzigjährigen Mann mit wahrer Ehrfurcht verlassen und kann seinen festen Entschluß, seine große Kraft, seine außerordentliche Beharrlichkeit und seine eindringende Menschenkenntnis nicht genug bewundern, die sich bis zu einer fast schlauen Beobachtung der Sünden und Winkelzüge im Menschenherzen steigert. — Nachdem Kottwitz, schrieb Perthes weiter, im schlesischen Gebirge reiche Erfahrungen über die Noth der Armen und die Mittel, ihnen zu helfen, gesammelt, und einen bedeutenden Theil seines Vermögens geopfert hatte, wendete er sich nach Berlin; dort sei, sagte er mir, vor allem durch die von Friedrich dem Großen geförderte Anlage der für eine Hauptstadt doppelt nachtheiligen Fabriken eine Bevölkerung verworfenster Art, an zwanzigtausend Köpfe stark, erzeugt worden, deren Verminderung er sich zur Aufgabe seines Lebens gesetzt habe. In einem ihm überlassenen alten königlichen Gebäude sammelte er das gräßliche Elend; gesunkene Weiber, verkrüppelte Kinder, ausgediente Soldaten altpreußischer Sorte, hungernde vom Brantwein sich nährende Fabrikarbeiter nahm er auf. Zwanzig Jahre hindurch wohnte er inmitten dieses Jammers und ekelhaften Schmutzes. Keinen Menschen nöthigte er zu kommen, keinen zwang er zur Arbeit, keinem drängte er gewaltsam christlichen

Zuſpruch und chriſtliche Lehre auf; aber allen bot er mit Liebe und mildem Ernſt den Troſt und die Hilfe unſeres Heilandes und die Gelegenheit zur Arbeit an, und daß er nicht ganz umſonſt anbietet, habe ich ſelbſt an dem Zutrauen und an der Offenheit ſehen können, mit welcher die von aller Welt ausgeſtoßenen Menſchen ihm entgegenkommen. Sein Ziel iſt, wie er ſagt, die Armen, nachdem ſie ſich an Arbeit und einige Ordnung gewöhnt haben, in die benachbarten kleinen Städte, wo es vielfach an Menſchen fehlt, zu vertheilen. Dort erhalten ſie vom Magiſtrate durch ſeine Vermittelung wohlfeiles Obdach und ein Stückchen Kartoffelland und von Berliner Fabrikherren Arbeit ins Haus. Eine Anzahl Menſchen, die durch ſeine Hände gegangen ſind, leben jetzt, wie er ſagt, auswärtig in Reinlichkeit, freier Luft und hinzutretender Feldarbeit ein geſundes und geſittetes Leben; in Berlin habe ſich, meinte er, die Maſſe der geſunkenen Bevölkerung gemindert, vor allem freilich durch die unter ihnen aufräumende Zeit und weil der alte Soldatenpöbel allmählich ausſterbe.

Auch mit den Unternehmungen am Niederrhein trat Perthes in Berührung. Schon 1819 hatte Graf Adelbert von der Recke die Rettungsanſtalt für verwaiſte und für verbrecheriſche Kinder in Overdyk und 1822 die größere zu Düſſelthal gegründet. Die große Noth in den Kriegsjahren und in der darauf folgenden Theuerung rührten des Grafen Herz, ſchrieb 1827 der Anſtaltsgeiſtliche an Perthes, ſo daß er ſich der Armen erbarmen und ſeine Hände nach den verlornen Kindern ausſtrecken mußte. Der Herr im Himmel hat ſeine Arbeit geſegnet, zwei hundert und vierzig Knaben und Mädchen haben wir heute zu Düſſelthal und Overdyk in Pflege und können außerdem den Juden, welche ſich zum Chriſtenthume bekehren wollen, die Hand bieten, damit ſie neben dem Unterrichte in den evangeliſchen Heilswahrheiten zugleich ein Handwerk lernen, und nicht mehr wie bisher auf ihr Bekenntnis betteln gehen müſſen, und dem Chriſtennamen Schande machen. Dreißig Proſelyten halten ſich jetzt in unſerer Anſtalt auf und arbeiten in der Schloſſerei, Weberei, Schreinerei, Bier- und Eſſigbrauerei oder in der Mühle. Die Bedürfniſſe, um ſo viele Menſchen zu kleiden, zu nähren und mit Arbeit zu verſorgen, ſind

groß, aber bis heute hat der Herr noch alle Zeit Herzen erweckt, die eine Freude daran finden, der einbrechenden Noth abzuhelfen.

Etwas später als die Düsselthaler Anstalt trat unter Rheinthaler das Martinsstift in Erfurt, dann 1825 das Erziehungshaus vor dem halliſchen Thor in Berlin und 1826 die Anstalt für verwahrloſte Knaben in Nürnberg ins Leben, ja auch aus dem fernen Memel erhielt Perthes um dieſelbe Zeit Nachricht von dem Beginne gleichartiger Unternehmen. Von den Vorſtehern der meiſten dieſer Anſtalten ward er vielfach bald um Hilfe bald um Rath und Vermittelung angegangen, manche hat er reich mit Schriften und Büchern, die ihren Zwecken dienten, beſchenkt. Sein brieflicher Verkehr mit den Leitern ſolcher Verſuche chriſtlicher Thatkraft ließ ihn die Gefahren wohl erkennen, welche darin lagen, daß die Anſtalten nicht aus dem Boden einer feſten kirchlichen Ordnung erwuchſen, ſondern als Schöpfungen einzelner frommen und kräftigen Männer ins Leben traten, und daher auch in Einrichtungen und Haltung das individuelle Gepräge einzelner Perſönlichkeiten trugen; aber er ſah auch, daß dieſe Gefahr zunächſt nicht umgangen werden könne, und hoffte, daß die neue geiſtige Bewegung innerhalb des Proteſtantismus Kraft genug beſitzen werde, um jene vereinzelten Verſuche nicht nur weiter zu verbreiten, ſondern auch abzuklären und zu vertiefen, und dadurch eine Zukunft vorzubereiten, in welcher ſie nicht als individuelle ſondern als kirchliche Schöpfungen erſcheinen würden.

Die außerkirchlichen Bewegungen kleinerer Kreiſe 1822—1830.

Die Verſuche, welche ſeit den Freiheitskriegen zur Wiedererweckung des erſtorbenen religiöſen Lebens gemacht waren, trugen einen ſo individuellen und unvorbereiteten Charakter, daß hier und da die Beſorgnis erwachte, ſie möchten die Anfänge neuer Abwege ſein und zu unwahrem Schein und leeren Worten oder auch zu Secten-

bildung und Fanatismus führen. In herber Weise hatte ein Freund solche Furcht gegen Perthes ausgesprochen. Sehr leid thut es mir, antwortete ihm dieser, daß Sie durch die Angst vor einer möglichen Gefahr sich den klaren Blick und das Gefühl für Billigkeit und Gerechtigkeit verdunkeln lassen. Sie schreiben: Mich warnt der süßliche Geruch der Heuchelei, der mir von vielen Seiten in frommen Formen und Reden entgegenweht. Auf diese Worte steht mir wohl eine Antwort zu; denn immer habe ich, weil ich mich nicht stark im christlichen Glauben und nicht sicher in christlicher Tugend fühlte, jede Ausprägung des religiösen Lebens in feststehenden Worten, Formen und Sitten vermieden; ja ich bin hierin zu weit gegangen, und hätte in meinem Hause mit meinen Kindern christliche Form der Andacht mehr pflegen sollen, als ich gethan. Grade aber, weil ich fühlte, daß eine fest ausgebildete christliche Lebenshaltung dem Menschen leicht zur Unwahrheit werden kann, habe ich die Leute, die sich christlich verdächtig geberdeten, stets scharf ins Auge gefaßt und allerdings oftmals Menschen gefunden, die, weil sie anderen nachbeteten, im Glauben zu stehen meinten, und eifrig eine falsch verstandene Frömmigkeit zur Schau trugen; aber auch Sie werden nicht Heuchelei nennen, was nur Beschränktheit ist. Wirkliche Heuchler religiöser Art habe ich in Deutschland nirgends gefunden; und welche Gründe könnten auch wohl bei uns zur Heuchelei verführen? Sehen Sie sich die öffentlichen Blätter, die politischen Zeitungen, die Literatur- und Kirchenzeitungen an; in allen ohne Ausnahme wird, wer den Heiland bekennt, an den Pranger gestellt; wie ein Mann steht die gesamte Oeffentlichkeit gegen ihn; es hilft auch nichts, sich gegen boshafte, unwahre Anschuldigungen zu vertheidigen, denn in der Oeffentlichkeit unserer Zeit siegt stets das Freche. Deutschland hat nur wenige Orte, wo man in einem gebildeten Kreise vom christlichen Glauben sprechen könnte, ohne mit Spott und Geringschätzung beladen zu werden. Wahrlich, ein solcher Zustand ist wenig geeignet, religiöse Heuchler groß zu ziehen. In Frankreich, wo Frömmigkeit zum Hofton gehört, mag es anders sein.

Ungeachtet dieser vielfach ausgesprochenen Ueberzeugung, fürchtete doch auch Perthes, daß in den neu hervorgetretenen religiösen Bewe-

gungen ein Keim innerer Unwahrheit vorhanden sei. Die springende Eile, schrieb er 1826, welche unsere Zeit charakterisiert, hat auch die Entwickelung des religiösen Lebens ergriffen. Gefahren, an die zu denken noch vor einem Jahrzehende lächerlich gewesen wäre, sind uns jetzt schon sehr nahe getreten. Ohne zum Bewußtsein der eigenen Sünde, ohne zur Sehnsucht nach Erlösung und zum demüthigen Bekenntnis der Rechtfertigung durch den Glauben gekommen zu sein, spricht jetzt der geistig belebte Theil unserer jüngeren Generation von der Dürftigkeit und Geistlosigkeit des Rationalismus, schämt sich als rationalistisch zu gelten und hat christliche Redeformen und orthodoxe biblische Terminologie angeweht erhalten, nicht durch den Hauch des heiligen Geistes, sondern durch den Wind des Geistes der Zeit. Christliche Lehre kann allerdings durch Zeitrichtung und Familienrichtung anerzogen und angelernt werden; christlicher Glaube aber erzeugt sich nur, wenn das Bedürfnis nach Rettung von der Sünde die Arme ausstrecken und zur Demuth gelangen läßt. Christliche Lehre aber ohne christlichen Glauben ist ein sehr gefährliches Ding für den einzelnen Menschen wie für ein ganzes Volk. Gurlitt, Röhr, Paulus, Wegscheider, Bretschneider scheinen mir, da sie offen und ehrlich einhergehen, weniger verderblich, als so manche, welche von der veränderten religiösen Strömung unserer Zeit sich tragen lassen, ohne innerlich umgewandelt zu sein. Sollte die hier und da schon jetzt bemerkbare Unwahrheit, die um so zerstörender wirkt, je seltener sie bewußte Heuchelei ist, weiter um sich greifen, so droht dem Christenthume ein Feind, der mehr zerrütten wird als der offne Unglaube des vorigen Jahrhunderts. — Es ist grauenvoll, aus N.'s Briefen zu sehen, schrieb Perthes ein anderesmal, wie der Mensch zu allem sich abrichten kann. Alle diese christlich-moralischen Redensarten, die N. ausgehen läßt, sind und bleiben doch nur Selbstdressur; er aber ahnet es nicht, sondern steht in der Meinung, daß er alles sei und habe, was nur von einem guten Christen begehrt werden könne.

Nicht weniger, als die christlichen Formen ohne christlichen Gehalt, fürchtete Perthes die Zurückgezogenheit und Absonderung, in welcher manche fromme Christen sich gefielen, um sich dem gottseligen Verkehr mit einem kleinen auserwählten Kreise ungestört hinge-

ben zu können. Nicht die vielen ſeit zehn Jahren vertheilten Bibeln, hatte Riſt an Perthes geſchrieben, ſondern die kleinen Kreiſe frommer Seelen ſind es, welche heute durch ihre abgeſchloſſene Frömmigkeit und ihre ſtrenge Zucht den chriſtlichen Sinn im Volke zu erwecken und zu erhalten vermögen; um ſo gefährlicher müſſen daher alle Entartungen und Verkehrtheiten werden, welche in jenen Kreiſen ſich zeigen. Die bausbäckigen Redensarten der fahrenden Turnfrömmigkeit ſind zwar verſchwunden, aber wie viele treffliche, gehaltreiche Menſchen treten auch jetzt wieder als Fromme von Profeſſion auf, die überall, wohin ſie kommen, das Handwerk begrüßen! Von jeher hat mir das häusliche ſich Bequemmachen mit der Religion, das Hantieren mit dem großen göttlichen Geheimnis, wie es die Auserwählten mit zudringlicher Behaglichkeit zu thun gewohnt ſind, eine Art von Grauen eingeflößt. Dieſe cordiale Vertraulichkeit mit einem recht, recht perſönlichen, das heißt eigentlich recht menſchlich nicht gewordenen ſondern gemachten Gott vernichtet das Unendliche und Unermeßliche Gottes, welches doch allein dem Menſchengeiſte wahre Ehrfurcht einzuflößen vermag. Denn weil wir ſelbſt ſo großes zu denken und zu wollen befähigt ſind, können wir uns vor keinem Gotte beugen, mit dem als Individuum wir Umgang pflegen, wie mit Menſchen auch. — Ich theile, erwiderte Perthes, manche Bedenken, welche Sie ausſprechen, und in mehreren Punkten bekämpfen Sie mich nur deshalb, weil Sie mich misverſtanden haben. Das Reden über Religion, wenn es Polemik iſt ohne den gemeinſamen Mittelpunkt, der in Jeſus Chriſtus liegt, oder wenn es, wie Claudius oftmals ſagte, in erbaulichen Redensarten bei einer Pfeife Tabak beſteht, widerſteht mir nicht weniger als Ihnen, und ein frommes Beiſammenſein zweier, bei welchem nach Neander's Ausdruck der heilige Geiſt als dritter iſt, liegt nicht in einer Zeit, wie der unſrigen, welcher die kirchliche Auferziehung fehlt. Fromme Geſellſchaften führen jetzt faſt immer zum Abſchließen, und damit zum ſectiereriſchen Stolz, der das Gegentheil des chriſtlichen Sinnes iſt. Doch, lieber Riſt, über einzelne wollen wir nicht urtheilen; andere ſind anders als wir. — Das Gefühl, Gott näher zu ſtehen als andere, ſchrieb Perthes in einem anderen Briefe, iſt die eigentliche Gefahr jeder Secte; es iſt die

Schlinge, welche der Teufel sich aufgespart hat, um die Besten zu fangen, indem er sie auf scheinbar göttlichem Wege zum Egoismus führt, und hart und lieblos macht gegen alle, die Gott in einem anderen Kleide nahen wollen.

Nicht ohne Zusammenhang mit dem Bemühen, innerhalb des allgemeinen Christenthums noch ein besonderes Christenthum zu errichten und inmitten der gläubigen Christen noch eine Art Aristokratie des Glaubens zu bilden, war wohl die hier und da erscheinende Neigung, die Gedanken und Schriften jener bedeutenden Männer früherer Zeit wieder zur Geltung zu bringen, deren tiefer und gesunder christlicher Ernst seltsame Beimischungen individuellen Denkens und phantastischen Einbildens erhalten hatte. Von verschiedenen Seiten traten Zeichen dieser Neigung an Perthes heran.

Auf meinen vielen Reisen durch alle Theile des katholischen wie des protestantischen Deutschlands habe ich häufig gesehen, schrieb ein Theologe an Perthes, daß Jakob Böhme's Werke sehr begierig gesucht werden; oft bin ich nach ihnen und über sie befragt worden. Sie sind nur noch in wenigen Exemplaren vorhanden, und wer sie hat, gibt sie nicht fort. Perlen enthalten sie, die an keinem christlichen Herzen ihre segensreiche Wirkung verfehlen und manchem bekümmerten Gemüthe ein gründlicher Wegweiser zum Frieden in Gott werden können. Sehr merkwürdig ist mir, daß auch Goethe in seiner Farbenlehre dem armen Schuhmacher aus Görlitz vielfach folgt, und aus seiner Schrift de signatura rerum nicht nur die Ideen, sondern auch die Worte Böhme's wiederholt. Doch ist es nicht die speculative Anerkennung, auf welche es ankommt; aber von großer Wirkung könnte es sein, wenn der alte längst entschlummerte und oft verkannte Glaubensheld aufs neue hineinträte in die Mitte der wilden Parteimenschen und der lauen Namenchristen, und mit lauter Stimme riefe: Zum Ernst, zum Ernst, ohne Ernst wird die Hölle nicht gesprengt, und das Himmelreich nicht anders als durch Gewalt genommen! Eine neue Ausgabe seiner sämtlichen Schriften möchte schwerlich jetzt das richtige sein, zunächst vielmehr müßten nur die vielen trefflichen Stellen, welche ohne speculative Mystik das reine praktische Christenthum behandeln, zusammengestellt und verbunden mit dem: „Weg zu Chri-

ſto", dieſem vollendeten Meiſterſtück evangeliſcher Wahrheit und Klarheit, abgedruckt werden. Dieſe Schriften, die kurz, klar und männlich das reinſte Chriſtenthum athmen, können vielen geben, was die jetzigen Theologen zu bieten nicht vermögen.

Auch Bengel, in welchem das lebendige Chriſtenthum ſich in Form des ſchwäbiſchen Pietismus einen Ausdruck verſchafft hatte, begann wieder in die Zeit einzugreifen und ſelbſt im nördlichen Deutſchland die Aufmerkſamkeit auf ſeine tiefen Blicke in Leben und Schrift zu lenken. Seinem Geiſte, Ton und geſamten Inhalte nach ſteht, ſchrieb 1829 ein norddeutſcher Theologe an Perthes, Bengel's Gnomon vielleicht einzig da. Hamann ſchon hat es erkannt, Menken hat in ſeiner Auslegung des Matthäus jede Note Bengel's aufgenommen, und die Aprilhefte der evangeliſchen Kirchenzeitung von 1828 haben den hohen Werth des Werkes zur allgemeinen Anerkenntnis gebracht. Auf das neue iſt in unſeren Tagen ein geſundes kräftiges Streben nach eigentlicher Erkenntnis der Schrift, nach Sichten und Forſchen in dem Worte Gottes auch unter Laien erwacht. Wie kein anderer kann Bengel dieſes Bedürfnis befriedigen, und wie kein anderer bietet er Schätze dar, die bisher freilich wenig beachtet wurden. Vor allem ſtand die Verflachung des letztvergangenen halben Jahrhunderts ſeiner allgemeinen Verbreitung entgegen; aber ein weiteres Hindernis liegt in dem ſehr ſchweren, gedrungenen, kernigen Latein des tiefen, ernſten und bei ſeiner Frömmigkeit und ſeiner alles durchdringenden Liebe auch claſſiſch gebildeten Mannes. Es gibt vielleicht kein Buch, in welchem jedes Wort ſo gewogen wäre, und ein einziger Kunſtausdruck oft ſo gewaltige und lichtvolle Anſchauungen zuſammenfaßte, als es in dem Gnomon der Fall iſt. Dennoch hatte Bengel es auch für Laien beſtimmt; ihm war Belehrung und Erbauung, Theorie und Praxis nie voneinander getrennt, ſondern ſo eng verbunden und ſo lebendig ſich durchdringend, wie Leuchten und Wärme im Licht. Dieſe Schätze der Schriftweisheit den Laien unſerer Zeit durch eine Ueberſetzung in das Deutſche und durch Ausſcheidung des gelehrten Apparates wieder zugänglich zu machen, wäre ganz gewiß eine weſentliche Förderung des Werkes, welches der Herr in unſern Tagen durch die Kraft ſeines Geiſtes und durch das Licht ſeines Wortes treibt.

Tiefer, als Bengel und Böhme, schien die Lehre vom neuen Jerusalem, welche Swedenborg um die Mitte des vorigen Jahrhunderts verkündet hatte, in das Leben eingreifen zu sollen, seitdem Immanuel-Tafel mit warmem Eifer für die Verbreitung derselben aufgetreten war. Tafel hatte Perthes 1822 in Gotha besucht und sprach sich dann in einer Reihe später näher erläuterter Briefe über die Bedeutung der neuen Kirche und ihres Gründers aus. Keinen Mann, schrieb er, kann die Kirchengeschichte aufweisen, der so war wie Swedenborg; denn kein anderer erleuchteter und heiliger, also glaubwürdiger Mann konnte je von sich sagen, daß der Herr selbst sich ihm persönlich geoffenbart, und ihn unmittelbar bevollmächtigt und ausgerüstet habe, die Enthüllung des seit Hiob's Zeiten verborgen gewesenen geistigen Sinnes der heiligen Schrift für die ganze Menschheit und für ewige Zeiten aufzudecken. Ihm zu glauben ist Pflicht, und ihm nicht zu glauben ist Untreue gegen Gott. — Während seines ganzen Lebens und noch auf dem Todtenbette in London, schrieb Tafel ein anderesmal, hat Swedenborg seinen achtundzwanzigjährigen ununterbrochenen Umgang mit den Geistern und Engeln bekannt, und seine jenseits gemachten Erfahrungen waren ihm allerdings Hilfe, Bestätigung und Erläuterung seiner Lehre; aber die Lehre selbst hat er nicht von den Geistern und Engeln empfangen, sondern von dem Herrn selbst. Seine Inspiration war nicht die der Propheten, durch welche Gott sprach, sondern wie er selbst sagt, eine durch das Lesen der Schrift vermittelte Offenbarung, das heißt Erleuchtung. Seine Schriften hat er nirgends als Wort Gottes, als drittes Testament bezeichnet, sie sollten nicht eine neue Quelle, sondern ein aus der einen alten Quelle abgeleitetes sein; sie stellen sich nie der Schrift sondern nur der kurzen Weisheit der Theologen und kirchlichen Despoten gegenüber, welche die Kirche gründlich von der Religion entfernt haben. — Ausführlicher noch sprach sich Tafel in anderen Briefen über das Verhältnis zur heiligen Schrift aus. Das alte und das neue Testament ist das Wort Gottes, schrieb er, und enthält was wir bedürfen. Was aber Gott spricht, und was von ihm ausgeht, kleidet sich, um bei allen, auch den Unmündigen und Einfältigen anknüpfen zu können, in Bilder oder Symbole, welche aus der Natur und aus der Ge-

schichte genommen sind, und redet die Sprache des Scheins, eine Sprache, die auch wir reden, wenn wir sagen: die Sonne geht auf, die Sonne geht unter. Daher kann die Schrift von Gottes Reue, Zorn, Rache sprechen, während doch Jehovah der wesentlich unveränderliche und die Liebe selbst ist, die aber von denen, welche sich im Gegensatze zu ihm befinden, als Zorn empfunden wird, und für sie ein verzehrendes Feuer ist und heißt. Die nur buchstäbliche Auslegung der Schrift schreibt daher Gott ungöttliche Eigenschaften und Werke zu, und widerlegt sich selbst; wir verstehen das Wort Gottes nicht und haben es nicht, wenn wir nicht seinen ewig wahren, unter den Bildern und Symbolen verborgenen geistigen Sinn als ein Lehrgebäude vor uns haben. Solches Lehrgebäude aber können die Menschen nicht machen, sondern müssen es von Gott empfangen. Die Menschen hätten es allerdings unter dem Beistande des göttlichen Geistes schon früher mehr oder weniger herausfinden können, wenn sie mit dem wenigen, was sie hatten, treu gewesen wären, und um Erleuchtung während des Lesens der Schrift gefleht hätten; auch durften einzelne wirklich Blicke in die reine Wahrheit thun: aber allgemein wollte Gott den geistigen Gehalt des im Bilde Ausgesprochenen nicht offenbaren, so lange er wußte, daß die Menschen es verwerfen und entweihen würden. Die ersten Christen waren zu unverständig und zu fleischlich, um es zu fassen; nach der Apostel Zeit kam die Nacht, in welcher niemand wirken konnte, und mit der Kirchenversammlung zu Nicäa begann der Greuel der Verwüstung, welcher fünfzehnhundert Jahre hindurch in der katholischen wie in der protestantischen Kirche größer und größer wurde, und endlich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den gänzlichen Abfall der meisten Theologen von dem geoffenbarten Worte Gottes und deshalb auch den Tod der Kirche zur Folge hatte. Nun nachdem die Leidenschaften ausgerast und die Kirche ihrem Ende nahe stand, waren die Vorurtheile beseitigt, welche es dem heiligen Geist bis dahin erschwert hatten, auf die Menschen zu wirken; nun konnte das Licht zum zweitenmal erscheinen, und den in der heiligen Schrift verborgenen geistigen Sinn offenbaren und das Reich Gottes, das neue Jerusalem, aufrichten. Nicht in Person konnte und sollte die zweite Erscheinung des Men-

schensohnes geschehen, sondern in der heiligen Schrift, dem Worte Gottes, zu dessen Offenbarung er sich der Weissagung gemäß eines Apostels bedienen wollte. Dieser Apostel mußte besser ausgerüstet sein als die früheren Apostel; er durfte nicht bloß vorübergehend wie Paulus in den dritten Himmel verzückt sein, sondern mußte öfter und länger im Lichte des Himmels zubringen, und in demselben gleichsam einheimisch sein. Das alles nun ist in Swedenborg erfüllt.

Auch über seine persönliche Stellung zu der neuen Kirche und ihrer Lehre theilte Tafel sich an Perthes mit. Längere Zeit hindurch habe ich, schrieb er, Zweifel gehegt über die Schriftmäßigkeit einzelner Lehren Swedenborg's. Streng lutherisch erzogen, konnte ich die kirchlichen Lehren über die Erlösung und Auferstehung, über die Engel und die ersten Menschen nur schwer ablegen, und erst nach neun Jahren, als ich auf hiesiger Bibliothek die ersten Capitel der arcana coelestia, quae in scriptura sacra sunt detecta, las, wußte ich, wie ich mit Swedenborg daran war; ich sah deutlich, daß diese Enthüllung zugleich sein Creditiv sei, weil er ohne besondere Offenbarung, das heißt Erleuchtung, so nicht hätte schreiben können. Von nun an erkannte ich, daß seine Offenbarung alle Kennzeichen einer göttlichen an sich trage und alles enthalte, was die Einheit und Lauterkeit, die Freiheit und Unveränderlichkeit der Kirche herstellen, und die Menschheit ihrem großen Ziele: ein Hirt und eine Herde, näher bringen kann. Das war Hilfe zur rechten Zeit. Denn die Noth ist groß, die alten Kirchen sind ihrer Auflösung nahe, und Rettung ist nur möglich, wenn der Herr der Kirche selbst, Jesus Christus, sich ins Mittel legt. Gewaltig drängte es mich, das durch Swedenborg geoffenbarte Gotteswort an die Menschheit zu bringen. In mancher Rücksicht hätte ich zwar gerne noch gewartet, aber der Zweifel, ob es jetzt grade Zeit ist und ob grade ich der berufene bin, den Gottgesandten wieder einzuführen, ist mir auf eine befriedigende Weise gelöst, und so bin ich getrost an das Werk gegangen, in der zuverlässigen Hoffnung, daß der Herr das von ihm angefangene Werk auch fördern und die Herzen der Menschen öffnen werde für die Wahrheit, die von ihm kommt.

Der Ernst und die Wärme dieser und mancher ähnlichen Worte

erfüllten Perthes mit Achtung vor dem Manne, der sie schrieb, aber die neue Lehre selbst ließ ihn unberührt. Swedenborg's Sache, äußerte er sich gegen einen Freund, ist die Sache eines frommen, tiefen, begeisterten Mannes, aber eines Mannes, der sich von sich selbst täuschen ließ, und seine Begeisterung aus seinem eignen Geiste nahm. Seine Lehre, obschon sie nur Enthüllung des unter Bildern und Symbolen in der heiligen Schrift bereits Ausgesprochenen sein soll, ist doch in der That eine neue dritte Offenbarung zu der im alten und im neuen Testamente bereits gegebenen; denn sie verkündet den Menschen ein bisher Unerkanntes als ewige von Christus selbst eingegebene Wahrheit. Eine solche Verkündigung aber würden wir, selbst wenn sie beglaubigt wäre, nicht bedürfen. Wissen ist es nicht was uns fehlt; wir sollen hier auf Erden nicht schauen, auch nicht schauen wollen, sondern glauben, und nach dem Schauen jenseits uns sehnen. Gott hat sich den Menschen nicht offenbart, um deren Erkenntnis zu erweitern, sondern um sie von der Sünde zu erlösen, und sie mit sich zu versöhnen. Wir wissen genug, um den großen Kampf zu kämpfen, und alles, dessen der Mensch bedarf, um selig zu werden, ist ihm in der Menschwerdung Christi und in der heiligen Schrift gegeben. Ein neuer Offenbarer, heiße er nun Swedenborg oder wie sonst, ist uns, um unser Ziel zu erreichen, nicht nöthig. Daß die heilige Schrift keine sichtbare Kirche eingerichtet hat und für unsere Erkenntnis viele Fragen unbeantwortet läßt, gebe ich zu; aber da auf Erden der Erkenntnis gegenüber Demuth unsere Aufgabe ist, so muß ich einen Mangel an Demuth und ein Verkennen dessen, worauf es dem Menschen ankommt, in jeder Lehre sehen, die behauptet, daß Gott sich später durch irgend einen Menschen für unsere Erkenntnis wie durch Christus für unsere Erlösung offenbart habe. — Von Swedenborg und an Swedenborg ist vieles zu lernen, schrieb Schmieder aus Schulpforta an Perthes, besonders aber, daß auch ein wiedergeborener und erleuchteter Mensch in großer Gefahr ist, Falsches und Wahres zu vermengen, und das Falsche unter der Aegide des Heiligen zu decken, wenn er die Bilder, unter denen ihm Gott das Wesen verborgener Wahrheit zeigt, für das Wesen der Wahrheit selbst nimmt, und auf die Ursprünglichkeit der eignen Erkenntnis wie auf

ein göttliches Siegel vertraut. — Das Bemühen, Swedenborg's Lehre zu verbreiten, schrieb Perthes, kann unserer Zeit gefährlich werden. Anhänger freilich wird sie nur in geringer Zahl gewinnen, aber von den Feinden des Christenthums wird sie absichtlich oder unabsichtlich mit der grade jetzt in neuer Ausbreitung begriffenen gesunden Lehre des Evangeliums verwechselt werden, und ihnen daher leicht zugängliche Punkte bösartiger Angriffe auch auf das Christenthum gewähren.

So wenig zugänglich Perthes für den Inhalt sogenannter Visionen war, fand er es dennoch nicht unerklärlich, daß Menschen sie erlebt zu haben glauben könnten. Der Zustand frommer Männer, schrieb er einmal, welche überzeugt sind, daß ihnen unmittelbare Eingebungen auf unbekanntem, nicht natürlichem Wege zu Theil werden, liegt meinem Vorstellungsvermögen nicht so ferne, als Sie annehmen. Oftmals in der Nacht fühle ich alles in mir, was der sinnlichen Natur angehört, wie ertödtet durch eine mächtige Gewalt; es ist nicht der sogenannte Alp, der von außen nach innen preßt, sondern eine Gewalt, die von innen nach außen wirkt, das Körperliche lähmt und das Geistesleben gleichsam frei macht. Das hat nun seine Veranlassung ohne Zweifel in gestörtem Blutumlauf, schlechter Verdauung und dergleichen; aber es knüpfen sich daran zusammenhängende Bilder, Blitze und Blicke des Geistes, die nicht dem Blute oder dem Magen angehören können. In dem Momente des Einschlafens und des Erwachens, an der Grenzscheide also zwischen dem bewußten und dem unbewußten, zwischen dem willenskräftigen und dem willenlosen Leben sind mir zuweilen nicht allein bedeutende innere Aufschlüsse, sondern auch Verständnisse über äußere Verhältnisse zu Theil geworden; überhaupt ist mir in meinem Leben sehr viel mehr ohne alles Zuthun plötzlich eingefallen, als ich jemals hätte durch Nachdenken oder Nachsinnen gewinnen können. Woher das alles? Ich weiß es nicht, und muß bekennen, daß mir, je älter ich werde, Mensch und Welt und Natur von Tage zu Tage räthselhafter und wunderbarer erscheinen. Je tiefer der einzelne in die Verhältnisse des Seins und Daseins zu dringen vermag, je mehr er davon weiß und erfährt, um so mehr nimmt die Gewißheit von unserer totalen Un-

wissenheit über das Wesen der Dinge zu. Nur die Schalen der Dinge sind uns zugänglich; als ein Mittel, uns daran zu üben, sind sie unsern Geisteskräften zur Hantierung preisgegeben; wir sollen und können sie verstehen lernen. Wer sich aber daran nicht genügen läßt, und nicht in Demuth sich beugt unter das was Gott uns offenbaren wollte, sondern seine Hand ausstreckt nach dem was unter der Schale ist, der muß, wenn er nicht auf halbem Wege stehen bleibt, ein materialistischer Verstandesmensch oder ein theosophischer Schwärmer werden, und noch mancher wird im stolzen Geisteshunger unserer Zeit feiner oder gröber diese Wege gehen.

Gar wundersame Bahnen schlägt, schrieb Perthes in einem anderen Briefe, unsere Zeit ein, um wieder zu Gott zu kommen; aber alles das Rumoren und Wirthschaften tief im geistigen Innern des deutschen Volkes wird den nicht in Erstaunen setzen, der an die Oeden und Stoppelfelder, an die Wildnisse und Stürme denkt, durch welche unsere Nation seit einem Jahrhundert geschleppt ist. Was alles haben wir in der Spanne Zeit, die wir selbst durchlebten, gesehen und gehört? Bildung der Weltleute durch Voltaire und Rousseau, dann Friedrich der Große und Lessing, Freimaurerei und Illuminaten, Reimarus, Nicolai, Engel und Biester, die deutsche Bibliothek und Berliner Monatsschrift, Bahrdt und Herder, Exegese und höhere Kritik, Kant, Fichte und Schelling, Naturphilosophen und Poeten von Klopstock, Goethe und Schiller an bis zu den Romantikern hin. All das Gewimmel von Gedanken und Gefühlen deckte die französische Revolution mit ihrem großen Tuche zu, aber unter dem Tuche drängte und arbeitete es fort und fort. Als nun die Freiheitskriege plötzlich die verhüllende Decke wieder abzogen und den großen geistigen Ameisenhaufen an die helle Sonne brachten, konnte es an den seltsamsten Erscheinungen nicht fehlen. Kräftiger und triftiger war das Bedürfnis erwacht, den Ewigen wieder zu haben; aber der neue Aufschwung des geistigen Lebens war weniger durch die strenge Arbeit des Denkens und der Gelehrsamkeit als durch Genialität und Energie einzelner herbeigeführt. Nur zu natürlich ist es daher, wenn selbst fromme gläubige Männer auf der sicheren Grundlage der Offenbarung leicht Luftgebäude der Phantasie errichten. Für zu groß dürfen wir die Ge-

fahr nicht halten. Ist doch der lange verlorne Schatz des Glaubens gehoben, und ernste Arbeit, Forschen und Denken wird die phantastischen Gebilde schon bei Seite räumen, und die mit junger, frischer Kraft in die Zeit eintretende wissenschaftliche Theologie schickt sich schon an, diese Arbeit zu vollführen.

Die wissenschaftliche Theologie und die kirchliche Autorität 1822—1830.

Die wissenschaftliche Theologie hatte in der That auf Grund des von Schleiermacher gegebenen Anstoßes einen solchen Aufschwung genommen, daß sie, trotz Rationalismus und Separatismus, der Führer des christlichen Lebens werden zu können schien. Unsere Zeit vermag nicht fromm zu sein, ohne gottesgelehrt zu sein, schrieb ein befreundeter Theologe an Perthes. Die frühere unbestimmte Schwelgerei in den nach langer Nacht wieder entdeckten Elementen der Religion, das verschwimmende, höchstens an einzelne beliebig herausgerissene Bibelstellen anknüpfende Gefühl reicht nirgend mehr aus; überall thut sich ein auf ruhige Gesundheit hinweisender Hunger nach wirklicher Speise von oben, nach gediegener, inhaltsvoller, reicher und sich immer neu bereichernder Erkenntnis kund. Das ist ein echt evangelisches Bedürfnis, und wer heute wirken will, der darf es nicht verkennen. — Was hilft, schrieb ein anderer Theologe an Perthes, das ewige Berufen auf das fromme Gefühl in einer Zeit, wo dem Gefühlsparadiese gegenüber der kaltmessende und bedächtige Verstand trotzig behauptet, sein steinernes theologisches Haus auf der unerschütterlich gelegten Grundlage kritisch erforschter Geschichte aufgebaut zu haben? Es ist nun einmal bei der hohen Bildung dialektischer Kunst und bei der vorherrschend empirischen Richtung des Geistes unserer Zeit alles Glauben auf das Beweisen verwiesen, und der theologisch gebildete Rationalist fürchtet den trocknen grammatisch-historischen Supernaturalisten Steudel mehr als den geistig beweglichen phanta-

siereichen Olshausen, und bekämpft Neander's Kirchengeschichte leichter als Schleiermacher's Dogmatik. Nur auf dem festen Boden gelehrter grammatisch-historischer Auslegung des alten und des neuen Testaments kann der unbiblische Rationalismus in seiner unhistorischen, also unprotestantischen Haltungslosigkeit hingestellt und gerichtet werden. Von einem Theologen, der den Glauben seiner Väter zu verfechten sich berufen fühlt, fordert unsere Zeit, daß er die orientalisch-biblische Weihe eines Herder mit der occidentalisch-dialektischen Weihe eines Schleiermacher vereinbare. Der erstere hat nur innerhalb der streng gezogenen Grenzen grammatisch-historischer Interpretation sein tief und reich quellendes religiöses Gemüth in unendlicher Fülle und Freiheit walten lassen; der letztere, von dem tiefsten Gemüthe getragen und von dem hellsten Verstande erleuchtet, weiß wie kein anderer durch den Verstand die Rechte des Gemüthes und des historischen Glaubens in der Religion rationalistisch zu vertheidigen. Es ist eben die Wissenschaft, deren die Religion bedarf, um sich gegen die Wissenschaft zu schützen.

Die vielen jetzt erscheinenden theologischen Abhandlungen und Werke kommen mir vor, schrieb dagegen ein anderer Freund, wie theologische Luxusartikel: in breiten Ausführungen wollen sie das beweisen, was für jeden, der Christ ist, schon die Voraussetzung bildet; dem Gläubigen können sie nichts geben, und dem Ungläubigen wird auf solchem Wege sicher nicht geholfen, weil die Wurzel seines Unglaubens ganz wo anders liegt. Viele der neusten Arbeiten verwirren statt zu erbauen, erwecken Zweifel statt sie zu heben. Wer das göttliche Geheimnis aus dem heiligen Dunkel in unser Warum und Darum zu ziehen für nöthig erachtet, der wird selbst, wenn er wirklich beweist, was er beweisen wollte, gar leicht durch mikroskopische Beschauungen des Unendlichen zu Ungebührlichkeiten und in manchen Fällen selbst zu gotteslästerlichen Untersuchungen verführt werden.

Unsere Zeit kommt nun einmal zum Handeln, antwortete Perthes, nur nachdem sie verstanden und deutlich erkannt hat; jede That wird gleichsam durch die Wissenschaft hindurch filtriert. Ob solcher Zustand große Thaten gebären wird, ist freilich zweifelhaft. Noch eine

andere Gefahr liegt in der theologischen Schriftstellerei wie in der Schriftstellerei überhaupt. Wer zu mir spricht, spricht nur für mich, will nur mir verständlich sein, und wählt, um mir verständlich und eingänglich zu sein, Art und Maß des Ausdruckes. Wer aber als Schriftsteller schreibt, der schreibt für alle, und wird, weil er von allen verstanden sein will, gar leicht von keinem verstanden und fördert die Sprachverwirrung des Thurmbaus von Babel. Aber gewiß ist, daß unser gesamtes Geistesleben durch den Gang, den die innere und äußere Geschichte seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts genommen hat, halb mit halb wider Willen auf diesen Weg gedrängt ist, und die Theologie steht nicht außerhalb des gesamten Geisteslebens. In der Wissenschaft aber auf halbem Wege stehen bleiben wollen, würde die Theologie und den Theologen verderben. Jetzt gilt es vorwärts zu dringen, nicht scheu rückwärts zu weichen, nicht abzubiegen, zu verhüllen oder mit frommen Redensarten zu beschwichtigen; durch muß die Theologie und der Theologe, mag ihm auch grauen und wehe um das Herz werden. Nur mit diesem rücksichtslosen Muthe wird die Theologie entweder das Ziel erreichen, oder was wahrscheinlicher ist, sich bewußt werden, daß es auf diesem Weg nicht erreichbar ist, und das Gewehr strecken, sich nicht auf eigene Kraft verlassen und Gottes Gnade und Offenbarung sich in die Arme werfen. Die Halben kommen zu nichts; Demuth kennt nicht der matte, feige, schwankende Mann, sondern nur der Kraftvolle, Muthige und Entschlossene. — Die neuere Theologie ist da als eine Thatsache, schrieb Perthes in einem andern Briefe, und läßt sich nicht übersehen, aber zu beklagen ist, daß unsere Pfarrer mehr Männer des Wortes als der That, zu wenig Pfarrer und zu viel Theologen sind. Als Theologen müssen sie über vieles eine Meinung haben, über vieles entschieden sein, was sie als Pfarrer in Gottes Namen dahingestellt sein lassen könnten, und laufen eben deshalb Gefahr, über die Theologie das Christenthum zu verlieren. — Die Pfarrer müssen Theologen sein, entgegnete Menken aus Bremen, aber der Weg, den ihre Theologie in neuerer Zeit eingeschlagen hatte, war ein Weg mehr zum Vernünfteln als zum Glauben oder doch nur zu einem Glauben an ein Göttliches, welches, von den in der Bibel enthaltenen Offenbarungen ge-

ſtohlen, durch dialektiſche Künſte unabhängig geſtaltet und endlich für ein freies Erzeugnis des Menſchengeiſtes ausgegeben und verbreitet war. Die Aufgabe des Theologen aber iſt, ſich los zu machen von dem Glauben an irgend eine Lehre, die er ſich ſelbſt durch irgend eine Religionsphiloſophie geſchaffen hat; von dem Glauben, der nur ein Glaube an ſich ſelbſt oder an den Meiſter in Iſrael iſt, deſſen Collegia er gehört oder deſſen Syſtem er angenommen hat. Je lebendiger der Pfarrer als Theologe wieder glauben lernt an ein Göttliches, das außer uns iſt, das in vorhandenen Worten und Anſtalten Gottes uns gegeben und göttliches Licht und Recht in unſerer Bruſt zu werden beſtimmt iſt, um ſo froher und freudiger wird er als Pfarrer arbeiten, reden und handeln.

Mit manchen bedeutenden Vertretern der wiſſenſchaftlichen Theologie traf Perthes theils zum erſtenmal theils frühere Verbindungen erneuernd in jenen Jahren zuſammen. In Bonn verkehrte er 1824 mit Lücke, Sack und Nitzſch, in Berlin 1825 mit Schleiermacher, Neander, Tholuck, Strauß, Theremin und Marheineke. Das ſind ſechs Theologen, ſchrieb er aus Berlin, welche nichts als die Feindſchaft gegen den Rationalismus miteinander gemeinſam haben. — In treffenden Umriſſen gab Perthes ſeinen Freunden die Eindrücke wieder, welche die verſchiedenartigen theologiſchen Perſönlichkeiten und deren Licht- und Schattenſeiten auf ihn gemacht hatten, und oft genug ſprach er nicht ohne Schärfe Bedenken aus gegen das Uebergewicht, welches die Theologie als Wiſſenſchaft in der Kirche einzunehmen begann. Es iſt gewiß an der Zeit, ſchrieb er einmal, daß jetzt gelehrte, wiſſenſchaftlich gebildete Laien auf dem theologiſchen Kampfplatze erſcheinen. Es gibt den Pfarrern Muth, wenn ſie geiſtvolle und gelehrte Männer als einen Rückhalt in ihren Gemeinden haben. Auch ſtreiten die Theologen untereinander ſich zu leicht über Schulfragen und fahren ſich feſt, und die anderen meinen, jene redeten doch nur des Metiers wegen. — Ungeachtet dieſer und mancher ähnlichen Aeußerungen ward Perthes doch ſtets mit Achtung und Hoffnung für die Zukunft erfüllt, wenn er dem chriſtlichen Ernſt und der geiſtigen Tiefe nahe trat, durch welche jetzt das Chriſtenthum eine wiſſenſchaftliche Vertretung fand. Seit vierzig Jahren, heißt es in einem ſeiner

Briefe, ist Philologie und Geschichte, Kritik und Exegese gründlich unter uns Deutschen betrieben, aber als Waffe gegen das Christenthum. Nun treten unsere Theologen die reiche Erbschaft einer vergangenen Zeit an, und nutzen sie aus im Dienste unseres Herrn. Christliche Wahrheit können sie zwar nicht erzeugen und christliches Leben nicht schaffen; aber die Feinde des Christenthums werden ihr Haupt beugen müssen vor den Geistesschlägen solcher Männer. Verlacht und als ein Spielwerk schwachköpfiger Menschen verhöhnt kann heute das Christenthum nicht mehr werden; nur noch ein Aergernis, nicht eine Thorheit kann es fortan den Menschen sein, und das ist kein kleines, was wir unsern Theologen zu danken haben.

Den geistigen Siegen, welche die wissenschaftliche Theologie erfocht, schlossen bald auch äußere Erfolge sich an. Schon im Jahr 1826 ward Tholuck nach Halle, wo sich seit langer Zeit der Rationalismus fest verschanzt hatte, berufen. Es ist ein bedeutendes Ereignis, schrieb Perthes: Tholuck wird, wenn er leben bleibt, tief eingreifen in den Gang des religiösen Lebens der Gegenwart, nicht allein seiner Talente und seiner Kraft wegen, sondern auch weil er recht eigentlich ein Kind der Zeit ist, und alles, was die Zeit bewegt und erregt, auch in der eigenen Brust durchzukämpfen hat. Einer Feuertaufe geht er in Halle entgegen — ich kenne seine dortigen, in Lammesgestalt leise auftretenden schlauen und kecken Gegner sehr wohl. Läßt er sich reizen, und von der christlichen Einfalt und von der Kraft abdrängen, die in der Demuth und in der Ruhe liegt, so bin ich bange für ihn und seine Stellung.

Inwiefern die wissenschaftliche Theologie an den philosophischen Schulen einen Verbündeten oder einen Gegner finden würde, war damals allerdings vielen zweifelhaft. Schelling schwieg noch beharrlich, und ward nicht ohne Mistrauen angesehen. Ich danke Ihnen, schrieb er 1825 an Perthes, für die nähere Bekanntschaft des jungen Eiferers, von dem ich bisher nur in der Ferne gehört hatte. Daß ich ihn nicht als Gegner ansehe, daran haben Sie vollkommen recht. Der Unterschied zwischen mir und diesen Herren besteht nur darin, daß sie von dem reden, was nicht leisten zu können sie selbst zugestehen; ich aber von dem bis jetzt geschwiegen habe, was ich wirklich zu leisten

vermag. Bescheidener von den jungen Männern wäre es allerdings, wenn sie als möglich annähmen, daß der Verfasser der Schrift gegen Jacobi und der Abhandlung über die Freiheit, von dem sie selbst erst auf den Punkt gebracht sind, die Forderungen, die sie jetzt stellen, zu machen, wohl noch weiter sehen könnte, als er bis jetzt mitzutheilen für gut gefunden hat. — In Berlin war mit Hegel's Berufung eine Bewegung eingetreten, welche der christlichen Theologie gefährlich zu werden schien. Die Wissenschaften führen hier ein reges Leben, schrieb 1827 ein Berliner Bekannter an Perthes, die Wirkung des Herrn Professors Hegel wird immer bedeutender fühlbar, und selbst die Gegner empfangen von daher Licht und Kraft. Die Sachen gehen hier, und das gehört Berlin eigenthümlich an, aus der Schule unmittelbar in das allgemeine Leben, in die ganze Gesellschaft über, und werden doch nicht gemein. — Im Jahre 1827 gingen aus dem Kreise der Anhänger Hegel's die Blätter für wissenschaftliche Kritik hervor. Hier fühlt man jetzt sehr deutlich, heißt es in einem Briefe an Perthes aus Berlin, daß der Schuh drückt, aber man glaubt das unangenehme Gefühl durch vornehmes, wissenschaftliches Gerede beschwichtigen zu können. Der Protestantismus dieses unsinnigen philosophischen Jargons ist gewiß eine schlechtere Form als der Dogmatismus des Jahrhunderts der Quenstedt und Calovius. Diese Männer wußten doch wenigstens, was sie wollten; was aber die Herren, welche jetzt Compendien und Recensionen mit ihrem dunklen Gerede erfüllen, beabsichtigen, ist außerhalb ihrer geweihten Sphäre für jeden ein Geheimnis.

Ein Urtheil über Hegel und dessen philosophisches System zu haben, schrieb Perthes 1828, ist nicht meines Amtes, aber der geistigen Bewegung gegenüber, welche auf Veranlassung dieses Systems entstanden ist, kann auch der Laie die Augen nicht zumachen. Ein literarischer und socialer Kreis hat sich unter dem Vorwande, Hegel's Schüler und Anbeter zu sein, fest zusammengeschlossen, und wird aller Wahrscheinlichkeit nach so lange, bis wieder etwas neues kommt, den Ton angeben. Diese Bewegung und der ganze Kreis, der sie mit großer Geschäftigkeit unterhält, kann nicht zum guten führen; dafür spricht schon die Richtung vieler, die in demselben han-

tieren, mehr aber noch, daß so hervorragende Männer, wie Savigny und die Humboldt's, wie Niebuhr und Ritter, wie Schleiermacher, Nitzsch und Neander, sich völlig ferne halten. Das hohle Wortgepränge, das gegenseitige Preisen und Emporheben, das sectenartige Abschließen und hochmüthige Aburtheilen, das Streben, Gesellschaft und Regierung zu beherrschen, ist an und für sich schon ein großes Uebel, welches das heranwachsende Geschlecht im geistigen Leben irre führen und am Charakter verderben muß. Dem religiösen Leben aber unsers Volkes drohen, wenn mich nicht alles täuscht, auch aus dem Inhalt, der diesen Kreis erfüllt, Gefahren, die sich langsam aber sicher vom Professor und Geheimerath bis zum Schulmeister und Kanzlisten fortbewegen werden.

Während Berlin dem positiven Christenthume einen gefährlichen Gegner in dem social-politischen Kreise der Anhänger Hegel's groß zu ziehen schien, verschaffte es demselben zugleich eine unerschrockene und rücksichtslose Vertretung durch die Richtung, welche Hengstenberg zur Geltung zu bringen unternahm. Vergebens hatte 1826 der Minister Altenstein versucht, den jungen Theologen durch das Anerbieten einer günstigen Stellung in Königsberg aus Berlin zu entfernen. Hengstenberg blieb und begann 1827 die Herausgabe der evangelischen Kirchenzeitung, welche bestimmt war, so tief, wie damals niemand ahnen konnte, in den Gang des kirchlichen Lebens einzugreifen. Es entsteht hier, schrieb Neander an Perthes, eine Zeitschrift, die mehr praktisch-christlich als wissenschaftlich-theologisch sein soll, und auf ein größeres christliches Publicum berechnet ist. Das Unternehmen geht von einer Gesellschaft aus, welche die Redaction dem Professor Hengstenberg übertragen hat. Die Sache ist unabhängig von mir gebildet worden; ich hörte aber allerdings mit besonderer Freude, daß der Hauptzweck dieser Zeitschrift sein sollte, einen Mittelpunkt für die Sammlung und Verbreitung aller das Reich Gottes betreffenden Nachrichten aus allen Weltgegenden zu bilden. Ich habe auf geschehene Anforderungen meine Mitwirkung zugesagt, so weit Zeit und Kräfte es mir erlauben. — Gott gebe Hengstenberg die Ruhe des Geistes, schrieb Perthes 1827, die mit der Arbeit zu seiner Ehre nothwendig verbunden sein muß. Der Plan ist vortrefflich:

ein Blatt zur entschlossenen Vertheidigung und zum muthigen Angriff war uns nöthig; das Christenthum darf nicht wie ein nur geduldeter, der froh ist, wenn man ihm das Leben läßt, schüchtern in der Literatur dastehen, sondern muß frisch und kräftig auch auf diesem Gebiete sich bewegen. Ich freue mich des muthigen Mannes, der ein Unternehmen wagt, dessen Herstellung mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, und den Herausgeber den gehässigsten Anfeindungen der Parteien preisgeben wird.

In der kräftigen Vertretung des positiven Christenthums lag indessen nur die eine Seite der Bedeutung, welche die evangelische Kirchenzeitung gewann; tiefer vielleicht noch wirkte sie vielmehr in einer andern Beziehung auf die Geschichte der kirchlichen Kämpfe des Protestantismus ein. Dem aus einer früheren Zeit überlieferten Unglauben und Rationalismus gegenüber hatten sich die gläubigen Protestanten, weil sie dasselbe zu vertheidigen und dasselbe zu bekämpfen hatten, alle als eins gefühlt; an starken Gegensätzen aber fehlte es deshalb unter denselben nicht. Vor allem folgenreich mußte bei der gesamten Richtung der Zeit die verschiedene Stellung erscheinen, welche die gläubigen Protestanten in Beziehung auf das Verhältnis der religiösen Ueberzeugung der einzelnen zu der gegebenen Lehre der Kirche einnahmen. Alle zwar erkannten die freie Bewegung der Wissenschaft und die christliche Erleuchtung des einzelnen, und alle die Autorität der Bibel und der kirchlichen Bekenntnisschriften an; aber die einen hoben mehr das erstere, die anderen mehr das letztere als den Weg hervor, der zur Aneignung und Bewahrung, zur Verbreitung und Vertiefung des christlichen Glaubens führe.

Nicht ohne wesentlichen Einfluß der herausfordernden Stellung, welche die evangelische Kirchenzeitung einnahm, schärfte sich der lange vorhandene Gegensatz von Tage zu Tage. Das frühere Mehr oder Minder ward hier und da schon zu einem Entweder — Oder, und einige Jahre später sollte es dahin kommen, daß sich inmitten der gläubigen Protestanten zwei Parteien mit leidenschaftlicher Heftigkeit gegenübertraten, und einander Knechtung des Geistes durch den Buchstaben oder Lossagung von dem Worte Gottes und dem Bekenntnisse der Reformation vorwarfen, während doch beide das Be-

wußtsein der Sünde und den Glauben an die Erlösung von derselben als eigentlichen Kern ihres Wesens in sich trugen. Im Frühjahr 1830 wurden einige in den Nummern 5 und 6 der evangelischen Kirchenzeitung enthaltene Aufsätze die Veranlassung zu einem neuen heftigen Auftreten beider Parteien gegeneinander, obschon diese Aufsätze, welche allgemein dem Herrn Ludwig v. Gerlach zugeschrieben wurden, zunächst nicht gegen die Berechtigung der Wissenschaft und der subjectiven Ueberzeugung überhaupt, sondern gegen den Misbrauch gerichtet waren, den einige Männer von dieser Berechtigung gemacht hatten. Fußend auf Collegienhefte und mündliche Mittheilungen der Zuhörer, gaben jene Aufsätze Nachricht von sehr niedrigen Späßen über die heilige Geschichte, von den Versuchen zur natürlichen Erklärung der Wunder und von der rationalistischen Behandlung der christlichen Lehren, welche die Professoren der Theologie Gesenius und Wegscheider sich in Halle hatten zu Schulden kommen lassen. Die Aufsätze brachten den Rationalismus in Verbindung mit der Demagogie, warnten die jungen Theologen vor dem Besuche einer Universität, auf welcher solche Lehren vorgetragen würden, und forderten alle, die es anginge, auf, durch Gebet, Wort und That die Wunden heilen zu helfen, die der Unglaube geschlagen habe. In diesen letzten Worten jener Aufsätze wurde ganz allgemein eine Aufforderung an den König erblickt, mit weltlichen Waffen gegen die falsche Lehre jener Theologen einzuschreiten und die wissenschaftliche Behandlung religiöser und kirchlicher Fragen mit polizeilichen Grenzen zu umziehen.

Die sogenannte evangelische Kirchenzeitung macht jetzt schlimme Sachen, schrieb Neander im Februar 1830 an Perthes. Dieses leidenschaftliche Treiben, dieses Denunciieren nach Klatschereien, dieses Handeln nach dem Grundsatze: der Zweck heiligt die Mittel, kann großen Schaden stiften, und dem Rationalismus, der in sich selbst den Keim des Todes trägt, neues Leben geben. Schlimm ist es freilich, daß Linguistik ohne Sinn und Beruf für die göttlichen Dinge Gesenius schon zum Theologen machen konnte, aber die Abhilfe von außen wird das Uebel nur verschlimmern. — Sehr leid thut auch mir, antwortete Perthes, die Art, in welcher die evangelische Kirchenzei-

tung aufgetreten ist. Ein stilles, frommes Fortwirken christlicher Geistlichen, ein wahres Hauschristenthum ist doch der einzig sichere Weg zum Ziel. Er wird nicht versperrt durch ein offenes, entschlossenes Auftreten berufener Männer für die Wahrheit des Evangeliums, wohl aber durch ein hartes, bissiges, verletzendes Dazwischenfahren, wie die evangelische Kirchenzeitung es gethan. Sie war schon länger dahin gekommen, wohin sie kommen mußte, weil die Mittheilung kirchlicher Nachrichten, die in ihrem Plane lag, in einer Zeit des Zwiespaltes und der Parteiungen sich nicht frei von gehässigen Klatschereien halten kann. Nun aber ist sie einen Schritt weiter gegangen, indem sie sich entschlossen zum Feueranlegen zeigt. Sie hat Streit, Aerger, ja Skandal gewollt; der Wurf ist gethan; nun hilft kein Klagen; an eben so erbitterten Gegnern wird es ihr nicht fehlen; Aergernis muß sein und unsere Zeit muß nun auf diesem Wege sich durchzukämpfen suchen, aber den Urhebern wird zuzurufen sein: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, das heißt, nicht an den äußeren Worten, sondern an der Gesinnung, aus welcher diese hervorgehen. Nur wo Demuth und Milde, Ergebung und Wohlwollen im Innern wohnt, können Thaten durchgreifend und Worte strenge sein, ohne den christlichen Charakter einzubüßen. — Einem kraftvollen Manne, der Geist und Kenntnisse hat, schrieb Perthes einem anderen Freunde, kann man den Trieb zum Walten und Regieren nicht verargen; aber wenn er jeden Widerstand mit Gehässigkeit aufnimmt, so ist das nicht richtig und recht, und harte, lieblose Urtheile sind nie der christlichen Liebe und Demuth gemäß. Es thut mir überaus wehe, so manche schätzenswerthe Männer von Scharfsinn und Geistesgaben grade in der Religion, durch die doch Milde ihnen werden sollte, sich verhärten und verstarren zu sehen. Wahrlich man soll und muß täglich und stündlich an seine Brust schlagen, um zu erforschen, ob Demuth und Milde wirklich in ihr wohnt, oder ob Christi Lehre zwar im Munde ist, sonst aber leeres Stroh gedroschen wird.

Der erste Kampf, welchen jene Aufsätze der evangelischen Kirchenzeitung hervorgerufen hatten, galt vor allem der harten schneidenden Form, in welcher sie abgefaßt waren. Bald aber wendete sich die Theilnahme wieder dem sachlichen Gegensatze zu, in welchem damals

noch faſt alle bedeutenden Theologen zu der von der Kirchenzeitung mit energiſcher Einſeitigkeit geltend gemachten Autorität der kirchlichen Lehrſätze ſtanden. In vielen Briefen, die Perthes damals empfing, ſprach dieſe Theilnahme ſich bald mehr bald weniger lebhaft aus. Schon 1827 hatte er ſelbſt an Ullmann in Heidelberg geſchrieben: Herzlich danken will ich Ihnen für die treffliche Abhandlung über die Sündloſigkeit Jeſu. Uns Kindern unſerer Zeit kann vielleicht nur dadurch, daß Jeſus uns in ſeiner Reinheit und Größe lebendig vor die Seele gebracht wird, wieder zur kindlichen innigen Liebe zum Herrn geholfen werden; das Vorhalten der Dogmen, das Drängen, ſie anzunehmen, führt heute zu nichts. Vielleicht können einzelne ausgezeichnete Menſchen auch durch tiefes Forſchen zum Glauben kommen — denn echte Philoſophie muß zur Wahrheit führen; aber das auf Thatſachen gegründete Vertrauen bleibt doch allein der Weg, welcher auf kindliche Weiſe die wahre Liebe und Hingebung an den Herrn in den Menſchen überhaupt erwirken wird. — Nun nachdem der Streit über die Stellung der Dogmen heftig entbrannt war, erwiderte Perthes einem Freunde: Ich kann recht wohl begreifen, daß das Glaubensleben einer beſtimmten Zeit ſich in einem Syſteme orthodoxer Sätze einen vollen Lehrausdruck ſchafft, aber ich kann mir nicht vorſtellen, daß ein ſolches Syſtem, nachdem es von dem Unglauben über den Haufen geworfen war, dann für eine andere und neue Zeit der Weg ſein könnte, dieſelbe von dem Unglauben zu bekehren, und für die bekehrte Zeit wiederum der wahre Lehrausdruck ihres neuen Glaubenslebens zu werden. Die tägliche Heimkehr zu Gott aus der täglich wiederkehrenden Sünde des Sichgehenlaſſens in Welt und Zeit, das iſt doch eigentlich die Sache, auf welche es jedem von uns ankommt. Solche Heimkehr iſt nur möglich, aber ſie iſt auch ſicher und gewiß durch den einfachen Glauben an den Erlöſer; wo der Glaube an den Erlöſer iſt, da iſt auch der Erlöſte. In mehr als einer Geſtalt, in mehr als einem Gedanken und Worte kann der Menſch den einfachen Glauben ausdrücken, und jeder menſchliche Gedanke und jedes menſchliche Wort über ihn wird Seiten haben, die mit Recht bezweifelt und beſtritten werden können; denn von himmliſchen Dingen denkt und redet der Menſch nur in Bildern, und nie-

mand vermag den unausmeßbaren Reichthum der göttlichen Wahrheit in Gedanken, Worte und Sätze zusammenzupressen. Die orthodoxen Lehrsätze sind Wahrheit, aber nicht die ganze, nicht die volle Wahrheit, sondern nur die Seiten der Wahrheit, welche auf einer bestimmten Stufe des christlichen Lebens von den Menschen aufgefaßt und ausgesprochen werden konnten. Wer in unserer Zeit lebendiger innerer Christ ist, kann nicht das sein, was der Orthodoxe früherer Jahrhunderte war, und weil manche es dennoch sein wollen, steht uns eine schwere Zeit des Kampfes, des Kampfes unter Brüdern bevor, während der allen gemeinsame Feind noch nicht überwunden ist. Eine harte Probe wird der christliche Sinn der Theologen zu bestehen haben. Das weiß ich, wenn die evangelische Kirchenzeitung die Dogmen, wie sie in nächster Folge der Reformation in Worten und Sätzen aufgestellt sind, als volle und alleinige christliche Grundwahrheit festsetzt, ohne deren buchstäbliche Annahme niemand ein Christ sein soll, so will ich lieber der heiligeren Tradition und dem geistigeren Pabste der katholischen Kirche folgen, als diesen steinernen Tafeln, die nicht vom Sinai kommen. Sie selbst, mein verehrter Freund, werden so wenig wie Nitzsch und Twesten, Sack und Ullmann vor der Kirchenzeitung als Christ bestehen, auch Tholuck nicht, und Ketzer müssen der poetische Harms und Claudius, Kleuker und Hamann genannt werden. — Festigkeit des Willens ist im Menschen hoch anzuschlagen, schrieb Perthes an Rist, aber mit Verstandescalcul einen Entschluß consequent durchführen zu wollen, sich selbst so zu beherrschen, daß der eigene Wille siege, führt fast immer zum Teufel. Consequenz ist nicht des Menschen Sache, und hat keine andere Wurzel als das Ich. Das gilt auch von der Consequenz in der Behandlung der Wahrheit. Jede Wahrheit, und sei es auch die heilige offenbarte Wahrheit, wird, wenn der Menschenverstand sie formuliert, in Worten und Sätzen consequent durchführt und auf die Spitze treibt, zur Unwahrheit, in welcher seinen Samen auszustreuen der Vater der Lüge meisterlich versteht. In dem Zuge zur trocknen Consequenz liegt eine der Wurzeln des Rationalismus; ihn macht die von ihm behauptete falsche Lehre, aber mehr noch vielleicht der Hochmuth gefährlich, mit welchem er das Heilige einkerkern will in menschliche

Verstandeslehren. Mir scheint, als ob auch Hengstenberg's Richtung der Gefahr des Rationalismus verfallen könnte, wenn sie nicht abläßt, die Consequenz als ihr Panier zu erheben.

Diesen Buchstabenmenschen bin ich ein Unentschiedener, schrieb ein befreundeter Theologe an Perthes, weil ich in Wirklichkeit und Wahrheit an Jesus Christus glaube, aber nicht daran, daß Bileam's Esel hebräisch geredet. Ich dächte doch, die vielgerühmte dogmatische Entschiedenheit hätte sich in dem neueren Streite recht in ihrer Nichtigkeit dargestellt. Es ist keine Kunst, auf dem Gebiete der Dogmatik ein nagelfestes orthodoxes System zusammen zu leimen; wenn es aber an der heiligen Schrift geprüft werden soll, so hapert es an allen Ecken, und es bleibt den „Entschiedenen" kein Ausweg, als die Wahrheit der heiligen Schrift nach dem selbstgemachten nagelfesten orthodoxen System zu bemessen. Ich weiß mich fromm im Gemüthe und demüthig vor Gott und Jesus Christus unserem Herrn, aber auch frei in der Wissenschaft und freudig im Leben. Darum stehe ich fern von der hölzernen Verstandestheologie eines Paulus und Wegscheider, aber auch fern von der Trübsinnigkeit und unkritischen Consequenzmacherei der Werkführer in der evangelischen Kirchenzeitung. In mir ist Einheit und nur außer mir sehe ich Uneinigkeit, aber ich lebe der festen Ueberzeugung, daß der heilige Geist, der im Glauben sich schon mächtig erwiesen hat, auch die Wissenschaft noch in alle Wahrheit leiten wird. — Ich bin, schrieb ein anderer Theologe an Perthes, von tiefem Unwillen gegen die Fanatiker erfüllt, die doch auch wohl politische Zwecke unter dem Deckmantel christlichen Eiferns verfolgen. Was hilft alle Höhe des Christenthums, wenn man nicht auf dem prosaischen Boden der Gradheit und Wahrhaftigkeit steht? Nicht allein vor den Parteiansichten haben wir uns zu hüten, sondern auch vor den Parteimenschen. Eine Reihe von Erfahrungen hat mich zu der Ueberzeugung gebracht, daß wir uns nicht allein innerlich sondern auch äußerlich und für alle Welt erkennbar rein und streng von der Partei der evangelischen Kirchenzeitung scheiden müssen; sie hat ein anderes Ziel und einen anderen Weg als wir. Mag sie den Weg der Unduldsamkeit gehen, wir gehen einen anderen. Jeder mag es mit Gott und seinem Gewissen ausmachen.

Bei der wachsenden Leidenschaft der Streiter lag die Gefahr nicht ganz ferne, daß die gläubigen Gegner der Kirchenzeitung sich mit dem gelehrten Rationalismus, wie ihn z. B. Gesenius und Wegscheider vertraten, vereinigen, und wie Verbündete desselben im Kampfe gegen einen gemeinsamen Feind erscheinen konnten. Unsägliche Verwirrung und Unsicherheit würde dadurch in den Gemüthern der Menschen hervorgerufen worden sein, indem vielen der Kampf gegen die Kirchenzeitung zugleich als ein Kampf für den Rationalismus erschienen wäre. Schon im Sommer 1830 faßte Perthes diese Gefahr ins Auge. Eine sehr bedenkliche Wendung wird der Streit, wie ich fürchte, nehmen, schrieb er um diese Zeit einem Freunde. Sollte die evangelische Kirchenzeitung siegen, was doch nach Lage der Dinge erst in fernen Zeiten möglich ist, so würde sie das Christenthum allerdings verhölzern, aber nicht zerstören; der Unglaube des Rationalismus dagegen zerstört selbst im Gewande der gründlichsten Gelehrsamkeit das Christenthum in seinem innersten Grunde. Wenn ich daher auch mit voller Wahrheit sagen kann: Lieber katholisch als Hengstenbergisch! so sage ich doch mit eben so voller Wahrheit: Tausendmal lieber Hengstenbergisch als Paulus-Röhr-Wegscheiderisch! Unsere gläubigen Theologen aber sind, wie es scheinen könnte, anderer Ansicht. Wie lange schon hat die Darmstädter Kirchenzeitung, die sich doch christlich nennt, auf jedem ihrer Blätter das Christenthum entheiligt! wie lange schon haben eine Menge öffentlicher Blätter Schmieder in Schulpforta als Pietist und Mystiker denunciiert und verlangt, daß er aus einem Amte entfernt werde, in welchem er die Schuljugend verderbe! Unsere christlichen Theologen sahen das mit Schmerz, aber so empört fühlten sie sich nicht, daß sie öffentlich gegen solche Ruchlosigkeit aufgetreten wären. Sobald dagegen die evangelische Kirchenzeitung jene zwei Männer wegen offener Verbreitung des Unglaubens denunciiert und verlangt hatte, daß sie aus ihrem Lehramte entfernt würden, in welchem sie die Universitätsjugend verdürben, sind unsere christlichen Theologen so empört, daß nichts sie vom öffentlichen Auftreten abhalten kann. Mein menschliches Rechtsgefühl sagt, daß ein solches Verhalten mindestens der Billigkeit und Gerechtigkeit ermangele, und gefährlich ist es auch; denn dem kecken Fanatismus der

Kirchenzeitung läßt sich, da er mit offenem Visier einhergeht, wohl begegnen, aber dem schlauen, schleichenden Fanatismus der Rationalisten in seinen Schlangenwindungen und heimlichen Verdächtigungen nachzuspüren ist fast unmöglich. — Hengstenberg's Auftreten hat unsere Theologen so aus aller Fassung gebracht, schrieb Perthes in einem anderen Briefe, daß sie nicht in dem Unglauben, sondern in der Kirchenzeitung den eigentlichen Todfeind des Christenthums zu sehen glauben, über Hengstenberg herfallen und Röhr und Wegscheider laufen lassen. Ich kann nicht helfen, mir kommt es vor, als wenn in manchen der wackeren Männer wenigstens vorübergehend der Professor den Christen überwältigt hätte. Aus Angst, die Freiheit des Katheders könne durch Hengstenberg gefährdet werden, sehen sie nicht, daß die Freiheit des Christenthums durch Röhr, Wegscheider u. s. w. gefährdet ist, und scheuen es weniger, in der öffentlichen Meinung ungläubig zu erscheinen, als in den Verdacht zu fallen, die Katheder freiheit unterdrücken zu wollen.

Dahin ist es schon gekommen, schrieb Perthes einige Wochen später, daß Neander und so manche andere fromme Männer, welche Jahre hindurch als Pietisten und Mystiker mit Schmutz beworfen wurden, nun plötzlich in der Gunst der öffentlichen Meinung stehen. Neander ist heute kein anderer als früher, aber er gilt sehr vielen Rationalisten für einen halben Verbündeten, von dem sich für die Zukunft noch ein mehreres erwarten ließe, und gar manche unselbständige Männer, Theologen und Laien, welche bisher mit Neander für das Christenthum standen, haben verwundert gesehen, daß ihr Führer allen Zorn, dessen er fähig ist, gegen die Kirchenzeitung ausgegossen, den Rationalismus aber unangetastet gelassen hat. Auch sie meinen, Neander stehe doch wohl anders zum Christenthume und zum Rationalismus als sie bisher geglaubt, und werden unsicher in der eigenen Stellung. Ganz gewiß, Neander und die ihm verwandten Theologen sind es, grade weil sie gegen Hengstenberg kämpfen müssen, sich und denen, die sie führen, schuldig, ihre unveränderte Feindschaft gegen den Rationalismus scharf, rücksichtslos und allen erkennbar auszusprechen. Neander's bisherigen Erklärungen fehlt es an Geistesschärfe und fester Geschlossenheit; es schwimmt zu vieles

durcheinander, und er kommt nicht zu einem festen Resultat. Mein Trost ist, daß das Jubelgeschrei der Masse über den vermeinten neuen Bundesgenossen zu dreist und unverschämt erschallt, um nicht die wirklich frommen Gegner Hengstenberg's bald mit Ekel zu erfüllen, und sie zu nöthigen, die aufdringliche Gesellschaft sich vom Halse zu schaffen. Wer die Last der Sünde kennt und nach dem Erlöser ausspäht, der wird zwar in wichtigen Punkten die evangelische Kirchenzeitung bekämpfen müssen; aber sein eigentlicher Feind steht auf einer anderen Seite, und dem Unglauben gegenüber wird er sich als Freund und Verbündeter Hengstenberg's fühlen müssen. — Das Feuer lodert, schrieb ein Freund an Perthes, wer kann es löschen? Viele Kräfte, gute und böse, sind entfesselt, die lange gebunden waren; ein großer Entscheidungskampf, eine Heimsuchung Gottes für unsere Kirche naht mit schnellen Schritten heran. Es gilt zu wachen und zu beten, und zu beharren bis an das Ende.

Während die Protestanten mannigfach zerspalten, nicht ohne Leidenschaft einander gegenüber standen, fühlten sie dennoch sich eins genug, um am 25. Juni 1830 den Tag gemeinsam zu feiern, an welchem vor dreihundert Jahren die Augsburgische Confession übergeben worden war. Als es bei Gelegenheit der Feier an einigen Orten zu Unruhen, die indessen ihren Grund nicht in den religiösen Gegensätzen hatten, gekommen war, schrieb ein Freund an Perthes: Diese Tumulte in Dresden und Leipzig sind ein trauriges Wahrzeichen des betrübten lauten Zankes in der evangelischen Kirche. Leidenschaft und Starrheit regieren die theologische Welt, und während die Christen weinen möchten, steht die rohe Menge da und jubelt laut über das Schauspiel, das aufgeführt wird. — Man muß, entgegnete Perthes, seine Angen abwenden nicht bloß von dem Gezänke, sondern auch von den Kämpfen des Tages; sonst verdirbt man sich das Gesicht und verliert den Blick für den Gang der Dinge im großen. Außerordentlich bleibt doch unsere Zeit: fast in allen Ländern Europa's ist im Inneren der Menschen neues Leben aus dem todten Schutte des vorigen Jahrhunderts aufgewachsen; im Osten wird die griechische Kirche wider Willen in die Culturwelt langsam aber unaufhaltsam hineingezogen; auf den Grenzscheiden zwischen Asien, Eu-

ropa und Afrika dringen christliche Kräfte hinein in das muhammedanische Leben; die Küsten Afrika's werden aufgeweckt und werden die Wege öffnen müssen in ein seit Jahrtausenden verschlossenes Gebiet. Wohl zanken und streiten die einzelnen, schieben rückwärts und vorwärts, aber das Reich Gottes schreitet demungeachtet mit gewaltigen Schritten durch die Welt.

Die politischen Bewegungen im südlichen Europa 1822—1823.

Im Jahre 1814 hatte man mit der ganzen Unbefangenheit politischer Unschuld erwartet, daß die vielen großen Aufgaben, welche aus den Bewegungen von 1789 bis 1814 hervorgegangen waren, binnen einigen Wochen oder höchstens Monaten von dem in Wien zusammentretenden Congresse gelöst werden würden. Im Jahre 1822 wußten alle, daß diese Aufgaben nicht gelöst seien, und manche ahneten, daß sie nicht in kurzer Zeit und nicht durch Besprechungen der Könige und Diplomaten, sondern nur durch eine lange, schwere und blutige Geschichte ihre Erledigung finden könnten. Wir haben vieles erlebt, schrieb Poel im Sommer 1822 an Perthes; aber der heranwachsenden Generation steht noch größeres bevor. Bis Brabant nicht mehr einen widerstrebenden Theil von Holland ausmacht, bis Polen sich nicht mehr nach Wiedervereinigung mit den abgerissenen Theilen sehnt, bis Italien wieder italiänisch geworden, der Grieche im Grabe oder in der Unabhängigkeit Ruhe gefunden, Schweden den Verlust Finnlands, Dänemark den Verlust Norwegens verschmerzt, bis Deutschland Bundesstaat oder Staatenbund und bis in ihm der lange Darm mit den beiden daran hängenden Schläuchen eine bleibende Gestalt gewonnen hat, wird Europa nicht zur Ruhe kommen. Wir haben noch einen weiten Weg vor uns, bis der Emigrierte gelernt und vergessen, der Jacobiner, Radicale und Carbonari aller Länder, jetzt durch den Parteigeist mit dem gesündesten Theil der Be-

völkerung verwechselt, seinen Träumereien entsagt, der Katholicismus seine Reformation vollendet, der Dogmatismus sein unbestrittenes Recht auf protestantischen Kanzeln behauptet und sich im Gemüthe der Andersdenkenden mit dem Rationalismus abgefunden hat. Der unvermeidliche Staatsbankerot wird überall die Einnahme und Ausgabe dauerhaft auszugleichen haben, die neue Welt soll ihre Unabhängigkeit befestigen, soll sich mit ihren Ländermassen dem Staatensystem der alten Welt anschließen und ihre noch unerforschten Reichthümer in die Gemeinschaft des Weltverkehrs werfen. Es wird noch mehr als eine Krisis eintreten, bevor diejenige erfolgt, die endlich ein Gefühl der Sicherheit gibt und es den einzelnen wie den Staaten erlaubt, sich des Besitzes zu freuen.

Auf die Lösung der großen europäischen Fragen hätten die Deutschen wohl in Geduld gewartet, aber nur wenige waren 1822 schon dahin gelangt, mit Resignation zu ertragen, daß für Deutschland so viele Hoffnungen des Jahres 1813 nicht nur unerfüllt geblieben waren, sondern auch allem Ansehen nach noch lange unerfüllt bleiben würden. In Ungeduld und Unruhe drängten und trieben damals noch viele nach einem bald so bald anders gestalteten, immer aber sehr unbestimmten politischen Ziele für Deutschland hin. Ungeachtet der Karlsbader Schlüsse, der Wiener Schlußacte und der festeren Gestaltung des Bundestages und ungeachtet der Einführung constitutioneller Verfassungen in einer Reihe deutscher Staaten, mußte doch jede Partei sich sagen, daß sie nicht erreicht habe und für lange Zeit nicht erreichen werde, was sie zu erreichen gewünscht hatte, und mismuthig wendeten alle Parteien sich von den heimischen Zuständen ab, denen gegenüber anfangs eine erkünstelte, dann eine wirkliche Gleichgiltigkeit mehr und mehr hervortrat. Die politischen Gesinnungen und die politischen Theorien der verschiedenen Parteien aber verloren dadurch nichts an Schärfe, sondern bildeten sich noch schneidender und härter aus; aber zu träge, um nach Geltung im Vaterlande zu streben, freute und ärgerte ein jeder sich ohne Mühe und Gefahr, je nachdem die eigne politische Ansicht in fremden Ländern Siege erfocht oder Niederlagen erlitt.

Noch immer waren es die südeuropäischen Revolutionen, welche

Europa in Athem hielten. Neapel zwar war bereits seit dem Frühjahr 1821 von östreichischen Truppen besetzt, aber in Spanien blieb äußere Einmischung lange genug aus, um die Entwickelung wilder und widriger Parteikämpfe möglich zu machen. Ich habe das spanische Getriebe in Politik so satt, schrieb Böhl von Faber gegen Ende des Jahres 1822 aus Cadix an Perthes, daß es mich fast anekelt, noch Worte darüber zu verlieren. Der erste Ursprung der ganzen Bewegung war kläglich und matt; aber die Absichten waren von Anfang an böse und gottlos, und von diesen beiden Grundlagen aus hat wohl geschehen müssen, was geschehen ist. Unter den vielen höhnenden Feinden der Kirche war im südlichen Spanien am gefährlichsten ein Mönch, der in Mexico von der Inquisition eingesperrt, aber aus dem Gefängnisse entwischt war. Er ist jetzt gestorben und hatte angeordnet, daß er mit der spanischen Constitution auf der Brust und unter Absingung patriotischer Lieder begraben würde. Seit seinem Tode haben die schamlosen Angriffe auf Religion und Kirche etwas nachgelassen, aber das Schimpfen auf Mönche und Klerisei als die Ursache alles politischen Uebels nimmt auch jetzt kein Ende. Nach der Reihe werden die Klöster und geistlichen Stiftungen eingezogen und ihre Güter veräußert. Nur die Nonnenklöster bestehen noch, erwarten aber täglich ihren Untergang. Kurz, es geht alles den französischen Gang, zwar bedächtiger und mit möglichster Vermeidung öffentlichen Skandals, aber die Ziele und Zwecke sind dieselben wie 1789 in Frankreich. — Wenn Sie das hiesige Revolutionswesen mit eigenen Augen gesehen hätten, schrieb derselbe Freund einige Wochen später, so würde Ihr Ekel an dem Schmutz nicht geringer sein als der meinige. Weder um Sachen noch um Grundsätze dreht sich der Kampf, sondern lediglich um Personen, und kann daher auch nur für die, welche Gewinn oder Verlust zu erwarten haben, von Interesse sein. Jetzt handelt sich alles darum, ob die Exaltados, d. h. Jacobiner, die eine Republik wollen, oder die Maçons, d. h. Anhänger der Constitution, diese oder jene einträgliche und einflußreiche Stelle erhalten sollen. Nur mit gegenseitigen Vorwürfen und persönlichen Schmähungen sind alle jetzt erscheinenden Tagesblätter und Flugschriften erfüllt. Die Verfasser der Zeitschrift „Censor" verstanden doch wenigstens ihre

Mutterſprache und waren Männer von Talent, wenn auch ſämtlich in den Grundſätzen der franzöſiſchen Revolution untergegangen; aber ſie wurden, eben weil ſie Talent hatten, von allen Parteien gehaßt und ihr Blatt iſt eingegangen. Jetzt macht nur die Plattheit und Gemeinheit ſich breit. — Sonderbar ſind doch dieſe Erſcheinungen, ſchrieb Perthes. Dieſelben Spanier ſind als einzelne kindlich gut, wie wir ſie unter Romana kennen lernten, ſind edel, ja erhaben, wie ſie in dem Kampfe gegen Napoleon ſich darſtellen; aber als Nation ſind ſie ohne Gefühl für Gerechtigkeit und von tigerhafter Natur, als Nation verwüſteten und entvölkerten ſie Amerika und die Niederlande, als Nation wütheten ſie in ihren eigenen Eingeweiden, früher aus religiöſen, jetzt aus politiſchen Meinungen. In Pizarro und Alba verkörperte ſich die Nationalität. Eine Nation iſt eben noch etwas ganz anderes als der Inbegriff ihrer einzelnen Glieder.

In Frankreich drängte die ultraroyaliſtiſche Partei, den Vicomte de Montmorency an der Spitze, zum Kriege gegen das revolutionäre Spanien, und auf dem im October 1822 eröffneten Congreſſe zu Verona ſetzte Fürſt Metternich alle Kräfte daran, um die Herſtellung der monarchiſchen Ordnung in Spanien zu einer gemeinſamen Aufgabe Europa's zu machen, deren Ausführung Frankreich übertragen werden ſollte. Ihm war, wie man glaubte, hierbei nicht die Angelegenheit Spaniens die Hauptſache, ſondern der Wunſch, den Gedanken des Kaiſers Alexander eine andere Richtung zu geben, deſſen Streitkräfte im Süden Rußlands geſammelt waren und zu Gunſten der Herrſchaft Rußlands in den Befreiungskampf der Griechen einzuſchreiten drohten. Als im December 1822 der Congreß auseinander ging, hatte Metternich ſein Ziel erreicht. Der Krieg Frankreichs gegen Spanien ſtand in Ausſicht, und da England ſich demſelben entſchieden widerſetzte und niemand wußte, wie weit es durch ſeinen Widerſtand geführt werden würde und wohin die Parteikämpfe innerhalb der franzöſiſchen Kammern führen würden, ſchien ein allgemeiner europäiſcher Krieg, durchkreuzt von einem allgemeinen Kampfe zwiſchen der beſtehenden Ordnung der Dinge und der Revolution, nicht unwahrſcheinlich. Unter düſteren Ausſichten für Europa begann das Jahr 1823. Ich halte dieſen Moment, ſchrieb

Perthes im Januar einem Freunde, für einen der wichtigsten unter den vielen wichtigen, die wir erlebt haben. Jetzt werden die Gewässer sich scheiden. Die europäischen Staaten und die europäischen Gesinnungen, die zu vereinigen versucht ward, konnten nicht vereinigt bleiben; es war eine fromme Täuschung dessen, der sie zusammenbinden wollte. Auch durch sein ideologisches Streben hat Alexander seine deutsche Abkunft bekundet. Die Geschichte ist doch wahrlich ein verlorenes Gut für den Menschen und kein Sprichwort ist lügenhafter als das: Durch Schaden wird man klug. Die Alten bleiben dumm und die Jungen werden dumm. Wenn es nur recht kernhafte politische Sünder wieder geben wollte, so würde die Erkenntnis nicht ausbleiben; aber jetzt ist alles lahm oder springt wie die Elstern in Zeitungen und Journalen herum.

Aller Augen waren auf Frankreich gerichtet, von dem Siege dieser oder jener französischen Partei schien der Krieg gegen Spanien, und von dem Kriege gegen Spanien der Ausbruch eines großen europäischen Krieges abzuhängen. Nicht europäische Bedürfnisse, sondern die Parteikämpfe in Frankreich werden über Krieg und Frieden entscheiden, schrieb ein Freund im Januar 1823 an Perthes; und in Frankreich entwickelt der im Jahr 1814 unterdrückte chemische Proceß sich mit der blinden Gewalt einer Naturkraft fort, über welche die politische Vernunft keine Herrschaft übt. Am 28. Januar stellte Ludwig XVIII., als er die Kammern eröffnete, den Krieg gegen Spanien unter dem Jubelrufe der Majorität in Aussicht. Die neuesten Begebenheiten in der französischen Deputiertenkammer zeigen deutlich, heißt es in einem Briefe an Perthes, mit welcher Frechheit die heiligsten Rechte unter Autorisation von oben mit Füßen getreten werden, wie man mit Eidschwüren spielt und das Gesetz verdreht und kränkt. Das Verfahren dieser Civilisierten aller Nationen gegen Spanien ist wahrlich um kein Haar besser unter den Bourbonen als unter Napoleon, und England hebt jetzt keinen Finger auf; nur für einen vortheilhaften Handelsvertrag oder für erweiterten Colonialbesitz verschachert es sich jedem, der etwas bieten kann. — Also doch Krieg! schrieb Perthes im Februar 1823; ich hätte nicht geglaubt, das man das Wagstück in Frankreich unternehmen würde. Auch der Eingeweihteste

vermag nicht zu ahnen, wo und wie er enden wird; ich halte jetzt einen allgemeinen Krieg schon in den nächsten Jahren für möglich. Ein jeder, groß und klein, mag wohl zusehen, wo er stehe, aber es ist gut, daß der Ingrimm der Parteien sich entlade und daß die verborgenen Mörderwaffen an das Tageslicht kommen; lieber Feuer und Schwert, ja Gift und Dolch, als den Geifer infamer und gemeiner Zungen.

Immer wieder entstanden indes Zweifel an dem wirklichen Ausbruche des Krieges. Ungeachtet aller Anzeichen kann ich, schrieb Perthes am 2. März 1823, noch immer nicht an den Krieg glauben; die rasende Partei wird sich doch wohl noch besinnen und fest bin ich überzeugt, daß nur sie es ist, die den Krieg will und nicht die drei Mächte. Grade die dummtolle Erklärung Villèle's, daß Frankreich nur die Wahl habe zwischen einem Kriege an der westlichen oder an der östlichen Grenze, bestätigt mir meine Ansicht. In der Angst hat dieser schwache Mann das Wort gesagt, um vor sich selbst den Krieg zu rechtfertigen, den er in seinem Innersten verdammt und verwirft. Oestreichs Friedensworte in der Noth bei dem schnellen Falle der Papiere sprechen zu deutlich. Geht aber auch für dieses Jahr die Gefahr vorüber, so sehe ich doch einen furchtbaren Krieg in nicht zu weiter Ferne; es scheint mir nicht möglich, daß der gräßliche Zwiespalt aller inneren Interessen, der in den Gemüthern von ganz Europa herrscht, sich ohne Gewalt ausgleiche. Ich meine, daß eine vorübergehende Anarchie in Europa eintreten werde, aus welcher Tyrannen emporsteigen, sei es im Purpur oder in der Jacke, welche die Menschen zu Paaren treiben werden, wie sie es verdienen. Doch der Mensch denkt, Gott lenkt — er wolle sich unser annehmen! — An den Krieg will nun wieder niemand recht glauben, schrieb Rist am 10. März 1823 an Perthes. Nach allen Nachrichten aus Frankreich ist die Geldverwirrung dort so groß, daß nicht nur die Cassen leer, sondern auch die Kriegsrüstung sehr mangelhaft ist; die Neigungen selbst der ersten Befehlshaber werden als sehr friedlich geschildert. Es scheint, als ob nach einem Vorwande zu neuen Unterhandlungen begierig gesucht werde, wahrscheinlich aber vergebens. Haben die Parteien die Dinge muthwillig bis auf einen gewissen Punkt geführt, so wachsen sie ihnen

endlich über den Kopf. So geht es aber immer, wenn eine Partei regiert, die an nichts denkt, als wie sie sich selbst verstärken kann; sie will ihre Creaturen befördern und durch Beförderung neue Creaturen gewinnen; alles andere ist nur Mittel zum Zweck. So gerathen alle Verwaltungszweige in Unordnung und die Partei arbeitet wider Willen selbst daran, die Krisis herbeizuführen, nach welcher die große Mehrzahl der Franzosen seit dem Augenblick der Rückkehr der Bourbons arbeitet. Das übrige Europa hat keine Lust zum Kriege; England am wenigsten; Metternich möchte einiges Geräusch in Spanien, um Alexander vom Oriente abzulenken, und Alexander wird zwischen dem Berufe, im Oriente zu herrschen, und dem Berufe, Europa von der Revolution zu befreien, hin und her gezogen; das eine wie das andere hält er für einen göttlichen Auftrag und seine hohen Verbündeten zerren ihn bald an dem einen bald an dem andern Seil.

Noch im Sommer 1822 war die Meinung allerdings wohl begründet gewesen, daß Kaiser Alexander, wenn auch nicht für die Griechen, so doch für seine eigene Herrschaft im Orient zum Schwerte gegen den Sultan greifen werde. Es wäre möglich, schrieb damals ein Freund an Perthes, daß die fanatischen Kämpfer des Islam den Südosten Europa's noch einmal mit Mord und Brand erfüllen könnten. Zwar stehen ihnen gegenüber die Russen, gerüstet zu einem Kriege, der auch für sie ein Religionskrieg sein wird; aber ein schneller Sieg ist wenigstens für den Anfang wohl zweifelhaft. Asien sendete von jeher nicht Heere, sondern Schwärme, und zieht der Krieg sich in die Länge, so möchte bei dem Zustande der Staaten und bei dem Ingrimm der Völker ganz Europa in Revolutionsflammen stehen. — Im Winter 1822 aber war es bereits gelungen, die Gefahr der revolutionären Bewegungen in Spanien und die Nothwendigkeit ihrer Bekämpfung in den Vordergrund zu schieben und den Blick des Kaisers Alexander von der Gewinnung der griechischen Kaiserkrone, vorläufig wenigstens, abzuziehen. Kaiser Alexander wird nun von seiner frommen Täuschung, schrieb Perthes, Irdisches und Himmlisches leiten und binden zu können, zurückkommen. Jetzt sitzt er im Läuterungsfeuer und es wäre kein Wunder, wenn er verhärtete oder

zerflösse; doch ich hoffe, Gott ist wirklich mit ihm — oder bin auch ich in einer frommen Täuschung wie er? — Die Lage der Griechen war allerdings verlassen genug; auch in Deutschland ward sie noch immer tief empfunden. Alle Zerwürfnisse der Zeit, heißt es in einem Briefe an Perthes, verlieren ihre Wichtigkeit vor dem ungeheuren Schicksal, welches in der grausenhaften Aufopferung der flehenden Griechen in die Zeit eingetreten ist. Ihr Blut wird über Europa kommen und die Könige haben sich nicht zu beklagen, wenn die asiatischen Horden religiöser Fanatiker unseren Welttheil zerfleischen. — Aus eigenen Kräften hatten die Griechen sich Ende 1822 und Anfang 1823 ihre fast verlorene militärische Stellung wieder gewonnen. Daß die Türken es durch ihre Verkehrtheiten den Griechen leicht gemacht haben, sich zu halten, schrieb im Februar 1823 ein Freund an Perthes, thut der Bedeutung der Sache keinen Eintrag. Nie wäre etwas großes gediehen, wenn die Feinde desselben ihre Sachen nicht dumm angefangen hätten. Hätte Cyrus statt Xerxes auf dem persischen Thron gesessen, so würden auch die alten Hellenen uns wohl keine Geschichte hinterlassen haben. Daß die europäischen Mächte Griechenland nicht unterstützt haben, erscheint fast wie ein Gewinn; denn alles, was unter solchen Umständen in Griechenland gethan und erreicht wird, ist für die Zukunft weit bedeutender, als größere Resultate sein würden, die durch fremde Mitwirkung erlangt wären. Auch Morea scheint mir jetzt für europäische Cultur gewonnen. Der Aufschwung dieses jungen Jahrhunderts in Recht und Freiheit, in Kunst und Wissenschaft ist doch riesenhaft und könnte den alternden Mann zu dem Wunsche verleiten, über die gewöhnliche Grenze des Lebens hinaus zu leben, um das Ende von dem Anfange zu sehen. — Meine Morgenrothsflügel tragen mich, antwortete Perthes, noch weiter als Sie und weit hinaus über Morea und Griechenland nach Afrika und Asien hin. Ob Morea für die europäische Cultur gewonnen und dadurch ein Land mehr in die Verstandesschnürbrust unserer Zeit gebracht wird oder nicht, scheint mir weniger bedeutend als die Frage, ob Europa noch einmal sich lüften und Spielraum gewinnen kann zur freien Bewegung der vielen Kräfte, die jetzt in enggespannten Schranken verkümmern und verderben. Der Europäer bedarf für die Kräfte des Geistes und

und des Willens neuer weiter Kreise, und dem sich selbst und die Ruhe suchenden Menschen wäre auch wohl ein Raum zur stillen Zurückgezogenheit zu gönnen, der auf dem offenen Markte Europa's nicht mehr gefunden werden kann. Gerne blickt man nach den griechischen Inselgruppen, von denen die Cultur der Menschheit ausgegangen ist, gerne nach den Küsten, in deren Nähe das Heil der Welt erschien, und mag auch wohl wünschen und erwarten, daß dort noch einmal für die Geschichte unseres Geschlechts ein Vorhang aufgezogen werde. Eine Amalgamierung Europa's und Asiens an ihrer südlichen Grenzscheide, auf welcher schon einmal die höchste Entwicklung geistiger Menschheit sich darstellte, scheint mir im Gange der Geschichte zu liegen. Natürliche Grenzen bilden dort keine Scheidung und Europa bedarf eines Rückhaltes, um im Gleichgewichte zu dem mächtigen aber austrocknenden Leben zu bleiben, was in Amerika hervortritt. Neu richten müssen sich die Menschen; die drei letzten Jahrhunderte gaben das Vorspiel dazu; vielleicht ist unserer Zeit die Haupthandlung beschieden. — Die Welt sieht bunt aus, schrieb am 22. April 1822 Graf Adam Moltke, und scheint noch bunter werden zu wollen. Alle Rechnungen müßten trügen oder große Resultate sind unausbleiblich. Freiheit oder Knechtschaft; va banque. — Die Geschichte Europa's ist im Fluß, schrieb Perthes; ob vom Bösen zum Guten oder vom Guten zum Bösen, das müssen wir abwarten. Fast ein Jahrzehend hindurch haben böse giftige Räsonneurs auf der rechten wie auf der linken Seite alle Thatsachen falsch ausgeprägt und die edelsten Strebungen und Gefühle in der Menschenbrust zu faulen Geschwüren gemacht. Möglich, daß jetzt für den großen babylonischen Thurmbau der europäischen Politik die Glocke der Zeitlichkeit schlägt, aber wird hinter der dunkeln Mitternachtsstunde ein neuer Tag erscheinen?

Wie so oft, täuschte auch diesesmal der wirkliche Gang der Dinge alle Meinungen, die man im voraus gehegt; die Jahre 1822 und 1823 waren nicht bestimmt, einen Abschnitt, sondern nur eine Episode der Weltgeschichte zu bilden. Am 7. April 1823 rückte der Herzog von Angoulême in Spanien und am 24. Mai in Madrid ein. Durch die schmählichsten inneren Parteikämpfe waren ihm die Wege gebahnt. Seit der Rede des Königs von Frankreich tragen wir Ultras

den Kopf höher, hatte Böhl von Faber Ende Februar an Perthes geschrieben, und meinen, daß die Jacobiner nun auf dem letzten Loche pfeifen; unsere Parteien aber fahren fort, sich gegenseitig zu verfolgen und ahnen keine Gefahr für die hochheilige Constitution. — Sie können sicher behaupten, schrieb er vierzehn Tage später, daß, so schlecht man sich auch in Deutschland die jetzigen Führer der öffentlichen Angelegenheiten Spaniens darstellt, man doch nie eine anschauliche Vorstellung von der totalen Nichtswürdigkeit haben wird, die wirklich ist. Selbst die englischen Minister, selbst Liverpool und Canning leben in gänzlicher Verblendung über unsere Zustände und werden deshalb das Schwert Englands in der Scheide lassen. Käme es nur bald zu einer Schreckensregierung bei uns, so würden Europa die Augen aufgehen und wir wären gerettet; aber grade die Rechtlichkeit des spanischen Volkes und dessen geringe Theilnahme an den politischen Fragen wird den gemeinen blutgierigen Demagogen eine Herrschaft in ihrem Sinne unmöglich machen und ihnen Zeit lassen, in der Stille alles Gute zu untergraben und zu vertilgen. — Ob unser spanischer Freund die factischen Zustände richtig sieht oder falsch, heißt es in einem Briefe an Perthes, kann in Deutschland wohl niemand beurtheilen; aber wenn sie auch wirklich so trostlos sind, wie sie ihm erscheinen, so bleibt es doch gewiß, daß der Krieg, so wie er von den Machthabern Frankreichs begonnen ist, darüber enscheiden soll, ob künftig die einzelnen Nationen Europa's ein unabhängiges Dasein haben oder ob eine Universalherrschaft dessen, was eine Partei monarchisches Princip nennt, begründet und allen Nationen in gleicher Weise aufgedrängt werden soll.

Böhl von Faber hatte nur zu sehr Recht gehabt und auch in Deutschland schämte man sich der Begeisterung, welche man für die vermeintlichen Freiheitshelden gehegt hatte. Die Spanier haben uns, schrieb ein entschiedener und entschlossener Liberaler im Juli 1823, eben so getäuscht wie früher die Neapolitaner. Die ganze Politik ist nicht werth, daß man sich damit befasse. Reiner Egoismus bei Staat und Individuen ist an der Tagesordnung und in den Geist der Zeit muß man sich fügen. Die Dinge gestalten sich zuletzt doch so, wie sie sein sollen; die gesellige Ordnung wird nicht zu Grunde gehen,

möge das Band, welches sie zusammenhält, aus Blumen oder aus Eisen bestehen. — In Spanien war es allerdings kein Blumenband, welches die französischen Waffen brachten, und mit dem Falle der Revolution in Spanien war Portugals Geschick entschieden. Auf der ganzen pyrenäischen Halbinsel war, wie ein Jahr zuvor schon in Italien, die Revolution unter die Füße ihrer rachsüchtigen Gegner gebracht. Dem Namen nach war die legitime Ordnung hergestellt, in Wahrheit aber eine von Wuth und Haß erfüllte Partei zur schrankenlosen Herrschaft gelangt und es ließ sich voraussehen, daß etwas früher oder etwas später ihr dieselbe aufs neue von ihren Feinden streitig gemacht werden würde. Die Griechen waren von Europa den Türken preisgegeben, aber die Ohnmacht des Sultans, der Türkenhaß der Griechen und Rußlands unverwandt auf den Orient gerichteter Blick waren geblieben. Daß das gesamte Südeuropa sich nur in einem provisorischen Zustande befinde, bezweifelten wenige und manche glaubten das gleiche von Frankreich.

In maßloser Leidenschaft wendete sich die öffentliche Meinung gegen die Sieger in Neapel, Portugal und Spanien, vor allem aber gegen Kaiser Alexander, dessen Haltung man die Möglichkeit eines solchen Sieges allein zuschrieb. Wie Modergeruch aus einer Pestgrube widert mich das düstere Gewebe der jetzigen Politik an, heißt es in einem Briefe an Perthes. Noch einmal hat die Hölle triumphiert. Wohl weiß ich, daß ihr Reich nicht immer dauern, sondern der Schlange der Kopf zertreten werden wird; aber so lange wir leben, werden wir auch nicht einen Strahl des kommenden Morgens sehen. — Auch ich fürchte die Revolution und hasse sie, schrieb ein anderer, aber der jetzt vom Osten herbeigerufene Popanz wird sie nicht beschwören, sondern vermuthlich die faulige Gährung fördern, und den Satan der Revolution überall in seinem verborgenen Abgrunde aufrühren und Verderben über Europa bringen. Denn das ungeheure russische Reich ist innerlich ohnmächtig und die jüngeren Kräfte und der Reiz der öffentlichen Meinung ist in ganz Europa für die Revolution. — Die Ereignisse unserer Tage, schrieb dagegen Perthes, zeigen nicht allein dem tieferen sondern auch dem nur denkenden Menschen den Finger Gottes in der Geschichte. Frankreich wird durch seine Stellung

zu Spanien fester und fester dem Westen verstrickt, Rußland muß seine Blicke und Kräfte nach Osten wenden, mag es wollen oder nicht. Abermals sind wir Deutsche dem Zusammenstoße der Waffen entzogen und sind wiederum aufgespart, um die Bestimmung, die wir in der Weltordnung haben, zu erfüllen. Mir kommen die Deutschen wie die echten Nachfolger der Juden vor. So wie diese abgeschlossen von allen anderen Völkern das Gesetz bewahren sollten, so wird unter uns ein Same der Frömmigkeit, der Freiheit, der echten Weltbildung bewahrt, um ihn unter den verschiedensten Formen nach allen Seiten hin mitzutheilen. Als die Juden zerstreut wurden, sammelten sich die Germanen; manche babylonische Gefangenschaft ist schon überstanden und der Herr hat uns immer wieder zusammengeführt und bewahrt, und hat uns jetzt wieder eine Frist vergönnt, um uns in uns zu sammeln unserem geschichtlichen Berufe gemäß. Helfe Gott, daß wir die uns gegönnte Frist nicht verschmähen und vergeuden!

Die politischen Institutionen Deutschlands und der Liberalismus 1822—1825.

Der seit 1819 allgemein bemerkbar gewordene feindliche Gegensatz zwischen Obrigkeit und Unterthanen hatte sich schärfer und gefährlicher ausgebildet und drängte die Aussicht zurück, daß Deutschland die ihm inmitten der europäischen Verwickelungen vergönnte Ruhe benutzen werde, um sich selbst zu kräftigen und zu gestalten. Mistrauen, Furcht und Polizeigelüste griffen unter den Regierungen immer weiter um sich. Der Obrigkeit entgegen zu sein, den bestehenden Gesamtzustand als unhaltbar und unwürdig zu behandeln und dessen einzelne Gebrechen mit Schadenfreude aufzudecken, das galt anderseits weit und breit als Zeichen politischer Einsicht und als Beweis eines politischen Charakters. Die neue politische Ordnung, deren Erringung die herrschende Zeitrichtung als ihre Aufgabe ansah, trug nicht mehr, wie die Männer von 1813 und 1817, wenn auch

noch so unklar, gewollt hatten, einen national eigenthümlichen, dem deutschen Sinne und der deutschen Geschichte entnommenen Charakter. Die begehrten Verfassungen sollten vielmehr allein aus dem politischen Verstande, der zu allen Zeiten und an allen Orten derselbe sei, hervorgehen, sollten keine Unterordnung unter eine gegebene Autorität zur Voraussetzung haben und im wesentlichen überall dieselben sein und gleiche Giltigkeit für jede Nation und jedes Land haben. Einem Liberalismus, der in dieser Richtung sich bewegte, stand Perthes seiner ganzen Natur nach scharf und entschieden entgegen, mochte es sich nun um die Verfassung der einzelnen deutschen Staaten oder um die Verfassung Deutschlands handeln.

Die Menschen wollen regiert werden und müssen regiert werden, schrieb er einmal, und weil sie nur von Menschen regiert werden können, hängt jeder Regierung eine menschliche Zuthat an, sei es ein Hofmarschall oder ein Küchenjunge, eine Bürgermeisterperücke oder ein Corporalstock. Darüber, so wie Sie es thun, sich zu ärgern und zu ereifern, bringt uns keinen Schritt weiter, und wenn Ihr politisches Götzenbild aus Frankreich oder Nord- oder Südamerika wirklich bei uns aufgerichtet würde, so hätten wir doch nichts weiter als einen neuen Baal, der berſten würde, so bald seine Zeit gekommen. — Sie nennen, schrieb Perthes ein anderesmal, die ausschließliche Majestät des Gesetzes ein Wort feinen, reinen Klanges, ein Wort tiefen Sinnes. Nun ja, fein in die Ohren unserer Zeit klingt es allerdings, aber tief ist es nicht, sondern nichts als eitel Schall und Klang. Majestät des Gesetzes ohne Autorität des Gesetzgebers ist ein Wort ohne Sinn; die Majestät will einen Leib haben, einen monarchischen oder meinetwegen auch einen republicanischen; das Gesetz setzt eine schon vorhandene, gegebene, nicht gemachte Obrigkeit voraus und grade diese leugnet das Willkürsgelüste unserer Zeit bald in dieser bald in jener Form. — Dummheiten machen die Regierungen genug, hatte ein Freund an Perthes geschrieben, beinahe so viel, wie wir selbst; aber zugeben muß ich Ihnen, daß nicht ein einziger Staat in Deutschland ist, der unter dem Drucke wirklicher Tyrannei seufzte; nirgends in Deutschland drängt die Gegenwart, sondern überall die Reflexion über die Vergangenheit und die Furcht

vor der Zukunft zu dem Streben nach Constitutionen. Aber anders als Sie halte ich auch ein solches Streben für berechtigt und glaube, daß es, sofern nur der Hochmuthsteufel nicht zur Herrschaft kommt, ein gutes Ziel erreichen kann. — Ich weiß es ja wohl, antwortete Perthes, daß unsere Zeit wie jede andere nach einem besseren gesellschaftlichen Zustand streben kann und soll. Der Jugend verarge ich es auch nicht, wenn sie in dieser oder in jener Verfassung das Heilmittel alles politischen Uebels sieht; aber das reifere Alter, welches noch nicht schwach ist, hat doch auch sein Recht. Die Menschen und ihre Verhältnisse, nicht die Verfassungsformen derselben sind die Wurzel des Uebels; die Verfassung kann die Zustände, die sie vorfindet, ordnen, aber sie macht schlechte Zustände nicht gut, schwere nicht leicht. Daß das patriarchalische Verhältnis des Fürsten zu seinen Unterthanen verschwunden und nicht wiederherzustellen ist, darf niemand leugnen; aber daraus folgt nicht, daß der Fürst, wie unsere Liberalen doch eigentlich wollen, ein überflüssiges Uebel geworden sei, welches höchstens noch als Schemen neben dem verantwortlichen Minister einen Platz finde. Wer die deutschen Liberalen und Radicalen kennt, der muß die Nothwendigkeit eines strengen monarchischen Regiments anerkennen und kann keine Verfassung wollen, neben welcher dieses nicht Raum hat. Nicht das ist die Frage, ob der deutsche Staat einer Verfassung bedürfe, sondern welcher Verfassung er bedürfe. — Dem Deutschen fehlt, schrieb Perthes ein anderesmal, die Schnelligkeit des Urtheils, weil er nicht wie der Franzose nur mit dem Verstande, sondern stets mit dem ganzen Menschen urtheilt. Dem Deutschen fehlt das praktische Talent, weil er sich nicht wie der Engländer an dem grade Vorliegenden und Nächsten, was zu thun ist, genügen läßt, sondern tausenderlei entferntere und tiefere Beziehungen, die sich anhängen, mit bedenken und bewältigen will, die der Engländer gelassen bei Seite schiebt, wie wenn sie gar nicht vorhanden wären. Der Deutsche bedarf, um richtig zu urtheilen und kräftig zu handeln, vor allen Dingen Zeit und ruhige Sammlung. Die Formen aber, die jetzt für die Verhandlungen der Ständeversammlungen verlangt werden, zwingen die Menge der Abgeordneten, binnen wenigen Stunden sich über wenig bekannte Verhältnisse ein

Urtheil zu bilden; sie überraschen durch den Einfluß der wenigen, die behende zu reden verstehen; sie zerstreuen durch die theatralischen Effecte und geben auch dem Bornierten, dem Listigen, dem Hämischen, dem Bissigen ein entscheidendes Uebergewicht, sobald er nur weiß, wie eine große Versammlung gehandhabt werden muß. Mancherlei Verfassung kann gut sein für den Deutschen, die declamatorische aber ist gewiß schlecht für ihn.

Neue Verfassungen waren seit den Freiheitskriegen in einer Anzahl deutscher Staaten gegeben; die öffentliche Meinung aber behandelte sie bald mit misachtender Gleichgiltigkeit, weil sie nicht brachten, was von ihnen erwartet war, und als im Sommer 1823 in Preußen die Gesetze über Anordnung der Provincialstände erschienen, wurden sie mit lautloser Stille aufgenommen. — Eine wahre Schmach ist es für Deutschland, schrieb ein Freund an Perthes, daß die erste offene und eingehende Würdigung dieser Gesetze von dem Journal des Debats gebracht worden ist; aber freilich die Wortführer in Deutschland haben keine Ursache sich zu freuen, wenn ihnen ein scheinbarer Vorwand des Schmollens, des versteckten Angreifens und Zusammenrottens entwunden wird. — Institutionen für die Gemeinden, Friedensgerichte und einiges andere der Art kann man für Deutschland schaffen, aber ein mehreres wüßte ich nicht zu geben, äußerte Niebuhr 1824 gegen Perthes. Was haben die Provincialstände dem Kronprinzen, der sehr geneigt war sie zu hören, vorzulegen vermocht? Nichts, gar nichts, was zu brauchen war. Das lag nicht in der Art des Berufens; denn auch bei der freisten Wahl wäre es nicht möglich gewesen, tüchtigere Männer als die jetzt berufenen zu finden. Wer eine Verfassung begehrt, möge die Männer ins Auge fassen, welche nach derselben die Ständeversammlungen bilden würden. Als N. mich mit der holsteinischen Verfassung langweilte, fragte ich ihn nach den Personen, auf die er rechne. Fünf Männer wußte er mir zu nennen und keinen mehr.

Die herrschende Zeitrichtung, welche nach verwundbaren politischen Angriffspunkten suchte, glaubte sie in der Bundesverfassung leichter noch als in den Landesverfassungen zu finden. Der Bundestag sorgte für Fortführung der demagogischen Untersuchungen, sprach

aus, daß den Lehren und Theorien der Schriftsteller und Gelehrten über das Bundesrecht kein Einfluß auf die Verhandlungen in Frankfurt zu gestatten sei, beschränkte die Bekanntmachung der Bundestagsprotokolle und verlängerte die Karlsbader Schlüsse auf unbestimmte Zeit; im übrigen aber bezog sich vom Sommer 1822 bis zum Sommer 1830 seine Thätigkeit nur auf die Verhältnisse des Reichskammergerichtsarchivs zu Wetzlar, auf die Courtoisie der mediatisierten Fürsten, auf die Stellung des Hauses Schönburg, auf die inneren Streitigkeiten des Hauses Reuß und einige andere Verhältnisse ähnlicher Art. Noch bis zum Jahre 1823 hatten einzelne Männer namentlich in den kleineren Staaten die Hoffnung festgehalten, daß sich der Bundestag zu einer Schutzwehr gegen Willkür und Gewalt gestalten werde. Es hat sich, schrieb um diese Zeit ein mithandelnder Freund an Perthes, eine aus den Bevollmächtigten der kleineren Staaten gebildete schwache Majorität durch energisches Festhalten an Recht und Gesetz der Willkür und Uebermacht furchtbar gemacht und ihre würdige Stellung auf eine so ruhmvolle Weise behauptet, daß man in ganz Deutschland seine große Freude daran haben würde, wenn die Klugheit nicht geböte schonend zu schweigen. In diesem Augenblicke wieder sind Recht und Willkür in dem lebhaftesten Kampfe begriffen und allen Anzeichen nach wird ersteres abermals siegreich das Feld behaupten. — Als aber im Sommer 1823 der würtembergische Gesandte von Wangenheim und der kurhessische von Lepel, wie schon früher Herr von Gagern, abberufen werden mußten, trat Haß gegen den Bundestag als allgemeine Stimmung hervor. Auch in den Briefen an Perthes wurden keine Stimmen mehr laut, die den Bundestag vertheidigten. Ich wünsche fort aus Frankfurt, schrieb ein mithandelnder Freund an Perthes. Es ist nicht länger möglich etwas zu erwirken, oder etwas zu verhindern, was der Mühe werth wäre, und ich kann meine Zeit besser anwenden, als leeres Stroh dreschen zu helfen und meinen Namen unter Protokolle zu setzen, deren Inhalt meiner Ueberzeugung zuwider ist. — Es ist ein wunderliches Ding um eine aus Bevollmächtigten verschiedener Staaten gebildete Versammlung, schrieb ein in diplomatischen Verhandlungen sich abmühender Freund um dieselbe Zeit an Perthes; jeder soll, um

das eine zu gewinnen, das andere aufopfern; der uralte Zwiespalt zwischen Individuum und Gemeinschaft tritt grell an den Tag und ganz andere Schwierigkeiten bieten sich dar, als wenn man in seiner Stube Deductionen und Berichte ausarbeitet oder in einem Collegio mit guten Landsleuten berathet und decretiert. Wer schnell ist und den Gegner so stellt, daß dieser ohne Inconsequenz, die man mehr fürchtet als Ungerechtigkeit, nicht zurück kann, der hat den Vortheil, und dennoch zeigt sich auch in diesen Verhältnissen deutlich die Macht des Rechts und der Oeffentlichkeit; ohne Scheu vor der letzteren wäre ein Uebereinkommen in gemeinsamen Angelegenheiten gradezu unmöglich. Ich habe auch diesesmal wieder manches gelernt und bewundere mehr als je das, was 1814 und 1815 der Wiener Congreß geleistet hat. Ohne den Geist Gottes, der damals die Gewässer erregt hatte, wäre auch das wenige nicht möglich gewesen. Nun ist der Geist verflogen und das Gewässer wieder stille geworden und das Element wieder so unregierlich geworden als je und das Flüssige neigt sich zum Starren. Bei alledem aber ringt die Gesellschaft nach einer vollendeten Ausbildung und wird sie selbst durch die Bestrebungen erlangen, durch welche sie verhindert werden sollte. Die heilige Allianz ist ein Gedanke, der nicht wieder untergehen wird, aber sie wird eine europäische Gemeinschaft schaffen ohne Jesuiten und ohne Ultras. Die Bundespreßgesetze sind die Mittel geworden, eine Uebereinstimmung in der Gesetzgebung für die deutschen Staaten herbeizuführen; der Preßzwang wird aufhören, aber die durch ihn erzielte Uebereinkunft wird dereinst für andere Zweige des Rechts wirksam werden.

Weil die Form, in welcher die Bundesverfassung erschien, den Ansprüchen nicht genügen konnte, welche Deutschland zu machen das Recht hatte, waren die meisten geneigt, die Bundesverfassung überhaupt als Verfassungsform für Deutschland zu verwerfen. Perthes aber war anderer Ansicht. Ein Staat, ein Reich im heutigen Sinne des Wortes ist Deutschland, schrieb er einmal, vielleicht nie und gewiß seit Jahrhunderten nicht gewesen, und doch sind wir heute noch Deutsche durch und durch und sind noch lange nicht am Ende und werden das Salz Europa's bleiben, wie wir es stets gewesen sind, wenn auch in neuer Form. Sehe ich mir den Gang unserer Geschichte an,

so kann ich nicht finden, daß er zu einer anderen Verfassung als zu einer Bundesverfassung führen konnte. Unser Weg ist lang und nur langsam gehen wir auf demselben vorwärts; aber in Demuth müssen wir der Weltregierung danken, daß sie uns Zeit ließ, Erfahrungen zu sammeln, und uns Kraft gab, in Zeiten, in denen äußere Gewalt und innere Versumpfung über uns einbrach, mit Geist und Kraft aufzustehen, den äußeren Dränger abzuschütteln, den inneren Stillstand zu beleben und wieder fortzuarbeiten an unserer eignen Gestaltung.

Föderativer Art war der Zusammenhang der Deutschen, schrieb er ein anderesmal, ist es jetzt wieder und wird es bleiben. Das ist eine Form des politischen Zusammenseins, wenig geschickt gegenüber dem äußeren Feind und nicht geeignet, um mit dem Schwerte zu erobern; aber so locker das Band auch ist, welches die Deutschen zusammenhält, der Teufel soll nur kommen, sei es in despotischer oder demagogischer Gestalt, er wird die Nation schon bereit finden, wenn auch nicht gleich, doch bald. Wahr ist es, besinnen müssen wir uns erst eine Weile, bevor wir handeln, und der Druck, den man auf uns üben will, muß uns erst zu Kopf gestiegen sein; dann aber geht es auch, das ist uralte Erfahrung. Mit dem Schwerte zu herrschen sind wir nicht bestimmt, aber als ein auserwähltes Volk sollen wir die Tiefen des Christenthums und innere und äußere Freiheit bewahren für die ganze Welt und ob wir in anderer als der Bundesreform die Keime entwickeln könnten, die grade in uns liegen, ist mir mehr als zweifelhaft. — Eine geistige Einheit ist seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts unter den Deutschen hervorgebildet, schrieb er um dieselbe Zeit, wie sie früher niemals bestanden hat; der Aufschwung der Wissenschaften, die Herstellung unserer Sprache, das Bestehen einer Gesamtliteratur bindet unzerreißbar die verschiedenen deutschen Stämme aneinander. Für diese Entwickelungsgeschichte des geistigen Zusammenhangs unter den Deutschen ist die Geographie des Buchhandels sehr unterrichtend. Vor vierzig Jahren standen Oestreich, der größte Theil von Süddeutschland, die Rheingegenden und Westfalen mit einzelnen wenigen Ausnahmen nicht in Verbindung mit dem Buchhandel des übrigen Deutschlands, zum sicheren Beweise,

daß die deutsche frisch aufwachende Literatur allen diesen Gegenden fremd und gleichgiltig war. Jetzt ist ganz Westfalen, der Rhein bis Aachen und Trier, ganz Baiern, Tirol bis Botzen, die Schweiz mit Luzern, Aarau, Basel durch Buchhandlungen besetzt und das gute, zum Theil glänzende Gedeihen derselben beweist, in welchem Grade die deutsche Literatur überall in Deutschland Lebensbedürfnis und gemeinsames Eigenthum geworden ist. Auch die auswärts zerstreuten Deutschen haben sich an der deutschen Literatur gesammelt und selbst Fremde unter deren geistige Herrschaft gebracht. So wie schon früher Dänemark, Schweden, Kurland und Livland in deutschem literarischen Verein standen, so ist jetzt auch Polen, Galizien, Siebenbürgen, Ungarn und die Niederlande in denselben eingetreten; in Warschau, Hermannstadt, Pesth und Kaschau, in Rotterdam, dem Haag, Amsterdam, Brüssel gedeihen deutsche Buchhandlungen; drei Londoner Buchhandlungen stehen in deutschem Verkehr und mehrere Pariser haben Commanditen in Leipzig. Dieser geistige Zusammenhang der Deutschen, der in dem Buchhandel sich einen Leib geschaffen hat, ist einzig und allein aus der Nation ohne alles Zuthun, ja unter Widerstreben der politischen Gewalten hervorgearbeitet, und mag der politische Bund mit seinem Bundestag sich gestalten wie er will, der geistige Bund der Deutschen mit seinem Buchhandel wird uns als Einheit halten und wird, wenn die Geschichte es fordert, zum zweitenmal wieder ein einiges und kraftvolles Auftreten möglich machen, wie wir es in den Jahren 1813 bis 1815 erlebt haben. — Der deutsche Bundestag ist, äußerte Perthes bald darauf, die einzige vorhandene politische Form für die Idee der Nationaleinheit, und so weit Menschen sehen können, werden wir eine andere nicht erhalten. Unsere Pflicht und unsere Aufgabe also ist es, diese Form zu pflegen und zu ehren, damit sie mehr wird, als sie ist; wir sollen uns hüten, nicht durch feindliche Angriffe das Einzige, was wir haben, zu zerstören.

So schadhaft, so rettungslos verloren erschienen die politischen Zustände Deutschlands und der einzelnen deutschen Staaten, daß auch Männer, welche den Liberalismus nicht als Gesundheit anerkennen konnten, in ihm doch den Weg und das Mittel zur Gesund-

heit zu finden glaubten. Von der Monarchie, wie sie in den letzten Jahrhunderten war, müssen wir loskommen, heißt es in einem Briefe an Perthes, oder alles geht unter. Als Heilmittel der allgemeinen Krankheit, an welcher Europa daniederliegt, hat die Geschichte den Liberalismus dem Menschengeschlechte bereitet. Er wirkt als einzig noch übrige Arznei auf alle Theile des gesamten durch und durch zerrütteten Organismus. Das wahre Genesen freilich wird erst dann eintreten, wenn die Krisis, welche durch die hastige Arznei herbeigeführt werden wird, glücklich überstanden ist. — Auch Perthes hatte sein Auge nicht gegen das Krankhafte der deutschen politischen Zustände verschlossen; aber in dem Liberalismus sah er nicht eine Arznei, welche zur Gesundheit, sondern ein Gift, welches zum Tode führen werde. Sie kennen nicht wie ich, schrieb er 1824, die räsonnierenden Lärmer und deren keckes Aufstellen von Grundsätzen in Verfassung, Verwaltung und Recht ohne alle Kenntnis der Menschen und des Volkes, ohne Ahnung eines göttlichen Gesetzes, ohne Wissen und Gefühl von Freiheit, ohne historischen Grund und Boden; Sie kennen nicht das schale Gewitzel, die platte Anekdotenjägerei deutscher Professoren, Schulmeister und Literaten. Was kann das schaden, fragen Sie, es ist ja alles ohne Saft und Kraft. Ja wahrlich, das ist es und unmittelbar wird es auch auf das Volk keinen Einfluß gewinnen; aber es verwirrt Sinne und Verstand von Hause aus, das heißt vom Gymnasium und von der Universität aus, und bringt dadurch den schalen Mischmasch allmählich in die ganze jüngere Beamtenwelt, in die Advocaten, Aerzte, Pfarrer hinein. Schon jetzt glauben diese Stände in anmaßender Eitelkeit und Unzufriedenheit mit einemmale alles besser machen zu können. Auch das hat keine Gefahr, sagen Sie, das deutsche Volk ist zu treu, träge, gehorsam und wohnt zu weit auseinander und hat keine Hauptstadt. Allerdings eine Hauptstadt haben wir nicht, aber große Städte sehr viel, und das Auseinanderwohnen gilt nur für Norddeutschland. Die Bauern sind freilich nur ein Material, aber ein Material, welches leicht bearbeitet werden kann, und jedes Dorf hat seinen Räsonneur und seinen Schullehrer. Sind einmal Begriffe und Gefühle verwirrt, so findet der Ehrgeizige, der Nichtshabende, der Lärmmacher

und Taugenichts leicht sein Fahrwasser und sein Handwerkszeug. Leicht vereinigen sie sich, leicht gewinnen sie einige Enthusiasten, manche einfältige Pfarrer und viele rabulistische Advocaten. Die Pfarrer schreien in bester Meinung: Um euch in Dummheit und Knechtschaft halten zu können, rufen eure Fürsten den Pabst samt Ohrenbeichte und Messe wieder ins Land; der Advocat spricht mit giftiger geläufiger Zunge von der nahen Wiedereinführung der Frohnden, der Triftgerechtigkeit und von der Vorenthaltung der Holzungen und Jagden; die Professoren predigen von der Sünde wider den heiligen Verstand und wider die von ihnen aufgestellten alleinseligmachenden Theorien. Käme ein Thomas Münzer, er würde seine Leute wohl finden. So weit ist es heute noch nicht, das weiß ich wohl, aber die Verwirrung nicht allein der Begriffe, sondern auch der Gesinnungen ist schon heute da in übergroßem Maße und die Vorbereitungen gefährlicher Menschen, diese Verwirrung zu benutzen, sind bereits gemacht.

Dieses Volk der liberalen Sprecher und Schreiber redet von Freiheit und Recht, schrieb Perthes ein anderesmal, von Staatsbürgern und Verfassung, und fragt man, was das sei, so bleibt die Antwort aus. Recht gelehrte Leute sind darunter, aber alle die Geschichte, die sie von Anbeginn an in allen Zungen, sanskritisch und persisch, griechisch und lateinisch herzuerzählen wissen, ist ohne Kraft und Saft in ihren Adern versauert. Was deutsch ist, haben sie trotz aller historischen Studien nicht gelernt, sondern geben leere Abstractionen oder politische Früchte fremden Lebens als Forderungen aus, welche die deutsche Geschichte stelle. Die Kraft zu einem freien Handeln ohne Rücksicht auf die zujauchzende Menge, die Kraft zu Opfern, die nicht glänzen und schillern, kennt die große Mehrzahl des Schreivolkes nicht; über Fürsten und Adel schimpfen sie, aber dem Zimmermann oder Schuster gegenüber geberden sie sich vornehm — ablehnend oder verlegen — herablassend wie ein neugebackener Edelmann. Was nicht so regelrecht spricht und so geläufig schreibt, wie diese Helden von der Feder, das ist alles Canaille, und mit aller ihrer Liberalität würden sie es in den Mühen und Arbeiten einer Republik nicht vier Wochen aushalten. Wie wahr ist doch der Ausspruch, daß man,

um richtig zu urtheilen, nicht allein den Stolz und die Despotenluft der Großen, sondern auch die der Kleinen erfahren haben muß! Ich kenne einen jungen Mann, der sich mit Leidenschaft dem Studium der Republiken hingab, um in ihnen eine neue Waffe für seinen Liberalismus zu finden, aber nach einem Jahre schon ging er als Royalist aus diesen Studien hervor. — NN. ist ein redlicher und um sein Land hochverdienter Mann, schrieb Perthes um dieselbe Zeit, aber er hat sein Inneres, in welchem ihm früher eine andere als eine bloß äußerliche Ansicht und Aussicht über die Menschen und deren Geschick wohnte, mit unruhigem ehrgeizigem Streben nach Weltzwecken überschüttet. Recht deutlich ist an diesem Manne zu sehen, daß die Liberalen, wenn sie Kraft besitzen, fast ohne Ausnahme Despoten arger Art sind. Ueber die Freiheit, die sie dem Geschlechte erstreben, vergessen sie den einzelnen und das einzelne; um allgemeines Wohlsein zu verbreiten, treten sie unbedenklich die Persönlichkeiten zu Boden. Wohl ist es wahr, daß die geistreichen Servilen, welche die menschliche Ordnung anbeten und zur Freiheit des Christen nicht kommen, sehr oft im Alter dürre langweilige Philister werden; aber nicht weniger dürre, langweilig und philisterhaft werden die geschei-den Liberalen, so brausend und weltstürmend sie auch in jungen Jahren auftraten. — In den letzten Wochen hatten wir, heißt es in einem Briefe an einen anderen Freund, ein paar liberale Gelehrte hier. Zuerst den alten Wachler, den ich als Gelehrten achte und der mir als ein seltenes Exemplar akademischen Haudegens interessant ist. Mir war seine Anwesenheit sehr ergötzlich, denn er hat durch seinen unverhohlenen Demokratismus selbst die erklärtesten hiesigen Liberalen stutzig gemacht. Es ist sehr klug von den Regierungen, ihn laufen zu lassen; sie sollten ihm freien Platz auf der Schnellpost geben, denn er bekehrt mehrere zum Monarchismus, als Adam Müller und seine Freunde. Auf Wachler folgte Luden. Es ist ein guter Mensch und schätzenswerther Mann, aber nach Art der Gelehrten eitel; von Natur ein eingefleischter Aristokrat, ist er zum Liberalismus gekommen er weiß nicht wie, das heißt hinter der Oellampe und vor dem Dintenfaß. Wenn dieser Mann reinen Sinn hat für Bürgersinn und ein Herz für das Volk, so will ich ein Demokrat sein bis über

die Ohren. Da Wachler mich geküßt und Luden mich besucht hat, so meinen nun die hiesigen klugen Leute, sie hätten sich bisher in mir geirrt und ich sei eigentlich ein Clubbist unter aristokratisch-papistischer Maske. Sehr merkwürdig bleibt mir der Liberalismus so vieler supranaturalistischer Theologen, da doch der Liberalismus auf dem politischen Gebiete dasselbe ist, wie der Rationalismus auf dem theologischen. — Wie wenige der jetzigen Lärmmacher haben den Trieb, sich gründlich zu unterrichten, schrieb Perthes um dieselbe Zeit. Räsonnieren, Urtheile fällen, sagen, wie es hätte besser gemacht werden können, das verstehen alle, aber weder rückwärts noch vorwärts ist eine Einsicht. Mir fällt oft unser alter v. X. ein, der zur Zeit der Feldzüge die Generale meisterte und wahrlich nicht wußte, ob die Pyrenäen ein Fluß oder eine Stadt seien; zeigte man ihm eine Landkarte, so ward er verdrießlich-langweilig. So meistert man jetzt die Regierung, Verfassung, Verwaltung, Freiheit und Gehorsam, Religion und Sitten. Ich mag kaum mehr reden und reden hören und die älteren Männer sind die schlimmsten. — Ueber allen Glauben klagt und räsonniert man hier, heißt es in einem Briefe, den Perthes 1824 aus Frankfurt schrieb. In Mainz war ein Geschrei und ein Lärm an den Wirthstafeln, wie wenn allen das Messer an die Kehle gesetzt sei, und dabei frißt und säuft das Volk, tanzt und erlustigt sich, als ob fröhlich sein auf Erden seine einzige Bestimmung wäre.

Die revolutionären Bewegungen im südlichen Europa hatten einzelne Ausläufer bis nach Deutschland gehabt und politische Geheimverbindungen hier und da hervorgerufen. Seit dem Frühjahr 1824 verbreiteten sich Gerüchte über das Eintreten neuer polizeilicher Verfolgungen und gerichtlicher Untersuchungen. Der Herr von Münch ist zu Ostern nach Wien berufen, schrieb Ende März ein Freund an Perthes, ohne Zweifel deshalb, weil Metternich irgend etwas besonderes am Bundestage vorbringen will. Wenn Sie nach Frankfurt kommen, so erkundigen Sie sich doch, was man dort davon meint. Sollten Sie auch sicheres nicht erfahren, so ist in diesem Augenblick schon die Meinungen der anderen Gesandten zu wissen interessant. — Spotten Sie nicht, schrieb Perthes Anfangs Juli 1824, über den

davon gelaufenen geheimen Bund. Er ist nicht davon gelaufen, sie haben ihn nur zu sicher und wenn sie ihn nicht hätten und nie bekämen, so wäre dessen Bestand mir um nichts weniger gewiß. Ich träume nicht, ich meine nicht, ich weiß. — Bei den jetzigen Untersuchungen handelt es sich, schrieb Perthes etwas später, um ganz andere Dinge und um ganz andere Menschen als bei denen von 1819. Damals lag Vaterlandsliebe und deutsches Gefühl der Bewegung zum Grunde, obschon ich am wenigsten leugnen werde, daß sie mit Irrthum und Verirrung reichlich vermischt war; heute aber haben wir mit einer revolutionären Verschwörung zu thun, die gleichen Kern hat wie die Empörungen in Spanien und Italien, gar nichts deutsches in sich trägt, keinen Zusammenhang mit der freudigen und muthigen deutschen Begeisterung von 1813 und nur wenige und keine unmittelbaren Berührungen mit der Burschenschaft, dem Turnwesen und dem Wartburgsfeste hat. Wenn die Regierungen diesen großen Unterschied übersehen, so werden sie vielen wackeren Männern Unrecht thun und sich selbst schaden. Ich bin fest überzeugt und spreche es so oft und so laut wie möglich aus, daß in der jetzigen Verschwörung sich keine Enthusiasten von 1813 und 1817 finden können und daß es ein Unrecht und eine Unklugheit ist, Männer wie Arndt und Welcker, wie Görres, Fries und Oken damit in Verbindung zu bringen. Der spanische Cortesschwindel und die neapolitanisch-piemontesische Revolution hat die jetzt verfolgte Richtung erzeugt und bis mitten hinein nach Deutschland ist sie vor allem aus Paris durch Schweizer, Würtemberger und badische Liberale gedrungen; die Führer sind eingefleischte Revolutionärs und tragen nicht nur andere Kappen, sondern unter dem anderen Visier auch ein anderes Antlitz. — Die Köpenicker Untersuchungen werden ernste Resultate ergeben, schrieb ein Freund an Perthes, das glaube auch ich. Es ist nicht bei dem bloßen allmählichen Hineintreten der Jacobinischen Grundsätze in die bürgerliche Welt geblieben; man wollte auch ein mouvement à la Quiroga; nicht Enthusiasten, aber wohl Egoisten von 1813 sind im Spiel, die damals auf irdischen Gewinn mitzogen und sich nachher vernachlässigt glaubten. Wenn auch unsere deutsche akademische Kathederweisheit nur unwissend dem versteckten Teufel gedient hat, so

haben diese überstolzen und hochmüthigen Theoretiker doch viel tausend junge Leute auf ihrer Seele, denen sie den Verstand verwirrt haben und die nun, wenn sie auch in keine verbrecherische Verbindung verwickelt sind, dennoch mit verkehrter Richtung in die bürgerliche Welt eintreten und ihr Leben im ersten Zuschnitte verdorben haben.

Am 16. August 1824 beschloß der Bundestag die provisorischen Maßregeln zur nöthigen Aufrechthaltung der inneren Sicherheit und öffentlichen Ordnung im Bunde. Mich haben die Bundesbeschlüsse nicht bestürzt gemacht, schrieb Perthes. Hätten die Regierungen gewartet, bis die Vorbereitungen ihrer Feinde vollendet gewesen und an den Tag gekommen wären, so hätte leicht jedes Entgegentreten zu spät und vergeblich sein können. Dem einfachen Wortlaute nach finde ich alles, was der östreichische Gesandte gesagt hat, gut und wahr, und etwaiger Hinterhalt scheint mir nicht furchtbar. Die Schlüsse werden manches Böse und Gefährliche verhindern und sollen sie bestimmt sein, die freie Bewegung der einzelnen und der Nation zu unterdrücken, so würde solcher Versuch scheitern an dem Geiste unserer und der nächsten Zeit. Wohl mag es sein, daß die Bundesversammlung nur durch das östreichische Präsidium halb wider Willen zu diesen Schlüssen gebracht ist, aber des starken Präsidiums freue ich mich und fürchte nicht Oestreich, sondern die alte Reichstagsgewohnheit des: so viel Köpfe, so viel Sinne. — Auch ich halte das jetzige Auftreten der Regierungen nicht für das richtige, schrieb er einige Wochen später, aber ich finde den Misgriff nicht in dem positiven Auftreten gegen die Uebelgesinnten, sondern in dem negativen Charakter aller Maßregeln. Nichts ist gethan, wodurch die Wohlgesinnten befriedigt werden könnten, und der Kern des Treibens der jetzigen Machthaber ist doch auch nur ihr armes elendes Ich; die Majestät wollen sie, aber nicht für die Einrichtung Gottes, sondern für den Glanz und die Macht einer Person. Wenn nur die Könige blieben und die Kammerherren und die Minister, so würden sie das Königthum mit trocknem Auge zum Teufel fahren sehen. Für sich und ihretwegen wollen sie erhalten, wie die anderen für sich und ihretwegen zerstören wollen. Vor Gott ist das eine so schlimm als das andere und auch die mo-

narchischen Ich-Anbeter werden in ihren Verkehrtheiten dahinfahren und sich vertaumeln.

Das Volk kennt niemand, hatte ein Freund an Perthes geschrieben; die Massenbewegungen und alles, was aus denselben herausgährt, geht über unser aller Begriff, und ständen wir selbst mitten im Volk, so wüßten wir noch weniger davon. Aus diesem Gefühl der Unkenntnis und des Tappens im Dunkeln ist die rein negative, hemmende Politik unserer Machthaber erwachsen. Wer in sich nicht das Zeug fühlt, die Massen zu lenken und zu richten, der kann nicht anders als negativ sein. Die Positiven regieren die Welt, weil sie etwas machen, so lautet Ihre Behauptung. Wohl wahr, aber die Negativen halten länger aus, weil sie zusehen und also auch nichts unhaltbares machen, und der Allerpositivste ist ein Tollhäusler, der Allernegativste doch höchstens nur eine Null. Mir wird die Wahl nicht schwer. — Tausendmal lieber Tollhäusler als Null, antwortete Perthes; dem Tollhäusler ist zu helfen, wenigstens in jenem Leben, der Null aber nicht, weder hier noch dort. Uebrigens aber gibt es keine Nullen; was Sie Null nennen, ist ein Minus, und ein Minus ist auch etwas, nur macht es niemand reich und mit ihm ward noch nie ein Hund hinter dem Ofen hervorgelockt. Wirken kann man nur, wenn man nach außen entschieden einen und denselben Weg geht, Kritik Kritik sein läßt und, wenn man auch manchen Stein des Anstoßes, den man selbst nicht wegräumen kann, sieht, das Vertrauen hat, daß Gott schon aufräumen werde. An dem Neinsagen, an dem Kritisieren, an dem Widerwillen gegen das was ist und an der Neigung zum Zerstören haftet kein Glück. Das Glück bindet sich nur an die schöpferische Lust und an den auf guten Glauben sich gründenden Muth. Woher sollte das Glück einer Zeit wie der unsrigen kommen, in welcher politisch nur negative Kräfte wirksam sind, in welcher die Regierungen nur zu verbieten, die Unterthanen nur zu kritisieren wissen? Zehn Jahre äußeren Friedens hat Deutschland gehabt, aber ich glaube: der Sturm bricht los und bald. Was wir im Orient, in Südamerika, in Westindien, auf der pyrenäischen Halbinsel gesehen haben, läßt sich nicht mit Grundsätzen und Vorsätzen, selbst wenn sie aus dem heiligsten Willen hervorgegangen wären,

zurückdrängen. Das Schwert will jetzt sein Recht haben, und nicht einmal das Geld oder vielmehr das Fehlen des Geldes wird es in der Scheide halten können.

Politische Stimmungen und Erwartungen 1822—1825.

Der Kampf, welchen die Regierungen und der Liberalismus in den Jahren 1822 bis 1825 mit erneuter Anstrengung gegen einander führten, rief in vielen Männern, die es ernst mit ihrem Vaterlande meinten, die Ueberzeugung hervor, daß ein Sieg, möge er nun von den Regierungen oder von dem Liberalismus erfochten werden, Deutschland zum Nachtheil gereichen müsse. Eine verzweiflungsvolle, gedrückte und nur zu leicht gereizte Stimmung breitete sich weiter und weiter aus und das Auge vieler entwöhnte sich gänzlich, das Gesunde und Frische, welches doch auch vorhanden war, zu sehen.

Nirgends erblicke ich einen großen Gang in den öffentlichen Angelegenheiten, äußerte sich Niebuhr im Frühjahr 1824 gegen Perthes; unter allen, welche die Verhältnisse Europa's bestimmen, ist kein wirklich vornehmer Mann, kein wahrer Diplomat mehr, Metternich allein vielleicht ausgenommen. Von allen Seiten dringt die Mittelmäßigkeit auf die Menschen ein und überall dringt sie aus ihnen heraus. Wie in Südamerika nur Indianer- und Negerstaaten ohne alle Individualität entstehen, so wird die politische Plattheit Nordamerika's auch über Europa vordringen und die Gemeinheit vollenden. — Kein Italiäner erhebt sich zum Nationalgefühl, sagte Niebuhr um dieselbe Zeit; wie von jeher haßt der Mailänder den Bologneſen, dieser den Florentiner, jeder den andern. Alle würden sich lieber fremde Herrschaft gefallen lassen, als von dem Versuche, sich einander zu unterjochen, abstehen. Kein Geld über die Alpen gehen zu lassen, ist fast das einzige, worin sich alle einigen. Die Italiäner zu Christen zu machen, wird immer unmöglich bleiben; Heiden zu werden, sind sie jeder Zeit fähig. — Das Ministerium Richelieu wollte wirklich,

behauptete er ferner, Freiheit und Rechte des Volkes mit der Königsgewalt verbinden, aber seine Absicht scheiterte an der Erbärmlichkeit der Nation, die nur mit einer dependenten Kammer zu regieren ist. In Frankreich wie in ganz Europa sind die Liberalen ohne allen Muth, feige Räsonneurs ohne Kraft und That. Allerdings hat das revolutionäre comité directoire in Paris seit 1815 Neigung zum Handeln gehabt; alle Ausfuhrsversuche seit der zweiten Rückkehr der Bourbons sind von ihm ausgegangen und bezahlt: aber die Parteiungen innerhalb der Partei, von denen die einen Napoleon II., die andern die Republik wollten, machten Gemeinschaft des Handelns unmöglich und die Führer waren lahm. Statt selbst hervorzutreten, ließen sie nur Subordinierte handeln. Jetzt sind sie ganz gebrochen; von dem Napoleon'schen Gelde bei Laffitte wird wohl kein Franc mehr übrig sein. Die Regierung hat die Beweise für das alles in der Hand, aber Gebrauch kann sie nicht davon machen, weil viele Pairs, namentlich die von Decazes ernannten, mit in die Untersuchung verwickelt werden würden. In genauer Verbindung mit dem Pariser Comité und für dasselbe thätig waren in Deutschland N.N. und P.P. Was will man in Deutschland und was kann man mit den Deutschen beginnen? Welch ein Ekel diese deutschen liberalen Professoren und welch ein Ekel alle diese Menschen, die sie verfolgen! Im Jahre 1814, als ich die spanische Constitution gefährlich für Europa nannte, war man in den aristokratischen Salons entrüstet über ein so gefährliches Wort; heute hält Graf X. mich für einen Jacobiner. Wie verachte ich die Menschen! Keiner nimmt sich zusammen. Wäre einer da, der Kraft zum bösen Willen hätte, so könnte er alles springen und bluten lassen und — das Volk würde es dulden. — Unser Geschlecht war immer ein gebrechliches, antwortete Perthes schriftlich, und dabei voll kecker Ansprüche; es war immer ein sündiges und dabei voll erhabener Träume. Schon vor hundert Jahren sang Haller: Unselig Mittelding von Engel und von Vieh, du prahlst mit der Vernunft und du gebrauchst sie nie; du bleibest stets ein Kind, das meistens Unrecht wählet, den Fehler bald erkennt und gleich drauf wieder fehlet. Aber darf ich, ja kann ich den, der gleichen Geschlechts mit

mir ist, verachten, weil er den Stempel des Geschlechts an seiner Stirne trägt?

In den Briefen der verschiedenartigsten Männer an Perthes spricht sich in diesen Jahren man möchte fast sagen ein Genie des Trübsehens aus. An jedem Verhältnisse, an jedem Zustand und an jeder Person die dunkle Seite ausfindig zu machen, lag in dem Charakter der Zeit. An allen Orten und Enden wachsen Häuser, wie Pilze aus der Erde, schrieb der eine, und jeder Fleck des guten und oft auch des schlechten Landes wird mit Sorgfalt und Einsicht bebaut, aber alles mit Schaden und Verlust. Häuser und Aecker sind heute nicht wie in anderen Zeiten Zeichen innerer Wohlhabenheit, sondern nur ein Beweis dafür, bis zu welchen verzweifelten Anstrengungen der Druck, welcher auf dem Emporkommen Deutschlands lastet, die einzelnen anspornt. Nichts als Nothwehr ist der scheinbare Aufschwung unserer Zeit. — Ueber ganz Deutschland hin verbreitet sich durch die Staatsanleihen und Staatspapiere ein Wuchergeist, schrieb ein anderer, den wir früher nicht kannten und der auf Generationen hin an den Gesinnungen der Menschen zehren wird. — Für mich tritt, schrieb ein dritter Freund, der in bedeutender politischer Stellung sein Leben hingebracht hatte, das öffentliche Leben ungeachtet meiner öffentlichen Geschäfte immer mehr in den Hintergrund. Auf einen einzigen, den es befriedigt und gelohnt hat, kann man Hunderte nennen, die ihre verschwendeten besten Kräfte im Alter beklagen, weil ihre regsame und angestrengte Thätigkeit keinen Erfolg gehabt hat. An belebendem Selbstgefühl verliert der Mann, der fern von Staatsgeschäften steht; aber wer in unseren Staatsgeschäften lebt, büßt als Mensch die Einfachheit und Sicherheit des Lebens ein. — Der Staat ist arm, heißt es in einem Briefe aus Holstein, die Zahl der Brotsuchenden steigt jährlich und der Werth der wohlfeil ausgebotenen Menschenwaare und damit auch die Gesinnung und innere Haltung der Suchenden und Beamteten fällt von Tage zu Tage. Eine Unzahl dürftigen Adels sperrt für den Bürgerstand den Zugang auch zu den mäßigen Bedienungen. Das gibt auch eine Geschichte und man darf diese Elemente der bevorstehenden Zukunft nicht übersehen. Die Zehnten werden am Ende allmählich abgekauft, aber an dem zweiten

Ueberbleibsel des Mittelalters, dem Geschlechtsadel ohne Grundbesitz, werden wir länger zu würgen haben. Den einzelnen bin ich oft recht gut und viele dauern mich, besonders die Jüngeren, die gute Studien gemacht haben und rechtliche Männer sind, sich aber durchaus aus ihrer Sphäre geworfen finden. Im ganzen aber graut mir vor dem Unwesen. Auch der Beste hat keine Aussichten und wenige haben Vermögen. Nun freien sie als Auscultanten und schnappen nach Amtsschreiberstellen, zu deren Erlangung der Verwandteneinfluß noch eben hinreicht. Furchtbare Aussicht für ein so grafenreiches Land wie Holstein! — Selbst in der redlichen Aristokratie gibt es auch heute noch viele Männer, schrieb Niebuhr an Perthes, die ihre eigenen Ansprüche für unendlich und die jedes anderen für abhängig von ihrer Gunst halten. Viele sehr redliche, ja edelmüthige Edelleute haben keinen Begriff davon, daß auch wir nach Verhältnis unserer Fähigkeiten und Verdienste und daß ihre Bauern überhaupt Rechte haben; daher sie denn, wenn sie etwas für sie sorgen, eine recht rührende Verehrung für sich selbst fassen, die bis zur sittlichen Ausbildung der Tugendliebe steigen kann. — Auf einen grünen Zweig zu kommen, ist der Adel nun einmal nicht mehr bestimmt, schrieb ein anderer, weil er zwar Geld gewinnen will, aber nicht weiß was Geld ist oder doch damit umzugehen nicht versteht. Das brauchte er im Mittelalter auch nicht und darum hätte er auch besser gethan, aus der neueren Geschichte fortzubleiben, in die er doch nun einmal nicht hineingehört. Die Besseren unter ihnen wandeln wie Fremdlinge unter uns umher und die Schlechten stehen überall im Wege. Grade weil ich so manches Jahr unter dem Adel wie unter Gleichen gelebt habe, weiß ich, was der Adel gilt. — Es hat seine Schwierigkeit, antwortete Perthes, fortzubleiben aus der neueren Geschichte, wenn man einmal da ist, und ich denke, daß der Adel in der doch auch neueren Zeit des vorigen Jahrhunderts sich wohl befand und eine gute Stellung einnahm. Erst in neuester Zeit, seitdem seine Güter mobil wurden und er selbst Geld mit Geld machen wollte, erst seitdem er aus seinem Kreise heraus und in Concurrenz mit dem Handels- und Erwerbsstande trat, hat er gelitten und wird, wenn er sich nicht aus dieser seinem Wesen fremden Luft wieder zurückzuziehen versteht, ohne Zweifel untergehen.

aber nicht zum Gewinn des Ganzen. Wir brauchen einen festen Halt, es darf nicht alles beweglich, nicht alles verkäuflich und das Geld nicht die allein bewegende Kraft sein. Festes und Bewegliches muß sich ergänzen, wenn Großes sich bilden soll.

Unsere Zeit kennt ihre Noth und deren Ursachen recht gut, heißt es in einem Briefe aus Berlin, aber nicht die Mittel der Abhilfe. Kraft und Aufschwung ist verschwunden und das schlimmste eines solchen innerlich stagnierenden Zustandes bleibt, daß jeder an sich allein zu denken fast genöthigt ist und deshalb alle auf dem sichersten Weg zum wahren, das heißt sittlichen Ruin sich befinden. Nicht durch Gesetze und Regierungsverordnungen kann das Leben zu einem anderen und ein krankhafter Organismus nicht durch äußere Formen gesund gemacht werden; aber dennoch tragen die Regierungen die Hauptschuld davon, daß aus dem großen Kampfe, in welchem wir die über uns gekommene Schmach der Fremdherrschaft tilgten, nichts anderes hervorgegangen ist als der kleinliche, elende Zustand, in dem wir uns befinden. Es ist keine Zeit Pläne zu machen, schreiben Sie; ein jeder habe nur dahin zu trachten, sich selbst tüchtig und in Demuth zu halten. Sie mögen Recht haben, aber nichts desto weniger bleibt es ein trauriges Ding, während der besten Jahre seines Lebens immer nur auf dem Anstand zu stehen, sich immer nur vorzubereiten und auf bessere Zeiten zu warten. Die besseren Zeiten sind noch weit, weit von uns entfernt und wenn sie kommen, werden wir alt sein, unsere Kräfte werden geschwunden und wir unfähig sein, mit einzugreifen in den Gang der Dinge. — Oft hast Du mich, schrieb ein weit entfernter Freund um dieselbe Zeit an Perthes, mit Deiner muthigen Hoffnung für eine bessere Zukunft erfrischt und aufgerichtet; aber nun zieht diese Zukunft sich in eine solche Ferne zurück, daß weder wir noch unsere Kinder sie erleben werden und ein solcher Termin ist mir zu lang, um mir Trost und Freude gewähren zu können. Für sich kann in trüben Zeiten der Mensch wohl resignieren; aber muß er auch für Kinder und Kindeskinder die Hoffnung auf einen gesunden Zustand aufgeben, so ist Verzweiflung zu verzeihen.

Diese düstere Ansicht der Gegenwart und Zukunft theilte Perthes nicht. Meine Stärke hat von jeher in dem Festhalten der Hoffnung

bestanden, schrieb er einmal, und auch jetzt stimme ich nicht in die Jammerlieder über Deutschlands verzweiflungsvolle Lage ein. Könnte doch so ein Jammerprophet einmal mit mir zuerst durch Deutschland nnd dann durch die anderen Länder Europa's ziehen! Bald würde er sehen, daß sich mehr Wohlbefinden und Freiheit, weniger Elend und Armuth bei uns findet als anderswo. Nach oben allerdings ist Ungewisheit und Unsicherheit, aber das Volk gedeiht und einen zahlreicheren und behaglicheren Mittelstand als jetzt gab es nie in Deutschland; nur daß er ungenügsam ist und mehr sein will als Mittelstand. Schwach an Erkenntnis und an Willen, aber gierig in Leidenschaft rennt alles phantastischen Idealen nach. Wir alle sind ein schwankend Rohr, bald rein, bald unrein, bald gut, bald böse; aber niemand will zugeben, daß die Menschen und nicht die öffentlichen Institutionen die Schuld tragen, wenn das Leben im Staate nicht gut und trefflich ist. Wenn jede Partei einmal der Reihe nach zu regieren und Institutionen anzuordnen hätte, so würden durch selbst gemachte Geschichte alle Parteien billiger und klüger werden. Von anderen gemachte Geschichte verschafft, so viel sie auch geschrieben und studiert wird, selten politische Billigkeit und Weisheit; das lehrt die Erfahrung. — Das Gedeihen des Landes, schrieb Perthes, als er um diese Zeit von einer kleinen Reise durch Thüringen zurückgekehrt war, die Rührigkeit der Menschen und die Wohlthätigkeit ihrer Zustände hat mich in Erstaunen gesetzt. Welch unglaublicher Unterschied ist doch zwischen dem heutigen Zustand dieser Gegenden und dem, den ich vor dreißig Jahren sah! Obschon der Bergbau verloren hat, obschon die sogenannten Laboranten ihre Medicinalkräuter nicht mehr durch ganz Deutschland umhertragen und das Schnitzen in Holz und die Verarbeitung desselben zu Schachteln und Spielzeug aller Art abgenommen hat, ist dennoch der Wohlstand gestiegen. Im Weimarischen und Rudolstädtischen, wo die Thäler wild auslaufen, nach oben aber sich zu herrlichen Wiesengründen erweitern und auf der Höhe weite Ebenen bilden, sah man früher nur Wurzelstöcke, magere Kartoffeln und kümmerlichen Hafer; jetzt stehen an deren Stelle Roggen und Weizen, Gartenfrüchte und Obstbäume. Die Bauern haben Geld zur Ablösung der Zinsen und Frohnden; die herrschaftlichen Kammergüter

werden, obschon ihnen die Wildhut genommen ist, höher als früher verpachtet und die Forsten sind mit fast verschwenderischer Vorliebe gepflegt. Der westliche Theil des Thüringerwaldes, in welchem die Thäler unten breit anfangen, dann enger und wilder werden und an hohen Bergkuppen enden, gestattet freilich einen solchen Anbau nicht, ist aber reich an Glashütten, Papiermühlen, Eisenhämmern, Kienrußschwelereien und Steingutfabrication. Vom Voigtlande an bis zur Rhön und zum Weserthal wird der Grund und Boden in einer früher unbekannten Weise genutzt; die hohen Kornpreise während so vieler Jahre haben den Werth des Landes zur allgemeinen Kenntnis gebracht. Die vielen adelichen Güter, die in bürgerliche Hände übergegangen sind, werden nun bewirthschaftet, um ihre Eigenthümer reich zu machen; und die adelichen Herren werden in die neue Wirthschaftsart hineingezogen, mögen sie wollen oder nicht. In den Mittelstädten, die fast ohne alle Ausnahme bedeutende Ackergüter innerhalb ihrer Flur besitzen, werden die Oekonomen auf jedes unbebaute Stück Land aufmerksam. Kiesstücke und Heidestellen, Raine, magere Triften sind in Ackerboden verwandelt und in manchen Dörfern folgen schon jetzt die Bauern ihnen nach, das Altenburger Land hat einen Wohlstand sonder gleichen und der Bauer ist recht eigentlich ein reicher Mann. Der Umschwung der Gewerbthätigkeit ist nicht hinter dem des Ackerbaues zurückgeblieben. Vor einem Vierteljahrhundert fanden sich in diesem Theile Deutschlands fast keine Männer von Bildung, Kenntnis und Einsicht, die sich mit dem Handel befaßt hätten; es war alles beschränkte kleinliche Krämerei; der sogenannte Kaufmann stand der Sache wie der Meinung nach unter dem Handwerker. Jetzt begegnet man selbst an den kleineren Orten Thüringens Männern mit kaufmännischem Sinn großer Art; sehr gewöhnlich bestanden sie ihre Lehrzeit in Hamburg oder Bremen und wurden durch die gewaltigen Weltverhältnisse umhergeworfen und gebildet. Sie sind es, die den großen früher todt liegenden Reichthum des Landes entdeckt, hervorgezogen und in den Weltverkehr gebracht haben. Gotha, Arnstadt, Gera, Altenburg stehen mit den europäischen Handelsplätzen in unmittelbarem Wechselverkehr, den früher Leipzig vermittelte; Orte wie Pösneck, Neustadt an der Orla, Gera, Ronneburg nehmen an Umfang zu und

zählen viele wohlhabende, manche reiche Leute unter ihren Einwohnern. Das Leben und das Getriebe in Arnstadt, welches den Verkehr zwischen dem Walde und dem flachen Lande besorgt, setzt in Erstaunen, und in Gotha wie in Altenburg erinnern die öffentlichen Anstalten, die milden Stiftungen, ja der Handel selbst an weit größere Verhältnisse. Sehr erfreulich ist es, daß der steigende Wohlstand nicht zum Luxus in Essen und Trinken, Kleidung und Vergnügungen geführt hat. Nur in den Wohnungen ist eine Aenderung bemerkbar. Jeder, vom Geringsten an, will größeren Raum, freiere Höhe, zierlicheres Hausgeräth. Das ist mir ein gutes Zeichen: Sauberkeit und Nettigkeit im Hause ist zwar noch nicht Sittlichkeit, aber doch ein Weg zu ihr, und die vielen neuen Straßen, die reinlichen bequemen Wirthshäuser, die durch das ganze Land sich finden, muß ich auch als Zeichen wachsender Gesittung ansehen im Vergleiche mit den früheren Zuständen.

Wo ist doch eigentlich die Erniedrigung Deutschlands, schrieb Perthes ein anderesmal, von der so viel geredet wird? An Land und Volkszahl haben wir nicht eingebüßt; was im Westen verloren ging, ist im Osten durch Schlesien, Böhmen und die Ostseeländer ersetzt und an Sprachausbreitung haben wir sicher gewonnen. An Freiheit? — Wo ist das Land, in welchem eine so große Zahl freier, selbständiger Familien lebte, als bei uns? wo ist das deutsche Land mit Tyrannei des Fürsten und mit Druck des Adels? An Vermögen? — Die Handwerker sind wohlhabender als in Frankreich, und Bauern hat England gar nicht; auf den behaglichen Zustand der Gegenwart einen Anspruch zu machen, wäre vor vierzig Jahren noch unserem ganzen Mittelstande nicht in den Sinn gekommen. An geistigem Einfluß? — Nun ich denke, da können wir bestehen; über den ganzen Erdkreis hin hat deutsche Sitte und deutsche Bildung Eroberungen gemacht. An Ehre? — Nun ja, wir waren unterjocht, aber wir haben uns frei gemacht aus eigner Kraft. An Staatsweisheit? — Da mag es gebrechen, aber dennoch haben wir unglaublich gewonnen an politischer Erkenntnis und praktischer Gewandtheit in allen Zweigen der Staatswirthschaft und täglich nimmt die Aus-

bildung zu. Wer Erinnerungen aus dem inneren Deutschland gegen Ausgang des vorigen Jahrhunderts in sich trägt, kennt es heute nicht wieder, Beamte, Kaufleute, Handwerker haben die Entwickelungsstufen vieler Generationen mit einem Schritte übersprungen. Wir sind nicht zersprengt wie die Polen, nicht zerstückelt wie die Italiäner, nicht erschlafft und wüthend zugleich wie die Spanier, nicht hin und her taumelnd zwischen Uebermuth und knechtischem Sinn wie die Franzosen — ganz kann politische Besonnenheit und Weisheit uns doch nicht fehlen. England und immer wieder England wird freilich dem Deutschen entgegengehalten, aber wer unter uns möchte englischen Reichthum, wenn er englische Armuth, englische Herrschaft, wenn er englische Härte, wer englische politische Größe, wenn er englische Nationalität mit in den Kauf nehmen müßte? Und doch ist das eine ohne das andere nicht gedenkbar. So viel Liebe, wie die deutsche Nation, hat keine Nation in der Welt.,— Wahrlich, schrieb Perthes an Pfister, der Geist und die Kraft, die unser Volk seit einem halben Jahrhundert zur Fortbildung seines Gesamtzustandes entwickelt hat, muß den Unheil krächzenden Schreiern gegenüber mit Erstaunen und Bewunderung erfüllen. In welchem Lande Europa's sind so viel kleine und mittlere freie Landeigenthümer, so viel unabhängige Bürger, so viel Menschen mit freier Bildung, wie in Deutschland? Fast überall sind die bäuerlichen Grundbesitzer völlig freie Leute geworden, halten sich stille und rechtlich, wehren instinctmäßig schlau alles ab, was gewaltsam auf sie einwirken will und nehmen auch ihren Theil von Bildung und größerer Regsamkeit der Nation dahin; der Handelsstand hat, nachdem die schöne Blüte am Schlusse des Mittelalters im Inneren Deutschlands zu kleinlicher Krämerei herabgesunken war, seit den letzten zwanzig Jahren Riesenschritte gemacht; die Wissenschaft, die Literatur, die Sprache hat sich in herrlicher Kraft erhoben und wendet ihre Früchte dem Volke zu, für welches die giftigen Blüten und tauben Nüsse derselben ohne großen Nachtheil im Strudel des Neuen vorübergehen. Nur der Adel scheint mir zurückgeblieben; er hat nicht Acht gegeben auf die Zeit und ist im Verfall; die ihm entwundenen Güter sind in Händen bürgerlicher

oft demoralisierter Aufschößlinge, und das ist ein wirkliches Gebrechen und eine wahre Gefahr. Sonst aber steht es wahrlich nicht so schlimm, wie die Zeitrichtung wähnt. — Es gibt jetzt, schrieb Perthes in einem anderen Briefe, nicht allein unter Jünglingen, sondern auch unter wackeren Männern von Geist, Kenntnissen und Erfahrung viele, welche Deutschland und die deutsche Nation ganz aufzugeben scheinen. Die Wurzel dieser Stimmung scheint mir in der Sucht nach einem falschen Nationalruhm zu sein, die sich unbefriedigt fühlt, so lange Deutschland nicht eine große Rolle in Europa spielt oder wo möglich über Europa herrscht. Eben diese Männer aber würden zurückschaudern, wenn sie aufgeben und hinnehmen müßten, was aufgegeben und hingenommen werden müßte, wenn wir politisch herrschend in Europa sein sollen. Könnten wir, ohne unser eigenstes Wesen zu vernichten, eine Staatscentralisation, einen Ludwig XIV., ein Verwenden unserer Kräfte als Mittel zu äußeren Zwecken ertragen oder ein Paris und London an unsern Eingeweiden zehren haben? Es ist leicht, über politische Ereignisse und Zustände den Stab zu brechen, wie Freund NN., wenn man entschlossen ist, im Nothfall sich auf Wein und Poesie, auf Wissenschaft oder Familienleben zurückzuziehen. Wer aber fühlt, daß er nicht leben kann außer dem Zusammenhange mit seiner Nation, der wird und kann den Gesamtzustand nicht verdrießlich fortwerfen, weil vieles in ihm nicht so ist, wie er es will; er wird das Schlechte schmerzlich fühlen, aber er wird auch das kleinste Gute suchen und anerkennen, um sich zu laben und sich als Glied eines Ganzen fühlen zu können, aus dem er nicht zu scheiden vermöchte, ohne sich selbst geistig zu vernichten. — Sie beklagen, heißt es in einem anderen Briefe, den Perthes schrieb, daß unser Leben in eine Zeit der Umbildung gefallen ist, deren Resultat wir nicht erleben würden. Wann aber gab es, frage ich, Resultate in irdischen Verhältnissen? und antworte ohne Bedenken: nie. Was man in der Geschichte als Resultat oder vollendeten, abgeschlossenen politischen Zustand bezeichnet, ist ein Schlaf auf dem Bette, welches kräftigere Vorfahren bereitet hatten, ist ein Zwischenzustand eines schlaffen Geschlechts zwischen den Thaten kraftvoller Väter und

kraftvoller Enkel. Zu ſchaffen und neu zu bilden, nicht Reſultate zu genießen, iſt das Loos der Menſchen von Adam her. Ich begreife es, daß auch Sie in Niebuhr's harte Beurtheilung der Zeit einſtimmen können; aber grade weil Sie ſchreiben, daß die fortſchreitenden Jahre oftmals Ihre früheren Hoffnungen, Wünſche und Erwartungen als eine Thorheit erſcheinen ließen, bin ich gewiß, daß auch Ihre jetzige ſchwarze Anſicht nicht die richtige ſei. Jede Jugend hofft, wünſcht und erwartet zu viel von ſich, von anderen, von Natur und Welt; das Alter langt endlich bei dem Spruche an: Alles iſt eitel. Das Hoffen der Jugend wie die Reſignation des Alters wurzelt tief in der Natur; aber weder das eine noch das andere ſieht die Verhältniſſe der Menſchen ſo, wie ſie wirklich ſind; die Jugend verfällt in Täuſchung aus Ueberfülle, das Alter aus Mangel an Blut und Saft. Auch die Geſchichte der antiken Welt iſt nicht der rechte Maßſtab zur Beurtheilung der Gegenwart. Die großen Geſtalten und Thaten reihen ſich, obſchon in Wahrheit durch Jahrhunderte zerſtreut, für unſere Vorſtellung dicht aneinander; nur die Heroen erſcheinen; die kleinlichen, traurigen Mitglieder fehlen. Alle die Millionen, mit denen das große Schickſal ſpielte, ſind für uns ſpurlos verſchollen. In der Gegenwart aber wird uns das Sehen auch des Geringſten und Kleinſten nicht erſpart, alles dehnt ſich langweilig aus und die dumpfe Maſſe der Statiſten ſtellt ſich Stück für Stück vor unſere Augen. Das Mittelalter mit ſeiner ungebundenen Kraft und Stärke erſcheint uns wunderbar und groß; aber den Jammer von Millionen Unterdrückten, die Roheit, die Grauſamkeit, die weder das geiſtige Recht des einzelnen achtete, noch deſſen leibliches Daſein ſchonte, ſehen wir nur nebenbei und bemerken, daß jeder der einzelnen Unterdrückten wieder Unterdrücker ward, ſo gewaltſam wie er nur eben konnte. Bequem freilich, aber nicht groß war ein Zuſtand, in welchem der Menſch mit gutem Gewiſſen ſeinen Naturtrieben folgen konnte, und nur die äußeren Vorſchriften zu erfüllen brauchte, um von aller Schuld erlöſt zu ſein. Heute leben wir in einer Zeit, in welcher wir uns geiſtig ſelbſt zähmen ſollen, das iſt ſchwer und iſt auch langweilig und der Stolz des Menſchen findet dabei keine Nah-

rung und noch weniger die Eitelkeit; denn kein anderer weiß, wie viel Kampf wir aufwenden, um uns selbst zu überwinden, und groß zu thun vor Gott kann uns vollends nicht in den Sinn kommen. Daher stammt die Entmuthigung so vieler Männer, wenn die Ideale des Jünglings dahin sind. — Mein Auge sehe lieber schwarz als licht, antwortete Rist auf mehrfache Mittheilungen dieser Art. Nein, Gottlob ein Jean qui pleure bin ich doch nicht, gelte mitunter auch wohl im Leben und im Handeln für das Gegentheil und habe manchen Schwachen schon durch helle und feste Lebensansicht gekräftigt. Unsere Differenz wird wohl auf eine Schattierung zurückzuführen sein; die Wahrheit wollen wir beide. Vielleicht habe ich weniger Phantasie als Sie, ich weigere mich jeder Täuschung und fürchte mich vor keinem Resultat. Etwas anderes sind Sie nun wohl. Sie verlieben sich leicht, geben sich mehr oder weniger bewußt dieser oder jener angenehmen Täuschung hin, sehen mitunter in den Sachen, was Sie darin sehen wollen, haben aber auch den Muth und die Kraft, nicht scheu zu werden und umzukehren, wenn es Noth thut. Sie fechten es glorreich durch und machen Rückzüge wie Moreau. Nennen Sie das weiß oder licht sehen, so mag es sein. Die Dinge dieser Welt haben nun doch einmal allesamt zwei Seiten, die eine mehr als die andere beleuchtet; es könnte also sein, daß wir beide recht hätten, beide beide Seiten kennten und nur in der Discussion aus individuellen Gründen die eine oder die andere Seite mehr herauskehrten.

Der Unmuth über die politischen Zustände weckte schon damals die Sehnsucht nach großen Persönlichkeiten, welche durch die Kraft und die Macht ihres Wollens Umschwung und Aufschwung in die Mittelmäßigkeit des Bestehenden zu bringen vermöchten. Mag auch die Welt im ganzen heute nicht schlimmer sein, als sie war, schrieb Rist an Perthes, so fehlt ihr doch eins gänzlich, es fehlen große, bedeutende Persönlichkeiten, über die Masse hervorragend, an denen als Repräsentanten einer edleren und kräftigeren Menschheit sich der einzelne gerne spiegelt und erfreut. An der Masse kann Liebe und Wohlwollen sich nicht erzeugen; der Masse vertraut es sich nicht gut;

macht sie es gut, so hat es keiner gethan; macht sie es schlecht, so können wir uns an niemand halten; ihre Proportionen übersteigen unser Fassungsvermögen, und dennoch gehen jetzt die einzelnen mehr und mehr in der Masse unter. Wir sind ärmer als unsere Väter, die sich noch an großen Individualitäten wärmten und sie idealisierten. Dem frischen Muthe, der aus ihrer Zuversicht zur menschlichen Kraft entstand, verdanken wir eigentlich das meiste, was wir haben, und lebte nicht in uns ein Restchen jenes Muthes, wenn auch nur als Hoffnung für die Zukunft, so würden wir wenig oder nichts leisten. Den Mangel der Begeisterung, die nicht an der Wiege unserer Kinder stand, nicht hinwies auf größere Naturen, werden diese, so gut sie auch sonst gerathen sein mögen, schmerzlich fühlen. Es ist ihnen ein Element genommen, um dessen letzte Reste sich unsere Jugendjahre noch bewegten. Mir kommt daher die heutige Jugend, wenn auch treu und sinnig, doch im ganzen nüchtern und gehaltlos vor, und ich möchte in einem Alter, in welchem Handeln noch nicht vergönnt ist, gern Phantasie als Prophetin künftiger Thaten finden. — Daß es heute nicht einzelne hervorragende Persönlichkeiten sind, antwortete Perthes, welche den Ausschlag geben, ist mir nicht weniger gewiß als Ihnen. Für die politischen Verhältnisse würde das noch allgemeiner anerkannt werden, wenn das Leben der Könige und Staatsmänner vielen offen vor Augen läge; aber zum Glück wissen nur die Gouverneure und Adjutanten, wie die Großen der Erde ihre Zeit hinbringen. Die deutsche Nation steht groß in der Geschichte da, weil sie mehr als irgend eine andere dem Idealen nachgestrebt hat; aber eben weil sie Unerreichbares erreichen wollte, steht sie anderen Nationen in der Entschiedenheit und Rücksichtslosigkeit des Handelns und in der Hervorbringung großer Thatmenschen, sogenannter historischer Charaktere nach. Die wir hatten, waren oder wurden meistens undeutsch. Auch ist unsere Zeit zwar groß in Ereignissen und groß in ihren Aufgaben; aber der Erzeugung großer Persönlichkeiten ist sie nicht günstig, es sei denn, daß eine Größe im Bösen und in der Consequenz des Verstandes, wie sie in Napoleon erscheint, gemeint würde.

Perthes konnte indessen aber nicht, wie so manche andere, ein politisches Sinken der Zeit oder eine politische Entartung der Nation in dem Fehlen hervorragender einzelner Persönlichkeiten erblicken. Lange schon habe ich mich entwöhnt, heißt es in einem seiner Briefe, Menschenkraft und Menschengröße anzustaunen, und eben weil ich das Heil nicht von Menschen erwarte, strecke ich jetzt auch nicht jammernd das Gewehr. Der Menschengeist soll sich nicht anmaßen, Grund und Boden auf eigene Hand finden zu wollen, sondern die Hand ausstrecken nach Hilfe außer sich, und unser jetziges Geschlecht ist am wenigsten gemacht, Titanen gleich mit eigner Kraft den Himmel zu stürmen. Das charakteristische und große unserer Zeit scheint mir vielmehr darin zu liegen, daß sich die Dinge mehr als je von selbst machen. Gottes unmittelbare Weltregierung ist sichtbarer als je. Napoleon trieb nicht, sondern wurde getrieben; er ist gefallen. Wer hat ihn fallen machen und wer bestimmt seit seinem Falle den Gang der Geschichte? Ist auch nur einer unter den Helden des Freiheitskrieges, ist auch nur einer unter den Königen oder in deren Rathe gewesen, der die Geschichte geführt hätte? In Zeiten, die auf den Willen und die Thaten von Persönlichkeiten gestellt waren, pflegten die großen Entscheidungen durch Todesfälle bewirkt zu werden; jetzt scheint es fast außer Gebrauch gekommen zu sein, daß Könige, Feldherrn, Minister sterben — kaum daß einer krank ist. Lord Castlereagh, der es gewiß mit der ganzen Welt so ehrlich meinte, als es sich mit dem Interesse Englands vertrug, mußte sich, um zu sterben, selbst entleiben. Aber ein Ereignis nach dem anderen trat unerwartet gleichsam aus sich selbst heraus auf; Ereignisse, nicht Menschen, leiten heute die Welt und wir befinden uns in Gottes, nicht in der Könige und Minister Hand.

Nur von dem Hervortreten großer Männer erwarten Sie das Heil, schrieb Perthes ein anderesmal. Es gibt aber auch eine große Geschichte ohne Hervorragen einzelner. Im kleinen liefert dafür Hamburg einen schlagenden Beweis. Köln, Regensburg, Nürnberg sind ehrwürdige Denkmale alter großer Zeit, Hamburg aber steht da wohl auch erinnernd an große Vergangenheit, aber zugleich voll Kraft und

Leben für die Gegenwart. In vielhundertjährigem Kampfe hat es sein freies Gemeinwesen sich bewahrt und Ansehen selbst über das Weltmeer hin sich erhalten. In seiner langen und bedeutenden Geschichte aber findet sich nie der Stoff zu einer Tragödie, sei es in Prosa oder in Versen, nie ein glänzend hervortretender einzelner Charakter, sondern nur fortdauernde Bewegung, stete Anstrengung aller; nie erlangte ein Bürger überwiegenden Einfluß, nie eine Familie einen Vorrang; kein Denkmal, kein Gebäude erinnert die Nachkommen an die Größe eines ihrer Vorfahren, aber treffliche Anstalten aller Art beweisen die hohe Einsicht, den stillen, aufopferungsfähigen Bürgersinn, welcher in der Gesamtheit lebte. Kein einzelner Bürger trat als Retter der Freiheit in Zeiten großer Gefahr auf; aber die Bürgerschaft stand stets hartnäckig eifernd bereit, Gut und Blut für ihre Stadt daranzusetzen. Nur ein kleines politisches Gemeinwesen bildet freilich Hamburg; aber sollte, was im kleinen möglich ist, im großen unmöglich sein? Mich dünkt, der Ruf nach großen Männern ist bei vielen nur ein Deckmantel für die eigne Trägheit. — Was vermag, schrieb Perthes um dieselbe Zeit, der Mensch mit seiner Spanne Lebens in der Geschichte, die nach Jahrhunderten zählt! Der Raum ist ihm gesperrt, die Zeit ist ihm gemessen; in den Versuchen, beides zu überschreiten, verzehrt er seine Kraft. Die volle Wirksamkeit des Mannes drängt sich in den kurzen Raum von zwanzig, höchstens dreißig Jahren zusammen; was vorhergeht, sind Jugendversuche in unbedachtsamer Leidenschaftlichkeit; was nachher kommt, sind Erinnerungen in abgespannter Schwäche, und wie oft macht die Geschichte durch früheres Abschneiden des Lebensfadens einen großen Anlauf zu nichte! Wer Ungeheures in wenigen Jahrzehenden erreichen will, den trifft in dieser oder jener Form Napoleon's Geschick. Denn wer in der Flut der Geschichte nicht allein schwimmen, sondern auch die Richtung der Gewässer bestimmen will, der bedarf anderes noch als tiefen christlichen Gehalt; nur der Kluge und Schlaue, nur der Beharrliche und Kräftige, nur der Rücksichtslose in der Wahl der Mittel drückt der Zeit seinen Stempel auf. Historische Charaktere haben fast immer als Menschen eine Richtung zum Bösen. Handha-

bung der Gewalt und christliche Demuth stoßen sich einander ab. Nur einen großen historischen Charakter kennt die Geschichte, aber sein Reich ist nicht von dieser Welt.

In nahem Zusammenhang mit dem sehr allgemein hervortretenden Verlangen nach politisch gewaltigen und durchgreifenden Männern stand ohne Zweifel die Umwandelung, welche sich in dem Urtheil über Napoleon vorbereitete. Wer hat den Deutschen jemals weher gethan als Napoleon, schrieb Rist um diese Zeit an Perthes, und doch sucht der Instinct des Volkes eben diesen Mann wieder unter den Ruinen, unter denen er begraben liegt, hervor und zählt ihn schon jetzt den Heroen bei; denn er war aus seiner Mitte genommen und hatte eine Fabelzeit von Umwälzungen und Gewaltthaten herbeigeführt, die unserer nüchternen Zeit schon fast unglaublich erscheinen. Ergreift es mich selbst doch wunderbar, wenn ich einmal den Wandsbecker Schloßhof betrete, den ich einen ganzen Sommer hindurch stundenlang mit Davoust in dem Gefühle auf und nieder wandeln mußte, daß zwischen mir und dem gelben Zwerge nur der dicke Glatzkopf, der Schrecken seiner Umgebungen, als allmächtiger Mittelsmann stand. Das alles liegt nun tief im Grabe und modert, der Herr und der Knecht und die langen krausbärtigen Grenadiere und der Fuchs, den ich ritt. Ehrlich währt am längsten, ruft es dann aus weiter Ferne, und ich fühle mich ordentlich behaglich, daß ich trotz aller Versuchung mich nicht herabgelassen habe, ihm zu heucheln. — An das unglaubliche grenzt die Umwandlung der Stimmung gegen Napoleon, hatte ein Freund in Norddeutschland an Perthes geschrieben. Vor einigen Tagen war ich in dem Laden eines Kunsthändlers; er zog eine Unzahl neu erschienener, in Frankreich verbotener Kupferstiche zur Verherrlichung Napoleon's und seiner Familie hervor. Wer kauft denn hier das Zeug? fragte ich. Wer? antwortete der Mann. Diese Sachen gehen jetzt am besten; Zuckerbäcker, Krämer, Handwerker fluchen auf England und kaufen dergleichen reißend. — Napoleon wird noch der Götze der Zeit werden, antwortete Perthes. Schon jetzt sehnen sich viele, daß auf das neue ein solcher Despot erscheine. Es wäre nicht unmöglich, daß ihre Sehnsucht befriedigt würde; denn

aus Stimmungen, wie sie jetzt herrschen, gähren Drachen auf. Schon gibt es tausende, welche alles zerstören möchten, damit nur niemand mehr habe als sie, und tausende, die es sich gefallen ließen, in Ketten zu liegen, wenn nur ein jeder, der mehr hat oder ist als sie, zu ihnen herabgezogen würde, und Gleichheit aller sich finde. — Wohl halte ich, schrieb Perthes etwas später, Napoleon für eine der merkwürdigsten und größten Erscheinungen in der Menschengeschichte; aber ich achte die Freiheit der Menschen und deren freie Entwickelung zu sehr, um am Gedenktage des Mannes mit Ihnen das Glas anstoßen zu mögen. Napoleon war ein mächtiges Werkzeug der Weltregierung. Da er aber für diesen Zeitabschnitt nicht weiter und eingreifender gebraucht werden sollte, ward er als altes Geräth in den Winkel geworfen; denn nicht in sich sondern nur als Werkzeug hat er Bedeutung gehabt.

Politische Ereignisse und Verhältnisse 1825—1830.

So erfüllt mit widerlichem die Zeiten auch sind, hatte Niebuhr im November 1825 an Perthes geschrieben, freue ich mich doch, daß man Morgens sorglos unter seiner Rebe sitzen mag, sofern man nur nicht weiter als für sich selbst sorgen will. Ich freue mich, daß man sich ankaufen und einrichten mag. Wenn die Fürsten und Minister wüßten, wie philisterhaft man durchgehends wieder ist, so würden sie es zulassen, daß wir uns wieder belebten. — Wenige Tage, nachdem dieser Brief geschrieben war, starb (am 1. December 1825) Kaiser Alexander und die Fortdauer der äußeren Ruhe war für jedes Land Europa's in Frage gestellt. Von dem neuen Jahrhundert ist nun ein Viertel dahin, schrieb Perthes Ende December, sein Inhalt wog schwer, Jahr für Jahr; aber ich meine, die nächsten fünfundzwanzig Jahre können nicht weniger bedeutend sein. Das Schließen keines anderen Augenpaares hätte in diesem Momente für das Schick-

sal Europa's so tief eingreifende Wirkung haben können, als der Tod Alexander's. Gott wird wissen, warum es also sein mußte; der Sperlinge Zahl ist gezählt und wir sind mehr als diese Freß- und Pfeifteufel. — Gerne hätte ich den Rest meines Lebens in Frieden verlebt, schrieb ein Freund an Perthes; es soll aber wohl nicht so sein. Die Bürgschaft für den europäischen Frieden, die in dem Charakter Alexander's lag, ist uns genommen. Lassen Sie uns also unser in zehn Jahren vielleicht verrostetes Heergeräthe, das moralische meine ich, wieder putzen und es den Diplomaten, zu denen ich mich nicht mehr rechne, überlassen, die Flagge höher aufzuziehen und zu sehen, woher der Wind weht. Auch mir ist das nicht gleichgiltig, aber der Passagier muß nun einmal, wenn er den Wind auch noch so richtig beurtheilt, dem Steuermann das Ruder lassen und mit diesem zugleich ersaufen. — Was nun geschehen wird, schrieb Perthes etwas später, liegt völlig im Dunkeln. Auf den jungen Fürsten muß das Blutbad, welches seine Thronbesteigung begleitete, einen tiefen Eindruck gemacht haben, und es ist ein Glück, daß diese Rebellion eine Soldatenrebellion war. Uns Deutschen soll Nikolaus abhold sein. Viel fremdartiges und unverständliches liegt doch in allen diesen russischen Verhältnissen, und von den verschiedenartigsten Leidenschaften, welche die Ereignisse der letzten Zeit herbeigeführt haben, fehlt uns doch jede Kenntnis. — Ueber die großen Händel ließe sich, antwortete ein in den russischen Zuständen sehr unterrichteter Freund im Februar 1826 an Perthes, besser sprechen als schreiben. Eins nur deute ich Ihnen an: die ziemlich allgemeine Misstimmung, welche in Rußland während der letzten Jahre gegen Alexander herrschte, ist ohne Zweifel als eine Reaction der echt russischen inländischen Interessen zu betrachten, die seit 1806 den auswärtigen oder europäischen sogenannten Interessen ganz aufgeopfert worden waren. Seit vielen Jahren ist das Innere vernachlässigt und Unordnung und grenzenloser Misbrauch hat in allen Zweigen überhand genommen, weil Alexander nichts anders war und sein wollte als Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Ich bedaure den jungen Kaiser; Mismuth, Mistrauen, Sorge, Unzufriedenheit umringen ihn überall. Wer sein

Reich in solchen Zuständen hinterläßt, muß doch wohl in der Hauptsache fehlgegriffen haben. — Im einzelnen irrte Alexander viel, entgegnete Perthes, und scheute sich nicht, zurückzutreten, wenn er sich des Irrens bewußt ward; am Guten hielt er fest, ohne es mit Despotengewalt durchsetzen zu wollen. Der Kern seines Wesens war ein frommer Sinn und ein freier Geist; den anmaßenden, widersprechenden Ansprüchen eines verstörten, wilden Zeitgeistes gegenüber wagte die ideelle Richtung seines eigenen Geistes das Geistigste und stellte Christi Gebot der Liebe mitten hinein in die politische Wirklichkeit. Die Fürsten verstanden vielleicht die heilige Allianz; die Diplomaten gewiß nicht; die Stimmführer des Volkes wollten sie nicht verstehen und dem Volke selbst fehlte der Schlüssel. Irrte sich Alexander? Ich glaube nicht; ich glaube an gute Frucht aus diesem Samen und meine, daß Alexander der Geschichte um so größer erscheinen wird, je weiter die Zeit abrollt. — Die Republik hat man in Rußland gewollt, schrieb ein eingefleischter Liberaler an Perthes. Nun wohl bekomm es: slavische Leibeigene und Kosacken als Republicaner, russische Große als Consuln! Nun werden vermuthlich wieder Köpfe springen und Metternich wird das Vergnügen haben, im Norden das Schauspiel aufführen zu sehen, welches er uns Deutschen lange schon gern bereitet hätte, wenn ihm auch nur durch die kleinste Verschwörung, durch den kleinsten Aufstand ein Vorwand gegeben wäre. — Hättet ihr Liberalen Muth und Charakter, antwortete Perthes, so würdet ihr mit Freuden dasselbe gethan haben, was die Revolutionäre in anderen Ländern versuchten. Hätten die Karlsbader Schlüsse das Schreibervolk nicht auf das Maul geschlagen und die Untersuchungscommission euch nicht in eure Nester zurückgejagt, so hättet ihr euer Gift bis tief hinein in das Volk getragen. Nun da ihr nicht konntet, was ihr wolltet, pocht ihr darauf, daß ja gar nichts gefährliches in Deutschland geschehen sei und daher alle Maßregeln der Regierungen mindestens überflüssig gewesen wären.

Binnen wenigen Monaten waren der Kaiser von Rußland und die Könige von Baiern und Portugal gestorben, im März 1826 der Kaiser von Oestreich und der König von England gefährlich erkrankt.

Nun sterben plötzlich die Kaiser und Könige nach der Reihe, äußerte Perthes; es thut mir doch leid, man hatte sich an die alten Herren gewöhnt. — Die alten Ordnungen der Dinge gehen, schrieb Niebuhr 1826 an Perthes, durch die Schuld derer unter, welche sie handhaben sollten und welche am nächsten dabei gewinnen würden, wenn sie verständen, sie zu erhalten. Die Contrerevolution in Frankreich gibt trübe Aussichten auch für Deutschland. Die Oligarchie hat in unserer Provinz, die Regierung betrügend, ihre Wahlpläne durchgesetzt und beabsichtigt auch Jesuitismus und dergleichen. Wäre Rußland nicht, so könnte man der Sache ruhiger zusehen; denn gründlich kann es jenen doch nicht gelingen.

Mitten hinein in die durch den Tod Alexander's drohenden politischen Verwickelungen fiel die große Krisis des europäischen Geldmarktes. Sagen Sie mir doch, hatte Niebuhr schon im November 1823 an Perthes geschrieben, was Ihnen vom Waaren- und Geldhandel scheint. Mir kommt es vor, als ob wir einer commerciellen Katastrophe sehr nahe sind, sobald es irgend eine Störung gibt. — Seit dem December stellten in London, Hamburg, Berlin und Leipzig sehr bedeutende Handelshäuser ihre Zahlungen ein, und es ließ sich nicht absehen, wie weit hinab sich die Umwälzung der Vermögensverhältnisse erstrecken würde. Die Geldkrisis ist da, schrieb Perthes am 13. December 1825 an Niebuhr, sie wird, hoffe ich, in England nicht übergroß werden, da dort Einsicht, Erfahrung, Gemeingeist und gewaltige finanzielle Kräfte helfen werden. Schaden wird es nicht, wenn die Briten erfahren, daß ihre unermeßlich scheinenden Fonds doch ihr Maß haben und nicht ausreichen, um den Verkehr der ganzen Welt zu umspannen. Uns Deutschen fehlt, um entscheidend in den Weltverkehr einzugreifen, nur Luft für den Süden; wir bedürfen am Mittelmeer Handelsstädte mit freier Bewegung, wie wir sie im Norden haben. — England bekommt jetzt eine derbe Lection, antwortete Niebuhr, nach welcher das Schwindeln in Papieren auf eine geraume Zeit gedämpft sein wird. Das Bekanntwerden der Insolvenz der spanisch-amerikanischen Staaten wird das beste dabei sein. Uebrigens ist erst die eine Schwäre aufgebrochen, die andere liegt in

der Uebertreibung der Fabrication, in ihrer Verschlechterung, in der Hilflosigkeit der großen Menge, wenn nicht alles günstig geht, und in dem unvereinbaren Streit zwischen Land- und Manufacturinteresse. Die neuere Geschichte hat nichts so glänzendes und herrliches gesehen als England; aber alle menschlichen Dinge müssen vergänglich sein.

Seit dem Anfange des Jahres 1826 mehrten sich die Nachrichten und Gerüchte schlimmster Art. Die Grenze des Unglücks ist nicht abzusehen, schrieb Perthes im Februar an Besser, doch glaube ich, daß die Furcht größer ist als die Wirklichkeit, es sei denn daß politische Erschütterungen hinzutreten. Seltsam ist es, daß diese Geldverwickelungen nicht aus den Staatsfinanzen und Staatspapieren hervorgehen, sondern rein kaufmännisch sind und, wie Du richtig sagst, gewiß in der ununterrichteten Zufahrigkeit John Bull's ihren Grund haben. Wer eine Börse und ein kaufmännisches Publicum kennt, wird es begreifen; betrachte nur den Hamburger Börsenpöbel und dessen Kannegießerei. Noch halten sich die östreichischen und französischen Papiere und in Frankfurt ist daher auch kein Haus gefallen. Die preußischen Papiere sind freilich sehr gesunken, aber das ist allein die Berliner Börse und die Angst kleiner Leute. Sie werden sich wieder heben, denn der Staat hat moralischen Credit; aber freilich Rußland muß ruhig bleiben. Die bedeutenden Verluste, welche Hamburg bisher erlitten hat, sind rein kaufmännisch, vermindern den Reichthum einzelner großer Häuser und gehen ohne Rückwirkung auf die Masse vorüber; aber Reichenbach's Fall in Leipzig trifft eine Menge kleinerer Kaufleute, Capitalisten und Privatpersonen, die bei ihm ihr Geld angelegt hatten. — Das Unglück einzelner ist groß, schrieb Perthes etwas später, aber für die öffentliche Ordnung ist es gut, wenn der Geldmacht ein Riegel vorgeschoben wird, und die Menschen müssen von Zeit zu Zeit erfahren, daß des lieben Gottes Erde noch etwas anderes als ein Jahrmarkt oder eine Börse ist. Das Schicksal der Familien nicht zu beachten, die das Unglück getroffen hat, wäre grausam; aber wenn es gilt, befreit zu werden von einer Gewalt, die uns knechtet, geht es nie ohne Jammer für den einzelnen ab. Bä-

ter und Mütter, Witwen und Bräute weinten im Vaterlandskampfe von 1813; aber das fremde Joch mußte gebrochen werden. Heute müssen wir frei werden von der Tyrannei des Geldes und des Börsenpöbels; die Völlerei kaufmännischer Beutelruhe darf nicht die Geselligkeit entarten machen und die Weisheit der Wechselcomptoire nicht die politischen Zustände ordnen. — Auch wenn man nicht ein solches Interesse an Börsendingen hat, wie ich es zu haben mich nicht schäme, schrieb Niebuhr im März 1826, gehört die Geschichte des Handels und der Geldgeschäfte seit hundertundfünfzig Jahren eben so gut wie die Geschichte der Epidemien zur Weltgeschichte. Vor 1721 hat man keine allgemeinen Handelskrisen gekannt; sie werden nun immer häufiger und es mag einem schwarz vor den Augen werden, wenn man an die Zukunft denkt, wo durch ganz Spanisch-Amerika eine Kette von Creditetablissements gehen wird, wie durch die vereinigten Staaten von Nordamerika. Es ist zuverlässig ein Abgrund, der sich durch die Selbständigkeit dieser Staaten öffnet. England wird lange Zeit brauchen, bis es sich von dem jetzigen entsetzlichen Sturz erholt. — Ungeachtet aller Geldnoth Europa's und ungeachtet seiner politischen Gefahren bin ich im ganzen, äußerte Perthes um dieselbe Zeit, guten Muthes. Wohl wird das Rad des Schicksals gräßlich über manche Völker dahinrollen; aber der Finger Gottes ist überall zu sehen. In unserem Vaterlande sind der Reibungen viele und von außen scheint alles Kampf und Streit, aber die Wahrheit gewinnt im Stillen mitten unter dem Schreien der Parteien. Unter den Katholiken breitet das Evangelium der Liebe sich aus, unter den Protestanten wächst das Bedürfnis nach festerer kirchlicher Form, und in ihrer Art folgen die politischen Bewegungen den religiösen auf gleich gutem inneren Wege nach.

Während die europäischen Geschicke in großen Wendungen hin und her schwankten, war in Deutschland der alte tief in den Verhältnissen wurzelnde Gegensatz zwischen Oestreich und Preußen nur wenigen bemerkbar geblieben, weil Preußen während des Jahrzehends von 1820 bis 1830 in den deutschen wie in den europäischen Fragen sich Oestreichs Leitung überließ. Daß Herr v. Nagler an die Stelle

des bisherigen preußischen Gesandten Grafen Goltz tritt, schrieb ein Mitglied des Bundestages 1824 an Perthes, halte ich für eine wesentliche Verbesserung. Nagler ist ein ungemein rühriger Mann und bisher spielte Preußen fast nur eine passive Rolle und ließ Oestreich übermächtiger werden, als Deutschland frommt. — Auch durch diesen Personenwechsel wurde indessen die untergeordnete Stellung Preußens nicht wesentlich geändert und das Verhältnis Preußens zu Oestreich erschien daher ungetrübt; aber der Instinct der Nation bewahrte das Gefühl des inneren großen Gegensatzes. Perthes hatte von Hause aus sich zu Oestreich hingezogen gefühlt, nicht Oestreichs wegen, sondern weil die Habsburger als Träger der Kaiserkrone so manches Jahrhundert hindurch der deutschen nationalen Einheit einen politischen Ausdruck verliehen hatten. Von frühsten Kinderjahren an habe ich, schrieb er 1822, eine leidenschaftliche Anhänglichkeit an des deutschen Kaisers Majestät und eine sonderbare Abneigung gegen Friedrich den Großen gehabt. Aus meinem achten Jahre erinnere ich mich einer heftig erregten Stimmung, als in meiner Gegenwart Friedrich laut gepriesen ward, und aus meinem dreizehnten Jahre einer Rauferei mitten in der Nacht zwischen mir und einem preußisch gesinnten Knaben, mit welchem ich in einer Kammer schlief. — Ich habe es erlebt, schrieb er 1824, daß unter meinen preußischen Freunden, von denen manche an der Spitze der Geschäfte standen, in den Jahren 1813 bis 1815 die Meinung herrschend war, wir Deutsche müßten allesamt in Preußen untersinken, damit die deutsche Nation wie ein Phönix wieder daraus emporsteigen könnte. Ich habe damals gesagt wie heute: Gott behüte uns! — In dieser Stimmung, die mit Perthes groß geworden war, hatte indessen bereits Preußens Auftreten während des Freiheitskrieges eine Aenderung vorbereitet, und je tiefer alle Hoffnung auf eine kraftvolle nationale Gestaltung des deutschen Bundes sank, je bedeutender Preußen sich in seinem eigenen Innern entwickelte, um so mehr neigte Perthes mit Herz und Sinn sich Preußen zu. Schon 1824 war es am Rhein nicht das Rheinische, sondern das Preußische, die Soldaten nemlich, die Beamten und die Universität gewesen, was einen tiefen und großen Eindruck auf ihn

machte. Der vierwöchentliche Aufenthalt in Berlin während des Frühjahrs 1825 verstärkte diesen Eindruck, ohne den Blick befangen zu machen.

An allem in Berlin sieht man, heißt es in den Briefen, die er von dort schrieb, daß diese Stadt ein Parvenü ist; man arbeitet sich immer in die Höhe und strengt sich an, auf der Höhe zu bleiben, überall aber sieht die alte Kleinheit noch hindurch. Wien und Hamburg, Dresden und Hannover, Frankfurt und Leipzig haben ein festes städtisches Gepräge; es war lange schon, wie es jetzt ist. In Berlin ist alles noch zusammengewürfelt; bis in das Innere der Haus- und Familieneinrichtungen geht diese Nichtübereinstimmung; jeder macht sich seine eigene Art. Gewiß zwei Drittel der Beamten, der Gelehrten und auch wohl der größeren Kaufleute und Handwerker sind aus den Provinzen gekommene, denen Altpreußen neu ist. Der geborene Berliner und Märker wird unter den vielen Ankömmlingen sich selbst fremd und wieder neu. Auch in der Masse der Bevölkerung muß eine große Umwälzung vorgegangen sein durch das ganz veränderte Soldatenwesen, welches früher einen Pöbel im Pöbel erzeugte. Und dennoch kann man auch wieder den durchdringenden Einfluß des alten Berlinismus auf die Hinzugekommenen jedes Standes bemerken. Ein Streben nach geistigem Spiel, nach Witz und Schärfe, nach einer Art französischem Esprit bemeistert sich eines jeden, der hier sich länger aufgehalten hat. Einem geschickten Ausforscher möchten wohl nicht leicht Geheimnisse, sei es des öffentlichen Lebens oder der persönlichen Verhältnisse, unbekannt bleiben; jeder läßt gerne merken, daß er etwas weiß, und gibt ihm, was er weiß, Gelegenheit zu einem brillanten Einfall, so muß es heraus, mag es auch sein was es will. Dieser Offenheit liegt aber auch noch ein besseres zum Grunde: eine gewisse bürgerliche Gradheit; vornehm-glatt, oder vornehm-verschlossen versteht man so wenig zu sein, wie versteift und hochmüthig. Erinnert man sich der Geschichte der preußischen Monarchie und der entgegengesetzten Charaktere ihrer Fürsten, so findet man viele der aufeinander folgenden Gegensätze in dem heutigen Berlin nebeneinander. Der König, den man kennt und nicht überschätzt, wird sehr und all-

gemein geachtet und auch geliebt. Die Einfachheit seines Wesens und seiner Sitten, sein stets sich Gleichbleiben, die grundredliche Deutschheit seines Charakters, seine körperliche Mannhaftigkeit verfehlen des Eindrucks nicht und die Mängel, die jeder kennt und nennt, sollen nicht störend in die Regierung und Verwaltung eingreifen. Nur in der Uniformierung der Armee und der Religion läßt er sich nicht darein reden. Für die Armee, sagt man, sei der Nachtheil nicht groß, da nur das Aeußerlichste davon getroffen werde; schlimmer aber ist es mit der Religion. Des Königs Gesinnung und Gemüth ist wahrhaft christlich-fromm, und zu verstehen ist es, wenn er nicht will, daß alle und jede kirchliche Einrichtung und liturgische Form der Willkür eines jeden, der eben Pfarrer geworden ist, überlassen bleibe. Wenn er nun sieht, daß die Consistorien nicht einzuwirken vermögen, weil jedes ihrer Mitglieder eine andere Meinung hat, ist es dann zu verwundern, wenn er die Macht, die er besitzt, auch zu gebrauchen geneigt ist? Die Art des Gebrauches freilich möchte ich nicht billigen; eine Reihe fast wunderlicher Beispiele sind mir von glaubhaften Männern erzählt. Ein sehr merkwürdiges Institut ist der Staatsrath, schon deshalb, weil er im Publicum so allgemein beachtet wird und alles auf ihn aufmerksam ist. England ausgenommen, möchte in ganz Europa keine Versammlung sein, in welcher soviel Intelligenz vereint wäre, wie in ihm. Die innere Organisation soll fehlerhaft, die Zahl der Mitglieder und der allgemeinen Sitzungen zu groß sein, aber völlige Freiheit der Berathung, je nach der Ueberzeugung der einzelnen, ist zur Ehrensache geworden und die Abstimmung ist recht eigentlich demokratisch, indem die Mitglieder nach dem Alphabete aufgerufen werden. Der Beschluß hat zwar der Form nach nur die Kraft eines Rathes, aber in der That ist er immer entscheidend gewesen. Eine wahre Freude ist es, das jetzige preußische Militär zu sehen. Die Soldaten Mann für Mann kernhaft und tüchtig an Gestalt und jugendlich blühend. Die vielen feinen, geistigen Gesichter, denen man begegnet, erinnern daran, daß auch die jungen Leute der höheren und höchsten Stände ihr Dienstjahr leisten müssen. Ueberall habe ich nur anständige Haltung bei dem Militär bemerkt, bescheiden gegen die

Bürger und dieſe höflich gegen die Soldaten, in denen ſie ihre Angehörigen erkennen. Auf die Officiercorps ſoll der gemeinſame Mittagstiſch einen ſehr guten Einfluß üben, den kameradſchaftlichen Geiſt ſtärken und den Jüngeren feſte Haltung geben. Welch ein Unterſchied iſt das alles gegen das, was ich 1800 und 1806 in Berlin ſah? wie tief in die ganze Nation muß hier das Jahr 1813 eingegriffen haben? Faſt der dritte, vierte Mann, den man auf der Straße ſieht, trägt das Feldzeichen; jeder iſt ſtolz darauf, mag er Staatsrath oder Karrenſchieber ſein.

Mit einer ſehr großen Zahl Männer der verſchiedenſten Lebensſtellung verkehrte Perthes während ſeines damaligen Berliner Aufenthaltes, und ergötzte ſich an den Gegenſätzen, die er innerhalb der mancherlei geſchloſſenen Geſellſchaften antraf, in die er, wie in die geſetzloſe, die ſpaniſche, die literariſch-poetiſche, eingeführt ward. Manches treffende Wort, manche bezeichnende Bemerkung auch über Perſonen ſprach er in ſeinen von Berlin geſchriebenen Briefen aus. Unſern lieben Nicolovius fand ich ganz unverändert, heißt es einmal, und wenig gealtert. Er ſah niemals jung aus, ſchon ſeine Jugend hatte Reife des Alters; nur war er wieder der treue, herzliche Freund und vieles hatten wir uns aus alter und aus neuer Zeit zu ſagen. Nicolovius iſt in ſeiner bedeutenden Stellung gewiß von großen Verdienſten, iſt als kenntnisreicher, thätiger Geſchäftsmann allgemein geachtet und dennoch iſt eigentlich niemand mit ihm zufrieden und viele werfen ihm Unſicherheit vor. Er iſt im Herzen chriſtlich geſinnt, fromm und gut, hat auch klare Anſichten über die gegenwärtigen religiöſen und kirchlichen Zuſtände; aber ihm fehlt die Entſchiedenheit der Richtung, die Entſchloſſenheit des Handelns; eine poſitive Natur iſt er nicht. Nachtheilig hat auf ihn gewiß die Zeit ſeiner Jugend und ſeine Stellung in derſelben gewirkt. Bis in ſeine männlichen Jahre hinein war er ſtets in nahem Umgang genialer oder doch ihm überlegener Geiſter, wie Hamann, Johann Georg Schloſſer, Jacobi, Goethe, Stolberg, Voß. Fähig, ſie zu verſtehen und das Ihrige in tiefem Sinne aufzunehmen, ſah er mit ungemeſſener Verehrung zu denſelben hinauf, weil er fühlte, daß es ihm ſelbſt an Phantaſie, alſo

auch an productiver Kraft fehlte. Er gewann daher in seiner Jugend nicht, was man nur in der Jugend gewinnen kann: Selbstgefühl und das Bewußtsein, daß noch ein anderes als Talent, Geist und Genie den Mann zum Manne macht. Daraus erkläre ich mir die anscheinend schwankende Schwäche in dem sonst sicheren, trefflichen Manne. Freilich ist auch diese Zeit in solch einem Amt sehr schwierig, besonders wenn man, wie er, überall Recht thun will. Savigny fand ich sehr angegriffen. Er hält täglich zwei Vorlesungen und wohnt unmittelbar darauf den jetzt sehr häufigen Staatsrathssitzungen bei. Diese Anstrengungen und die Regsamkeit seines Geistes sind für den schweren Körper zu viel. Zwei Abende saß ich mehrere Stunden an seinem Bette in lebendigem Gespräch. Viel unterrichtendes wurde mir durch ihn; er ist mir ein sehr lieber Freund; seine Gelehrsamkeit drückt nicht; was aus mir fragmentarisch hervorkommt, gibt er mir alsbald in klarem Zusammenhange wieder. Ich möchte wohl als Dümmling so einen Gedankenordner immer an mir tragen. Ueberaus ehrenwerth von Savigny ist es, daß er ohnerachtet mancher Versuchungen seinem Lehramte so treu bleibt. Gar manche Professoren haben muthwillig, leichtsinnig und oft auch gemein und beschränkt ihren Stand um Würde und Ansehen gebracht; Männer, wie Savigny und Niebuhr, vermögen ihn wieder herzustellen. Savigny's unweichbar würdevolle Haltung in Gestalt und Gesicht mag ihm wohl von früh an als Mittel gedient haben, manche Leidenschaft, die auch in ihm ihr Wesen treibt, zu bändigen. Niebuhr in Berlin zu treffen war mir besonders lieb. Von unserem Wiedersehen in Bonn klang mancher Eindruck unheimlich nach, der hier in Berlin, wo er sich höchst genial und wahrhaft großartig bewegt, verwischt worden ist. Gar wunderlich ist freilich in ihm das Gemisch von Staatsmann und Gelehrten, von Vornehmheit und Unbehilflichkeit; aber es ist doch ein großer, herrlicher Mensch. Er hält sich in durchaus freier Stellung und spricht an jedem Orte unverhohlen aus, was er für Wahrheit hält. Noch bevor ich ihn gesehen hatte, sagte mir ein vornehmer Beamter neidisch: Was Herr Niebuhr sich zu sagen und zu thun erlaubt, kann kein anderer; er ist Schleiermacher's Dutzbruder, verkehrt

mit Couſin und genießt das unbeſchränkte Vertrauen des Kronprinzen, der jeden Augenblick fragt, was ſagt Niebuhr dazu. Niebuhr hatte vom Könige die beſondere Erlaubnis erhalten, mit einigen Freunden in die noch ſtreng verſchloſſene neu angekaufte Sollyſche Gemäldegallerie zu gehen; er holte mit mir Couſin ab und hatte einige Gräfinnen aus der nächſten Umgebung des Königs dazu eingeladen. Als dieſe Couſin, den ſie noch im Gefängnis glaubten, plötzlich in ihrer Geſellſchaft ſahen, wirkte es wie ein elektriſcher Schlag; trotz der Hoffaſſung verloren ſie doch alle Haltung. Mich zog in der Sammlung beſonders van Eyk's großes Altarbild an: Gott der Vater ſitzt, ein lieber alter Papa, gemüthlich da und ſchaut liebevoll, doch etwas ſchadenfroh auf das Weltgetümmel herab; man ſieht, daß er meint: Wirthſchaftet nur zu, ihr lieben Kinder, es iſt ſo ſchlimm nicht mit eueren dummen Streichen; ihr kommt mir ſchon wieder, wenn ihr etwas älter werdet; ich habe es ſchon ſo eingerichtet, daß ihr matt werdet und mir nicht keck heraufwachſet ins Himmelreich und mir meine Heiligen verderbt. Von Francia's heiliger Agnes, kniend vor Maria, konnte ich nicht wieder fort. Dieſer Madonna iſt keine zu vergleichen; mit der Würde des Himmliſchen, mit der Schönheit und weiblichen Anmuth der Raphaeliſchen verbunden, leuchtet hier Geiſt in Wahrheit, Schärfe der Erkenntnis, Beſtimmtheit in gerechtem Wollen, in herrlichem Einklang. Nie ſah ich im Bilde ein ſo Anbetungswürdiges. Einige Tage ſpäter war ich mit Nicolovius, Niebuhr und General Clauſewitz bei dem Miniſter Bernſtorff. Miſerabel muß es ausgeſehen haben, als wir drei kleinen Männer, Niebuhr, Nicolovius und ich, die drei Damen, denen wir kaum bis an den Mund reichten, zu Tiſche führten. Bernſtorff war ſo natürlich herzlich und freundlich als ſonſt; ſein Ausſehen iſt noch edler und feiner und ſeinem Oheim Friedrich Leopold Stolberg auffallend ähnlich geworden. Ich erwähnte einige Männer, die in ſeinem politiſchen Syſtem ſich halten, denen ich aber nicht traue; ich ſah bald, daß er ſie mit ſcharfer Menſchenkenntnis durchſchaut hatte. Heiter ſagte er zu Niebuhr: Es ſcheint, als ob Herr von Kamptz ein Apoſtat ſeiner bisherigen Lehren geworden wäre; wenigſtens bemerke ich, daß er Ihnen,

lieber Niebuhr, oft vertraulich ins Ohr flüstert. Gewiß, entgegnete Nicolovius, auch Couſin hat er an Niebuhr zur Bewachung übergeben. Niebuhr lachte und ſagte, es macht mir viel Freude, verſchiedene Leute mit Couſin zu compromittieren, und ich halte es für meine Pflicht, Couſin, der ein gutmüthiger Franzoſe iſt, Ehre und Freundlichkeit zu erweiſen, und thäten es mehrere, ſo würde ſein gerechter Zorn leicht gemildert und das widerſinnige Verfahren gegen ihn wieder gut gemacht ſein. Ueberall wollte Niebuhr mich mit hinnehmen; aber ich lehnte es ab, in ſolcher Geſellſchaft würden geiſtige Anſprüche an mich gemacht, die ich nicht befriedigen könnte; auch bringt er durch ſein unbefangenes Reden und durch ſeinen dreiſten Muthwillen leicht in Verlegenheit. So aufgeweckt Niebuhr ſich auch in Berlin bewegt, wünſcht er doch nach Bonn zu ſeiner Familie und zu ſeinen Vorleſungen zurück und hofft, daß er binnen kurzem das Bankproject im Staatsrath werde zu Falle gebracht haben. Schleiermacher fand ich wunderbar verändert. Früher hatte ich ihn nur in ſcharfer, ſarkaſtiſcher, oft verletzender Stimmung gekannt; jetzt iſt er, mag er lebendig oder ſtille ſein, gleichmäßig heiter und ſchonend; ſeine geiſtblitzenden, ſcharfen Züge haben einen Ausdruck des Friedens gewonnen; Ruhe und Milde iſt ihm geworden und die Liebe, welche ſo lange mit dem Geiſte kämpfte, wird zum völligen Siege gelangen. Gott hat den Mann mit einer trefflichen Frau geſegnet, die ihm zum endlichen Siege verhelfen wird. Der perſönliche Eindruck, den er mir jetzt machte, entſprach ganz den Worten, die er mir vor einiger Zeit geſchrieben hatte: Perſönlich will ich durch meine theologiſchen Schriften niemand kränken oder verletzen; ich ſtrebe in dieſen Dingen aus allen Kräften nach dem „Wahrheit reden in Liebe" und hoffe auch mit Gottes Hilfe mich aus dieſer Stellung nicht wieder herausdrängen zu laſſen. Auch meinen alten Fouqué fand ich in Berlin, Baron de la Motte, Cavalleriemajor von der Armee, auch Johanniterritter, geht in Berlin in Uniform, macht Front vor den königlichen Equipagen, die ich zur Geſellſchaft mitmachte. Er iſt ſeiner Natur und Art treu geblieben; aber was der Jugend gut anſteht, paßt nicht ſonderlich für das Alter. Man freut ſich ſeines früheren Dichtertalents, liebt den ehrlichen

Menſchen, aber um ihn lieb zu behalten, muß man ihn nicht grade vor Augen haben.

Als Perthes von Berlin zurückgekehrt war, wirkte das, was er dort geſehen und gehört, lange und nachhaltig in ihm fort. Der Totaleindruck, ſchrieb er einmal, den der Mittelpunkt der preußiſchen Monarchie auf mich gemacht hat, Sachen, wie Perſonen, Königsgeſchlecht und Soldaten, Staatsrath und geſetzloſe Geſellſchaft, hat mir die Ueberzeugung geſtärkt, daß in Preußen auf das neue die deutſche Nation jugendlich erblüht. Preußen iſt rein deutſch. Was der deutſchen Nation und was dem deutſchen Manne eigenthümlich iſt, das findet ſich auch an Preußen; aber neben allem Großen und Guten, neben dem Ueberfluſſe an Geiſt und Kenntniſſen überall auch dieſelbe Unanſtelligkeit, dieſelbe Verſchwendung von Kraft und Arbeit, weil ein Ueberſchwengliches erſtrebt und Idee und Praxis nicht im Gleichgewichte iſt. Des Schlechten iſt genug da, aber es wird ausgeſpien; die Schlechten ſind bei aller Schlauheit doch ſo kurzſichtig und ungeſchickt, daß ſie ſich ſelbſt die Grube graben. Nimmt die Geſchichte Europa's nicht einen ganz unvorhergeſehenen Gang, ſo wird Nord- und Mitteldeutſchland allgeſamt dieſem deutſch-preußiſchen Staate einverleibt werden. So wie ich das Getriebe in den kleinen deutſchen Staaten beobachtet habe, kann ich ein ſolches Schickſal nicht mehr für ein Unglück halten. — Ich war in meinem Herzen gegen Preußen, ſchrieb Perthes bald darauf, ſo lange deutſches Reich und deutſcher Kaiſer möglich war. Das iſt vorbei, und der Deutſche muß nun mit Geiſt und Sinn ſich Preußen zuwenden und ihm ſeine beſten Kräfte geben. — Ich habe mein Lebenlang die kleinen Länder geliebt, ſchrieb er ein anderesmal, aber will ich wahr ſein, ſo muß ich ſagen, ſie haben ſich überlebt und werden untergehen, um in der einen oder anderen Weiſe mit den größeren Staaten verſchmolzen zu werden, und leider iſt nichts dabei verloren; denn das Gute, was ſie hatten: die eigenthümliche Ausbildung des deutſchen Geiſtes und das Hegen und Pflegen deutſcher Sitte und Art, iſt nicht mehr in ihnen zu finden. Der Sinn für größere Inſtitutionen, das Gefühl für deutſche Größe und Ehre iſt erſtorben; in höherem, freiem,

geistigem Streben bleiben sie zurück; ein platter beschränkter Rationalismus beherrscht in Religion und Politik die Gemüther. Ich rede hier von den kleinen Staaten im mittleren Deutschland, sie sind innerlich reif, unbemerkt begraben zu werden. Anders ist es in Süddeutschland: in Baden, Würtemberg, Hessen wird es prasseln, wenn ihre Stunde schlägt. Baierns und Hannovers Lage und Leben ist von anderer Art. Wir aber werden überhaupt, wenn nicht unvorhergesehene Weltereignisse eintreten, die Umbildung nicht erleben. Zu neu ist die ausdrückliche Anerkennung der Unabhängigkeit, zu groß ist heute die Macht des öffentlichen Rechts, zu viele sind der Vetterschaften der Kleinen mit den Großen, als daß Gewalt den kleinen Staaten ein Ende machen sollte, und das Sterben an innerer Verlahmung ist ein langsames Sterben. Wahr ist es allerdings, daß sich in der Beamtenwelt und unter dem Mittelstande die Sehnsucht regt, aus den kleinlichen, kümmerlichen Zuständen, aus der Schnürbrust eines nur wenige Meilen umfassenden Vaterlandes herauszukommen; aber so lange die Kleinhändler sich noch von der höheren Waffenpflicht und von den höheren Abgaben wegschleichen können, die in größeren Verhältnissen gefordert werden, glauben sie sich begünstigt und wollen festhalten, was sie haben.

Manche Nachrichten aus und über Preußen erhielt Perthes in den Jahren nach seiner Rückkehr aus Berlin. Ein edles Streben lebt in dem Staate, äußerte Niebuhr gegen ihn, aber an allen Punkten mislingt es aus Gründen, die man als zufällig ansehen muß. Vor allem bedürfen wir eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, aber er fehlt. Wissen muß der Minister, was der Staat kann und was er soll, kennen muß er dessen Kräfte und Schwächen, kennen muß er die Persönlichkeit derer, welche die Kräfte in den verschiedenen Zweigen zu leiten haben; den Charakter des Monarchen muß er ganz kennen, und wissen muß er, was die Nation will, folglich auch kann. Er muß das Geschick haben, sich durch die Gesandten Kenntnis von den Kräften und Schwächen der anderen Staaten, von dem Charakter ihrer Fürsten und Staatsmänner und von dem Geiste und Willen der Völker zu gewinnen. Dazu wird die höchste Anstrengung

des Geiſtes gefordert; durch eigentliches Arbeiten darf keine Zeit vergeudet werden. Der Miniſter aber, von welchem wir reden, arbeitet ſich ab, um Depeſchen gut franzöſiſch zu ſchreiben, was ihm in ſeltenem Grade gelingt, aber dieſes müßten ſeine Räthe thun. Können ſie es nicht, ſo müßten ſie fortgeſchickt werden, aber das thut man nicht; auch der Untauglichſte bleibt, wenn er einmal etwas geworden iſt. Nicht weniger untauglich, als die Räthe, ſind die meiſten Geſandten. Von mir könnte der Miniſter genau unterrichtet werden über Amerika und Italien; England kenne ich gut, doch nicht vollſtändig, Oeſtreich zu wenig, Rußland gar nicht. — Als Perthes einem höheren preußiſchen Officier geäußert hatte, daß für die Armee nach langjährigem Frieden ein Krieg wohl nöthig ſein möge, antwortete dieſer: Noch habe ein Krieg mit Frankreich ſein Bedenken. Zwar habe ſich am Rhein der Volksgeiſt ausnehmend gebeſſert; doch ſei es gut, wenn noch manche alte Räſonneurs ausſtürben, bevor die Provinz zu einem Kriegsſchauplatz gemacht werde. Mit den franzöſiſchen Truppen und mit den franzöſiſchen Marſchällen würde die preußiſche Armee es wohl aufnehmen können, aber noch lebten eine große Anzahl Colonels, die unter Napoleon gebildet wären und jetzt in der vollen Kraft militäriſcher Erfahrung ſtänden; ihnen habe Preußen wenig entgegenzuſtellen.

Preußens Geſchichte beginnt nicht vor dem großen Kurfürſten, hatte ein Freund an Perthes geſchrieben, und von dem großen Kurfürſten an bis zum heutigen Tage iſt Preußen dadurch geltend und groß geworden, daß es mitten im Verfalle oder in der caricaturmäßigen Entartung des eigentlich deutſchen Lebens in Kirche und Staat Elemente und Kräfte zur Anwendung brachte, die der deutſchen Sinnesart und der nationalen Verfaſſung fremd und feindlich ſind. Der Gegenſatz des Finanz- und Soldatenweſens Friedrich Wilhelm's I. zu dem, was in Wien, Dresden und anderwärts getrieben ward, das Verhältnis des philoſophiſch-imperatoriſchen Herrſcherthums Friedrich's II. zu der ſonſt überall herrſchenden Pfafferei und Philiſterei war die Vorbedingung für Preußens Emporkommen. Wer aber ein warmes Herz für ſein Vaterland hat, wird ein Gegner dieſer Vorbe-

dingungen sein müssen. Innerlich befreunden kann sich das Gemüth nur mit Preußen in den wenigen Momenten, in denen der Staat Friedrich's sich von der Politik des vorigen Jahrhunderts loszuwinden vermochte und seine höhere Bestimmung für Deutschland erkannte, oder, soll ich lieber sagen, fühlte. — Was hinter uns liegt, antwortete Perthes, gehört der Vergangenheit an; der Blick auf Preußens Gegenwart erfüllt mit Sicherheit und mit Vertrauen. Wer macht das alles, was in Preußen vorgeht, fragte mich vor kurzem ein scharfsehender nordischer Staatsmann, wer regiert dort, wer bestimmt und leitet und ordnet das Gute an, was dort mehr geschieht, als in irgend einem anderen Lande? Der König hat guten Willen, antwortete ich, ist ein redlicher, verständiger, gerechter Mann, im Staatsrath ist große Intelligenz, die Oberpräsidenten sind geübt in der Verwaltung und die Beamten trefflich geschult; aber das alles macht es nicht. Die eigentlich bewegende Kraft vielmehr liegt in dem Staate als Ganzem; es arbeitet und drängt ein so frisches und bedeutendes Leben in ihm, daß alle einzelnen nur als Werkzeuge erscheinen. Wenn kein übereilter Willkürschritt von Preußen gemacht wird, so kann es bald wie von selbst über die gesamten Kräfte Norddeutschlands verfügen. — So groß die Geschichte Preußens auch schon war, schrieb Perthes ein anderesmal, so deutet sie doch auf noch größeres hin. Das Zutrauen von ganz Norddeutschland wird etwas früher etwas später zur Einigung aller Norddeutschen unter Preußen in dieser oder jener Form führen. — Das innere Leben des preußischen Staates, schrieb er etwas später, hat in einer höchst merkwürdigen Weise die deutschen Staaten ergriffen und den bittern Haß des Volkes in bewundernde Zuneigung verwandelt. Ueberall tritt die Sehnsucht hervor, Theil zu nehmen an dem großen Leben Preußens. Wer das nicht schon seit einigen Jahren bemerkte, der wird es nun bald bemerken müssen. Der Zollverein schreitet unaufhaltsam vorwärts und wird eine neue Gestaltung Deutschlands hervorrufen. Die Stimmung des Volkes fällt überall demselben zu, weil es in der Zolleinheit instinctiv noch andere Einheit sieht. Nur besonnene Vermeidung jedes auffallenden, voreiligen Schrittes bedarf Preußen, und die Her-

zöge und Fürsten sind mediatisiert, ohne es zu wissen. Man ahnet es wohl hier und da, aber die Dinge sind so weit vorgeschritten, daß man es nicht mehr zu ändern weiß. Preußen thut nur, was der Bundestag hätte thun sollen, aber nicht that, und Preußen ist auf dem Wege, der rechte Bundestag zu werden.

Obschon Perthes damals seine ganze Hoffnung mehr und mehr Preußen zuwendete, wendete er sich deshalb doch nicht von Oestreich ab; aber in dem Jahrzehend von 1820 bis 1830 finden sich in den Briefen seiner östreichischen Freunde nur sehr selten Andeutungen über die Zustände und Verhältnisse des Kaiserreichs. Es ist überaus schwer, hatte Perthes 1822 geschrieben, eine Vorstellung von dem, was sich in Oestreich bewegt und nicht bewegt, zu gewinnen. Sehen Sie nur einmal die letzten Bände der Wiener Jahrbücher an; woher kommt grade in Oestreich diese neue Form der Entwickelung, diese seltsame Schreibart und diese geistige und philosophische Uebergipfelung? Es müssen junge Leute sein, diese Herren Günther, Wähner u. s. w. Es scheint eine neue Schule dort in der Bildung begriffen: denn ein und dieselbe Art des Studiums der Sprache geht durch alle Aufsätze durch; Geist ist darin und gewiß auch viel Wissen. Versäumen Sie nicht, die Sachen zu lesen, so etwas muß man bei Zeiten ins Auge fassen. — Nicht ohne Bildung und Geschick ist, heißt es in der Antwort, die Perthes erhielt, diese neue Richtung, oder, wie Sie wohl richtig meinen, Schule. Aber weder lange Dauer noch eingreifende Wirksamkeit traue ich ihr zu; sie hat, wie mir vorkommt, kein wahres, sondern ein erkünsteltes und falsches Leben, und spricht weder den deutschen Gesamtgeist noch den echten östreichischen Sondergeist aus. — Es ist kein Wunder, schrieb ein mitten in den Welthändeln stehender Staatsmann aus Wien an Perthes, daß die Scheidewand zwischen Oestreich und Deutschland immer größer wird. Eine so große Verschiedenheit der Nationen, Sprachen, Sitten und Constitutionen, wie sie bei uns sich findet, fordert mehr noch als in anderen Staaten, daß die Regierung in sich eins ist und einen sicheren festen Gang geht. Aber nicht von einer Regierung, sondern von gar mancherlei Regierern wird Oestreich regiert. Alte Knaben mit verknöcherten Do-

ctrinen wollen Mauerwerke ſtützen, die durch und durch morſch bald zuſammenfallen müſſen; daneben eine große Partei, die in ihrer Geſinnung dem Liberalismus huldigt und in ihrem Thun auch vor dem Servilſten nicht zurückſchreckt; dazu die Hyperkatholiken, welche im Geheimen operieren und minieren, und endlich die jüdiſchen und proteſtantiſchen Parvenüs und parvenieren Wollenden. Das alles coaguliert ſich zu Wien zu einem, dem äußeren Anſcheine nach, ſehr unnatürlichen, aber durchaus praktiſchen und den Mitgliedern Vortheil bringenden Bund. Die Identität von Wort und That iſt bei unſern Politikern abhanden gekommen; faul wird alles im Innern und der große, reiche und ſtreitbare Theil von Mitteleuropa kann zu einem bloßen Ballaſt der Geſchichte werden. — Es ſtände ſchlimm um Europa, ſchrieb Perthes etwas ſpäter, wenn keiner ſeiner Staaten beweglicher und vorgreifender wäre, als Oeſtreich; aber neben den unruhigen, drängenden, raſtlos arbeitenden Völkern und Regierungen iſt Oeſtreich mit ſeinem rückhaltenden und anhaltenden Staatscharakter eine Nothwendigkeit für die europäiſche Staatenfamilie. Wird man älter, ſo wird man auch umſichtiger und duldender gegen Naturen und Charaktere, die dem eigenen Sinn entgegengeſetzt ſind. Man fühlt und erkennt immer mehr, daß, um vulgär zu reden, die Staaten, ſo wenig wie die einzelnen, über einen Kamm geſchoren ſein dürfen. Hat doch auch die Natur Wälder und Wieſen, reißende Beſtien und Hausthiere nebeneinander und läßt alle Verſchiedenheiten zuſammenklingen zur Einheit und Schönheit des Ganzen.

Von den ſtillen politiſchen Zuſtänden Deutſchlands ward der Blick immer wieder hinüber geleitet auf das bewegte europäiſche Leben. Frankreich wie England hatten ſeit 1827 auf das neue ſchwere innere Kämpfe zu beſtehen, und die noch immer zweifelhafte Lage der Griechen hielt Europa in ſteter Furcht vor einem gewaltſamen Umſichgreifen Rußlands im Oriente. Im October 1827 war die türkiſche Flotte bei Navarino vernichtet. Merkwürdig genug iſt auch in innerer Beziehung dieſes Ereignis, ſchrieb Perthes. Die drei chriſtlichen Bekenntniſſe: Katholiken, Proteſtanten, Griechen, ſtanden in einer Linie gegen Muhammed's Fahne; freilich nur politiſch geeinigt, aber

die Thatsache ist doch da. Das ist der Witz der Weltgeschichte und an dem Witze ist der Geist, der über dem Wasser von Navarin schwebte, zu erkennen. Wenn jetzt nicht der Halbmond zu fanatisieren versteht, so scheinen die Kinder Muhammed's verloren; wenn aber, dann mag man sich vorsehen. — Gott gebe uns allen ein leichtes Jahr, schrieb Niebuhr am 2. Januar 1826 an Perthes. Ich habe die letzten Jahre hindurch in mir und um mich mehr Lebensfreude genossen, als ich für mein Alter hoffen konnte. Für die Welt sieht es trübe aus, doch für Deutschland wird ja der goldene Friede wohl noch eine Zeitlang fortdauern. Wir müssen innig darum beten; denn was soll in schwierigen und Unglückszeiten von den Erbärmlichen geschehen, welche die Jahre des Glücks und des Friedens verdorben haben? Wenn, was jetzt im Orient geschieht, vor sechs Jahren geschehen wäre! — Die Welt scheint mir alt und mürbe, heißt es in einem anderen Briefe; alles dreht sich gar zu selbstisch in dem engsten Kreise; es dünkt einem, wie wenn keine frische Hoffnung und kein Muth zu irgend etwas anderem als mechanischen Dingen mehr wäre: aber freilich wir sehen auch verzweifelt klar in vielem, was uns einst begeisterte. — Eine höchst unbehagliche Stimmung wird unter den Menschen herrschend, schrieb Rist 1829, die sehr mit dem gerühmten Wohlsein der Friedenszeit contrastiert. Es kommt wohl daher, weil niemand auf Dauer rechnet. Namentlich im nördlichen Deutschland werden künftige Ereignisse anticipiert und das löst die Bande zwischen den Menschen und namentlich zwischen Regierungen und Regierten allmählich immer mehr. Man lebt von Tage zu Tage hin und sagt sich: So kann es nicht bleiben. Es fehlt durchaus ein belebendes Element, welches dem Alter etwas Frische und der Jugend eine feste Richtung ertheilte. Sollte der liebe Friede schon wieder zu lange dauern? Es hat seine große Wahrheit, daß Stürme die Luft reinigen. — An Stürmen wird es uns nicht fehlen, antwortete Perthes, aber wohin werden sie uns bringen? Vielleicht haben sie schon, wenn Sie diese Zeilen lesen, die Heere Rußlands nach Konstantinopel geweht und was dann? Sieht man auf die inneren Zustände nach Großbritannien und Frankreich, nach Mexico und Cuba, nach Rio und Portugal und Spanien, überall

iſt Sturm im Anzuge; mir ſchwindelt von dem allem. Möge Gott Deutſchland für Europa bewahren, wer weiß, wie plötzlich außerordentliches ſich ereignen kann, und wo iſt die Hilfe, wenn man mit dem Gewöhnlichen nicht auszureichen vermag? — In Frankreich gährt, ſchrieb Perthes im April 1830, die Grundſuppe alteuropäiſchen Verderbniſſes auf; wir werden ſie mit zu eſſen bekommen. Eine Wiedergeburt muß kommen; aber wie ſie möglich ſein wird, ſieht niemand.

Achtes Buch.

Perthes' Briefwechsel im späteren Mannesalter

1830—1843.

Die Julirevolution 1830.

Die Sommermonate 1830 brachte Perthes in Georgenthal zu, einem nur einige Stunden von Gotha am Nordabhange des Thüringerwaldes gelegenen Amtsdorfe. Unsanft ward die stille, ruhige Stimmung des Waldaufenthaltes in den ersten Tagen des August gestört. Der Sturm ist losgebrochen, schrieb Perthes am 6. August; dreifarbige Couriere eilen seit gestern Morgen durch Gotha. Mögen sie jagen und drängen; ich habe keine Eile, in die Weltunruhe zu gerathen, und wandere zurück nach Georgenthal. — Immer mehr Couriere, schrieb er einige Tage später, und immer mehr Neues, was grade so aussieht, wie das Alte von 1789. Noch einmal wird Europa den blutigen Lauf durch die Anarchie zur Despotie beginnen. Mir graut, nach einem vielbewegten Leben neue Bewegungen wiederum durchleben zu sollen. — Die Jagd ist im vollen Gange, heißt es acht Tage später, die Meute ist losgelassen, wer bringt sie wieder in den Stall? Ein Nothkönig ist freilich schnell genug gemacht. Nach Jahrhunderten schwerer Erfahrung war Europa zu dem Salto mortale gekommen, den jedesmaligen Erstgebornen der herrschenden Familie als den von Gott zum Herrschen bestimmten Mann zu betrachten. Frankreich kehrt nunmehr zum Wahlkönig zurück, aber nicht Kurfürsten, nicht die Großen wählen, sondern alle. Das Ende vom Liede wird etwas früher oder etwas später ohne Zweifel ein Sultan sein. Noch halten drei Geldmänner: Périer; Laffitte und Delessert die Papiere; alte verrauchte Gestalten: Lafayette, Barère und Sieyès kommen wieder angezogen und bringen — der Thor bleibt auch im Mörser gestoßen Thor — die Weisheit ihrer jungen Jahre auf den Markt nach

Paris. Wahr iſt es, die Pariſer haben eine andere Haltung als vor vierzig Jahren: Martignac, Neufville, Chateaubriand zeigen ſich als Männer; aber wie bald werden die, welche jetzt mit Verſtand, Erfahrung und vielleicht auch mit gutem Willen an der Spitze ſtehen, unbekannten, kräftigen Wüthrichen als Opfer fallen. Sehr begierig bin ich, wie die Männer und jungen Leute der neuen hiſtoriſchen, philoſophiſchen und poetiſchen Schule, ein Guizot, Couſin und Victor Hugo ſich ſtellen werden. — Der äußere Verlauf der Dinge wird freilich, ſchrieb Perthes am 26. Auguſt ſeinem in Bonn ſtudierenden Sohn, anders ſein als im Jahre 1789; aber die großen Erſcheinungen der letzten vierzig Jahre haben dem jetzigen Geſchlechte nicht größere Reife, ſondern nur andere Richtung gegeben, und die geiſtigen und inneren Folgen des Ereigniſſes werden für Europa kaum geringer ſein als die der erſten Revolution. Es ging jetzt für jung und alt: Ruhe, Beſonnenheit und freies Urtheil zu bewahren. Vor allem ſollten Staatsmänner und Lehrer den Jünglingen gegenüber, bei welchen Thun und Denken noch nahe zuſammenliegt, vorſichtig in ihren Aeußerungen ſein und einem augenblicklichen und ſicher vorübergehenden Enthuſiasmus nicht ſo ſchnell Worte geben. Meine Ueberzeugungen, die auf reiche Erfahrungen ſich gründen, werde ich Dir, mein lieber Sohn, nicht vorenthalten; aber ich begehre nicht, daß Du ſie ganz theilen ſollſt. Zeiten wie die unſrigen geben jeder Generation ein anderes Ziel. — Von den Folgen laſſen Sie uns vorerſt ſchweigen, ſchrieb Riſt am 24. Auguſt; in jedem Falle ſind ſie unermeßlich. Nur unvollkommen ward die republicaniſche Jugend beſchwichtigt und alle die heterogenen Elemente, welche die erſte Revolution über die Grenzen ſpie, blieben dieſesmal im Lande und die Unbeſchränktheit der Rede und der Preſſe gibt ihnen völlig freies Spiel, zu wirken und zu gähren. Paris bedarf eines verſchwenderiſchen Hofes, es bedarf der Misbräuche, weil es ſelbſt einer iſt. Wie wird eine nüchterne und ſparſame Regierung dort wirken können? Dann Polen und Spanien, dann die Armee! Summa, wohl dem, der die fünfzehn Jahre, die uns zum Verſchnaufen gegeben worden, angewendet hat, um ſich in den Sattel zurechtzurücken und die Steigbügel zu faſſen.

Dem in Paris gegebenen Anstoße folgten bald auch in den kleineren und größeren deutschen Ländern aufrührerische Bewegungen aller Art. Um uns knackt und prasselt es an allen Enden, schrieb Perthes an seinen Sohn nach Bonn. Wir liegen jetzt recht inmitten der städtischen Aufstände und des hessischen Bauernkrieges; aber in Gotha selbst, auf dem Lande wie in der Stadt, ist es bis jetzt ruhig geblieben. Der gescheide Herzog ließ rasch eine Anzahl verständiger Bürger zu sich kommen, um selbst zu hören und zu sehen, woher und wohin der Wind eigentlich wehe. Auf dem Lande handelte es sich vor allem um die Wildschäden und um Theuerung des Holzes — das Wild ward niedergeschossen und für Ermäßigung der Holzpreise gesorgt. In der Stadt ließ der Herzog die Innungen versammeln, ihre Begehren und Beschwerden waren localer Natur und hatten zum großen Theil guten Grund — der Herzog gestand auf der Stelle zu oder half ab. Der eigentlich schwierige Punkt ist hier, wie in allen kleinen Ländern, die Stellung der Domänen und die Verwendung der Einkünfte aus denselben; doch es wird hier ohne Zweifel ruhig bleiben, der Herzog ist ein gescheider Mann und die Gothaner haben zwar politische Theorien für die ganze weite Welt fertig, aber am eignen Herde mögen sie nichts davon wissen, sondern helfen eben nur da nach, wo der Schuh sie grade drückt.

Unsere Bevölkerung hält sich im ganzen besonnen, heißt es in einem Briefe aus Holstein an Perthes; daher ist auch der erste Anlauf auf Unruhe vollständig gescheitert. Das Samenkorn der Revolution war ausgestreut und ward durch Emissäre verbreitet; die trägen Gemüther meiner Landsleute fuhren einen Augenblick aus dem Schlafe auf, rieben sich die Augen und legten sich wieder zum Schlafe nieder. — Mit Lornsen's Arretierung ist nun der Revolutionsparoxismus vorüber, schrieb ein anderer; dennoch aber werden wir aller Wahrscheinlichkeit nach bald eine Verfassung bekommen, die wir, so lange der König lebt, nicht brauchen, die aber wünschenswerth sein kann für den Fall seines Todes. — Indigniert über die Wichte, welche in Holstein die großen Erschütterer spielen, möchte ich, äußerte Niebuhr in einem Briefe an Perthes, über diese elenden holsteinischen Geschichten schreiben. Was mich abhält, ist das Peinliche eines Zer-

fallens auf immer mit faſt allen guten Bekannten und Freunden; denn außer meiner Schwägerin und Tweſten iſt jedermann mit der Gimpelei behaftet. — — Eine andere Seite der revolutionären Bewegung trat Perthes in einem Briefe entgegen, den er von einem jetzt verſtorbenen Mitgliede eines kleinen deutſchen Fürſtenhauſes empfing. Ich theile Ihnen intereſſante Nachrichten mit, heißt es in demſelben, ich wünſche, daß Sie dieſelben zum Nutzen meines kleinen Fleckchens von Vaterland benutzen; aber niemand darf ahnen, daß ſie von mir kommen. Denken Sie, nur ein Büdner hat verhindert, daß nicht im Schloſſe die Fenſter eingeworfen ſind; ihm zu Liebe ſollten ſie es nicht thun, hat er geſagt. Anſchläge am Rathhauſe ſind mehreremal gefunden; ſie fordern Landſtände mit freien, unabhängigen, einſichtsvollen Mitgliedern, Aufhebung der Bierſteuer, Erleichterung des furchtbaren Druckes der Bauern, eine liberale, nicht von der intereſſierten fürſtlichen Kammer ausgehende Verwaltung, Aufhebung des Brantweinmonopols, Einrichtung eines Arbeitshauſes und eines ordentlichen Gefängniſſes. Das iſt alles ſehr gerecht und dringend nöthig! Was iſt geſchehen? So gut wie nichts! Iſt das liberal? Liberal ſein aber iſt ſehr nöthig. Ich bitte, verbrennen Sie dieſes Schreiben, aber benutzen Sie es wo möglich, nur daß niemand ahne, woher es komme; am beſten in weit entfernten Blättern, was meinen Sie? Alle Diener bei uns ſind ſo ſchlecht bezahlt, daß keiner nur ſeine Kinder erziehen kann. Iſt das nicht hart? Alle ſtehen ſchlechter als ihre Vorgänger; das iſt ungerecht und dabei packt man ihnen immer mehr Dienſte auf. Neues Geſchäft, neuer Verdienſt, ſo muß es künftig heißen. Bei der ſtändiſchen Verfaſſung habe ich noch ein Bedenken: wir haben eigentlich nur Bauern und der Bauer iſt noch ſo roh; wird er wählen können? Bei den Schulzenwahlen iſt immer Prügelei; wer am beſten prügelt, wird es. Ich bitte dringend um Zerſtörung dieſes Zettels. Wie geht es Ihnen?

Die folgenreichen Aufſtände in Dresden und Kaſſel, die ungeordneten Bewegungen im ſüdlichen Deutſchland, der Schloßbrand und die Flucht des Herzogs in Braunſchweig erweckten in vielen Gemüthern mehr und mehr ernſte Beſorgnis. Wir haben bisher die Macht der Maſſe viel zu gering angeſchlagen, heißt es in einem Briefe aus

Berlin, sie ist, ohne daß die Regierungen es ahnten, zu einer Gewalt angeschwollen, der wie jeder Naturgewalt schwer zu begegnen sein wird. Ich kann Ihre Zuversicht nicht theilen und werde zweifelhaft, ob Deutschland den großen Brand wird aushalten können. — Vergebens suche ich, schrieb ein anderer Freund an Perthes, nach einem Halt, auf den man mit Freude und Hoffnung blicken könnte. Ein Krieg mit Frankreich wird immer wahrscheinlicher, und was für ein Krieg wird das sein! Welche Elemente sind in Deutschland, in Frankreich durch die Revolution entfesselt, welch eine Verfälschung der Gesinnung geht durch einen großen Theil unseres Vaterlandes! Dreifarbige Bänder in Hamburg, eine Deputation von Jenaer Studenten an Lafayette! Gott erhalte dem preußischen Heere seinen besseren Geist! — Was Du über das preußische Heer sagst, schrieb Perthes seinem Sohne, ist gewiß richtig; aber demungeachtet wird es fast allein von der Persönlichkeit seiner Führer abhängen, ob es wirklich siegen wird. Krieg führen setzt Wissenschaft und Erfahrung, Uebung und Muth voraus; aber das alles reicht nicht aus. Kriegführen ist eine freie Kunst; jeder neue große Krieg ist ein neues Kunstwerk, und in dem Kriege, der uns bevorsteht, gilt es überdies die Völker in Bewegung zu bringen und dennoch sie zu leiten. Die preußischen Feldherren sind alt geworden; es muß eine neue Blüte aufgehen. Du nennst General Grolmann. Woher das? auch er ist nicht mehr jung. Ich möchte wohl Vertrauen auf die deutschen Generale der russischen Armee setzen; Diebitsch und Geismar haben als Feldherren schon Proben abgelegt.

Nicht allein Besorgnis und Schmerz wurde durch die ausgebrochene Bewegung hervorgerufen, sondern auch Hoffnungen und hier und da auch wohl ein Gefühl der Befriedigung und der Schadenfreude über die Noth der Regierungen. Wohl beunruhigen auch mich die neuen Bewegungen im Westen, heißt es in einem Briefe aus München, nicht nur wegen der Begehrlichkeit, mit welcher die trüglichen Vorspiegelungen und süßen Täuschungen von der schwachen Seele unserer Unverständigen eingesogen werden, sondern noch mehr wegen der Haltlosigkeit und Rathlosigkeit unserer Regierungen. Unser Elend, in so viele kleine, im Innern schlecht berathene, unter sich wenig oder

gar nicht verbundene, nach außen ohnmächtige Staaten zerriſſen zu ſein, tritt jetzt in ſeiner ganzen Schrecklichkeit hervor; ohne Steuer und ohne Steuermann treiben wir in dem ausgebrochenen Sturm umher. Aber Niebuhr's Beſorgniſſe kann ich dennoch in keiner Weiſe theilen, ſondern glaube vielmehr, daß der zweite Theil der politiſch moraliſchen Revolution trotz ſeines ſchrecklichen Charakters nicht eine Zerſtörung ſondern eine Verjüngung des Alten hervorbringen wird. — Immer mehr jagt der Sturm die Wolken zuſammen, heißt es in einem anderen Briefe an Perthes, und die Rache trifft nun die Fürſten für das, was ſie 1814 und 1815 verſchuldet. Nicht nach den Völkern fragten ſie damals, von denen ſie ſo eben aus der tiefen Schmach errettet waren, in welche eigene Einfalt und Schwäche ſie gebracht hatten. Nun wird Rechenſchaft von ihnen gefordert über die Erfüllung ihrer Pflichten; Gott kommt im Sturm, um aus ſeinen Donnern die Könige und Fürſten zu richten. Zehn Jahre Ruhe hatte ich immer noch gehofft; dann wäre die alte Generation ſo ziemlich hinüber geweſen und das Neue wäre ohne Gewalt aber mit voller Kraft durchgedrungen; jetzt ſchlägt alles nicht allein über die Könige ſondern auch über uns zuſammen. — Wohl kenne ich die Fehler, die ſeit fünfzehn Jahren von oben begangen ſind, antwortete Perthes, aber auch ohne dieſe Fehler würde kein menſchliches Geſchick und keine menſchliche Kraft eine Zeit haben bemeiſtern können, in welcher der geſamte gebildete Theil der Nation jedes Poſitive und jedes Beſtehende angreift. Bis jetzt zwar haben in Deutſchland die eigentlichen Tumulte überall nur locale Urſachen gehabt. In Kaſſel und Braunſchweig waren ſie gegen einzelne Fürſtenindividuen gerichtet und der Bundestag ſelbſt hatte durch ſeine Zurückhaltung zur Selbſthilfe hingedrängt; in Breslau und Hamburg wurden die Juden verfolgt, Uebermuth auf der einen, frecher Muthwille auf der anderen Seite war die Wurzel; in Berlin lärmten Handwerksburſchen und eine große Menge Menſchen lief herbei, um zu ſehen, was es gäbe. In Dresden lag die Haupttriebfeder in dem Haſſe, den der ſächſiſche Rationalismus gegen den Katholicismus hegt; widerlicher als dieſer Ausbruch eines religiöſen Fanatismus ohne alle religiöſe Grundlage und ohne alles religiöſe Bedürfnis iſt mir kein Tumult geweſen. An faſt

allen anderen Orten wendeten ſich die Unruhen nur gegen die Magiſtrate und deren veraltete Verwaltung. Wo Bauern und Handwerker von den Wortführern in Bewegung gebracht werden ſollten, da wurde Herſtellung der Zünfte, Ordnung des Staatshaushaltes, Beſeitigung der Zollinien, Errichtung von Landſtänden als Ziel hingeſtellt; gegen die monarchiſche Regierungsform, gegen die Dynaſtien, gegen den Adel aufzuhetzen, haben bis heute auch die eifrigſten Unruhſtifter nicht gewagt. Das ſpricht ſehr für den guten Sinn, der unter Bauern und Bürgern ſich noch erhalten hat; aber lange wird es ſo nicht bleiben. Faſt der ganze theoretiſierende Theil unſeres Volkes ſtellt alles im Staate wie in der Kirche in Frage. Von Jahr zu Jahr iſt die Gefahr größer geworden, daß das Schreibervolk ſich der Bauern und Bürger als Werkzeuge für ſeine Zwecke bemächtigen werde, und gnade uns Gott, wenn Deutſchland auch nur vorübergehend in die Hände der rohen, von Böſewichtern und leichtſinnigen Phantaſten regierten Gewalt fallen ſollte! Vielleicht aber ſetzen grade die ausgebrochenen Tumulte dem weitern Wachſen der Gefahr eine Grenze. Beamte, Kaufleute und Fabricanten, Rentner und vornehme Nichtsthuer, bei denen das Räſonnieren zu Hauſe iſt, werden doch vielleicht durch die eindringlichen Erfahrungen zu der Erkenntnis gebracht, was es heißt, die Maſſen aufregen, und daß die Theorien, wenn ſie in die Fäuſte gerathen, Gut und Blut derer verſchlingen, die ſie mit der Zunge verfochten. Auch die kleinen Souveräne und ihre Miniſter werden vielleicht gewitzigt und laſſen ab von mancher Willkür und mancher Geldmacherei, die ſie bisher ſorglos geübt. Gott bewahre uns nur vor einer kirchlichen oder antikirchlichen Umwälzung in dieſem Augenblicke; ſie könnte ſofort einen allgemeinen Brand in Deutſchland anſchüren. Das Volk bedarf Religion und glaubt im Unglauben und im Aberglauben ſchon jetzt in vielen Gegenden mit fanatiſchem Eifer, und die Theologen ſind jeder gegen den anderen.

Mitten hinein in die Gährung Deutſchlands war Ende Auguſt und Anfangs September 1830 das Gelingen des belgiſchen Aufſtandes gefallen. Jetzt müßt ihr Hiſtoriker fleißig ſein, um nachzukommen, ſchrieb Perthes einem Freunde; denn die Geſchichte arbeitet ſchnell. Ihnen ſcheinen dieſe Zeiten mit ihren kahlen, verſtändigen

Conſtitutionen langweilig; Sie möchten lieber Fleiſch und Blut in kräftigen Perſönlichkeiten das Rad treiben ſehen. Unſer einem ſind dieſe Zeiten nicht langweilig und nicht kurzweilig, ſondern nur halsbrechend. — In ganz Europa bleibt Holland faſt allein ruhig, ſchrieb van Kampen aus Amſterdam an Perthes. Das Beiſpiel der Holländer, welche ſich in dieſer tollen Revolutionsperiode nirgends gegen die rechtmäßige Obrigkeit empört haben, wird für die künftigen Geſchichtſchreiber nicht verloren ſein. — Für die nächſte Zeit iſt Belgien die unglückdrohende Aufgabe, ſchrieb Perthes im October ſeinem Sohne nach Bonn. Das, was für den Augenblick als wilder Pöbelaufruhr erſcheint, iſt dennoch keine Rebellion im gewöhnlichen Sinne, ſondern eine Staatsfrage, und ſo ſcheußlich die Verbindung der Prieſter mit dem Pöbel ſich auch ausnimmt, hat die Bewegung ſelbſt doch ihren Grund in der Geſchichte. Kurzſichtigkeit, enge engliſche Politik, vielleicht auch ein hiſtoriſcher Irrthum, hat 1815 Volksſtämme, die nicht zuſammen gehören, vereinigt; und die holländiſche Krämerpolitik hat die böſen Folgen des Fehlers noch vergrößert. Schon im Mai ſagte mir der holländiſche Major NN., die Regierung behandele die Belgier ſo unverſtändig und zugleich ſo ſchwach, daß er eine baldige Rebellion nicht für unwahrſcheinlich halte. Als am 30. Auguſt die Nachricht von dem Aufſtande in Brüſſel hier eintraf, befand ſich grade der ſcharfſehende NN. aus Utrecht bei uns. „Die Flamme iſt nicht zu löſchen," ſagte er augenblicklich; „was nicht zuſammen leben kann, muß man auseinander laſſen, lieber heute als morgen." Läßt man jetzt, um Krieg zu vermeiden, gewähren, ſo wird Belgien ein Nebenſtaat Frankreichs; für Frankreich ſind die belgiſchen Feſtungen gebaut und Deutſchland liegt offen. Alſo Krieg, aber wer darf hoffen, daß Armeen gewöhnlicher Art ſiegreich einer Militärdemokratie entgegentreten werden. Ich weiß wohl, was der Deutſchen Pflicht iſt; ich weiß wohl, daß Preußen allein der Deutſchen Rettung ſein kann: aber dennoch kommt mir Angſt ins Herz. — Nachgerade wird man, hatte Riſt am 29. November geſchrieben, die ſich fortpflanzenden Bewegungen als eine europäiſche Affection oder Geſamtleiden betrachten und deshalb nicht zu ängſtlich beurtheilen müſſen. Bei einer weitverbreiteten Erderſchütterung fällt einem einzelnen nicht leicht

ein, das eigne besondre Unglück zu beklagen. Das gemeinschaftliche Leiden vieler ruft in dem einzelnen Resignation hervor, befreit von allem Weichlichen des Selbstbedauerns und treibt, für sich und andere das Beste nach den Umständen zu thun, zu rathen, zu helfen und während der Finsternis fleißig mit dem Senkblei in der Tiefe zu forschen, zugleich aber die Augen nach den Bergen zu richten, wo die Sonne aufgehen soll. — Als Sie mir am 29. schrieben, antwortete Perthes, ahneten Sie nicht das Außerordentliche, was an demselben Tage sich in Warschau ereignete und der politischen Haltung und Richtung aller Regierungen sogleich andere Wendung gab. Kann ich wissen, ob nicht auch heute in dem Momente, in welchem ich schreibe, an irgend einem Orte eine Umwälzung vor sich geht und alle Berechnungen der Cabinette auf den Kopf stellt? Die Wellen der polnischen Revolution gehen von Osten nach Westen und dort, wo sie sich mit den von Westen nach Osten kommenden begegnen, kann Brandung und Strudel nicht ausbleiben. Auf dem Throne so wenig wie in der Hütte weiß heute irgend jemand auch nur von einer Stunde zur andern, wie es geht und wie es steht. Schwarz sehe ich allerdings in die Zukunft, doch nur in die nächste, wenn auch uns und unsere Kinder überdauernde Zukunft. Niebuhr's furchtbare Blicke theile ich nicht. Allgemeine und bleibende Verwilderung und Barbarei konnte nach dem Untergange der römischen Welt doch nur deshalb eintreten, weil alles geistige Leben auf den engsten und scharf abgegrenzten Raum zusammengedrängt war; Italien war die Welt; Ein Sterben war allgemeines Sterben. Heute ist das ganze Erdenrund in aufstrebender Civilisation eng verbunden, aber die Weltmeere hindern, daß ein Schlag allgemein vernichtend treffen kann; die heutige Erde hat Raum genug, um es der Bildung und Wissenschaft, der Sitte und Frömmigkeit möglich zu machen, den Vernichtungsversuchen auszuweichen, und der Flüchtling behält die Kraft, neues Leben wieder zurückzuwerfen in die nur auf Zeit verlassene alte Heimat. — Auch in dem einzelnen zeigen sich doch manche Lichter in dem Dunkel, schrieb Perthes um dieselbe Zeit. Die Verhandlungen der Kammern, die Reden der Minister in Frankreich lassen im Vergleich mit dem vor vierzig Jahren Gesprochenen das Fortschreiten in Kenntnissen und Er-

fahrungen nicht verkennen; Guizot und Périer, Maiſon und Sebaſtiani, Chateaubriand und Kergorlai zeigen jeder an ſeiner Stelle Würde und Tüchtigkeit; in der Kammer hat die Pariſer Jacobinerrotte ihren Stützpunkt bereits verloren; die alten Schwätzer Benjamin Conſtant und Lafayette ſind im Abſterben begriffen und es iſt möglich, daß die Klugheit Louis Philipp's die franzöſiſche Jugend gewinnt und bändigt; es iſt möglich, daß Frankreich das Uebergewicht über Paris erhält. Aber freilich wahrſcheinlich iſt es nicht; ich ſehe vielmehr mit Ihnen für Frankreich einer „glücklichen Anarchie" entgegen; die Geldariſtokratie wird bald ausgeſpielt haben, Frankreich bedarf eines großen Despoten und Europa eines großen Mannes. Ob dieſer heute ſchon geboren iſt, ſteht dahin. — Ihr jungen Männer geht einer bedeutenden Zeit entgegen, ſchrieb Perthes im October ſeinem Sohne in Bonn, euch muß Muth und Luſt beſeelen. Die kommenden Jahre fordern für alle Zweige der Regierung Männer von Charakter und Entſchloſſenheit, von Kenntniſſen und Gewandtheit; nach Geburtsſtand und Stellung der Eltern wird wenig gefragt werden; Esprit und Philiſterei, gelehrte Theorien und Syſtemausſpinnerei werden das Feld nicht behaupten können. Ich freue mich, nächſte Oſtern mit Dir über manches mich mündlich verſtändigen zu können, bis dahin wird ja wohl die Welt noch ſtehen.

Wohl gab es Tage, an welchen auch auf Perthes der Druck der unheilvollen Zeit mit ſeiner ganzen Schwere laſtete. Viel Unruhe ſtürmt jetzt auf uns arme Menſchen ein, ſchrieb er einmal, an Sorgen fehlt es nicht, und die Hoffnung feſtzuhalten iſt nicht leicht. In manchen Stunden überfällt mich eine Angſt ganz allgemeiner Art; weder beſtimmten Grund noch beſtimmten Gegenſtand für dieſelbe wüßte ich anzugeben; es iſt eben alles grau und ſternenlos. Zu andern Zeiten laſtet ſatte Müdigkeit und ekeler Ueberdruß am ganzen Weltgetriebe auf dem Gemüthe. Nur Gott vermag die Menſchenſeele wieder aufzurichten, aber verdoppelte Thätigkeit und das eigene Haus mit dem lebendigen, fröhlichen Leben der Kinder gibt manchen friſchen Trunk in der Wüſte. — Vor dauerndem Verſinken in trübe Phantaſien blieb Perthes aber wie vor kaltem, ſtarrem Abſchließen bewahrt und ſeinen alten Glauben an Deutſchlands weltgeſchichtliche

Bestimmung hielt er auch in den dunkelsten Augenblicken fest. Nur Deutschland vermag, schrieb er einem Freunde, neues, frisches Blut durch die Adern Europa's zu treiben. Noch heute ist es trotz allem, was vorgekommen, das Asyl für Religion und Wissenschaft, für tieferen Sinn und Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit. Sollten wir noch einmal zu Asche verbrannt werden, so wird dennoch der Phönix aus der Asche sich erheben, des Glaubens bin ich heute wie zu jeder auch der schlimmsten Zeit; wer das Jahr 1813 erlebt hat, kann nicht an Deutschland verzweifeln. — Das sind alte Geschichten, lautete die Antwort, wer mag sie heute noch hören mitten in einer neuen Zeit? Dem, der bei 1813 stehen bleiben will, rollt die Erde unter den Füßen fort; er wird bald in der Luft stehen und keine Einwirkung mehr auf den Boden haben, der doch auch ihn trägt. Die Sätze, welche die Geschichte macht, sind zu ungeheuer, um irgend jemand ein Stillstehen zu gestatten; aus den Pantoffeln müssen wir in die Stiefeln fahren; nach müssen wir, selbst auf die Gefahr hin, uns zu überpurzeln. Die Deutschen suchen ein Vaterland und es wird ihnen werden, aber nicht auf dem Wege von 1813. Alle kleineren Staaten sind zur völligen Umkehr reif; ein mächtiger Staat wird die Krisis benutzen, um nachher selbst eine Umwandlung zu erfahren, vor der er heute schaudern würde, wenn er sie auch nur ahnete. Heute ist nicht mehr Zeit zu dem, was noch vor zehn Jahren an der Zeit war. — Wir dürfen unsere Hoffnungen nicht an einen einzelnen bestimmten Anker legen, heißt es in einem andern Briefe an Perthes, sondern müssen die Zuversicht festhalten, daß in allen Formen und in allen Umwandelungen ein innewohnender Geist lebt, der heute die eine, morgen die andere Seite des gesellschaftlichen Lebens hervorkehrt, und seine Macht bald durch Individuen bald durch Massen kundgibt. Was ich deutlich sehe, ist, daß all der Taumel und Lärm, das Reden und Schießen, das Bücherschreiben und Zeitungslesen am Ende, am äußersten Ende zur Verbesserung des Zustandes der untersten und verwahrlosten Classen des Volkes gedeihen wird. An uns und für uns ist nicht viel mehr zu thun und zu bessern, mit Ausnahme dessen, was jeder in seinem Inneren zu thun hat. Wir stehen auf der Höhe der Cultur von Jahrtausenden, sind satt und werden

ſchwindelig; da unten aber iſt viel zu thun, und bis das gethan iſt, bleibt es mit der Menſchheit und der Bildung und dem Chriſtenthume ſchlecht beſtellt und läuft am Ende nur auf eine Form hinaus, um uns den Beſitz zu ſichern, den Beſitz der wenigen gegen die vielen, den Beſitz, der ſich mehr auf Glück als auf Recht gründet. Da iſt der alte Plebejer wieder, werden Sie ſagen; ja und der alte Plebejer weiß, warum er heute nicht irre wird an der Vorſehung, wie jene wohlwollenden Patricier es nothwendig werden müſſen, die gerne herablaſſend ſein wollen, aber es nun und nimmermehr vermögen, das Volk zu verſtehen, weil ſie, um mit Shakeſpeare zu reden, vor ſeinem ſtinkenden Athem umfallen. — Die Zeichen der Zeit, ſo ſchreckend ſie für den Augenblick ſind, ſchrieb Neander an Perthes, deuten doch, alles zuſammengenommen, gewiß nicht auf eine Auflöſung und Barbarei hin, ſondern auf Wehen einer neuen Schöpfung des Geiſtes. Kein Frühjahr kommt ohne Unwetter und Sturm. — Als Du und ich, ſchrieb Graf Adam Moltke an Perthes, noch mit-, neben- und durcheinander lebten, wie reich, bedeutſam und wahrſagend ſchien uns die Welt, dann glaubten wir, nachdem wir die alles Maß überſchreitende Bewegung hinter uns hatten, an eine Zeit der Ruhe, in welcher der Welt ein Rückblick auf die gemachten ungeheueren Erfahrungen gegönnt ſein werde, um nach ihnen die Zukunft zu geſtalten. Jetzt ſind wir auf das neue in eine Bewegung hineingeriſſen, deren Ende wir bei unſerem Alter nicht erleben werden. Nicht die Menſchen ſollen, ſondern Gott ſelbſt will die Zukunft geſtalten, ſo viel iſt gewiß. Ich zähle nun ſiebenundſechzig Jahre, aber gottlob, ich bin voll Heiterkeit und Jugend und allem zugewandt, was Wahrheit, Schönheit, Jugend in ſich trägt. Siehe da, ſo bin ich — und bin ich Dir ſo recht?

In der öffentlichen Meinung erkannte Perthes die eigentliche Macht des Tages, welcher ſich zu entziehen ſelbſt die Regierungen nicht vermöchten, und eben dieſe öffentliche Meinung ſah er der Julirevolution gegenüber in jeder Beziehung irre geleitet und geknechtet. Heute wie früher erklärt Frankreich: Kein Eroberungskrieg, heißt es in einem ſeiner Briefe, und grade wie vor vierzig Jahren klatſchen die Deutſchen jubelnd Beifall und ſingen begeiſtert Oden, wie Klop-

stock sie sang in vergangenen Tagen. Rund heraus und ehrlich und verständig sagt Marschall Maison: Unsere Politik sei voraus national und eigennützig, dann erst weltbürgerlich. Nein, antworten die Deutschen, das ist veraltete Politik, wir sind erst weltbürgerlich, dann national. — Unsere deutschen gelehrten Publicisten werden bald beweisen, schrieb er ein anderesmal, daß der deutsche Bund kein Interventionsrecht habe, wenn die Franzosen mit alter Kunst ein deutsches Völklein nach dem andern aufregen und die altfränkische Legitimität verspottend, einen Fürsten nach dem anderen von seinem Sitze jagen; einem neuen Rheinbunde würden die gelehrten Herren ein neues Rheinbundsstaatsrecht auch diesesmal nicht fehlen lassen. — Persönlichkeit mit Kraft und Muth will, sobald sie Herrscher sind, die Zeit nicht dulden, schrieb er um dieselbe Zeit; aber knechtisch krümmt sie sich unter dem Gesetze, sei es auch nur ein Gesetz von Papier. Freiheit, geistiges Leben ist möglich unter dem Gesetz, aber nur wenn Persönlichkeiten dem todten Gesetze Leben geben. — Wohl fühle ich, schrieb er seinem Sohne in Bonn, daß meine Augen vom vielen Sehen in einem langen Leben noch nicht blind geworden sind, sondern frisch die Ereignisse der Gegenwart aufzufassen vermögen; aber dennoch ist Uebereinstimmung zwischen dem älteren Manne, der auf Erfahrungen ruht, und dem jüngeren, der auf That in der Zukunft drängt, nicht oft zu gewinnen, und um so mehr freue ich mich, daß Du nicht im Gegensatze zu mir stehst.

Nach verschiedenen Seiten hin benutzte Perthes. seine vielfachen persönlichen Verbindungen, um zuverlässige und tüchtige Männer anzuregen, in ihren Kreisen und nach ihren Kräften der revolutionären Richtung entgegenzuarbeiten, welche im Volke zu erzeugen tausend Zungen und tausend Federn sich geschäftig zeigten. Die dreiste Sicherheit, schrieb er dem hannöverischen Minister Bremer, mit welcher die durch ganz Deutschland verbreitete Schrift: Anklage des Ministeriums Münster, auftrat, ihre anscheinende Gründlichkeit und der fanatische Enthusiasmus, mit welchem sie schließt, werden ihre Wirkung sicher nicht verfehlen. Verbote und Verfolgungen sind keine wirksamen Gegenmittel, nur eine thatsächliche Widerlegung wird zum Ziele führen. Mir scheint, es müsse bald nicht nur für eine gründliche Ge-

genschrift, sondern auch für möglichst viele und möglichst verschiedenartige Aufsätze in den gelesensten Blättern Sorge getragen werden; die öffentliche Meinung ist jetzt zu einer fürchterlichen Macht herangewachsen, und die Regierungen haben sie lange unbeachtet gelassen. — An dem neuerfundenen System der Nichteinmischung kann, schrieb Perthes an Gentz in Wien, Europa zu Grunde gehen. Lichterloh brennt das Feuer in Belgien und Polen; aber weder Oestreich noch Preußen darf löschen helfen; sie sollen warten, bis der Brand auch die Rheinlande, auch Posen und Galizien ergriffen hat. Oft und entscheidend haben Sie auf Könige und Cabinette eingewirkt, verschmähen Sie es nicht, auch einmal auf das Volk zu wirken. Es wäre nicht unmöglich, daß die Feuerrede, die Ihnen gegeben ist, wenigstens in diesem einen Punkte einen Umschwung der öffentlichen Meinung hervorriefe. — Von einem Manne, der sich zur Napoleonischen Zeit in einer bedeutenden Stellung als Werkzeug Napoleon's hatte brauchen lassen, wurde Perthes Ende November gebeten, ihm bei Herausgabe einer Zeitschrift von aufregender Richtung behilflich zu sein. Daß Sie es wagen, lautete die Antwort, in dieser Zeit wieder unter uns Deutschen auftreten zu wollen, setzt mich in Erstaunen; daß Sie mir zumuthen mögen, Ihnen behilflich zu sein, empört mich. Ein Mann, der vor noch nicht zwanzig Jahren seinen Fürsten treulos verließ, dem Vaterlandsfeind sich hingab und sich feil finden ließ, eine Stellung anzunehmen, welche ihn nöthigte, auch das Grausamste auszuführen, ein solcher Mann sollte sich stille halten und den unsichtbaren Mächten danken, daß er vergessen ist. Sie sind ein Unglücklicher und stehen am Rande des Grabes; darum will ich schweigen. Aber sollten Sie laut werden und sich breit machen, so werde ich öffentlich reden ohne Scheu vor einem Schicksal, wie das der beiden Männer, deren Blut auch auf Ihre Rechnung kommt.

In solcher Stimmung nahte das Jahr 1830 sich seinem Ende. Mein alter, theurer Freund, hatte am 17. December Niebuhr an Perthes in einem Briefe geschrieben, welcher der vorletzte sein sollte, den er überhaupt schrieb. Mein beklommenes Herz möchte sich Luft machen durch Ermahnungen an die Deutschen, worauf auch Ihr letzter Brief deutet. Die Klugheit räth zu schweigen; es wäre doch davon

großer Eindruck nicht zu erwarten. Wenn ich schreibe und es genügt mir, schicke ich es Ihnen. Nie hat Deutschland sich in dem Grade verrathen, wie jetzt, und seit der Revolution in Polen ist nicht nur die Rettung aus eigenen Kräften unmöglich, sondern selbst für ein Wunder ist keine Stätte, die es doch immer finden muß, um in die irdische Ordnung einzugreifen. Meine Vorrede erregt, wie ich höre, großes Aergernis bei den Weisen der Zeit. Anders wird die Nachwelt urtheilen. Sie, liebster Perthes, sind einig mit mir, das versteht sich. — Gebe uns Gott Muth, Kraft und Vertrauen, antwortete Perthes auf diesen Brief, uns ist bange, aber wir verzagen nicht. Halten wir zusammen, mein geliebter Freund. „Es müssen Rotten unter euch sein, auf daß die, so rechtschaffen sind, offenbar unter euch werden; so wird eines jeglichen Werk offenbar werden, der Tag wird es klar machen, denn es wird durch das Feuer offenbar werden und welcherlei eines jeglichen Werk sei, wird das Feuer bewähren." So spricht Paulus, auch ein Alter, und solche Zusage stählt die Schwachheit. Ich fürchte für Deutschland und Europa wie Sie, aber die Art Ihrer Befürchtungen theile ich nicht. Mir scheint es unmöglich, daß heute die über den Erdkreis verbreitete Cultur mit einem Schlage zusammenbreche, wie einst die Cultur Italiens; mir scheint, daß heute ein dreißigjähriger Krieg gar nicht geführt werden kann, sondern nur ein rascher, orkanartiger Feldzug, dem vielleicht noch ein zweiter oder dritter folgt; eine westfälische Friedenserlahmung aber kann nicht das Ende wild erregter kriegerischer Kraftanstrengung sein. Nie hat sich Deutschland so verrathen als jetzt, schreiben Sie. Leider muß ich Ihnen viel Recht geben, wenn Sie dabei an den halbgelehrten Theil der Nation denken, der durch Schreiben und Räsonnieren jetzt die öffentliche Meinung erzeugt und regiert, und einen Kampf flacher Vermessenheit gegen die ewige Wahrheit führt; aber in den Tumulten der letzten Monate hat Deutschland innere Verderbnis nicht verrathen: es waren entweder Pöbellustbarkeiten, wie sie zu jeder Zeit und in jedem Lande vorkommen, oder es lagen ihnen Ursachen zu Grunde, denen in bewegter Zeit solche Folgen kaum fehlen konnten. Wer gebrannt wird, zuckt, und der letzte Rest des Lebens wird sich gegen Versumpfung, gegen Erstarrung auflehnen und kann es in engen Schnürbrü-

sten nicht aushalten. Doch genug; Frau und Kinder und Enkel haben am Neujahrsabend auch ihr Recht, eines kommt nach dem andern und ruft mich, aber ich sage: Der Freund, der alte, hat auch sein Recht. Gott erhalte Ihnen Ihre Frau, die Geist, Gesinnung und Ansicht mit Ihnen theilt!

Als dieser Brief in Bonn anlangte, war Niebuhr bereits begraben. Mein lieber Niebuhr ist von uns geschieden, schrieb Perthes, nachdem er die Todesnachricht erhalten hatte, an seinen Sohn in Bonn. Als wir zum letztenmal uns sahen, nahm er mit Thränen von mir Abschied; daß es der letzte sein würde, ahnete ich nicht. Die Jugend, die Wissenschaft, unser Vaterland hat einen großen Verlust erlitten; ein Verein von soviel Geist, Talent und Gelehrsamkeit, von Güte des Herzens, Gutmüthigkeit und edler Reinheit, von großer Anschauung, tiefem Sinne und Fülle der Liebe wird unter Menschen selten gefunden. Niebuhr's arme Kinder haben mehr verloren, als die meisten je besessen; Euch jungen Männern wird niemand ersetzen können, was Niebuhr Euch war, uns seinen Freunden bleibt eine unausfüllbare Lücke. Vielem Kummer, vielen Sorgen, ja gewiß auch vielen Widerwärtigkeiten ist er enthoben. Wie auch die Zeit sich gestalten möge, vor ihm lag viel Trauriges; Aufreizendes und Entrüstendes aller Art würde auf ihn eingestürmt sein, was er, wie er war, nicht lange hätte ertragen können. Du machst in jungen Jahren große Erfahrungen; der Tod eines solchen Mannes gibt Maß für die Verhältnisse des Menschen im Erdenleben. — Niebuhr wird mir, schrieb Perthes einige Wochen später, fehlen so lange ich lebe; fast kein Tag verging, an dem ich nicht etwas sah, vernahm, beobachtete, dachte, was ich mündlich oder schriftlich ihm mitzutheilen und seine Ansicht darüber zu hören im Sinne hatte. — Wieder einer von denen dahin, die diese gewaltige Zeit durchgearbeitet haben! schrieb Rist an Perthes, und welch ein Zeitgenosse! der Schrecken aller Schlechten und Gemeinen, die Zuversicht der Tüchtigen und Redlichen, der Freund und Förderer der Jugend. Sie haben ihn in seinen Stärken und Schwächen gekannt und sich nie, wie so viele andere, an seinen schroffen Ecken wund gerieben. Ob ich selbst bei täglicher Berührung mit dem leidenschaftlichen, geistreichen, zart besaiteten und auch wohl ein wenig

verzogenen Freund ein stets ungetrübtes Verhältnis zu ihm hätte behaupten können, weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß ich von keinem langentbehrten Freund so überraschend angenehm angesprochen worden bin, wie von ihm, als ich vor anderthalb Jahren nach vieljähriger Trennung seine liebenswürdige, kindliche Art, seine unbefangene Heiterkeit, das alte ungeschwächte Vertrauen, die volle Elasticität des Geistes der früheren Jugendjahre wieder fand. Seine unermeßliche Ueberlegenheit habe ich schon vor zwei und dreißig Jahren, als wir beide in der ersten Jünglingsblüte standen, bewundernd anerkannt; höher aber noch stand mir bei unserm letzten Zusammentreffen die bewahrte Reinheit und Unschuld, der kräftige, sich vor Aeußerem nicht beugende Sinn, durch die wir als Jünglinge zu einer Zeit, in welcher ich ihm in nichts anderem Bescheid thun konnte, unsere Berührung fanden. Er war und blieb trotz seiner Zärtlichkeit für die englische Aristokratie im Sinn und Handeln ein echter Plebejer im edelsten Sinn, und weil ich in mir diesen Charakter seiner vollen inneren Consequenz nach durchführe, halte ich allen verzerrten und drohenden Erscheinungen der Zeit zum Trotz mich mit Niebuhr fest verbunden, obschon ich den Kopf oben behalten habe, während Niebuhr durch eine Art Pietät irre geführt verzweifelte und mit gebrochenem Herzen zu Grabe ging. Wir werden seinesgleichen sobald nicht wieder sehen. — Die Bühne wird immer leerer, schrieb Graf Adam Moltke, der wie Rist und Perthes von frühen Jahren an eng mit Niebuhr verbunden gewesen war. Drei Wochen noch vor seinem Tode erhielt ich einen Brief von ihm, er war ein einziger Nachtgedanke; die Ruhe der Resignation, die auf Gottes Leitung baut, und die alles belebende Hoffnung, die an sich selbst Freude hat, ward ihm nicht zu Theil. Auch war er in der alten Welt mehr eingebürgert als in der neuen. Die alte Welt durchdrang er mit tiefer Begeisterung, die nur die Liebe gibt; die neue kannte er genau, verstand sie aber nicht, weil er sie nicht liebte. — Wie danken wir Ihnen, schrieb dagegen ein anderer Freund, daß Sie Niebuhr das Vorwort zur philippischen Rede entlockt haben, in welchem der große Verewigte sich in der Tiefe seines Herzens und in der Fülle seiner Liebe zum letztenmal an sein

deutſches Vaterland wendet und manchen redlichen Mann, der noch im Zeittaumel befangen iſt, bewegen wird in ſich zu gehen.

Preußens Stellung, 1830, 1831.

Auch während der gefahrvollſten Augenblicke, welche auf die Julirevolution folgten, bewahrte Perthes feſt und unerſchüttert die Ueberzeugung, daß Preußen den Beruf und die Kraft zur Rettung Deutſchlands habe. Bis zu Friedrich dem Großen reichen meine Erinnerungen, ſchrieb er im November 1830. So hoch ſtand damals Preußen in der Meinung Deutſchlands, daß ein Wort gegen Preußen faſt wie eine Gotteslästerung betrachtet ward. Dann habe ich die Periode Wöllner's, die ſentimental-Lafontain'ſche Stimmung des höchſten Berliner Kreiſes, die Zeit des Baſeler Friedens, die diplomatiſche Schwäche und militäriſche Poltronnerie bis zum Tilſiter Frieden erlebt. Wer damals an Preußen glaubte, galt als Thor oder als beſtochen. Wie anders iſt es wieder heute! nur noch auf Preußen iſt Vertrauen in Deutſchland, nur noch in ihm ſieht man Rettung! Wodurch iſt dieſer neue Umſchwung eingetreten? Vor allem ohne Zweifel durch die Perſönlichkeit des Königs; ſeine Rechtlichkeit und Verſtändigkeit, ſeine Milde und ſeine Zurückhaltung, ſeine Gleichmäßigkeit und Gerechtigkeit hat die Nation überwunden; es möchten nur wenige Beiſpiele in der Geſchichte ſich finden, in denen ſich mit ſo wenigen Mitteln eine Perſönlichkeit ſo hohes Anſehen gewonnen hat. Gott erhalte den König für Deutſchland in dieſer ſchweren Zeit; dieſem Könige werden die Männer und Jünglinge des Vaterlandes folgen. — Noch iſt in Preußen, ſchrieb Perthes im December, keine Spur einer Bewegung gegen den König, gegen die Regierung und die Verwaltung zu ſehen; von Poſen bis Trier iſt, ein paar Straßenaufläufe abgerechnet, alles in Ruhe; Achtung vor des Königs einfachem Charakter und reinem geſunden Wollen, Achtung vor den Kenntniſſen und der Geſchäftstüchtigkeit der Beamten und Stolz auf die Kraft des Heeres iſt nicht

allein in Preußen, ſondern auch im übrigen Deutſchland die herrſchende Stimmung. Das gibt Vertrauen. Aber für die kleinen Staaten könnte das Jahr 1830 der Anfang vom Ende oder vielmehr der Anfang vom Anfang werden; ſo wie ſie ſind, können ſie nicht bleiben und ſchon deshalb wird Deutſchland eine andere, neue Geſtalt erhalten müſſen. Einmal muß Preußen, ſei es etwas früher oder etwas ſpäter, den großen Kampf um Deutſchlands Stellung und Einheit beſtehen, und ferne kann die Kataſtrophe nicht mehr ſein. Geht Preußen ſiegreich aus derſelben hervor, ſo ſind wir Deutſche gerettet, ſo haben wir ein Vaterland; wo nicht, ſo liegt eine finſtere Zukunft vor uns. — Was werden wird, kann niemand erſchauen, ſchrieb Perthes um dieſelbe Zeit. Was hilft es über die Zukunft zu brüten, ſich über die Hohen, die den jetzigen Zuſtand einbrockten, zu erzürnen oder ſich todt zu ärgern über die Wichte, die jetzt alles durcheinander werfen möchten? Nur eins iſt für uns Deutſche das rechte: jedem Fremden, der uns Gewalt anthun will, müſſen wir widerſtehen, national müſſen wir uns halten, und die einzige Art, in welcher nationale Geſinnung heute ſich äußern kann, iſt das möglichſt feſte Anſchließen an Preußen. Wer dieſe Geſinnung brechen will, begeht Verrath, mag ſein Standpunkt oben oder unten, rechts oder links ſein. — Der Ruf nach Einheit, ſchrieb er in einem anderen Briefe, dringt jetzt von der Höhe weit hinab in die Tiefe und iſt der Haupthebel für die Schurken in Süddeutſchland zur Aufregung des Volkes. Hart ſtraft ſich an der ſchmachvollen Unkraft des Bundestages die Sünde von 1815; nun ſehen ſich die Könige und Fürſten ohne Eckſtein auf Trümmerhaufen geſtellt. Soll die deutſche Nation gerettet werden, ſo muß ihr Einheit werden mit einem Schlußſtein. In welcher Geſtalt? Nur das iſt gewiß, außerhalb Preußen kann der Schlußſtein nicht liegen. — Je näher ich Preußen kennen lerne, ſchrieb er bald darauf, um ſo gewiſſer wird mir, daß ſeine geiſtige Entwickelung und Kraft ihm einen Einfluß auf Europa zur Nothwendigkeit macht, der weit über die materiellen Kräfte hinausreicht und der für die Zukunft größer als der Einfluß Englands und Frankreichs werden könnte. Bei dem Misverhältniſſe aber zwiſchen geiſtiger und materieller

Kraft, welches in Preußen sich findet, wird es an gewaltigen Zuckungen nicht fehlen.

Manche frische Stimme wurde aus verschiedenen Theilen der Monarchie in Briefen an Perthes laut und stärkte dessen Hoffnung und Muth. Mit Gott für König und Vaterland, das ist heute, wie 1813, mein Wahlspruch, schrieb ihm ein preußischer Freund; unser König ist und bleibt der einzige Herrscher, welcher den Deutschen wieder zu einem deutschen Vaterlande verhelfen kann, und ich hoffe zu Gott, er wird an der Spitze seines Volkes den gefahrvollen Kampf, der unvermeidlich scheint, rühmlich bestehen und die einzelnen Bestandtheile Deutschlands zu einem festen Verbande siegreich vereinen. Er hat in diesem Augenblick die größte Popularität, die ein Fürst seit langer Zeit gehabt, und wer heute den Verdacht ausspricht, daß das preußische Volk in der Liebe und dem Vertrauen zu seinem Könige wanke, der ist ein Vaterlandsfeind. Ich bin, wie die meisten meiner Freunde, ein entschiedener Royalist und wünsche unter einer starken monarchischen Regierung freie Bewegung der Kreise und Provinzen, aber keine Reichsstände, zu denen uns Tact und Kraft nicht minder fehlt, als zu einer Mitherrschaft der Aristokraten, welche selbst machtlos nur die Macht des Königs schwächen würden. — Es lebt in uns allen das Gefühl, heißt es in einem Briefe aus Schlesien, lieber zum zweitenmal die Waffen zu ergreifen und Gut und Blut daran zu setzen, als noch eine Schmach von 1806 zu erleben. Preußen wird siegen, unsere Landwehr wird uns retten. So sehr mir auch Volksbewaffnungssysteme zuwider sind, diesesmal ist die Landwehr unsere Hilfe und wird, wenn es zum Kriege kommt, Preußen und Deutschland halten.

Der Rheinländer verdient Vertrauen, heißt es in einem Briefe aus Koblenz. Wohl klagt man über den schleppenden Geschäftsgang der Regierungen, über die Höhe der Abgaben, über die Gesinnung mancher alten Beamten und über die ängstliche Bewachung der Presse; aber die Franzosen verrechnen sich durchaus, wenn sie meinen, mit offenen Armen empfangen zu werden. Das Volk ist durchweg noch deutsch oder vielmehr wieder deutsch. Der Franzose kann uns nichts gutes bringen, sagt der gemeine Mann, und der größere Theil der

Gebildeten denkt an die Möglichkeit einer Wiederkehr der französischen Herrschaft nur mit Schaudern. Eigentliche Franzosenfreunde gibt es nur sehr wenige, und die unter den Städtern, welche früher die französischen Einrichtungen priesen, verstummen immer mehr, seitdem sie sehen, wohin in Frankreich und Belgien solche Freiheit führt. Eine Begeisterung freilich, wie sie 1813 in Norddeutschland war, kann man am Rhein nicht erwarten. Die Truppen werden dem Befehle folgen und die Landwehr wird unter die Waffen treten, aber noch haben sie nicht den kriegerischen Geist und nicht den festen Zusammenhang mit ihren Führern, wie in den alten Provinzen. Nur so viel kann man mit Bestimmtheit sagen, daß hier nie eine Erhebung für die Franzosen gegen die Regierung zu befürchten steht und daß die Provinz festhalten wird, so lange sie die Ueberzeugung hat, daß der Wille und die Kraft, sie zu regieren, vorhanden sei. Die Anwesenheit des Prinzen Wilhelm wirkt auf die Stimmung der ganzen Provinz sehr glücklich, die Rüstungen sind mächtig und die Generale haben und verdienen Vertrauen. Kurz, lieber Freund, wenn Gott uns Krieg schickt, so werden wir vorbereitet sein und müssen wir auch vor dem ersten ungestümen Andrang der Franzosen bis an den Rhein zurückgehen, so werden wir doch nachher mit desto mehr Nachdruck den frechen Nachbar in seine Grenzen zurücktreiben. Ueber Nassau und Darmstadt kann ich zuverlässiges nicht mittheilen, sie bekommen aber auch ihren Impuls a posteriore. — Weniger zuversichtlich lauteten die Nachrichten, welche Perthes aus einem abgelegenen Theile der Eifel erhielt. Die vormaligen geistlichen Lande, heißt es in denselben, kannten Anhänglichkeit an eingeborne Fürsten nicht, die oberflächlichen Institutionen und der frivole Geist der Franzosen sprach viele an, zuletzt aber, wie der Druck immer stärker ward, war man froh, erlöst zu werden, ohne nöthig zu haben, sonderliche Opfer dafür zu bringen. Unter Fabricanten und Kaufleuten, mehr noch unter Advocaten und Notaren gibt es noch heute manche Franzosenfreunde. Ihre Zahl ist wohl nicht groß; aber auch die Zahl derer ist klein, die bereit und willig wären, Gut und Blut für des Vaterlandes Wohl zu opfern; man wird im allgemeinen eben nur thun, was der Anstand fordert, um die Fremdherrschaft abzuwehren. Land-

wehr und Linie wird ſich indeſſen ohne allen Zweifel gut ſchlagen, ſo lange wir auf dem linken Rheinufer ſind. — Tag für Tag leben wir zwiſchen Fürchten und Hoffen, ſchrieb ein höherer Beamter aus Trier an Perthes. Erhaltung des Friedens und Erleichterung der ſehr drückenden Abgaben, namentlich der Claſſenſteuer, beſtimmt bei dem wirklich großen Nothſtand die Stimmung des hieſigen Regierungsbezirkes; die Ereigniſſe im Weſten und Oſten erwecken in dem Landvolke unſeres ſterilen Landes nur in ſofern Intereſſe, als ſie Befriedigung jener Wünſche hoffen oder nicht hoffen laſſen; in einzelne Grenzgemeinden haben aber allerdings übelgeſinnte Individuen allgemeinere Unzufriedenheit hineingetragen; Furcht vor Störung der öffentlichen Ruhe haben wir nicht, und ein einziges geſegnetes Frühjahr wird Zufriedenheit mit der Regierung nach ſich ziehen. Was dagegen bei dem Ausbruche eines Krieges eintreten würde, iſt nicht zu berechnen; denn eigentliche Anhänglichkeit an den preußiſchen Staat haben die fünfzehn Jahre der Vereinigung natürlich noch nicht erzeugen können, und die Veränderung des Steuerſyſtemes ſowie die jährlichen Landwehrübungen haben gereizt. Das Landvolk iſt nirgends franzöſiſch, aber auch nicht deutſch geſinnt; in den Städten dagegen haben franzöſiſche Journale Anklang gefunden, die auf allen Caſinos und Kaffeehäuſern von jungen und alten Müßiggängern begierig geleſen werden.

Wir ſind Polen zu nahe, heißt es in einem Briefe aus Königsberg, und wir kennen Volk und Land zu genau, um uns von der polniſchen Revolution fortreißen zu laſſen. Nur fern von Polen iſt Begeiſterung für Polen möglich, und nur weil ſie unterdrückt ſind, haben die Polen die Theilnahme ſo vieler erworben. Wieder ſelbſtändig geworden, würden ſie weder geliebt noch bewundert in Europa ſein. In Wirklichkeit ſind ſie nicht einmal eine Nation, ſondern eine Verbindung von Herren und Knechten. Die Herren wollten und die Knechte mußten die Revolution machen. Die Maſſe war unter der ruſſiſchen Regierung in eine ſo günſtige Lage gebracht, wie ſie unter der früheren Herrſchaft der Gutsherrn nie gehabt hatte. Gut geſchlagen haben ſich auch die Knechte, aber der Glanz der Tapferkeit verliert doch viel von ſeinem Schimmer, wenn man bedenkt, daß der

Soldat, einmal zum Abfall von seinem rechtmäßigen Herrn verführt, keine andere Aussicht hat als den Sieg oder den Galgen. Seien Sie überzeugt, wenn die Westgrenze so fest wie die Ostgrenze gegen die Revolution steht, so hat Deutschland nichts zu fürchten. — Wer die Polen, d. h. natürlich die Edelleute, kennt, heißt es in einem anderen Briefe, wird sie weniger loben und weniger tadeln, als es gewöhnlich geschieht; denn wenn sie revolutionieren, thun sie eben nur, was sie ihrer Natur nach kaum lassen können. Wer sie aber wirklich kennen will, muß ihre Sprache reden, sich auf ein paar Jahre nach Warschau, oder noch besser nach Krakau legen, sich mit Polen nicht nur, sondern auch mit Polinnen auf ihren Gütern und in ihren Palästen umhergetrieben und die guten und schlechten Seiten ihres Lebens durchgekostet haben. Seine Nase muß er freilich irgendwo assecurieren lassen; denn wer die nicht wagt, lernt die Polen nicht kennen.

Während sich in diesen und manchen anderen Briefen, welche Perthes Ende 1830 und Anfang 1831 aus den verschiedenen preußischen Provinzen erhielt, Muth und Vertrauen aussprach, waren die Mittheilungen, welche er um dieselbe Zeit aus Berlin erhielt, wenig geeignet, die Zuversicht auf Preußens Führung zu verstärken. Die Begebenheiten schärfen und mehren sich nach allen Seiten, schrieb aus Berlin ein Freund an Perthes, und werden uns am Ende in ihr Getriebe hineinreißen. Würde auch Polen, würde auch Italien wieder gedämpft, was ich für sehr möglich halte, so bleibt doch ein greuelhafter Zustand; denn die Waffen heilen nicht. Was wäre ein solches Polen, ein solches Italien, ja man möchte fast hinzusetzen: was könnten wir uns von unserem Deutschland getrösten, wenn es zum Erschrecken wie bisher immer nur neue Unruhen zeigt, ohne zu dem zu gelangen, was ihm Noth thut? — Unsere politische Lage hat sich in nichts geändert, schrieb ein anderer Bekannter aus Berlin, wir befinden uns fortwährend in dem Zustande der Ungewißheit zwischen Krieg und Frieden, einem Zustande, den Preußen am wenigsten lange zu ertragen vermag. Von Osten her ist, wie der Gang des polnischen Kampfes zeigt, für die nächste Zeit wenig zu fürchten, aber auch wenig zu hoffen, wenn es zum Kriege mit Frankreich kommt. Der

Grund der langen Ungewißheit liegt allerdings in den außerdeutschen Verhältnissen, aber nicht allein; denn in unserer eigenen Mitte wird der Krieg bald als ein Uebel bald als ein Rettungsmittel angesehen und es läßt noch heute sich nicht bestimmen, ob überhaupt eine der beiden Ansichten allein und dauernd die herrschende werden wird. Dieses haltlose Schwanken in der wichtigsten Frage verdirbt uns namentlich unsere Stellung zu Deutschland. Mit Preußen wird Deutschland stehen und fallen, und von unserer Seite ist alles geschehen, um uns mit einer Ehrlichkeit, die keinen Zweifel übrig läßt, den übrigen deutschen Staaten anzuschließen, und dennoch sind die Regierungen mistrauisch und ich besorge, daß nicht überall mit gleicher Ehrlichkeit gehandelt wird, wie bei uns. — Die Verschiedenheit der Ansichten, heißt es in einem anderen Briefe an Perthes, die sich in den höchsten Kreisen nebeneinander geltend machen, behaupten und abwechselnd vordrängen, sind nicht mehr im Reden sondern nur durch Handeln wieder in die Einheit zu bringen, deren die Regierung bedarf. Auch ich halte den Krieg für die Folge nicht zu vermeiden, die beiden widerstreitenden Richtungen müssen zu einem gewaltigen Stoße führen; allein ich halte jeden Aufschub des entscheidenden Kampfes für den größten Gewinn; ich denke, wir bringen mittlerweile die wirksamsten Kräfte auf unsere Seite, auch solche, die jetzt noch anscheinend am meisten der Gegenseite zu helfen versprechen, nemlich die nationalen und constitutionellen, um es in kurzen Worten zu sagen. — Der König will den Krieg nicht, heißt es in dem Briefe eines Mannes in bedeutender Stellung aus Berlin, und die Partei, welche nur im Kriege Heil für Preußen und Europa sieht, ist in diesem Augenblick nicht einflußreich genug, um ihren Ansichten Geltung zu verschaffen, und doch, mein lieber Freund, dem Zügel fehlt die starke Hand. — Alles, alles hängt an einem Faden, schrieb ein anderer Freund an Perthes, alles an dem Leben des Königs; um ihn sammelt sich alle Hoffnung, alle Liebe; wenn ein Puls stockt, — Gott möge es verhüten! — so sind wir alle verloren.

Während diese und manche ähnliche Andeutungen aus dem Mittelpunkt der Monarchie Schwanken und Unentschlossenheit der preußischen Regierung fürchten ließen, zeigten zugleich alle Briefe, welche

Perthes seit dem Ende des Jahres 1830 aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands erhielt, daß das Vertrauen zu Preußen mehr und mehr in Mistrauen und Abneigung überging. Es gibt, heißt es in einem Briefe aus Norddeutschland, viele einsichtsvolle Männer, welche nicht zweifeln, daß Preußen die Bestimmung hat, der Nation die wichtigsten Fortschritte zu erleichtern, aber einigen Zweifel hegen, ob es diese Bestimmung im Sinne der Mehrheit auffasse und sie durchzuführen die Kraft habe. Ich wage das nicht zu beurtheilen und es läßt sich auch eigentlich nicht beurtheilen, bevor man die Leute handeln sieht. Die vorwärtstreibenden wie die zurückhaltenden Kräfte sind unberechenbar. Im Zweifel kann man darauf rechnen, daß alle Regierungen den status quo auf das äußerste zu erhalten streben, und eben so gewiß ist, daß ihnen dieses nur unvollkommen gelingen wird. Der status quo paßt eigentlich jedesmal nur auf einen einzigen Moment; jeder folgende Moment nimmt davon ab oder thut dazu, was ihm dient, und am Ende behält also die Partei der Bewegung doch Recht, selbst wenn sie auch für den Augenblick still zu sitzen meint. Deutschland ist in diesem Augenblick ein wahres Chaos, in welchem aber nichts destoweniger die gewöhnlichen Functionen ganz regelmäßig stattfinden: Production, Gewerbe, Bevölkerung, Mittheilung. Es krankt nur an den höheren Functionen, wo sich zum Theil Lähmungen, zum Theil Fieberpulse zeigen. Es gehören wohl bedeutendere Persönlichkeiten dazu als die bisher bekannten, um in diesem Körper vollendete Gesundheit und gleichmäßige Thätigkeit herzustellen; die gewöhnlichen Recepte sind verbraucht; die Mystiker, in unsern Tagen furchtsame Leute, denen ihr Latein völlig ausgeht, haben sich daher auf eine Radicalcur besonnen und erwarten den jüngsten Tag. Lassen Sie mich bald hören, was Sie erwarten. — Ich zweifele nicht daran, heißt es in einem anderen Briefe an Perthes, daß Frankreich, wenn es die Rheingrenze angreift, auf tüchtigen Widerstand stoßen wird; aber Haß und Abneigung gegen die Franzosen erzeugen zu wollen, würde unter den gegenwärtigen Umständen eben so unmöglich sein, wie einen gemein-deutschen Enthusiasmus zu erwecken. So wie die Deutschen sich jetzt fühlen, haben sie kein Vaterland zu vertheidigen, sondern nur Mann für Mann sich gegen Plünderung und

Demüthigung zu wehren. Von der Ohnmacht der Presse, künstliche Stimmungen zu erzeugen, bin ich fest überzeugt; sie ist in unseren Tagen zu sehr gemisbraucht; alle tiefen Worte und Gedanken sind complett abgefegt und vor die Säue geworfen worden. Sie haben, mein theurer Freund, die alte Lärmtrommel noch einmal gerührt und die alten Verbindungen einer verblichenen Zeit wieder angeknüpft und glauben Anklang gefunden zu haben hier und da; aber seinen innersten Gedanken behält am Ende doch jeder für sich und die Preußen, die Erzpreußen meine ich, denken wohl viel weiter, als sie sagen, und möchten in einem Kriege gegen die Franzosen wenig mehr als ein Mittel zur eignen Vergrößerung in Deutschland sehen. — Die Staaten haben ihre Geschicke, schrieb ein anderer, und diese gehen nicht nach unseren Berechnungen; auch die Ekliptik des Staates, an den Sie sich klammern, könnte doch eine ganz andere sein als die, welche Sie ihm vorgezeichnet zu sehen glauben. — Was auch ich einmal von Preußens Stellung in und zu Deutschland erwartete, heißt es in einem gleichzeitigen Briefe an Perthes, ist nun wohl abgethan für lange; man gewinnt die Völker nur, indem man vorangeht, und die Regierungen, indem man sich zuverlässig zeigt. Ich habe ein Sprichwort unseres alten Franzosen behalten: On ne prend pas les mouches avec de vinaigre. Viel vinaigre aber hat Preußen der Nachbarschaft eredenzt, und wie sieht es in seinem eignen Innern aus! Bitter klagen seine eigenen Diener über ein gar steifes und kratzbürstiges Formenwesen in der Verwaltung, über den Mangel an allem Bürgersinn und selbständigem Gemeindeleben; es sei nun einmal ausgemacht, daß der Staat allein Intelligenz besitze, und so gebe sich der Bürger auch vollends zur Ruhe und es geschehe nichts, gar nichts, was nicht durch Räthe und Referendarien geschehe. Jetzt, wo die Regierung in die Stellung gedrängt ist, nur negativ zu Werke zu gehen, und die Maschinerie allmählich steif zu werden anfängt, können die übelsten Folgen nicht ausbleiben. — Die weite Entfernung macht es allerdings leicht, schrieb ein Freund, manche einzelne Verhältnisse in Preußen zu miskennen, aber dennoch ist die Verleumdung und Verketzerung unentschuldbar, mit welcher alles, was auf Preußen sich bezieht, jetzt hier verfolgt wird. Ich selbst habe aus dem Munde eines sehr ange-

ſehenen Mannes im Beiſein vieler den Krieg mit Frankreich herbeiwünſchen hören, damit das abſolutiſtiſche Preußen durch den Verluſt der Rheinprovinz gezüchtigt werde und dem conſtitutionellen Leben weitern Widerſtand zu leiſten nicht länger im Stande ſei. — Die öffentliche Meinung iſt auf das äußerſte präoccupiert, heißt es in einem andern Briefe; die preußiſche Regierung wird durch das ganze ſüdliche Deutſchland in ſchwärzeſter Geſtalt gemalt; mit heimtückiſcher Gewandtheit und wahrer Virtuoſität der Bosheit wird alles benutzt, um Preußen verhaßt zu machen.

Schon ſeit den erſten Wochen nach der Julirevolution hatte Perthes nicht ohne Beſorgnis auf die Haltung der preußiſchen Regierung hingeſehen, welche jetzt wie in vorangegangen Friedensjahren tiefes Schweigen beobachtete und jedes öffentliche Wort ſcheute, durch welches die Gemüther hätten beruhigt und geſtärkt oder verſöhnt und gewonnen werden können. So viel guter Wille, ſo viel Vertrauen und Kraft findet ſich in Preußen, ſchrieb Perthes im Herbſt 1830, und niemand wird irgend etwas davon gewahr, als der, welcher zufällig briefſchreibende Bekannte hat. Preußen bedarf, um für Deutſchland zu werden, was es ihm werden ſoll, das vollſte freiſte Vertrauen nicht allein der eigenen Unterthanen, ſondern aller Deutſchen. Es iſt nicht genug, daß ſein Wille und ſeine Verwaltung gut ſei, die allgemeine Anerkennung des Gutſeins iſt von faſt gleicher Bedeutung; es iſt nicht genug, daß Preußen gut preußiſch ſei, es muß auch ſein Verwachſenſein mit Deutſchland fühlen und darf ſich ohne Gefahr für ſeine Stellung zu Deutſchland und für ſein eigenes inneres Gedeihen nicht in ſich ſelbſt einwickeln und ſich abſtoßend gegen das übrige Deutſchland geberden. Die krankhafte Scheu der Regierung aber, über ihre eigene Angelegenheit zu reden, lieber die unſinnigſten Verleumdungen hinzunehmen, als ein öffentliches Wort zu ſagen, wird Preußen lahm legen; die wunden Stellen im eigenen Innern ſind, wie die Verhältniſſe in Berlin ſich geſtaltet haben, ſchwer zu heilen, wenn dem guten Willen der Miniſter nicht durch die Wucht der laut werdenden allgemeinen Stimmung Nachdruck gegeben werden kann; im übrigen Deutſchland wird alles Böſe von Preußen, was Buben verbreiten, geglaubt, und alles Vertrauen zu Preußen geſtört, wenn Preußen ſich

nicht entschließt, selbst mit zu reden, da nun doch einmal das Reden der Feinde nicht verhindert werden kann. Die preußische Regierung muß hinaus in die Oeffentlichkeit, muß die zimperliche Aengstlichkeit ablegen und als Mann in den öffentlichen Kampf hineintreten, und dazu ist grade jetzt der Augenblick da. Es handelt sich nicht darum, einige einzelne Erklärungen abzugeben; sondern es kommt darauf an, die ganze bisherige Sucht, jede preußische Einrichtung in Baumwolle einwickeln zu wollen, zu verlassen, um nach allen Seiten und in alle Kreise des Lebens hinein frisch und muthig sich geltend zu machen, vor gerechten Vorwürfen nicht zu erschrecken und ungerechte derb zurückzuweisen. — Noch ist, schrieb Perthes gleichfalls im Herbste 1830, die öffentliche Meinung Preußen günstig, aber sehr bald wird es anders sein; Volksverderber erheben schon jetzt im Innern ihre Stimme; Fremde schleichen sich ein und noch immer verschmäht man es, der Lüge mit der Wahrheit entgegenzutreten.

Vertrauend auf seine langjährige Bekanntschaft und mannigfache Berührungen mit dem Grafen Bernstorff, der damals noch Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, glaubte Perthes sich unmittelbar an den edlen Mann wenden zu dürfen. Perthes hatte die Ueberzeugung, daß die preußische Regierung eine möglichst allgemeine Besprechung und Beurtheilung ihrer Schritte und Maßregeln wünschen, hervorrufen und durch Entgegnungen fruchtbar machen müsse. Hinweisungen auf eine so ausgedehnte Oeffentlichkeit wagte er indessen zunächst noch nicht, sondern begnügte sich, die Nothwendigkeit einer in kurzen Zwischenräumen erscheinenden Zeitschrift darzuthun, durch welche der Regierung die Möglichkeit gegeben werde, sich und ihre Stellung den Lügen und Verleumdungen gegenüber geltend zu machen. Die Alten unter den jetzt Lebenden, heißt es in seinem Mitte November 1830 an Graf Bernstorff gesendeten Brief, erinnern sich noch der durch die Anfänge der französischen Revolution unter den Deutschen erregten Begeisterung. Obschon sich diese nach dem weiteren Verlauf der Schreckensregierung bei vielen Besonnenen und Wohlgesinnten abkühlte, so wurden doch die Greuelthaten mehr einzelnen Persönlichkeiten und Zufällen beigemessen, als dem Wesen der Revolution. Klare Einsicht in die Lage der Dinge ward den Deutschen durch die tonangebenden

Zeitschriften fast unmöglich gemacht; Henning's philanthropisch-weltbürgerliches Geschwätz, Rebmann's und des Capellmeisters Reichardt Revolutionslust, Archenholz' historische Flachheit, Forster's, Huber's, Cramer's, Posselt's republicanische Phantasterei verwirrten die Gemüther. Diesen Einflüssen traten zwar Schirach, Girtanner, der Wiener Hofmann, der Gothaer Reichard, Grollmann und manche andere entgegen, aber sie waren zu schwach und zu parteiwüthig, um durchzudringen und erkannten weder Geist noch materiellen Inhalt ihrer Zeit. Einzelne Männer tieferen Sinnes, die sich wie Stolberg und Claudius dem eindringenden Unheil entgegenstemmten, wurden nicht verstanden oder zu Aristokraten und Obscuranten gestempelt, oder wie Rehberg als veraltete Geschäftsmänner beseitigt. Der Einfluß jener erstgenannten Journalisten erlosch mit der Napoleonischen Gewaltregierung; Stimmen für dieselbe erhoben sich nur sehr einzeln; Stimmen gegen dieselbe durften nicht laut werden. Die außerordentliche Wirkung, welche Wort, Sprache, Schrift in den Jahren 1813 bis 1815 hervorbrachten, spricht sich am stärksten in Görres' Rheinischem Mercur aus. Zugleich mit Deutschland gestaltete dann auch die öffentliche Meinung sich neu, nahm aber bald eine schiefe und üble Richtung; die Aufgeregten konnten nicht befriedigt werden; niemand wollte Zeit gewähren und unglücklicherweise verblieben auch der deutschen Nation genugsame Ursachen zu gerechter Klage und Beschwerde. Nun bemeisterten sich Enthusiasten, Abenteurer und Intrigants der Presse; in Süddeutschland organisierten sich politisch-literarische Lügenfabriken; von Würtemberg aus streuten Napoleoniden bösen Samen; diese Ausgeburten steigerten sich bis zum Ausbruch und Mislingen des neapolitanischen und piemontesischen Aufstandes. Die Karlsbader Beschlüsse sollten steuern — sie vermochten es aber nur bei den eigentlichen Zeitungen, sonst dauerte das Unwesen fort bis jetzt. Parteigänger für die rechte Seite traten zwar noch auf, aber sie reizten und verschlimmerten nur, wie z. B. Pfeilschifter und der östreichische Beobachter, die öffentliche Meinung. So ist denn nun diese Zeit mit ihren großen Ereignissen eingetreten, welche unleugbar dem gesellschaftlichen Zustande Europa's neue Gestaltung geben werden, und in welcher die öffentliche Meinung bei weitem entscheidender eingreifen

wird, als in den ersten französischen Revolutionsjahren. „Die Masse des Volks hat in ungleich größerem Umfange allgemeine Bildung in sich aufgenommen; Kenntnisse, Erfahrungen, Ideen über Staat und Staatshaushalt haben sich in alle Classen der Gesellschaft verbreitet, in Deutschland vielleicht mehr als in irgend einem anderen Lande und zugleich nimmt man auch wieder dieselbe Richtung des Geistes, dieselbe Stimmung der Gemüther wahr, wie in den Jahren 1789 bis 92. Wie damals die Proclamation der Menschenrechte und die Brüderschaft aller Völker, so begeistert jetzt die Volkssouveränetät und die Nichtintervention; Frankreich spricht abermals: Keinen Eroberungskrieg, und wiederum klatschen die Deutschen Beifall. Das Recht, über den gesellschaftlichen Zustand des Vaterlandes Stimme abzugeben, wird niemand den Deutschen wieder zu nehmen vermögen; aber kein Wohlgesinnter und Verständiger wird wollen, daß oberflächliche Enthusiasten, übermüthige Jünglinge und schlechtes Schreibgesindel sich voraus der Oeffentlichkeit, dieses Götzen der Zeit, bemächtigen, dessen feuerspeienden Rachen zu stopfen sich jetzt Männer in Frankreich, welche ihn früher mit Pech und Schwefel füllten, vergebens bemühen. Seit einigen Monaten füllen sich die Zeitschriften, Unterhaltungs-, Provincialblätter gar sehr mit irreleitendem, Mistrauen erregendem politischen Geschwätz. Angekündigt werden in Unzahl für 1831 neue Journale, besonders aus Sachsen, diesem Herd schlechter Schreiberei. Projectiert ist eine Zeitung für weltbürgerliche Freiheiten und Bürgschaften; ein Verein deutscher Buchhändler (Firma für das Comité-Directoire) stiftet in Straßburg eine Uebersetzungsfabrik von französisch-politischen Schriften auf Deutschland berechnet. Der jetzige Beschluß des Bundestages über die Presse ist nur auf die Zeitungen gerichtet, und kann nicht helfen. Erlauben Eure Excellenz mir zu versichern, daß jeder Versuch, dem eindringenden Unheil durch Censur, Verbot, Strafe u. s. w. zu wehren, scheitern muß an der Zersplitterung Deutschlands, an der Gestaltung unserer Literatur und an der Organisation des deutschen Buchhandels. Die Vergiftung der öffentlichen Meinung durch die Presse kann mit Erfolg nur durch die Presse bekämpft werden, indem man der Lüge, dem wilden Enthusiasmus, dem vagen Geschwätz wahre, besonnene, kenntnis- und erfahrungsreiche Rede ent-

gegenstellt und durch Schriften verschiedenster Art und Form das Gute und Rechte möglichst verbreitet. Solches zu thun verschmähten bisher unsere Staatsmänner und Gelehrten. Im preußischen Gouvernement mag seit einigen Jahren dieses einzig richtige Mittel gegen Preßunfug erkannt worden sein; die Staatszeitung entstand und Einrückungen in die Augsburger allgemeine Zeitung wurden angeordnet: allein die Wirkung mußte eine beschränkte bleiben. Nur wenige können so umfassende und kostbare Blätter selbst halten; wer sie in Lesezirkeln auf Stunden zu Händen bekommt, hat keine Zeit, ausgedehnte Artikel zu lesen; an öffentlichen Orten wird nur nach den Tagesneuigkeiten gesucht. Sehr wenige Personen werden aus Vergleichung der vielen sich widersprechenden Correspondenzen in der Augsburger Zeitung das Richtige ersehen, wenige die vortrefflichen Gegeneinanderstellungen in der Staaszeitung beachten. Viel geeigneter zur Verbreitung richtiger Ansichten und gründlicher Kenntnisse würde eine historisch-politische Zeitschrift sein, um so mehr, da, sonderbar genug, jetzt überhaupt nur das alte, kaum noch halblebende politische Journal von Schirach besteht. Die Journale von Pölitz, Rotteck, Buchholz u. s. w. sind anderer Art, haben andere Richtung und haben nur ein sehr kleines Publicum. Der Plan einer historisch-politischen Zeitschrift, wie sie gemeint ist, möchte folgendermaßen zu entwerfen sein:

A. Inhalt der Zeitschrift. 1) Uebersicht der Ereignisse in einfacher Erzählung.

2) Verhandlung der Kammern, Parlamente, landständischen Versammlungen u. s. w.

3) Oeffentliche Reden, Eingaben, Actenstücke u. s. w.; die großen politischen Processe, bedeutende Stimmen, die sich in Journalen, Pamphlets, Schriften u. s. w. vernehmen lassen.

4) Bericht über Werke, die Bedeutung für die Gegenwart haben, z. B. Levasseur und Robespierre Memoiren als Parallele von damals und jetzt.

5) Biographische Nachrichten über politische Männer der Gegenwart.

6) Kurze aber verständliche wissenschaftliche Darstellungen der

Institutionen und Organisationen, welche besondere Theilnahme erweckt haben; Ermahnungen an die Regierungen der kleinen deutschen Staaten zur Ablegung der Rechnung vom Staatshaushalt, zur Trennung des Privateigenthums des Fürsten von dem Landeseinkommen.

7) Opposition gegen Lüge, Verdrehung, Verfälschung, Verleumdung, die fast alle öffentlichen Blätter sich gegen Fürsten, Staats- und Geschäftsmänner zu Schulden kommen lassen.

B. Geist der Zeitschrift: Wahrheit und historische Treue. Welch betrübendes Ereignis auch mitzutheilen ist, so darf doch nie die Erzählung nach Wunsch oder für eine Absicht gemodelt werden. Nur durch historische Treue ist Vertrauen und Einfluß zu gewinnen. Nur Thatsachen dürfen sprechen. Aufstellungen und Entwickelungen von Principien und Theorien sind zu vermeiden.

C. Ton und Farbe: Durchaus erzählend, faßlich, mit historischer Würde; freimüthig und frisch; dem Recht und der Wahrheit darf nichts vergeben werden, aber um Einfluß zu gewinnen, darf namentlich anfangs auch die liberale Färbung der Tagessprache nicht gescheut werden.

D. Aeußere Einrichtung und Gestaltung. Um immer das Neuste geben und verhandeln zu können, muß alle 14 Tage ein Heft von 6 bis 8 Bogen erscheinen. Die Zeitschrift darf nicht vornehm auftreten — schlicht an Papier und Druck — wohlfeil.

E. Der Redacteur muß preußischer Patriot im wahrsten und höchsten Sinn sein, das volle Vertrauen des Departements der auswärtigen Angelegenheiten besitzen, Willen und Geist der preußischen Regierung in allen Zweigen kennen. Er muß historischer Schriftsteller sein. Es bedarf eines Mannes, der überall umsichtigen Tact zu halten vermag.

Unmittelbar nachdem diese Mittheilungen in die Hände des Grafen Bernstorff gekommen waren, trafen die Nachrichten von dem Ausbruche der polnischen Revolution in Berlin ein und zugleich hemmten schwere körperliche Leiden den Minister in seiner Thätigkeit. Monate hindurch blieb Perthes ohne Antwort. Graf Bernstorff erinnerte sich neulich, schrieb ihm im März ein Bekannter, daß er Ihnen eine Antwort schuldig sei. Ob er seitdem wirklich geschrieben hat, weiß ich

nicht; aber freilich ist in seiner Lage und Zuständen nicht darauf zu rechnen, daß er alles ausführe, was er will und wünscht. Mit seiner Gesundheit geht es zwar jetzt leidlich, allein die gesamte Geschäftsleitung wieder zu übernehmen hat er doch noch ausgesetzt. Glücklicher Weise gibt er die Geschäfte aber auch nie so ganz ab, daß er nicht stets um alles wüßte und das Wichtige entschieden leitete. Sein Maß und seine Besonnenheit, sein Scharfblick und Tact, wie sie sich täglich in den schwierigsten Verwickelungen zeigen, sind bewundernswürdig. Wie Sie mit ihm stehen, wissen Sie; die reinste Achtung, das vollkommenste Zutrauen zu Ihrer Gesinnung wie zu Ihrem Geiste sprach sich in seinen neulichen Aeußerungen aus. — Unbeachtet hatte Graf Bernstorff Perthes' Schreiben nicht gelassen, sondern die Bedeutung seines Inhaltes anerkannt und nähere Rücksprache darüber mit Eichhorn, damals bekanntlich Director im auswärtigen Ministerium, genommen. Eichhorn war längst von der Nothwendigkeit einer Einwirkung auf die öffentliche Meinung überzeugt gewesen und trat schon in den ersten Wochen des Jahres 1831 mit Savigny und mit den Generalen Krauseneck, von Witzleben und Rühle von Lilienstern zur gemeinsamen Berathung der Angelegenheit zusammen. Darüber waren diese Männer sämtlich einverstanden, daß es sich nicht allein um einzelne Publicationen oder einzelne Zeitungsartikel handeln könne, sondern vielmehr darauf ankomme, der Regierung eine ähnlich günstige Stellung durch die Presse zu gewinnen, wie sie das englische Ministerium durch sein und seiner Freunde stetes Auftreten im Parlamente habe. Ueber die Art der Ausführung dieses Gedankens gingen indessen die Meinungen weit auseinander und ein Resultat ward nicht erreicht. Auch in andern Regierungskreisen arbeitete es um dieselbe Zeit nach verwandten Zielen hin. Die von Ihnen angeregte Angelegenheit, schrieb ein jenem Kreise von Männern nicht angehöriger Bekannter am 3. März an Perthes, ist noch stets an der Tagesordnung und drängt sich in mannigfacher Gestalt und von verschiedenen Seiten immer auf das neue hervor. Das Bedürfnis wird immer lauter, selbst auf der höchsten Stufe wird es gefühlt, aber in gleichem Maße treten auch die Schwierigkeiten an das Licht, und was am Ende das Ergebnis sein wird aus dieser Spannung, weiß nie-

mand. Perſonen, die gar nicht zu unſeren Liberalen gehören, meinten ſchon, es bliebe faſt kein Ausweg als völlige Preßfreiheit; denn nur alsdann würden die Wohlgeſinnten mit Ehren als Verfechter der Regierungen auftreten können. Hierüber wäre nun viel zu ſagen. Zum erſtenmal in meinem Leben zittere ich vor der Preßfreiheit bei uns, ſofern ſie iſoliert und ohne andere öffentliche Gegengewichte eintreten ſollte; nicht wegen der Frechheit, ſondern wegen der Maſſe von Dummheit und Albernheit, die ſich chaotiſch ergießen würde. Die wahren Schwierigkeiten, welche man empfindet, liegen aber anderswo; nicht im Mangel an Freiheit, ſondern im Mangel an entſchiedener Richtung.

Die Gefahren, ſchrieb Perthes am 3. April an Varnhagen von Enſe, die ich in der Stimmung der Deutſchen uns bedrohen ſah, als ich vorigen November in der Angſt meines Herzens an Graf Bernſtorff und dann Ihnen ſchrieb, haben ſich, wie mir ſcheint, ſehr gemindert, obſchon es noch viele gibt, die die Anſicht hegen: man dürfe gegen die Franzoſen nicht fechten, weil die Subſtanz der Civiliſation, welche Frankreich bringe, mehr werth ſei, als die Subſtanz der Volksthümlichkeit. Solches Geſchwätz ertönt beſonders an tables d'hôte von Messieurs de la Burschenschaft et Messieurs les Ellenreiter, doch auch weiter. Sehe und beachte ich die Ereigniſſe in den letzten vier Monaten, nicht allein etwa die im Weſten, nein auch die im Oſten, ſo finde ich, daß Gott der rechten Mitte, Deutſchland, dem Herzen Europa's ſehr gnädig iſt. Sie wiſſen, daß bei mir, nun wie es ſteht, Preußen Deutſchland iſt. Wahrlich, es iſt eine erhabene, große Stellung: Gottes Mittel zu ſein, um die heftigen, böſen Elemente auseinander zu halten. Mögen dieſes die preußiſchen Staatsmänner im ganzen Umfang begreifen; ergriffen davon ſind ſie gewiß, fühlen die Größe der geſteckten Aufgabe und vor allem wohl der König.

In den erſten Sommermonaten 1831 hatte ſich der König wiederholt ſehr empfindlich über die Schmähungen geäußert, welche die franzöſiſchen, engliſchen und deutſchen Zeitungen gegen Preußen ſich erlaubten; er begehrte, daß den Verleumdungen öffentlich widerſprochen werde. Nun glaubte General Witzleben, daß es möglich ſein

werde, zuverläſſigen und bedeutenden Männern die Freiheit zu einer öffentlichen Verhandlung über die preußiſchen Verhältniſſe zu verſchaffen. Die Miniſter von Brenn und Graf Lottum wurden gewonnen und Graf Bernſtorff beauftragte den General Rühle, Perthes zu veranlaſſen, möglichſt bald nach Berlin zu kommen. Viel iſt verloren, antwortete Perthes am 8. Auguſt, weil man ſo lange gezögert hat. Jetzt iſt die Stimmung ganz zum Nachtheil Preußens, beſonders dem polniſchen Kriege gegenüber, umgeſchlagen. Vor ſieben Monaten war ein unbefangenes, verſöhnliches Auftreten möglich, jetzt tritt Streit und Kampf in den Vordergrund; doch es muß auch jetzt noch verſucht werden. Ich werde in den nächſten Wochen kommen, aber meine Vorſchläge im vorigen Jahr waren nicht Vorſchläge des Buchhändlers, der ein Unternehmen machen will, ſondern gingen aus dem Gefühle hervor, daß in Zeiten großer Gefahr jeder berechtigt und verpflichtet ſei, nach ſeinen Kräften und nach ſeiner Stellung retten zu helfen, was zu retten iſt. So ſtehe ich noch heute. Meine Stellung muß daher auch künftig ſo bleiben, daß niemand von mir ſagen kann, ich hätte bei dieſer Angelegenheit in kaufmänniſchem Intereſſe gehandelt. Recht klar will mir freilich noch nicht werden, wie ich durch meine Anweſenheit in Berlin zur Förderung werde beitragen können; indeſſen bringe ich meine Erfahrungen als Buchhändler mit. — Kommen Sie nur möglichſt ſchnell, entgegnete General Rühle; vor allem muß Ihnen die ganze Lage der hieſigen Dinge völlig klar werden und Sie müſſen die Anſichten der höchſten Behörden aus deren eigenem Munde vernehmen. Dann kann Ihre Stellung und Ihre perſönliche Bekanntſchaft manches möglich machen, was uns hier unerreichbar iſt. — Am 18. Auguſt traf Perthes in Berlin ein. In der erſten Beſprechung mit den ihm befreundeten Männern ward es für nöthig erachtet, daß er den Eindruck, welchen ſeine ſchriftliche Vorſtellung auf Graf Bernſtorff gemacht habe, mündlich zu verſtärken ſuche, weil der Miniſter doch eigentlich ein Gegner der Oeffentlichkeit ſei; ſodann ſollte er Schritte thun, um den Fürſten Wittgenſtein, um Ancillon und von Altenſtein, welche ohne Zweifel dem Unternehmen entſchieden feindlich wären, zu gewinnen. Perthes lachte ob dieſer Zumuthung an den Buchhändler, wollte aber ſehen, was guter Wille ver-

möge. Die ersten Versuche waren nicht sehr ermuthigend. Fürst Wittgenstein war der Meinung, daß jeder Versuch, auf die öffentliche Meinung einzuwirken, so gut gemeint er auch sein möge und so vorsichtig er auch begonnen würde, doch gar zu leicht in böse Hände gerathen könne. Ancillon entgegnete, daß alle von Staatsbehörden ausgehenden Schriften ungelesen liegen blieben, wie er an seinen eigenen Werken zur Genüge erfahren habe. Das Altensteinische Ministerium wollte Preußens Licht nur durch Thaten leuchten lassen; die Vortrefflichkeit der Verwaltung mache Worte überflüssig.

Graf Bernstorff war während der ersten acht Tage, die Perthes in Berlin zubrachte, nicht anwesend, sondern nach Leipzig zu einer Zusammenkunft mit seinem Bruder aus Wien gegangen. Bis zu seiner Rückkehr wurden die Grundsätze des beabsichtigten Unternehmens in verschiedenen, ja sich einander entgegenstehenden Kreisen vielfach berathen und eine gewandte und geübte Feder faßte das Resultat der Berathungen eines dieser Kreise in folgender Weise zusammen:

Die geographische Lage und die politische Bedeutung, welche Preußen unter den europäischen Staaten einnimmt, zeigen augenscheinlich die Anlage und die Nothwendigkeit, daß Preußen nach außen wachse, und während dies gehemmt bleiben muß, wenigstens an inneren Kräften zunehme und diese entwickele, um seinen Aufgaben, die für jetzt noch immer als unverhältnismäßig sich darstellen, einst um so besser zu genügen.

Was Preußen zuletzt mit den Waffen erworben und wiedererworben, hat es mit beharrlicher Anstrengung und Sorgfalt seitdem durch Bildung und gedeihliches Zusammenleben sich einzuverleiben gesucht. Der Erfolg hiervon war beispiellos. Das Widerstrebendste, Sachsen und Rheinland, schließt sich jetzt wohlgesinnt dem Ganzen an; das Fremdartigste, Posen, hat sich bei naher Unruhe nicht mit geregt. Aber wir dürfen gleichwohl nicht vergessen, daß die Bande bei kaum sechzehnjähriger Dauer noch neu und zart und keineswegs auf jede Probe zu stellen sind.

Man kann sagen, fast die Hälfte des Staates besteht in noch nicht gehörig befestigten Ländern, die von benachbarten politischen

Körpern und Principien mächtig angezogen und aufgeregt werden können. Allein auch die andere Hälfte des Staates ist den Vorstellungen und Wünschen dessen, was man unter dem Namen Zeitstimmung begreifen mag, nicht fremd, sondern wird ihm mit jedem Tag zugänglicher und befreundeter, das ist unverkennbar.

In den letzten Jahren hatte dieser Zustand nichts gefahrvolles. Preußen ging eines gelassenen allmählichen Schrittes ruhig den allgemeinen Gang der Entwickelung, kein Zwiespalt war zwischen Regierung und Volk anzugeben, die Theile befestigten sich in dem Ganzen; noch zehn Jahre weiter, und Preußen zählte nur alte Provinzen und neubelebte Anordnungen.

Doch dieses Werk in friedlicher Ruhe zu vollenden, war nicht vergönnt. Inmitten der glücklichsten Entwickelung brach der neue Sturm herein, der jeden schon erlöschenden Funken der Unruhe wieder anfacht, das Gefügte aufrüttelt und alle Gegenstände, welche in kurzem außer Frage stehen und jedem Ereignisse Trotz bieten konnten, abermals und höchst gefährlich in Frage stellt. Offenbar trifft dieser Sturm in Preußen einen ganz anderen Zustand der Dinge als in andern Reichen, wo ein solcher Gang entweder gar nicht eingeleitet, oder vielleicht ein entgegengesetzter befolgt war.

Die öffentliche Meinung in Deutschland hatte bis dahin das Fortschreiten Preußens huldigend anerkannt, man sah in Preußen das Vorbild guten Willens und guten Erfolgs, man wünschte sich anzuschließen und auch in Frankreich und England versagte man die rühmende Anerkennung nicht, daß bei uns im Wesen vieles gediehe, was der Form nach zu mangeln schien.

Seit den Julitagen hat sich das alles in ein anderes Verhältnis gestellt; die bewegte Welt nimmt einen anderen Maßstab; was ihr vorher genügte, scheint ihr nicht mehr befriedigend; was noch eben voran war, dünkt ihr seitdem zurückstehend; Mistrauen und Verdacht sind rege, und daneben die ungeheuersten Kräfte unausgesetzt thätig, um Neues und Fremdes uns an die Stelle des Alten und Einheimischen auf tausend Wegen zuzuführen.

Die Vorliebe und Zuneigung, deren Preußen noch vor kurzem genoß, sind größtentheils in Deutschland wieder dahin geschwunden,

in Frankreich und England faſt in Feindſchaft umgewandelt. Es kann nicht anders ſein, als daß auch im Inlande ſelbſt die Meinung und Stimmung von dieſer allgemeinen Widrigkeit nachtheilig berührt wird.

Wir werden angegriffen von allen Seiten; täglich ſchleudern engliſche und franzöſiſche und deutſche Zeitungen und Flugblätter gehäſſige Aeußerungen gegen uns; Vorwürfe aller Art werden von den Rednerbühnen gegen uns laut; unſere Handlungen und Geſinnungen werden unaufhörlich misdeutet und verleumdet. Die Stimmen des Auslandes überwältigen uns, und dieſe Stimmen ſind nicht gleichgiltig mehr, ſeitdem ſie mittelſt der conſtitutionellen Formen überall in die Regierungsgewalt einwirken und an die Spitze der Staaten treten, in deren Regierungen ſonſt eine beſſere Einſicht und vielleicht eine Mithilfe zu hoffen war.

Wir finden uns gar nicht oder wenig gegen ſo vielſeitige und ſtets anwachſende Feindſchaft vertheidigt. Ohne gleiche Waffen mit den Gegnern uns in Kampf einzulaſſen, iſt kaum rathſam. Von feſten Schranken umhegt, vermögen wir gar nicht den freien Raum zu betreten, welchen jene feſſellos nach Willkür durchtoben. Doch fühlen wir täglich ſtärker den Nachtheil unſeres Schweigens und die ernſte Nothwendigkeit, auch unſererſeits das Wort zu nehmen. Die Waffenentſcheidung ſelbſt bedarf der Vorbereitung durch das Wort, bedarf der Begleitung desſelben.

Preußen hat nicht nöthig, vor dem Auslande zu verſtummen, darf ſeine Entwickelung kühn jeder fremden entgegenſtellen. Das Licht, welches unerkünſtelt aus Preußens wirklichen Beſtandtheilen und feſter Bildungsſtufe hervorſtrömt, darf rühmlich leuchten neben jedem andern, das blendender und gewaltſamer, aber verzehrend und vorübergehend jetzt in andern Ländern aufblitzt.

Dieſes natürliche Licht wäre nur zu ſammeln und zu zeigen, um manche Enttäuſchung zu bewirken. Die ungeheure Fülle der edelſten Kräfte, der ſchärfſten Einſicht, des reinſten Willens, der gründlichſten Beſtrebungen, der ſchönſten Talente, ſteht dem preußiſchen Staate, daran zweifelt niemand, zu Gebote.

Soll dies alles unbenutzt bleiben in dieſen Zeiten der Kriſe-

welche noch lange anhalten, sich steigern und zuletzt in offenen Waffenkampf ausbrechen kann? Wie können wir für diesen im voraus die öffentliche Stimmung stärken, die fremde gewinnen oder wenigstens die gegnerische schwächen?

Wir dürfen unsererseits den Kampf auf dem Felde der Publicität nicht länger meiden, und brauchen ihn nicht zu scheuen. Hierzu jedoch bedarf es einer eigenthümlichen Anordnung, die dem jetzigen Charakter des preußischen Staates entspricht, einer Anordnung, in welcher, wie in fast allen Gebilden des heutigen Preußens, ein gehöriges Maß der Freiheit einerseits und der Leitung und Aufsicht anderseits vereinigt ist.

Die gegenwärtige Gesetzgebung für die Presse setzt, darüber dürften die meisten Stimmen einig sein, allzu enge Schranken; die rechten und besten Männer können und werden bei uns nicht vor dem Publicum schreibend auftreten ohne einen gewissen Spielraum der freien Erörterung und Anregung.

Die Censur, wie sie jetzt besteht und ausgeübt wird, hindert bei weitem mehr als sie zu hindern bezweckt. Der geringe Censor kann die höheren Sachen nicht beurtheilen und abschätzen. Ihm will auch der bedeutende Schriftsteller, der vielleicht durch Amt und Rang weit über jenem steht, sich nicht unterordnen. Die Genehmigung eines höheren Censors, wäre dieselbe auch stets zu erreichen, würde den Nachtheil haben, daß sie dem Genehmigten ein zu großes Ansehen beilegte und zur Aeußerung des Staats erhöbe, was vielleicht nur als Aeußerung des einzelnen nützlich und zulässig wäre.

Die Preßfreiheit ist für uns in gewissem Sinne schon völlig vorhanden, in jedem Uebermaß, das sie irgendwo haben mag; aus allen Ländern, wo sie besteht, strömt sie täglich bei uns ein, in ihrer freisten Losgelassenheit, in ihrer vollsten Frische, und wir vermögen nicht mehr sie abzuwehren. Alle Nachtheile, welche die Preßfreiheit uns bringen kann, haben wir demnach in vollem Maße, nur die Vortheile, welche sie begleiten können, und uns besonders jetzt nützlich sein dürften, sind uns abgeschnitten.

Ein Mittelweg könnte vielleicht sein, ganzen Classen wie ehemals unter eigener Verantwortlichkeit die Censurfreiheit zu bewilligen

oder einer großen Anzahl von Individuen persönlich ein solches Privilegium zu verleihen. Beides könnte auch zusammen gehen; daneben aber wären die allgemeinen Censurvorschriften einer neuen Prüfung zu unterziehen.

Die literarische Wirksamkeit wird hier lediglich im Sinne der Regierung gemeint, die Opposition bliebe im Auslande zu suchen und würde im Inlande nur so weit eingeräumt, als sie wahrhaft nützlich und selbst für den erfolgreichen Kampf gegen das Ausland zweckmäßig wäre. Für das Nichtüberschreiten der richtigen Schranken bürgten die Personen.

Freilich im Widerspruch gegen den Gang der Zeiten wird sich nichts erreichen lassen. Aber das ist grade darzulegen, daß Preußen auch nicht in solchem Widerspruch steht. Die Sprache würde sich allerdings, um nur erst Feld zu gewinnen, hin und wieder zu bequemen haben, und nicht jedes, dessen wir bei andern längst gewohnt, nur allein bei uns noch nicht gewohnt sind, dürfte gleich befremden und stutzig machen.

Ist hierin kein Anstoß mehr, so sammle man die Gesinnungen und Talente, die zuverlässigsten und anerkanntesten, um durchaus sicher zu gehen, und begünstige ihre Thätigkeit. Man benutze die vorhandenen Organe und schaffe deren neue nach Zeit und Gelegenheit.

Eine feststehende Oberleitung hierfür müßte angeordnet werden auf einem Standpunkte, der die politischen Interessen, Rücksichten und Verhältnisse der Regierung jeden Tag soviel als nöthig zu überschauen erlaubte, also in naher, persönlich-vertraulicher Verbindung mit dem königlichen Cabinet und mit dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und in leichter Berührung mit den andern höchsten Staatsbehörden.

Zwanzig, dreißig oder noch mehr in solchem Sinn, wie er eben angegeben wurde, ausgewählte und zusammentretende Männer bildeten eine Gesellschaft, welche unter jener Oberleitung dennoch den Charakter der Freiwilligkeit und Selbständigkeit möglichst zu bewahren hätte. Die Bürgschaft ihres Wirkens läge ganz in ihren Personen; nicht in den Schranken, die ihnen gesetzt würden, sondern die

sie selber sich setzten. Diese Mitglieder der Gesellschaft wären Autoren und Censoren zugleich. Auch andere Personen, jeder Wohlgesinnte, der vielleicht nur ein einzigesmal oder nebenher das Wort nehmen möchte, ebenso wohlmeinende Ausländer, jeder Deutsche, der es mit Preußen hält und in Preußen seines eigenen Landes Heil und Schutz erkennt, müßte in jener Gesellschaft für seine Thätigkeit und seinen guten Willen Anhalt, Leitung und Rath finden.

Ein solcher Sammelplatz der mannigfachsten Kräfte und Gaben, verbürgt durch ihre Bestandtheile und durch die Stellung des Ganzen, würde außerordentliches leisten.

Die Staatszeitung fände von dorther immer die angemessenste und möglichste Nahrung. Eine neue Zeitschrift, nach dem von Perthes vorgelegten Plan, ließe sich begründen ic. — — —, Correspondenzen für fremde Zeitungen, wodurch den feindlichen Artikeln schon zum Theil der Raum genommen würde, könnten von dieser gemeinsamen Mitte ausgehen.

Der Aeußerungsweise müßte eine breite Bahn freigegeben bleiben; auf einer streng eingehaltenen scharfen Linie läßt sich nichts ergiebiges vollbringen. Nicht bei jeder abweichenden Schattierung der Farbe, nicht bei jeder zufälligen Steigerung des Tons darf man erschrecken, nicht ohne Noth Verfängliches sehen, oder gar Gefährliches wittern, und Gesinnungen oder Grundsätze verketzern; vielem, was einzeln bedenklich oder schädlich wäre, gibt auch schon die Mannigfaltigkeit und Fülle, in der es sich hervordrängt, durch Satz und Gegensatz eine heilsame Ausgleichung.

Aber eine solche Anstalt, wird man einwenden, stellt sich als eine Art von Macht auf. Die Antwort ist, daß mit Unmächtigem nichts ausgerichtet wird; genug, daß die Regierung diese Macht völlig in ihrer Hand behält; für den Augenblick der wirklichen Gefahr, der ausbrechenden Krise des Krieges würden die Gemüther durch solche Schule trefflich vorbereitet sein. Zu allen übrigen Waffen hätte man dann auch diese der Publicität längst fertig und geübt, die man im Augenblicke der Noth leicht zu spät bereitet und anwendet.

Die ganze Sache ist vorerst nur als ein Vorübergehendes angelegt, das in der Folge unnütz werden kann. Was auch im Schoße

der Zeiten ſchlummern mag: völlige Publicität oder gar keine, gleichviel — unſere Anſtalt würde ihren Zweck erfüllt haben, wenn ſie dazu mitgewirkt hätte, Preußen unverſehrt und gekräftigt über eine Kriſe hinausgeführt zu haben, nach deren Ausgang ihm jede Wahl ſeiner Bahnen und Geſtaltungeu unbeſchränkt freiſtehen kann.

In der letzten Woche des Auguſt, unmittelbar nachdem vorſtehender Aufſatz niedergeſchrieben war, kehrte Graf Bernſtorff nach Berlin zurück. Ich konnte mich ihm gegenüber, ſchrieb Perthes einem Freunde, vollſtändig und offen über alles, was mir Deutſchlands wegen auf dem Herzen liegt, ausſprechen. Ueber unſere nächſte Angelegenheit fand ich ihn einverſtanden und er ſelbſt beſeitigte die Einwendungen der drei feindlichen Herren mit den Worten: In üble Hände könne jede Sache kommen, das müſſe auch Fürſt Wittgenſtein erfahren haben; theoretiſch-philoſophierende Schriften, die, wie Herr Ancillon richtig bemerke, ungeleſen liegen blieben, würden nicht beabſichtigt; auf die Vortrefflichkeit der Verwaltung könne das Cultusminiſterium am wenigſten trotzen und auch das Wort ſei eine That. Zum Schluſſe ſagte mir Bernſtorff, er hege das vollſte Vertrauen zu einer Sache, die Eichhorn in die Hand nehmen und ich befördern werde. — Nach dieſen Aeußerungen war jede Beſorgnis vor dem Widerſtreben Bernſtorff's beſeitigt; da nun überdies General Witzleben die Zuſtimmung des Königs verſicherte und auch der Kronprinz ſich geneigt erklärt hatte, ſo ſchien die Ausführung des beabſichtigten Unternehmens wahrſcheinlich. Die Art derſelben mußte abhängig ſein von der Perſönlichkeit des Mannes, in deſſen Hände die Leitung gelegt wurde. Wo aber war dieſer Mann zu finden? Perthes hatte ſein Auge auf den geheimen Legationsrath Varnhagen von Enſe gerichtet gehabt, aber das eigene Widerſtreben desſelben und auch das mancher anderen trat dem entgegen. Nur keinen Schriftſteller von Handwerk, meinte Perthes. Aber vergeblich war jedes Bemühen, einen in Staatsgeſchäften geübten und erfahrenen Mann von freiem Sinn zu finden; mochte man wollen oder nicht, man mußte auf Gelehrte zurückkommen, und nun vereinigten ſich ſchnell alle Stimmen auf Ranke, dem der Regierungsrath von Eichendorf helfend zur Seite ſtehen ſollte. Statt eine durchgreifende, große, neue

Richtung in Preußen entstehen zu sehen, schrieb Perthes, werden wir nur eine neue Zeitschrift erhalten, geistvoll ohne allen Zweifel, aber doch nichts als eine Zeitschrift; der Wille zu Größerem war vorhanden und alle Umstände günstig, aber es fehlten die Menschen zur Ausführung. Es kommt nun darauf an, wenigstens aus der Zeitschrift sogleich alles zu machen, was sich daraus machen läßt, und dann den rechten Zeitpunkt zu benutzen, um weiter zu gehen. — Bei seiner Abreise aus Berlin am 29. August ward Perthes beauftragt, dem Grafen Bernstorff von Gotha aus noch einmal den Plan, der nun zu verfolgen sei, schriftlich vorzulegen. Drei Ziele stehen gegenwärtig dem deutschen Volke vor Augen, heißt es in Perthes' Brief an den Minister: politische Einheit für Deutschland, Verfassung für die deutschen Staaten, und für die einzelnen das Recht, sich in Druckschriften über öffentliche deutsche Angelegenheiten auszusprechen. Die Ziele sind groß und gut, aber nur wenige erfassen sie in bestimmter, abgegrenzter Gestalt, nur wenige wissen, was überhaupt und was jetzt erreichbar ist; der Mangel an Klarheit der Ansichten und an Erfahrungen im politischen Leben verleitet auch die Wohlgesinnten, unmögliches zu wollen, heute zu begehren, was doch erst morgen gewährt werden kann, und den Grund für die Nichterfüllung längst gehegter Hoffnungen allein in dem widerwilligen Zögern der Regierungen zu suchen. Diese unruhige, mismuthige Stimmung wird von Abenteurern, Ehrgeizigen, Freiheitsenthusiasten und der ganzen Schar des Brotschreibgesindels benutzt; sie ausschließlich haben sich der Presse bemächtigt und wohl wissend, daß nur Preußen dem Umsturze in Deutschland entgegenzutreten vermag, suchen sie den Samen des Hasses gegen Preußen und dessen König auszustreuen. Wie wenig hiergegen durch die Censur erreicht wird, läßt in Berlin selbst sich ersehen: jedes verbotene Buch, jede verbotene Zeitung und Flugschrift kann dort in aller Hände gelangen; sie wird gelesen nicht etwa nur in Privathäusern, nein, sie liegt im Geheimen öffentlich aus, ist in Leihbibliotheken und circuliert in Lesegesellschaften. Das einzige Gegenmittel, von welchem Erfolg zu hoffen ist, liegt in der offenen und oft wiederholten Darlegung der thatsächlichen Zustände und Verhältnisse, so wie sie gegenwärtig wirklich sind, und in der

immer auf das neue ausgesprochenen Feststellung und scharfen Begrenzung dessen, was unter Voraussetzung der gegebenen Zustände und Verhältnisse möglich und erreichbar ist. Nicht durch einmaliges Aussprechen, nicht durch einzelne Aufsätze und Schriften ist eine eingreifende Wirkung zu erzielen; nachhaltige und umfassende Thätigkeit wird gefordert. Es möge eine Immediatcommission aus Männern von hoher Stellung im Cabinet und in dem Ministerium gebildet werden. Diese sammele Männer, zuverlässig an Gesinnung, begabt an Talenten und Kenntnissen und geübt, einfach und eindringlich zu schreiben. Sie würden das sich frei bewegende Organ der Immediatcommission bilden, und gestützt auf solche wohlorganisierte Kräfte, würde die Regierung die öffentliche Verhandlung öffentlicher Verhältnisse nicht zu scheuen haben. Sie hätte für sich: ihre guten Absichten, ihre gute Verwaltung, die geordneten Zustände, die begabtesten Köpfe; Lüge und Bosheit würden entlarvt, thatsächliche Schäden und Gebrechen würden bekannt, die Irrenden würden berichtigt und das heimtückische Gesindel, welches jetzt im Halbdunkel trefflich gedeiht, würde sich verstecken müssen. In den englischen und französischen, in den deutschen und preußischen Zeitungen müßten in allen Formen und Gestalten die Angriffe zurückgewiesen und die Wahrheit geltend gemacht werden; den Provincialblättern und den täglichen Anzeigern einzelner Orte müßte gesunde Nahrung zugeführt werden, ohne deshalb die Gegenstimmen zu unterdrücken. Aber nicht allein fremder Organe müßte die Regierung sich bedienen, sondern auch eigene gründen, um frei und ungehindert und nach festem Plane nachhaltig sich geltend zu machen. Die Staatszeitung besteht und wird fortbestehen müssen, um ihre begrenzte Aufgabe zu lösen. Neben ihr wäre ein Volksblatt erforderlich, welches das im guten würde, was die hildburghausische Dorfzeitung im bösen ist. — Von reicher Wirkung könnte die historisch-politische Zeitschrift sein und diese als das am nächsten Liegende und am leichtesten Auszuführende möchte ohne Verzug ins Leben zu rufen sein. Einen bessern oder auch nur andern Plan als den bereits im vorigen Jahr von mir überreichten wüßte ich auch heute nicht anzugeben; die Redactoren sind bestimmt und zum Zögern liegt kein fernerer Grund vor.

Ich habe dem Grafen Bernſtorff und dem Geheimen Rath Eichhorn die begehrten Mittheilungen gemacht, ſchrieb Perthes am 20. September an Riſt, und muß nun den Erfolg abwarten. In jedem Falle ſind an Orten und unter Perſonen Verhältniſſe durchſprochen worden, die ohne die Betreibung dieſes Planes ſchwerlich auch nur berührt wären. Die Uhr iſt aufgezogen, Unruhe bleibt im Werke zurück und ſie wird fortlaufen. Mein Aufenthalt in Berlin hat mir manche Gelegenheit gegeben, Schwäche und Schwächen zu erkennen, und doch bin ich mit der feſten Ueberzeugung geſchieden, daß im preußiſchen Gouvernement ein Kern von Wahrheit, Gutem und Redlichem verborgen liegt, der nur des Thaus vom Himmel bedarf, um herrlich aufzugehen. Eichhorn iſt ein ſeltener, großartiger Menſch, friſch an Geiſt, beſonnen im Urtheil, gediegen und wahrhaft durch und durch und ſehr zähe im Ausharren; mürbe wird ihn ſo leicht niemand machen. Gewiß, keinem einzigen Staate in Europa ſtehen ſo viele Männer zu Gebote, die mit edlen Zwecken ſo viel Geiſt, Verſtand, Kenntniſſe und Tüchtigkeit verbinden; aber es fehlt der Wille, welcher alle dieſe Kräfte zu einigen und wirkſam zu machen wüßte. Der Staat hat in dem Könige ein ſehr wündiges Haupt, aber Haupt der Regierung iſt er nicht und iſt auch nicht durch einen Premierminiſter oder Staatskanzler erſetzt. Die Regierung iſt nach ihren verſchiedenen Zweigen unter die mehreren Miniſterien vertheilt und dieſe gehen, ohne die gemeinſame Leitung, nur neben einander, oft nicht mit einander und zuweilen gegen einander. Das Staatsminiſterium, das heißt die gemeinſame Sitzung aller Miniſter, kommt nur ſelten zuſammen, und dann fehlen faſt immer mehrere Mitglieder wegen Alters oder Krankheit oder Unluſt. Untereinander behandeln ſich dieſe Herren mit ehrfurchtsvoller Scheu, und weil jeder das gleiche Intereſſe hat, die einzelnen Miniſterien möglichſt unabhängig vom Staatsminiſterium zu halten, ſo kann von Kraft und Einheit in der Regierung nicht die Rede ſein. So viel ſich auch gegen die Hardenbergiſche Staatsverwaltung ſagen läßt, ſo hatte ſie doch in ihrer kräftigeren Zeit einen Halt und Zuſammenhang, der jetzt fehlt. Man ſcheint indeſſen ſehr allgemein überzeugt, daß der Drang der Begebenheiten bald einen Miniſterpräſidenten nothwendig machen wird; in Preußen

wird es nur ein Soldat, ein General von Verdienſt ſein können. In der von mir betriebenen Angelegenheit wird vor der Hand wohl nichts geſchehen, wenn nicht ein Ohngefähr einen neuen Antrieb gibt. Sollte ſchließlich ein nur literariſches Kind geboren werden, ſo iſt kein Grund für mich vorhanden, dabei Gevatter zu ſtehen.

Ich begreife es, antwortete Riſt, wie den klügſten und beſten unter den Regierenden die Nothwendigkeit einleuchten muß, auch einmal vor dem Publicum vertreten anſtatt immer nur getreten zu werden, und wie daher der Wunſch nach einem recht gediegenen und freiſinnigen Blatt in gutem Sinne entſtehen konnte. Der von Ihnen entworfene Plan hat Hand und Fuß; etwas ſo organiſch Geſundes und Tüchtiges zu leſen iſt eine Freude, und dennoch ſtehe ich keinen Augenblick an zu ſagen: Die Sache iſt unausführbar und wird, wenn man ſie verſucht, einen ganz anderen Charakter annehmen, 1) weil keine Regierung ihren Organen wirkliche Geiſtes- und Redefreiheit gewähren kann, indem jede ihre ſchwachen Seiten und wunden Stellen hat, die ſie nicht berühren laſſen will, und wäre dieſe wunde Stelle auch nur ein einzelnes ſchlecht verwaltetes Departement, ein einzelner Fehlgriff oder unbrauchbarer Mann. Auch die Miniſter ſind Menſchen. 2) Weil in unſeren Tagen ſich im Innern jeder Partei, ja jeder Anſicht und Farbe wieder eine unendliche Menge individueller Schattierungen erzeugt, die eben, weil ſie durch eigene Noth und Schmerzen errungen worden ſind, auch mit Liebe feſtgehalten und mit Eifer fortgebildet werden. Die ſcheinbar Gleichen ſind dadurch verhindert, ſich in den Urtheilen über die Erſcheinungen zu begegnen, ja oftmals fühlen ſie ſich weiter von einander als von Andersdenkenden getrennt, während früher bei weniger feiner Ausbildung des einzelnen der Parteimann durch dick und dünn mit der Partei ging und es dieſer leicht machte, etwas durchzuſetzen. 3) Weil ſchon das Gefühl, unter höchſter Anregung und Autorität zu ſchreiben, dem Geiſte, je edler er iſt, um deſto mehr die feine Würze, die Wonne des Erzeugens raubt, welche allein in fremde Geiſter dringt und wie ein zweiſchneidig Schwert Mark und Bein ſcheidet.

Die Nachrichten, welche Perthes aus Berlin erhielt, ſprachen eben ſo wenig Hoffnung des Gelingens aus. Auch unſer von Pfuel

weisſagt, heißt es in einem Briefe vom 16. September, von der Angelegenheit, die ihm mitgetheilt wurde, nichts gutes und bezweifelt jeden Erfolg. Sie ſcheint ſeitdem auch völlig eingeſchlafen und ich mußte aus bedeutenden Geſprächen, die ich in den Tagen nach Ihrer Abreiſe hatte, die tiefſte Ueberzeugung ſchöpfen, daß auf der einen Seite ein freier und franker Wille nicht vorhanden iſt und auf der anderen der mächtigſte und entſchloſſenſte Gegenwille beſteht. Ich gebe die Sache völlig auf und muß es thun, da mir von einem Orte her, dem ich die ſorgfältigſte Rückſicht zu widmen habe, der wohlmeinende Rath ertheilt worden, mich auf nichts einzulaſſen, was nicht ausdrücklich als amtlich befohlen an mich gelangt. Die Jagd, zu der man die Hunde auf den Armen hintragen muß, erklärt das Sprichwort für eine ſchlechte; die ſchlechtere aber wäre noch die, wo auch der Jäger keine Luſt hätte und wider Willen die Hunde hetzte. — Dieſe Befürchtungen beſeitigte Graf Bernſtorff, indem er am 14. October an Perthes ſchrieb, daß nach erfolgter Verſtändigung mit dem Miniſterium des Innern und des Cultus die Herausgabe der hiſtoriſch-politiſchen Zeitſchrift beginnen könne, ſofern die Redaction derſelben ſich die von Perthes aufgeſtellten Grundſätze aneigne und ſtets in deren Sinne verfahre. — Ihr Plan iſt vollſtändig gebilligt, ſchrieb ein Freund an Perthes, und das Vertrauen zu Ihrer Perſönlichkeit iſt ſo groß, daß Sie der Förderung von allen drei Miniſterien gewiß ſein können. Laſſen Sie uns nun friſch Hand ans Werk legen. Ihre Zeitſchrift beginnt unter günſtigen Auſpicien. — Während Perthes die nöthigen äußeren Anordnungen traf und zugleich dringend darum bat, daß aus dem auswärtigen Miniſterium den gelehrten Leitern ein erfahrener Staatsmann als oberer Leiter zugegeben werden möchte, erhielt das ganze Vorhaben eine andere Wendung durch die neuen Vorſchläge, welche von der erwählten Redaction und auch von anderen Seiten gemacht wurden. Unſere Sache nimmt einen dramatiſchen Charakter an, meinte Perthes. Miniſter und Generale, Diplomaten und Gelehrte, Poeten und Charaktere jeder Art ſtehen auf der Bühne und wirken mit und gegeneinander; für die Proſa aber iſt der Augenblick gekommen zurückzutreten. Hefte wie die beabſichtigten werden, wenn ſie von einem ſolchen Manne geſchrieben ſind, nicht

ohne Einfluß bleiben; aber sie sind nur für höhere Staatsbeamte, für Männer von Fach und für höhere politische Kreise bestimmt, die schon dieselbe Richtung haben, also nicht erst mit vieler Mühe und vielen Kosten gewonnen zu werden brauchen. Ich selbst habe etwas anderes beabsichtigt gehabt, habe für einen größeren Plan die Kräfte der Ministerien in Bewegung gebracht. Kommt nun mit vielen Kosten und nach allen den gemachten Anstrengungen nichts als eine wissenschaftliche Quartalschrift, die Schriftsteller und Buchhändler recht wohl für sich allein in Gang bringen könnten, zum Vorschein, so wird es mit vollem Rechte heißen: eine Maus aus einem Berge. Aus diesen und mancherlei persönlichen Gründen trete ich zurück. Ein anderer tüchtiger Verleger wird nicht fehlen.

Sie dürfen nicht zurücktreten, schrieb General Rühle in seinem und seiner Freunde Namen an Perthes. Wir alle halten Ihre fortdauernd begleitende Thätigkeit für unerläßlich, damit das wenn jetzt auch in fernerer Zukunft stehende Gesamtinstitut heranwachsen könne. Fehlt Ihre Anregung, Belebung und Weiterförderung, so besorge ich, daß uns allen, die wir uns bei sonstiger großer Verschiedenheit für das Unternehmen interessieren, der gemeinsame und als zuverlässig erkannte Verbindungspunkt entschwinden wird. Auch würde Ihr Zurücktreten viele befremden und den Grafen Bernstorff, der sich eigentlich nur unter Voraussetzung Ihrer Theilnahme der Sache mit Wärme angenommen hat, scheu machen. Noch haben wir ihn von dem Inhalte Ihres letzten Briefes nicht in Kenntnis gesetzt. Erwägen Sie das alles mit Ruhe, mit Liebe und ohne vorgefaßte Meinung und lassen Sie uns zustimmende Antwort erhalten. — Als Perthes auch jetzt bei seiner Weigerung blieb, wurde das ganze Verhältnis ohne ihn rasch von den verschiedenen Betheiligten in Berlin geordnet und alles bis zur Ankündigung der Zeitschrift zum Abschluß gebracht. Dann erst erhielt Perthes wieder Nachricht. Eindringlich wurden ihm die Nachtheile vorgestellt, die für die Sache, und die Unannehmlichkeiten, die für die ihm befreundeten Personen nicht ausbleiben könnten, wenn er jetzt noch sich weigere. Gut, so will ich weil ich muß, antwortete Perthes; eigensinnig mag ich nicht einmal scheinen und die Gründe, aus denen ich auf das Unternehmen

nicht eingehen sollte, kann ich nicht offen darlegen. Es mag also angezeigt werden: Historisch-politische Zeitschrift, herausgegeben von L. Ranke. Erster Jahrgang. Hamburg bei F. Perthes.

Die Zeitschrift trat im Frühjahr 1832 ins Leben, sie brachte eine Reihe geistvoller, bedeutender Aufsätze, die zum Theil in Fleisch und Blut der deutschen historischen Literatur übergegangen sind. Dennoch fand sich Perthes bewogen, im Frühjahr 1833 als Verleger von derselben zurückzutreten und nicht lange darauf ging die Zeitschrift allmählich ein.

Verlauf und vorläufiger Abschluß der politischen Bewegung in Deutschland 1831—1833.

Der Versuch zur Gründung der historisch-politischen Zeitschrift hatte verschiedenartige Männer und Kräfte um sich gesammelt, welche einer politischen Ueberzeugung bestimmter Art Verbreitung und Geltung verschaffen wollten. Dieser Versuch stand nicht für sich allein; in allen Gegenden Deutschlands vielmehr traten 1831 und 1832 Tagesblätter und Zeitschriften hervor, um den Ansichten, Hoffnungen und Bestrebungen dieser oder jener politischen Kreise Ausdruck und Nachdruck zu sichern. Daß der Inbegriff so vieler alten und neuen Blätter ein Chaos des Für und Gegen bildete, war eine nothwendige Folge von dem chaotischen Durcheinander der durch sie vertretenen politischen Ueberzeugungen und Meinungen. Ein Meinungskrieg aller gegen alle herrschte seit der Julirevolution in Deutschland. Die Anhänger des Liberalismus, welche in Rousseau, und die Anhänger des Constitutionalismus, welche in Montesquieu ihren Ausgangspunkt fanden, begannen sich zu trennen. Innerhalb des Liberalismus fürchteten bereits die Liberalen den Radicalismus, verachteten die Radicalen den Liberalismus; innerhalb des Constitutionalismus nahmen die Doctrinäre eine vornehme Haltung den constitutionellen Alltagsmenschen gegenüber an, welche ihrerseits in den

Doctrinären eine neue Form der Ariſtokratie zu wittern begannen. Von allen dieſen im gewöhnlichen Sprachgebrauch mit dem gemeinſamen Namen: Liberale bezeichneten Perſonen fühlte Perthes ſich ſcharf getrennt. Große Gegenſätze, ſchrieb er einmal, der Roheit und Bildung, der Gemeinheit und des edelen Sinnes, der gröbſten Selbſtſucht und des wärmſten Patriotismus finden ſich allerdings unter denen, die ſich ſelbſt Liberale nennen und von andern Liberale genannt werden: aber allen ohne Ausnahme fehlt das Bewußtſein der Sünde unſeres Geſchlechts; ſie alle kennen das Gefühl der Buße, nur das Bedürfnis der Erlöſung nicht; und alle wähnen daher, daß die Verhältniſſe dieſer Welt allein mit der Weisheit dieſer Welt zu ordnen ſeien, und jagen nach einem Paradieſe auf Erden, in welchem jedem weltlichen Bedürfnis eines jeden die möglichſte Satisfaction verſchafft werde. — Die Gegenwart liebt oft, ohne es zu wiſſen, den Zuſtand der Revolution, ſchrieb er ein anderesmal, und deshalb ſind die Conſtitutionen, wie ſie heute erſtrebt werden; wenig anderes als die Fixierung eines Momentes der Revolution. — Mistrauen iſt das Weſen der conſtitutionellen Monarchie, ſchrieb er bald darauf an Savigny, ſo ſpricht es der National in einer ſeiner Auguſtnummern treffend und unumwunden aus, wenn er ſagt: „Das Vertrauen iſt allerdings eine ſchöne Sache, aber Princip jeder Conſtitution iſt eine dem Vertrauen ſehr entgegengeſetzte Geſinnung; traue nicht, ruft es aus jedem Jahrzehend der Geſchichte; traue nicht, ruft es aus jedem Satze der Charte uns entgegen, und wir für unſern Theil wollen nun einmal nicht vertrauen, rufen alle, die eine Garantie begehren.“ Ja wohl, Mistrauen iſt die Seele des conſtitutionellen Staates und eben deshalb trägt er das Princip des Unterganges in ſich ſelbſt. Zwinganſtalten werden die Conſtitutionen ſchaffen, aber die Anſtalten werden nicht ausreichen und Zwingherren werden an ihre Stelle treten, und der Aufruhr auch dieſe verjagen. So wird es wechſeln ſchneller und ſchneller, bis Völker und Fürſten gelernt haben, daß Mistrauen nicht die Seele des politiſchen Lebens iſt und daß die Menſchenweisheit nicht ausreicht, um den Staat zu bauen. — Mögen ſie immerhin ſich mehren, ſchrieb er einem über die wachſende Zahl der Liberalen triumphierenden Mann, mögen ſie

sich mehren; wenn der Rotten zu viele sind, fressen sie sich untereinander. Wir werden es erleben.

Die Zahl der Männer, welche den verschiedenen Parteien des Liberalismus entschlossen gegenüberstanden, war nicht groß und auch unter ihnen begannen scharfe Gegensätze hervorzutreten, indem sich sowohl aus der sogenannten historischen, durch Namen, wie Niebuhr, Savigny, Eichhorn, vertretenen Schule, wie aus der Schule des Herrn von Haller kleine politische Parteien entwickelten, die sich sehr entschieden gegenüberstanden. Mir fällt, schrieb Perthes, als er Einblick in dieses Durcheinander bekommen hatte, das Wort unseres alten Hamburger Friseur von 1813 wieder ein, der von verschiedenen Seiten gedrängt verzweifelnd ausrief: Jeder hat Recht, alle haben Unrecht. — Um die politische Lehre Haller's hatte sich in Berlin ein kleiner, aber durch Stellung, Begabung und Entschlossenheit hervorragender Kreis von Männern gesammelt. Als derselbe von der Absicht, die historisch-politische Zeitschrift zu gründen, hörte, gerieth er gleichfalls in Bewegung und veröffentlichte bereits Anfangs October 1831 den Prospectus des Berliner politischen Wochenblattes. Jarke war Redacteur, die Herren v. Gerlach, v. Radowitz, v. Lancizolle wurden als Mitarbeiter und Angehörige der verschiedenen prinzlichen Hofhalte als eifrige Förderer genannt; auch der Einfluß des Fürsten Wittgenstein und des Herrn von Kamptz ward nicht verschmäht, obgleich die büreaukratische Tendenz dieser Männer in scharfem, innerem Gegensatze zu der Richtung des Wochenblattes stand. Der Zweck der Zeitschrift sei, heißt es in der Ankündigung derselben, der Revolution in jeder ihrer Gestalten entgegenzutreten, und daß auch die historisch-politische Zeitschrift als eine dieser Gestalten betrachtet ward, unterliegt keinem Zweifel. Zwar konnte das politische Wochenblatt einzelnen Aufsätzen der historisch-politischen Zeitschrift ein anerkennendes Wort nicht versagen, aber die Feindschaft gegen dasselbe trat doch bald allen erkennbar hervor. Auch in den Briefen an Perthes läßt sich vielfach die Haller'sche Richtung mit ihrer rücksichtslosen Entschlossenheit der Rede, mit ihrer Verneinung der nationalen Berechtigung und ihrer Verspottung des nationalen Geistes bemerken. Mancher heftige Angriff auf die Haltung der historisch-politischen

Zeitschrift trat hinzu. An unseren Rippen will jedes Rindvieh seine Hörner wetzen, schrieb ein Mann von Haller'schen Neigungen an Perthes, und wir sollten uns nicht rühren? Nein, wir werden nicht länger zugeben, daß dem deutschen Philister aufgeblasenes Kalbfleisch für regelrechtes Ochsenfleisch verkauft werde, und wollen den Herren nunmehr zu Leibe, die immer halb weiß halb schwarz, das heißt eben so schwarz wie weiß, sich zeigen, ähnlich den Weihnachtszappelmännern, die grün auf der einen, roth auf der anderen Seite sind. — Nichts mag ich mit Ihren historisch-politischen Leuten zu thun haben, heißt es in einem anderen Briefe an Perthes. Die Selbstseligkeit und Superklugheit dieser Race, die halb Fisch halb Fleisch und gar nicht Knochen ist, wird immer unerträglicher; das eigenthümliche Lachen, die geringschätzige Art, mit welcher sie alles behandelt, was nicht von ihr ausgeht, läßt keinen Frieden mit ihr zu. Und nun gar NN.; ich muß noch immer der Meinung sein, daß er nach seinem Tode zum Besten der Naturwissenschaft seciert werde, ob er nicht etwa elf Rückenwirbel habe, die man bis jetzt unter allen Säugethieren nur bei der malitiösesten, bösartigsten Affenart gefunden; dazu der Blasebalg in X. und der Ausrufer in Y. und die alte Kanone Anne Marie, eine historische Standesperson, die nur den Prolog spricht und dann auf ihren Lorbeeren ruht. — Mit dem Liberalismus und jeder anderen politischen Richtung kann ich mich auseinandersetzen, schrieb dagegen Perthes, jede kann ich entschuldigen, bei jeder auf Rückkehr von dem Irrthum hoffen; aber jedem bin ich und bleibe ich ein erbitterter, unversöhnlicher Feind, der seinem politischen Princip zu Liebe die Nationalität geringschätzt oder gar verspottet, und der vergessen will, daß er ein Deutscher ist; einheimisch muß sein, was als wahr und recht gelten soll. — Ist Gefahr da, schrieb er um dieselbe Zeit, daß Fremdes sich einschmeichle oder Fremdes uns Gewalt anthue, so muß jeder sich und seine Meinung opfern, um Einheit möglich zu machen gegen den Feind; thut er es nicht, so ist er des Verrathes am Vaterlande schuldig. Ihr Männer, ausgerüstet mit Geist, Kenntnis und Gabe der Sprache, hadert nicht miteinander, haltet fest zusammen und thue jeder auf seiner Stelle, was er vermag. — Das „mitten darauf" ist freilich das beste, schrieb

Perthes einem heftigen Freunde; doch kommt viel auf die Manier an. Will man wirken für Wahrheit und Recht, so ist vor allem Besonnenheit erforderlich. Der Indignation ohne Besonnenheit schlagen die Schlechten und Nüchternen mit Geschick und Frucht das Bein unter.

Schon um die Zeit der Gründung des politischen Wochenblattes zeigten die Anhänger der Haller'schen Theorie eine entschiedene Zuneigung zu Rußland, nicht weil sie die russischen Zustände liebten, sondern weil sie nur in Rußland den festen Schutz gegen die Revolution des Westens sahen. Den maßlosen Angriffen auf Rußland gegenüber hoben sie eifrig die Lichtseiten der russischen Regierung und der russischen Dynastie hervor. Aus vieljähriger, eigener Anschauung habe ich, heißt es in einem Briefe an Perthes, recht wohl die großen Schwierigkeiten kennen gelernt, mit welchen die russische Regierung im Innern zu kämpfen hat; aber das kann ich mit voller Wahrheit sagen, die Vorwürfe, die ihr jetzt in den Blättern von halb Europa gemacht werden, beruhen auf Unkenntnis der Verhältnisse und auf vorgefaßten Meinungen. Den Deutschen nehme ich das übel, den Franzosen nicht; denn die Franzosen können eine Nation nicht als ebenbürtig anerkennen, welche viel Gesundheit und wenig Hoffart, viel Treue und wenig Gottvergessenheit besitzt. — Nicht oft möchte sich an Höfen, heißt es in einem anderen Briefe, ein so schönes häusliches Verhältnis finden als an dem russischen; in der Familie ist keine Scheu und starre Ehrfurcht; der Kaiser scheint nur ein väterlicher Freund. In voriger Woche war an drei Abenden Examen des Großfürsten und seiner ihm beigegebenen Mitschüler; besonders in der Geschichte zeichnete der Thronfolger sich aus. Als Leitfaden für den Unterricht ist ein besonderes Heft ausgearbeitet worden, welches der Kaiser in dem Generalstabe in fünfzehn Exemplaren hat drucken lassen; es ist ein merkwürdiges Actenstück, merkwürdig besonders des Zweckes wegen, zu welchem es verfaßt ward. Bei dem Examen brachte der Kaiser selbst mancherlei Verhältnisse zur Sprache und es entstanden Discussionen zwischen den Schülern und Lehrern, in welche sich der Kaiser, die Kaiserin und die anwesenden Graf Gollowkin und General Reidhardt mischten. Die Scenen waren nicht allein interessant, sondern würden

auch viele, die den Verleumdungen der kaiserlichen Familie williges Ohr leihen, beschämt haben.

Durch Vermittelungen des Berliner politischen Wochenblattes bildete die Haller'sche Lehre sich zu einer Macht aus, welche während der nächstfolgenden Jahrzehende tief in die Geschichte Preußens und Deutschlands eingriff. Heftige Anfeindungen derselben blieben freilich nicht aus und traten auch in den Briefen an Perthes hervor. Es ist nicht ehrlich, heißt es einmal, die Revolution wie ein geschlossenes Ganze zu behandeln, wie eine Person auftreten zu lassen und zu schreiben: Die Revolution will dieses und thut jenes. Wenn der gemeine Mann so spricht, so weiß ich, daß er die Jacobiner oder die Liberalen, oder diese oder jene Individuen meint und nur ungenau sich ausdrückt; wenn aber der politisch gebildete Mann die Revolution personificiert, so hat er seine Absichten dabei. Die Bewegungen gegen die bestehenden Gewalten und gegen die bestehende Ordnung sind überall und sind stets gewesen; sie sind immer werdend, nie endend; sie sind, weil ihr Grund nicht in einer sondern in vielen Ursachen liegt, ein in jedem Momente Wechselndes. Wer nun ihr geistiges und vielartiges und unmeßbares Wesen wie ein einziges rundes, bequemes Ding handhabt, wird es wohl nur thun, um den selbstgemachten Popanz mit einem einzigen Kraftworte ein für allemal abthun zu können. — Gradezu abgeschmackt ist, schrieb ein preußischer Regierungsrath an Perthes, das Schimpfen auf die Rheinprovinz, welches sich der gesamte Kreis des politischen Wochenblattes tagtäglich erlaubt. Wahr ist es allerdings: das Blatt wird, obschon von so guten Katholiken wie Jarke, Phillips und Radowitz redigiert, doch überall in der Provinz mismuthig bei Seite geschoben; aber darin liegt doch wahrlich nicht Auflehnung gegen Preußen und gewiß ist es, daß in keinem Lande Europa's die Gesetze pünktlicher vollzogen und die Steuern regelmäßiger gezahlt werden als am Rhein. — Sie und Ihre Berliner Freunde werden dahin gedrängt werden, heißt es in einem anderen Briefe an Perthes, sich frisch, offen und für immer von der Haller'schen Partei zu trennen. Ihr gehört nun einmal nicht dahin. Zurückhaltung kann der guten und ehrlichen Sache, der Ihr dient, nur Schaden bringen; es ist allein das freie, unerschrockene

Wort, welches Anklang in der fremden Bruſt hervorruft. Man kann es nicht länger verhehlen: den Gährungen in den Gemüthern liegt ein wahres, unbefriedigtes, längſt gefühltes geſellſchaftliches Bedürfnis zum Grunde, ohne welches die Revolutionen ſeit 1789 nicht möglich geweſen wären. Die gefährlichen Theorien, die nicht neu erfunden, ſondern als Waffe gebraucht wurden, ſo oft ein Kampf entſtand, ſind nicht die Urſache, ſondern die Wirkung. — Es iſt ſchon richtig, ſchrieb ein anderer Freund an Perthes, wenn das Wochenblatt immer wieder ſagt, daß die wahre Politik darin beſtehe, aus den Sachen und nicht aus den Theorien zu handeln; aber in unſerer Zeit laſſen ſich die Theorien nicht mehr von den Sachen trennen, denn alle unſere politiſchen und rechtlichen Zuſtände und Sachen ſind, Gott ſei es geklagt, ſchon im Miſtbeet der Theorien getrieben und nur als Trümmer ſteht noch hier und da ein Reſt Natur. Weniger Natur aber und mehr Theorie als die Herren Hallerianer hat keine andere politiſche Partei. — Als die im December 1833 von Ringseis in München über den revolutionären Geiſt auf deutſchen Univerſitäten gehaltene Rede gedruckt erſchien, ſchrieb ein Freund an Perthes: Im Grunde iſt dieſe Rede doch nichts als ein neues Paradeſtück der Haller'ſchen Schule, die wenigſtens mich nicht packen kann. Dieſe mittelalterlichen Herrlichkeiten ſind mir lieb und werth für die Zeit, in welcher ſie lebendig waren; heutzutage, wo ſie im Weſen und Leben erloſchen und hohl ſind, wie eine taube Nuß, will ich friſchere Kräfte und eine tiefere Bedeutung ſehen, als die einer einzelnen Epoche abgeborgten hiſtoriſchen Erſcheinungen, deren Verfall eben ſo gut Geſchichte iſt als ihr Entſtehen. Bei der Durchleſung des RRſchen Manuſcripts befiel mich ein wirkliches Grauen vor der Selbſttäuſchung, welcher wohlgeſinnte und geiſtreiche Männer ausgeſetzt ſind, wenn ſie es verſuchen, ihre individuellen Intereſſen zur Naturnothwendigkeit und zur göttlichen Ordnung zu erheben. Vortrefflich iſt in dem Manuſcripte alles Polemiſche und die Verwaltungsbehörden können vieles daraus lernen; meiſterhaft iſt die Schilderung der hohen Kreiſe und deren Anſichten und Schwächen: aber wahrhaft entſetzlich iſt bei der Aufſtellung des eigenen politiſchen Gebäudes das frivole Spiel mit Natur und Geſchichte, ja mit dem göttlichen Willen ſelbſt, der ſo beſtimmt und

zweifellos mitgetheilt wird, als hätte der Verfasser denselben im familiärsten Umgange mit dem lieben Gott Nachmittags bei einer Tasse Kaffee unmittelbar vernommen, und doch dient das alles nur, um das ewig Bewegliche zum Stillstand zu bringen und das göttliche Recht der adlichen Güterbesitzer zu erhalten. Auch Ringseis steckt tief in diesem Wust und überhaupt ist unter den deutschen Gelehrten die hochbeinige Schule nicht ganz klein, während der bedeutendere Adel sich hinter ihnen abwendet und Heil sucht, wo es allein zu finden ist: im Verstehen und Benutzen unserer eigenen Zeit, die schon deshalb lehrreich ist, weil sie nicht mehr wie die frühere eine schon gemachte Geschichte empfängt, um sie ungeändert den Nachkommen zu überliefern.

Der Zwiespalt innerhalb der nicht von dem Liberalismus ergriffenen Kreise mußte um so gefährlicher erscheinen, je weniger die europäischen und die deutschen Verhältnisse während der Jahre 1831, 1832 und 1833 auf eine ruhige und geordnete Zukunft hindeuteten. Als nach dem Falle Warschau's der Kaiser von Rußland am 28. October 1831 den polnischen Krieg für beendet erklärte und am 15. November der Friedens- und Freundschaftsvertrag zwischen den fünf Großmächten und Belgien abgeschlossen war, schien allerdings die Ruhe Deutschlands nach außen gesichert. Die Zeit gewinnt wieder einen frischen Aufschwung, heißt es in einem Briefe aus Berlin; es haben sich höchst glückliche Ereignisse zugetragen, welche, mit Weisheit von den Regierungen benutzt, nicht nur der Anarchie kräftig Einhalt thun, sondern auch alles auf einen besseren Fuß stellen werden. Wahrheit, Gerechtigkeit, Ordnung und was höher ist als alles: Wohlwollen und Liebe sei unser jus divinum. — Schnell aber traten an allen Seiten neue Verwickelungen ein. Im Februar 1832 erklärte Dom Pedro die Herrschaft seiner Tochter Dom Miguel gegenüber mit den Waffen herstellen zu wollen; in Italien kämpften im Januar päbstliche Truppen gegen die Insurgenten; einige Wochen später bemächtigten die Franzosen sich Ancona's und östreichische Truppen besetzten Bologna; am 26. Februar ward Polen dem russischen Reiche einverleibt und Griechenland, noch immer eines Königs wartend, zerfleischte sich selbst; ganz England sah in höchster Spannung

dem Schicksal der Reformbill entgegen und Frankreich zuckte fieberhaft bald republicanisch bald legitimistisch; im Mai starb Casimir Périer, im Juni ward Paris in den Belagerungsstand erklärt. Das Gedränge nimmt zu, schrieb Perthes, wo werden wir in Jahresfrist stehen! Alles naht einer großen Umwandelung, auch in Deutschland kann es nicht bleiben wie es ist, man muß gestalten; der Bundestag vermag es nicht. Wird Preußen dazu gedrängt werden? — Der gescheiterte Versuch der Herzogin von Berry ist meines Erachtens, heißt es in einem Briefe aus Berlin, der gelungene Anfang zur Entthronung Louis Philipp's, der durch die glimpfliche Entlassung seiner Feindin vor aller Welt bekennt, daß er das geheime Bewußtsein hege, in einer schlechten Sache zu stehen. Ueberhaupt geht das monarchische Princip an solchen Kronen schneller als an Republiken zu Grunde. — Ich weiß nicht, schrieb ein in die französischen Verhältnisse eingeweihter Mann, ob man diesesmal ohne Anarchie und Dictatur zu einer bleibenden Ordnung wird gelangen können; aber wenn es einen Weg gab, der Anarchie auszuweichen, so war es der, den Casimir Périer zu seinem unsterblichen Ruhme mit großer Consequenz verfolgt hat. Wer kann die Folgen einer Revolution berechnen, die den Sauerteig aller früheren wieder aufgeregt und den Fractionen außer dem ihnen stets zu Gebote stehenden müßigen Gesindel nicht nur eine Menge plötzlich brotlos gewordener Arbeiter zu Bundesgenossen gegeben hat, sondern auch eine an geistige Aufregung gewohnte Jugend, für welche die unterhaltende Gemüthsbewegung einer bald siegenden bald besiegten Opposition ein Bedürfnis geworden ist? Alle diese Elemente der Verwirrung stehen gegenwärtig in feindseliger unmittelbarer Berührung mit der Regierung und sind zusammengedrängt in der Hauptstadt, von welcher aus sie ihre verderbliche Wirksamkeit über das ganze Königreich verbreiten. Mir scheinen die Schwierigkeiten, die sich der festen Gründung einer politischen Ordnung entgegenstellen, unüberwindlich. List und Gewalt kann vielleicht Jahre hindurch den Aufruhr niederhalten, aber ein Fehler, eine Schwäche der zeitigen Machthaber wird den nur auf Klugheit und Gewalt errichteten Bau immer wieder über den Haufen stürzen; eine feste, wirklich politische Gestaltung Frankreichs möchte nur durch die Geschichte

vieler Jahrzehende möglich werden. — Die französische Regierung bedarf, heißt es in dem Briefe eines östreichischen Staatsmannes, Ordnung, und hat ihre Gesandten auf das ernstlichste angewiesen, sich jedes Verkehres mit den revolutionären Führern zu enthalten. Die französische Nation ist der Unruhe satt, aber Regierung und Nation sind zu ohnmächtig, um den Tigeraffen von Paris, die nie ermüden, erfolgreich entgegentreten zu können; etwas früher oder später kann ein neuer Umsturz dessen, was besteht, nicht ausbleiben. — Seit Napoleon's Sturz ist viel geschehen, schrieb ein anderer, um die Völker Europa's in dem Glauben an den guten Willen ihrer Regierungen irre zu machen: das mit den ausgesprochenen Grundsätzen unzusammenhängende Wiener Machwerk von 1815, der zum Zuchtmeister der Deutschen herabgewürdigte Bundestag, die Karlsbader Beschlüsse, die leichtsinnige Einmischung in die spanischen Händel, die begünstigte Autorität des Despoten in Portugal, das so lange geduldete Unwesen in Braunschweig, der Skandal in Kassel, das Benehmen gegen Holland und Belgien, die sechzig Protokolle, so viele Monumente der Schwäche und Unredlichkeit, die Unklugheit, Polen sich ganz verbluten und zu einer Machtvergrößerung seines Unterdrückers werden zu lassen, und zu dem allem das schweigende Dulden, wenn eine auf so ganz fremden Bahnen der Cultur fortschreitende Macht wie Rußland sich Schritt für Schritt der inneren Angelegenheiten Deutschlands bemächtigt. Consequenter hätte Europa nicht handeln können, wenn es darauf abgesehen gewesen wäre, der Propaganda von Paris zum Siege zu verhelfen. Den Weg, den die Regierungen seit 1815 eingeschlagen haben, werden und können sie jetzt nicht plötzlich verlassen, und eben so wenig wird und kann die Revolutionspartei aufhören, sich den Regierungen entgegenzustellen; immer erneuter Kampf dieser beiden europäischen Kräfte, immer wechselnde Siege und Niederlagen der beiden Kämpfer werden noch auf lange Zeit die Geschichte Europa's ausmachen.

Umringt von den europäischen Bewegungen konnte auch Deutschland nicht zur Ruhe kommen. Norddeutschland allerdings schien gewaltsamen Umsturz nicht mehr fürchten zu müssen; zwar wechselten in Braunschweig, Sachsen, Hannover und Kassel die Fürsten oder

doch die leitenden Minister und neue Verfassungen wurden eingeführt, aber die Stimmung im Volke war dennoch nicht auf Umsturz gerichtet. Schon die große und allgemeine Theilnahme, welche die mit dem Jahr 1832 unter Pertz' Leitung erscheinende Hannöverische Zeitung fand, konnte darthun, daß gesunde Tüchtigkeit der Gesinnung noch weit verbreitet war. Tief aus dem Innersten meiner Seele sind Pertz' Worte in der Ankündigung gesprochen, schrieb Perthes; „Treue ist der Grundzug des deutschen Wesens und Treue ist zugleich die größte Freiheit" und „durch die gezwungene Abdankung seines Kaisers konnten dem deutschen Volke die angeborenen und durch ein Jahrtausend geheiligten Ansprüche auf Gerechtigkeit und Frieden, auf deren Gewährung alle Fürstengewalt bei uns beruht, nicht verloren gehen" und „was für das ganze Vaterland auf einmal nicht zu erreichen stand, das vermögen die Fürsten jeder in seinem Bereiche; sie, die mit unzertrennlichen Banden an die Länder geknüpft sind, haben den großen Beruf, ihren Völkern zu ersetzen, was durch die Auflösung des Reichsverbandes an Sicherstellung des Einzelnen und des Ganzen verloren ging." Daß ein Mann wie Pertz, als freier Mann von den Besten unseres Volkes gekannt, das Tageblatt nicht verschmäht, um zu unserm Volke zu sprechen, adelt das Unternehmen dieser Zeitung und verpflichtet uns alle zum Dank. Der Mann ist wahrhaft begeistert durch das Ziel, was er inmitten des schlechten und elenden Geredes verfolgt; völlig frei ist er von der Regierung gestellt, nur seiner Ueberzeugung hat er zu folgen, und ungehört wird seine Stimme nicht verhallen. — Auch Fremden, die Norddeutschland betraten, fiel die besonnene Haltung der Bevölkerung auf. Ich kenne, schrieb Hormayr im September 1832 an Perthes, Land und Menschen genau von der türkischen Grenze bis zum Lech und Rhein, aber den deutschen Norden sehe ich jetzt eigentlich zuerst. Er sondert und scheidet sich so scharf vom Süden, wie wenn er eine andere Zunge und einen anderen Stamm enthielte. Mir scheint die politische Gährung im ganzen Norden ungleich geringer, als man in Wien und München voraussetzt. — Eine merkwürdige Erscheinung, heißt es in einem anderen Briefe, ist der hannöverische Landtag und bedeutend für ganz Norddeutschland, insbesondere für Preußen, um so mehr, da

er seinen Rückhalt an England hat. Ich denke doch, wir Norddeutsche werden uns etwas verständiger und sittlicher geberden als die Süddeutschen, deren freisinniges Gewäsch nachgerade allzu fade und unleidlich wird.

Auch in Norddeutschland trat indessen die Richtung auf eine politische Neugestaltung des gesamten Deutschlands stark genug hervor. Das Streben nach Einheit Deutschlands, heißt es in einem Briefe an Perthes, die zunehmende Gleichgiltigkeit gegen die eigene Selbständigkeit und gegen die angeborenen Dynastien, das Verlangen nach arithmetischer Größe begegnet mir in allen kleineren und mittleren Staaten. Ein glücklicher oder unglücklicher Krieg mit Frankreich könnte für die Mindermächtigen sehr gefährlich werden und seltsame Entschädigungsresultate liefern. — Die baldmöglichste Mediatisierung der kleinen Staaten, schrieb ein anderer, gehört zu den geheimen Wünschen vieler, wenn sie sich auch wohl hüten, dieselben laut werden zu lassen. Welches Heil könnte auch aus den eingeengten Kreisen für Nationalehre, Nationalbildung und Nationalreichthum entsprießen? immer siegen zuletzt die Massen und die großen geographischen Umrisse. — Auf Preußen wurde aber Blick und Neigung durch diese Richtung zunächst noch nicht gewendet. Ich brauche Sie nicht daran zu erinnern, heißt es in einem Briefe an Perthes, wie tief ich während der Jahre 1806 bis 1813 in all und jedes Bestreben zur Befreiung Deutschlands eingeweiht war und mit wie vielen edelen Preußen ich in naher Verbindung stand, aber läßt sich jetzt noch etwas für Deutschland von Preußen hoffen? Die öffentliche Stimmung urtheilt sehr ungünstig; man ist nicht nur dem Prinzen Karl von Mecklenburg und Ancillon und Kamptz feind, sondern auch dem Kronprinzen. Seit dem großen Friedrich war dieser Staat die Stütze der Denkfreiheit und des Fortschreitens, und jetzt legt er Fesseln an, beinahe so drückend wie Oestreich. — Mit dem Deutschthum ist es ein herrliches Ding, heißt es in einem anderen Briefe aus Norddeutschland, wenn man es nur nicht ganz synonym mit Preußenthum machen will; aber dieses wie fast jedes andere „thum" macht doch ein gar zu großes Maul, möchte Länder und Städte der Staaten und Hosen und Hemden der einzelnen verschlingen; da soll kein Opfer

für die anderen zu groß sein und am Ende wird doch nicht viel anderes dabei herauskommen, als daß ein schon großer Staat noch größer wird. Wenn man mit Arndt und Stein einige Zeit umgegangen ist, fühlt man sich doch in seinem Kleinstaat wieder ganz behaglich; da ist weniger tönendes Erz, weniger klingende Schelle und ich mag nun einmal die Posaunenengel nicht; der Mensch ist ein schwaches Wesen und überbläst sich gar leicht, wenn er einmal angesetzt hat. — In Preußen selbst wollte es zu einem recht festen, entschlossenen Gang nicht kommen und als Graf Bernstorff seiner sehr leidenden Gesundheit wegen im Mai 1832 vom auswärtigen Ministerium zurückgetreten und durch Ancillon ersetzt war, fürchteten manche, daß die Haltung Preußens noch ungewisser werden könne. Bernstorff's Rücktritt macht die Zukunft dunkler, schrieb ein Freund an Perthes; es wird nun ein unbekanntes Element auf die Bühne treten, welches leichter zu bearbeiten, zu hetzen und zu locken sein wird, als es Bernstorff bei aller Kränklichkeit war. Ein comité directoire in Berlin, welches das vive le roi - quand même zum Wahlspruch hat und seinen eigenen Plan dem König zum Trotz durchzuführen hofft, ist doch von manchen Seiten angedeutet. — Die bei uns eingetretene Veränderung wird Ihnen nicht ganz unerwartet sein, heißt es in einem anderen Briefe aus Berlin; der Verlust ist nicht leicht zu verschmerzen. Noch bei dem Abschiede zeigte sich der edle Charakter des Mannes in voller Schönheit, wenn auch manche Eigenschaften, deren der Mensch als Werkzeug nach außen bedarf, sich bei ihm weniger ausgebildet gezeigt haben mögen. Was nun weiter werden wird, müssen wir abwarten; der Wille ist gut, an Kräften fehlt es nicht, wohl aber an der Kraft, sie zu gebrauchen, und die Zeiten sind schwierig. Gar mancher erscheint jetzt von einer düsteren Wolke gedrückt. Seitdem wir uns nicht gesehen, ist das politische Handeln unendlich schwerer geworden und der Zwiespalt zwischen Köchen und Essern wird nothwendig immer größer, bis man sich schließlich die Teller und Pfannen gegenseitig an die Köpfe werfen wird. Man will von beiden Seiten stets unbedingter seine Sache durchsetzen.

Viel heftiger als im Norden trat im Süden Deutschlands damals Abneigung gegen Preußen und ein auf gewaltsame Umwälzung

gerichteter Sinn hervor, welcher von 1831 bis 1833 von Monat zu Monat sich weiter verbreitete. Es war die Zeit, in welcher Zeitschriften, wie Wirth's deutsche Tribüne, Siebenpfeifer's Westbote, der Hochwächter, der Freisinnige, der Volksfreund, und fliegende Blätter, wie der Ring des Saturnus, die Volkshalle, Proteus, Eulenspiegel, das ABC der Freiheit, erschienen; die „Volksfeste" zu Hambach (Mai 1832), Butzbach, Bergen u. s. w. wurden gefeiert, der Preßverein zur Gründung eines deutschen Reiches mit demokratischer Verfassung ward gestiftet; in einer Anzahl Orte bildeten Complotte sich aus, traten untereinander und mit geheimen Vereinen des Auslandes in Verbindung und arbeiteten eifrig an den Vorbereitungen zu einer allgemeinen Umwälzung. Auch in jenen Jahren zwar war der edlere und geistige Sinn des jüngeren schwäbischen Geschlechts nicht zum Schweigen gebracht. Im Sommer 1831 erschien Paul Pfizer's Briefwechsel zweier Deutschen. Wir Süddeutsche sind zwar, schrieb darüber Gustav Schwab an Perthes, etwas stärker von constitutionellem Hauch des Westens angeweht; daß indessen das Nationalgefühl auch bei uns kühne Sprecher findet, werden Sie aus dem Briefwechsel zweier Deutschen, der einen unserer edelsten jungen Männer zum Verfasser hat, ersehen haben. Nur mit großer persönlicher Aufopferung hat der geniale Mann seine Ueberzeugung aussprechen dürfen. — Die herrschende Stimmung indessen war eine ganz andere als die, welche in Pfizer's Briefwechsel ihren Ausdruck fand. Jede Theilnahme für Preußen würde mir, schrieb Paul Pfizer im März 1832 an Perthes, wie die Sachen jetzt stehen, ‚als ein Abfall von der Sache der Volksfreiheit ausgelegt werden, mich in den Augen meiner Landsleute brandmarken und mir alle Hoffnung, auf ihre Ansicht und Gesinnung einzuwirken, ganz zerstören; denn der Unwille gegen Preußen ist besonders in Folge seines Benehmens gegen die Polen bei uns so groß und so allgemein, daß selbst die abgesagtesten Franzosenfeinde seinen Namen selten ohne einen Ausdruck des Abscheus oder der Verachtung aussprechen. Der Widerwille der Süddeutschen gegen eine ihnen verhaßte Regierung, deren Benehmen den Haß leider nur zu sehr rechtfertigt, steigt von Tage zu Tage, und mir verbietet mein eignes politisches Gewissen, mich von meinen Landsleuten in einem Augenblick zu trennen, in welchem man in Süd-

deutschland täglich mehr von der thörichten Vorliebe für die Franzosen zurückkommt und eine auf bürgerliche Freiheit gegründete Nationaleinheit verlangt, während Preußen immer unverhohlener sich dem Absolutismus in die Arme wirft, immer inniger sich mit Rußland zu verbrüdern scheint und selbst die bescheidensten Erwartungen der Freiheitsfreunde täuscht. Die Zeit ist noch nicht gekommen, wo auch ein Süddeutscher mit Ehren auf jene Seite treten darf, ohne einen Verrath an den Seinigen zu Gunsten derer zu begehen, die ihn am Ende doch verleugnen würden. Das deutsche Volk mit seinen Wünschen, seinen Erwartungen und Forderungen auf das jetzt undeutsche Preußen und auf die gegenwärtig in Berlin herrschende Partei zu vertrösten, hätte ich nicht den Muth. — In Süddeutschland sieht es traurig aus, schrieb ein anderer Freund an Perthes; während elende Schwätzer als Freiheitshelden bewundert werden, gehört es zum guten Ton, mit Verachtung von Preußen und seinem Könige zu sprechen. — Möge Kraft und Weisheit bei Preußen bleiben, schrieb Perthes im März 1832 seinem damals noch in Berlin studierenden Sohn; täglich, stündlich wachsen die Gefahren im Vaterlande. Der Zustand in Süddeutschland ist zum Entsetzen; die Regierungen werden einzeln das Feuer nicht zu löschen vermögen; es wird von der Gesamtheit Deutschlands Hilfe kommen müssen. Da aber der Bundestag schwerlich fähig ist, entschlossen zu wollen und zu handeln, so werden Preußen und Oestreich eingreifen müssen. Strenges, hartes Regiment wird nothwendig; wird es aber nicht mit Weisheit geübt, so ist es Oel in das Feuer und alles Bestehende kann wanken.

Viele Mühe habe ich mir gegeben, hatte ein Freund an Perthes geschrieben, um den Sitz der revolutionären Propaganda in Süddeutschland und die Quelle der vielen schändlichen Correspondenzartikel der Pariser Blätter zu entdecken, aber es war vergebens. — An die Wirksamkeit einer französischen Propaganda glaube ich allerdings, antwortete Perthes im September 1832; das erstemal zeigte sie sich von 1820 bis zur Unterdrückung der piemontesischen Unruhen; blieb damals das Glück den italiänischen Liberalen noch einige Monate länger treu, so würden in Süddeutschland ganz besondere Auftritte erfolgt und manche Männer compromittiert sein, an die jetzt niemand

denkt. Seit 1830 wird Deutschland ohne Zweifel durch den Anhang Lafayette's wieder bearbeitet. Ob geordnete regelmäßige Verbindungen mit französischen Oberen, ob geheime Verbindungen in Deutschland sich gebildet haben, weiß ich nicht, glaube es aber kaum; ist irgendwo ein organisierter Mittelpunkt, so wird es in Stuttgart sein. — Gott regiert die Welt, schrieb Perthes im December 1832 an Karl von Raumer nach Erlangen, und die Menschen können sie weder zu einem Stockhaus, noch zu einem Narrenhaus machen; auch sind die Menschen so schlimm gar nicht, sondern nur recht abscheulich ungezogene Kinder, die der liebe Gott zu Zeiten in die dunkle Ecke stecken muß, um daß sie ausbrüllen. — Daß Mittelpunkte der Revolution in Süddeutschland vorhanden waren, offenbarte sich im Herbste 1832 und im Frühjahr 1833 immer deutlicher, bis endlich am 3. April 1833 der blutige Aufstand in Frankfurt ausbrach, durch welchen die Revolution zur Herstellung von Deutschlands Einheit mit demokratischer Regierungsform ihren Anfang nehmen sollte. Der schnell unterdrückte Aufruhr verbreitete durch ganz Deutschland Schrecken und Furcht vor Mord und Plünderung und schloß die als unmittelbare Folge der Julirevolution ausgebrochenen, auf gewaltsamen Umsturz gerichteten Bewegungen für längere Jahre ab. Der Groll im Herzen blieb, aber die Richtung desselben auf die That verschwand. Der Bundestag und die einzelnen Regierungen athmeten auf, glaubten dem Streben der Nation nach Ausbildung ständischer Verfassung für die einzelnen Staaten und nach Ausbildung einer politischen Einheitsform für Deutschland, keine Rücksicht mehr gewähren zu müssen und begnügten sich, in einer Reihe scharfer Maßregeln polizeilicher Natur ihre wiedergewonnene Stärke zu zeigen. Ein Trauerspiel ist unsere Zeit, schrieb ein Freund an Perthes, aber der fünfte Act ward in der Mitte abgebrochen und doch wird es uns nicht erspart werden, ihn bis zum Ende auszuspielen. — Eine herbe Reaction steht uns nun bevor, schrieb ein anderer, manch bunte Flagge wird schlaff am Stocke herunterhängen oder wohl gar in die Erde vergraben werden. — Kommt es Ihnen nicht auch vor, schrieb Perthes etwas später, als lebten wir wieder in tiefster Ruhe? Aber der Kessel, auf dem wir sitzen, ist erfüllt von mächtig drängenden Dämpfen; es sind nicht die aufgestu-

ten Redensarten, nicht die wahnsinnigen Handlungen einer hochmüthigen und doch bedauernswürdigen Jugend, es ist vielmehr das Ungeordnete aller Verhältnisse, aller Stände und Classen, von denen aus die Gefahr uns droht. Von rechts und links, von hoch und niedrig, von jung und alt ist auch seit 1830 wieder die Heilung versucht; aber alle sind bankerot geworden, einer nach dem andern und die Polizeiverbote, zu denen man zurückgekehrt ist, sind nur ein kurzes Palliativ. Die Zeit wird kommen, in der alles sich nach einem Gewaltigen sehnt, und doch auch er wird nur ein Palliativ sein.

Alle die heftigen Gegensätze, welche Deutschland mit besonderer Heftigkeit von 1830 bis 1833 auf dem politischen Gebiete bewegten, wurden durchkreuzt von den in derselben Zeit lebhaft hervortretenden Kämpfen zwischen den Freunden und Feinden des preußischen Zollsystems. Im Jahre 1828 war das Großherzogthum Hessen, 1831 das Kurfürstenthum Hessen demselben beigetreten, und seit dem Sommer 1831 wurden Unterhandlungen mit Baiern und Würtemberg geführt, um auch deren Beitritt zu erlangen. Im Süden erweckt, schrieb ein bairischer Diplomat in den ersten Wochen des Jahres 1833 an Perthes, die Verbindung zwischen Baiern und Griechenland den levantischen Handelszug wieder zu seiner alten Wichtigkeit. Eine Eisenbahn von Straßburg nach Ulm bringt den Ocean, das Mittelmeer, das schwarze und adriatische Meer, bringt Rhein und Donau zusammen. Donau, Main und Weser zu verbinden ist ja doch kein Hexenwerk; was vermochten die alten Römer ohne Dampfschiffahrt und Eisenbahnen! Die sächsischen Lande sollen über den Anschluß an Preußen noch immer sehr getheilter Ansicht sein, und es mag auch schwer für sie sein, Partei zu ergreifen, bevor Baiern die seinige genommen hat. — Im Frühjahr 1833 war der Anschluß Baierns und Würtembergs an das preußische System entschieden. So ist denn, schrieb im März derselbe Mann an Perthes, der Handels- und Zollvertrag nach den heißesten Wünschen des Königs Ludwig zu erwünschtem Ende gediehen, eine Art Einheit Deutschlands ist, freilich mit Ausschluß Oestreichs, Hannovers und ihrer Streitgenossen, zum großen politischen und finanziellen Vortheil Preußens hergestellt und

dadurch das Loos der Unterthanen in den kleinen Staaten erträglich gemacht.

Die Versuche Preußens, auch die deutschen Staaten der Nordseeküste zu gewinnen, scheiterten an deren entschiedenstem Widerstreben. — Preußisch oder nicht preußisch ist ein wahres Hamlet'sches Sein oder Nichtsein geworden, schrieb Hormayr, damals bairischer Gesandter in Hannover, am 30. Januar 1833 an Perthes. Ich persönlich bin überzeugt, daß deutsche Wehrkraft und deutsche Nationalbildung nicht von Oestreich, sondern nur von Preußen zu erwarten steht, und würde meinerseits preußische Hegemonie von Herzen gerne wachsen sehen; aber übertriebener Diensteifer mancher Civil- und Militärbeamten hat Preußen üble Dienste geleistet und viel Argwohn und Mistrauen erregt, woran es in Hannover seit 1803 und 1806 ohnehin nie gefehlt hat. Hannover spricht von einer Mediatisierung, die Hansestädte von einem Selbstmorde, der in dem Anschlusse an den Zollverein liege. Zwischen Kurhessen und Hannover hat der Streit am Bundestage eine sehr beklagenswerthe Bitterkeit angenommen, die jedoch Hannover gleich fallen lassen wird, so wie es auf der anderen Seite nur einigen Ernst zur billigen Berücksichtigung entdeckt, und wirklich hat Preußen denselben schon in der Bundessitzung vom 17. Januar auf eine erfreuliche Weise gezeigt. Hannover ist durch seine drei großen Flußmündungen, durch seine lange Nordseeküste, durch seinen aufblühenden Handel und seine eigene reiche Production an die Hansestädte und an das Meer gewiesen. Hamburg und Bremen sind wahre Weltmärkte. Läßt sich nun ein Mittel denken, die Nordseeküste mit dem preußischen System auszusöhnen und unter einen Hut zu bringen? Sonst gibt es schwerlich eine Möglichkeit zur wahren Handelseinheit Deutschlands; am 14. Februar ist in Frankfurt die letzte Frist der Vermittelung, und die Sache ist eine wahre Nationalangelegenheit. — Die Vereinigung der deutschen Staaten zu einem Zollsystem ist nicht länger zu verschieben, antwortete Perthes, und jeder Versuch, dieselbe auf anderem Wege als durch den Anschluß an Preußen zu Stande zu bringen, muß scheitern. Den süd- und mitteldeutschen Staaten wird die Verbindung mit Preußen nicht schwierig sein; aber Holstein zu gewinnen hat wohl nie im Plan gelegen und

auch Anschluß der übrigen Nordseeküste werden wir selbst dann schwerlich erleben, wenn Hannover nach dem Tode des jetzigen Königs getrennt von England sein wird. Sollte er indessen wirklich zu Stande kommen, so würde von der holländischen Grenze bis zum Ausfluß der Trave ein geregeltes Contrebandieren entstehen; Emden, Oldenburg, Bremen, Stade, Hamburg, Lübeck würden wetteifern, die Einfuhr zu erleichtern, und um den Handel an ihren Platz zu ziehen, wetteifernd durch die Finger sehen. An eine Bewachung der Küste durch eine preußische Militärzollinie wird doch schwerlich jemand denken. Kann ein geschlossener Staat Freihafen geben, so könnte, denke ich, das nur förderierte Deutschland wohl eine Freiküste zugestehen und alles Land nördlich von einer Linie, die von Bentheim bis zur Trave gezogen würde, außerhalb des Zollvereins lassen. Oldenburg, das nördliche Hannover, die Hansestädte und Holstein blieben dann ausgeschlossen, Grubenhagen, Kalenberg und Braunschweig wären eingeschlossen, auch Mecklenburg kann zutreten, weil es doch eigentlich nur ein Vorland Preußens ist und kein anderes Interesse als Pommern und die übrige Ostseeküste hat. — Nie kann die Nordseeküste beitreten, heißt es in einem Briefe aus Norddeutschland im Frühjahr 1833 — darüber ist kein Streit unter Männern, die der Verhältnisse kundig sind; aber das preußische System ist auch in sich nicht haltbar. Daß es nur vom finanziellen und von keinem anderen Standpunkte zu rechtfertigen ist und das Contrebandieren nicht zu hindern vermag, bricht ihm den Stab. Baiern und Würtemberg werden schon deshalb nicht beitreten, weil der Verein nur dann Bestand haben kann, wenn seine Mitglieder zu Gunsten Preußens ihre Selbständigkeit opfern wollen. — Nun sind wir hier wirklich hinein in den großen Zolltopf, schrieb Perthes am 14. April 1833, ich freue mich darüber vor allem der politischen Folgen wegen, die nicht ausbleiben können; ein großer Schritt zur Einheit des Vaterlandes ist gethan, bald wird Deutschland eine Handelseinheit bilden und die Nordseeküste als Freiküste haben. Heftiges Lärmen über Nachtheile und Verluste werden nicht ausbleiben. Denn die Bauern, welche wenig Colonialwaaren und Erzeugnisse der englischen Manufactur bedürfen, werden so wenig wie die in großen Vortheil kommenden Fabricanten von dem Gewinn, den sie von

dem Zollverein haben, reden, und die Kaufleute wie die Beamten, welche, bis die neuen Verhältniſſe ſich zurecht gezogen haben, manchen ungewohnten Druck fühlen werden, ſind es, durch welche die Tagesblätter beherrſcht werden; aber dennoch ſehe ich mit Gewißheit voraus, daß ſich in nicht zu langer Zeit ganz Deutſchland des Ereigniſſes freuen wird. — Nachdem durch den Aufruhr in Frankfurt die revolutionären Bewegungen und durch den preußiſch-bairiſchen Vertrag die Zollverhandlungen zu einem Abſchluß gekommen waren, traten für einige Zeit die politiſchen Intereſſen in den Hintergrund und die literariſchen wieder hervor.

Literariſche Gegenſätze 1830—1840.

Die große Literaturepoche der Deutſchen war längſt aus einer täglich neu ſich erzeugenden lebendigen Kraft zu einem Gegenſtand der Geſchichte geworden; nur Goethe ſtand noch da, ein alter Thurm aus vergangener Zeit, und auch er betrachtete ſich bereits als hiſtoriſchen Stoff, den er dem neuen Geſchlechte deutlich und verſtändlich zu machen ſuchte. Auf die Bekanntmachung von „Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben" war ſeit 1828 die Herausgabe ſeines Briefwechſels mit Schiller gefolgt. Als Perthes den erſten Band desſelben geleſen hatte, ſchrieb er im December 1828 an Riſt: Lange hat mir nichts ſo wehe gethan und mich ſo indigniert als dieſes Buch. Wie war es Goethe möglich, ſolche Briefe drucken zu laſſen? Daß dieſer Briefwechſel keinen Inhalt hat, iſt natürlich, weil beide Männer nahe genug beieinander wohnten, um alles Wichtige mündlich zu verhandeln; das Bemerkenswerthe des ganzen erſten Bandes füllt kaum einen Bogen. Schwach zu werden iſt Goethe wie jeder alte Mann berechtigt, aber nicht Schwäche, ſondern etwas anderes hat ihn verleitet, ſolche Dinge drucken zu laſſen. — Der zweite Theil iſt inhaltsſchwer, ſchrieb Perthes im April 1829, aber Schiller's wegen ſchmerzt er mich tief. Wie hoch oder niedrig die Kritik auch Schiller als Dichter, Hiſtoriker und Philoſoph ſtellen mag, immer wird man

ihn edel und hohen Zielen nachstrebend finden müssen; daraus vor allem erklärt sich die mächtige Einwirkung auf die Jugend nicht nur seiner sondern jeder Zeit. In diesem Briefwechsel aber zeigt er sich im Geschäftsverkehr, z. B. als Herausgeber der Horen, des Almanachs, kleinlich und berechnend und widerlich gereizt gegen solche, welche er zuerst gereizt hatte. Für den zarten Sinn Goethe's spricht es nicht, daß er durch solche Bekanntmachung sich an dem Namen seines Freundes versündigte. Doch das bei Seite, frage ich bei aller Freude an dem Schönen und Geistvollen dieser Briefe: Was ist der Grund und was das Ziel der Männer, die sie schrieben? In Schiller lag ein tiefes religiöses Bedürfnis, aber gegen Goethe wagt er nur ein einzigesmal es zu berühren und nennt es gleichsam zur Entschuldigung Metaphysik, die lange nicht über seine Schwelle gekommen sei. Arme Menschen, diese großen Geister, und weit zurückbleibend hinter dem vorwärtsdringenden Gang der Zeit! Sachte schieben sie jedes Interesse an den gewaltigen Bewegungen zurück, welche unsere Zeit neu sich schuf, und haben eben deshalb auch kein Gefühl für das Vaterland; mit vornehmer Geringschätzung betrachten und behandeln sie von ihrer Geisteshöhe herab das Menschengeschlecht und können doch nicht lassen, kleinlich um dessen Gunst und Beifall sich abzumühen. Grade deshalb, weil meine Verehrung für Goethe und Schiller so groß ist, ergreift mich Schmerz und Unwillen über die Offenbarungen sittlichen Unwerthes. — Mit Ekel erfüllt mich, schrieb ein Freund an Perthes, das Jauchzen der Enthusiasten über den Gewinn, hohe Geister hinter dem Vorhange und in der Nachtmütze belauschen zu können; lehrreich aber für alle bleibt es zu sehen, welche Noth und Mühe auch solchen Männern das Arbeiten und Schaffen machte. Beinahe Mitleiden habe ich darüber gehabt, wie die beiden sich mit den dürren, klappernden ästhetisch-philosophischen Terminologien und Definitionen herumbalgen, ohne von der Stelle kommen zu können. In Summa ist mir aus dem Briefwechsel der naive Stier an der Ilm, wie Claudius ihn einmal nannte, doch lieber geworden als der sentimentale Jenenser.

Am 22. März 1832 starb Goethe. Er hat den Lauf, schrieb Perthes, in besonnenem Bewußtsein vollendet, ohne die Zerstörung

der Geistesorgane durch das Alter zu erfahren; er hat, was diese Erde darzubieten vermag, aufgenommen, erkannt, erfühlt, erforscht, durchlebt. Reicher ist wohl keiner vom Diesseits ins Jenseits getreten. Er liebte und strebte; im Schauen wird Klarheit und Reinheit ihm gewährt werden. Mit seinem Tode scheint mir die große Entwickelungsperiode deutscher Bildung völlig geschlossen; aus ihr und für sie haben wir die reichsten, vielseitigsten, umfassendsten Materialien zum Erkennen des wahren Hergangs und Fortgangs, wir haben Briefwechsel von Bodmer, Rabener, Gellert, Klopstock, Garve an bis zu denen von Hamann, Jacobi, Voß, Forster, Baggesen, Solger, Erhard; wie haben gesammelte Werke, Selbstbiographien und Denkwürdigkeiten verschiedenster Art bis zu Rehberg hin, und durch alle hindurch ziehen sich von Klopstock bis zum heutigen Tage Goethe's Selbstbekenntnisse als rother Faden. Wer wird das Mannigfaltige ernster, tiefer, lebendiger Bestrebungen eines vollen Jahrhunderts zu einem Bilde, in einen Rahmen zusammenfassen? — Wie Sie, haben auch mich, schrieb Perthes 1833 an Rist, die Goethe'schen Briefe an Lavater ergötzt, doch nicht allein ergötzt; es sind ein Dutzend Stellen darin, die in die tiefste Tiefe gehen. Deshalb aber setze ich die Briefe an Schiller nicht zurück; man kann nicht immer jung bleiben, und alles zu seiner Zeit und an seinem Orte. Grade das, was Sie von den späteren Briefen Goethe's an Schiller abwendet, ist richtiges und folgerechtes Resultat des in den Briefen an Lavater hervortretenden entschlossenen Verschmähens tieferer Wahrheiten. Alles das Edele, was wir ohne Gottes Wort und Gnade gewonnen haben, reicht nicht einmal aus, um den Menschen zu genügen, viel weniger um uns vor dem Angesichte Gottes wohlgefällig zu machen. Es hat in sich selbst keine Dauer und Gewähr, hängt mit der Gemeinschaft und der Selbstsucht immer noch irgendwie fest zusammen und neigt sich gar leicht so tief vor deren Gewalt, daß es aufhört ein Edles zu sein. „Jede Seele, die da leben will, muß gewürzet sein von der Hand des Geistes mit dem Worte der Wahrheit. So nur besitzt sie die Mitgift für die Ewigkeit, so nur eine Tod und Sünde, Faulheit und Lüge abwehrende Kraft." — In Goethe's „Einzelheiten, Maximen und Reflexionen" liegt, schrieb Perthes um

dieſelbe Zeit, außerordentlich Gedachtes, Erfahrenes und trefflich Ausgeſprochenes, aber ſolche aphoriſtiſche Sätze geben doch meiſtens nur Halbwahres, woran Geber und Nehmer ſchuld ſein mögen. — Den Goethe-Zelterſchen Briefwechſel habe ich mit außerordentlicher Freude geleſen, ſchrieb er 1834; ſeine Bedeutung für die geiſtige Geſchichte dieſer Zeit wird erſt ſpäter anerkannt werden; mir iſt er tief in das Innere gedrungen, weil er in dem langen Zeitraum abſteigenden Lebensganges die ſtets ſich mindernde Richtung zur Welt, ohne es zu wiſſen und zu wollen, darlegt. Wie viel und wie wenig ohne Streben nach beiſtehender Hilfe von oben geleiſtet zu werden vermag, zeigt ſich hier an Männern von Kraft und Geiſt höchſten Ranges. So liebenswürdig beide erſcheinen, hat mich doch ein Grauen über das entſetzliche Nichts eines ſo großen Uebermaßes von Geiſt und Leben erfaßt, welches abſichtlich jede Beziehung zu Gott bei Seite ſchiebt. Zelter war immer wahr, ſcharf, treffend; die alte Heldengeſtalt und den Löwenkopf des Mannes vergißt man gewiß niemals. Der Einfluß der papierenen, nur literariſchen Zeit auf Goethe tritt auch in dieſem Briefwechſel deutlich genug hervor. Wem käme es heute in den Sinn, alles, was grade im Geiſte auftaucht, durch ſofortiges Niederſchreiben für die Nachwelt zu bewahren? — Goethe tritt, antwortete ihm ein Freund, in dieſen Briefen doch ſchon recht abgehetzt, ablehnend und, wie wir Kupferſtichſammler es nennen, verblaſen hervor, im Gegenſatze zu der derben und friſchen Kraft Zelter's, deſſen Vergötterung Goethe's mir höchſt merkwürdig iſt. Der Mann hatte ſich ſo feſt an Goethe geſogen, daß er ihn auszuſaugen ſcheint; während er ſelbſt innerlich erſtarkt und ſicherer auftritt, ermattet Goethe und liefert am Ende nichts mehr als kraftloſe, nur halbwahre Leberreime. Bei Goethe's Charakteriſtik darf der Frankfurter Philiſter, der ihm tief in den Knochen ſteckt, nicht aus den Augen gelaſſen werden; der Frankfurter Philiſter trieb ihn, ſich ſo gerne zu den Vornehmen zu halten, und um nicht in ſeinen bequemen Lebensanſichten geſtört zu werden, allen Mittelpunkten größeren und regſameren Menſchenverkehrs fern zu bleiben, ohne welche die Welt ihm immer nur die Geſtalt und den Gehalt einer weimariſchen Geheimerathsſtube behalten konnte. — Im Jahr 1835 erſchien Goethe's

Briefwechsel mit einem Kinde. Nach dem ersten raschen Lesen schrieb Perthes einem Freunde: Das ist eine großartige Dichtung von innerer Wahrheit, voll des Tiefsten, Lebendigsten, Gehaltreichsten; an Schärfe der Weltanschauung unübertrefflich. Darstellung und Sprache des Kindes ist schwerlich in der deutschen Literatur übertroffen; ein Denkmal ist Goethe gesetzt, aber ein betrübendes ist es: wie öde erscheint hier die Seele des großen, allumfassenden Geistes. Armer Goethe! weil er nicht vermocht, solcher Liebe als Stern zu dem Lichte der Wahrheit vorzuleuchten, bereitete er diesem Verhältnisse dieses Ende. Getröstet wird er sich haben; besaß er doch eine reiche Sammlung sonst so seltener Kindesexemplare im Spiritus seiner Dichtung aufbewahrt. Die erlauchte Weisheit der Nüchternen, die allerdings der Welt den Halt geben, wird nicht ermangeln, in der Schöpferin dieser Dichtung einen Candidaten des Wahnsinns zu wittern. Mag sein, aber es ist der Wahnsinn jedes großen Dichters. — Meusebach's Recension über des Kindes Briefe, schrieb Perthes etwas später, ist lehrreich genug, aber in das Großartige der Dichtung einzugehen, hat er nicht vermocht; seine Arbeit sieht aus, als wäre sie von Walter Scott's Antiquar. Die äußere sachliche Wahrheit in dem Werke ist gleichgiltig; innere Wahrheit, erlebt in der Seele der Dichterin, erfüllt die ganze Erzählung. Es ist ein durch und durch deutsches Buch, und Engländer und Franzosen sollen wohl bleiben lassen, es zu übertragen. — Ich lese jetzt den Briefwechsel Bettina's, heißt es in einem Briefe an Perthes, die selbst ein herrliches und gewaltiges Buch ist. Wenn das seltsame Kind sich aufrichtet, ihr selbstgeschaffenes Ideal zu umarmen, ragt sie hoch über dasselbe hinaus und greift natürlich in die Wolken. Auch Eckermann's Gespräche haben mich sehr ergötzt; aus dem wilden Vogel ist Goethe doch zuletzt ein recht braver, verständiger, ja billiger Mann geworden und man könnte sich allenfalls erbauen, wenn man denkt, er sei nun mit so verständigem und wohlwollendem Gemüth hinübergegangen. — Der Gräfin Bernstorff Brief an Goethe ist in jeder Hinsicht vortrefflich, schrieb Perthes 1838. Manche Jahre mag sie Trieb und Willen gehabt haben, in Liebe so an den alten Freund zu schreiben, aber es ward ihr schwer, diese Sache mit diesem Manne zu besprechen; das

immer höher werdende Alter erinnerte sie zu eilen. Nun hat sie geschrieben — tief und innig, ernst und wahr. Goethe's Antwort dagegen überschüttet wie kaltes Wasser; doch konnte er nicht anders und nach seiner Natur und von seinem Standpunkt aus spricht er mit Würde.

Mit gleicher Theilnahme wie die Goetheliteratur verfolgte Perthes auch die vielen anderen damals erscheinenden Schriften, welche den Ausgang des vorigen und den Anfang dieses Jahrhunderts näher aufhellten; bald kürzer bald ausführlicher sprach er sich in Briefen an Freunde darüber aus. — Rehberg's gesammelte Schriften sind überaus anziehend und unterrichtend, heißt es einmal. In lebendiger Weise hat er seine Memoiren durch Aneinanderreihen seiner kleineren Schriften gebildet; aber darin hat er gefehlt, daß er manche derselben seinen späteren Ansichten entsprechend umarbeitete, z. B. die über den Adel. Es wäre von Bedeutung gewesen, zu wissen, wie Rehberg dieses Verhältnis vor dreißig Jahren ansah, und wie er durch Zeit und Umstände und unter Einfluß von Eichhorn's Rechtsgeschichte dahin kam, sich in seiner frühern Ansicht zu ändern. — An dem Leben des Berliner Arztes Heim, herausgegeben von seinem Schwiegersohne Keßler, werden Sie sich freuen, schrieb Perthes 1835. Echt deutsch im besten Sinne, die lebendigste Handfestigkeit, starke Sinnlichkeit und Lebenslust, vereinigt mit großem Talente und ernster Sittlichkeit; wenig christliche Erkenntnis, aber wahrer und wirklicher christlicher Sinn. Unsere Jünglinge mögen sich in diesem Spiegel beschauen! — Im Jahre 1838 erschienen Niebuhr's Lebensnachrichten. Welch ein unerschöpflicher Schatz für den Gang deutscher gelehrter Bildung, schrieb Perthes an Rist, welcher Schatz an Erfahrungen in beschränkten und in großartigen Lebensverhältnissen, in Andeutungen und Mittheilungen über Ereignisse und Persönlichkeiten unserer Zeit! Ich glaube, daß niemals noch ein Mensch seiner ganzen Wesenheit, seiner Art und Weise nach in allen Richtungen so klar, so offen, so vollständig erkennbar wie Niebuhr durch die Folge dieser Briefe dargelegt worden ist; und welch ein guter Mensch in Liebe, in Reinheit, in Wahrhaftigkeit. Er blieb sich gleich bis zum letzten Tage seines Lebens, er blieb ein gutes Kind mit manchen nicht unbe-

deutenden Unarten; er selbst erkannte dieselben früh, aber er vermochte nicht sie abzulegen, vielleicht deshalb nicht, weil sie in seiner körperlichen Organisation begründet waren. Sie schreiben: „Wenig fehlte Niebuhr, um ein beinahe vollendeter Mensch zu sein, dieses Wenige aber war sehr viel: Demuth und Empfänglichkeit für die Mystik des Glaubens.“ Das ist richtig und wahr, aber doch nicht in jedem Sinne. Vor Gott besaß Niebuhr Demuth und auch vor sittlicher Größe, wenn er sie in der Geschichte fand; aber es fehlte ihm an Gerechtigkeit gegen handelnde Personen in der Gegenwart. Er fuhr zusammen und ergrimmte, wenn er entdeckte, daß auch bedeutende Männer arme Sünder seien; aber wenn er der Aufwallung des Augenblickes sich entrissen, wenn er sich besonnen und seiner inneren Ungerechtigkeit sich bewußt geworden war, so ward sehr oft der tiefe Grund der Liebe in ihm recht erkennbar und mit wahrer, großer Demuth suchte er gut zu machen, wo er gefehlt. Es ist eine schwer wiegende Wahrheit, die Niebuhr ausspricht, wenn er schreibt: „Ueberhaupt verschwand mir selten das Bewußtsein eines Gedankens hinter der Anschauung seines Inhaltes und Gegenstandes.“ Ist das aber nicht dasselbe Uebel, mit dem wir alle, die wir unsere Bildung in dieser räsonnierenden, verwissenschaftlichten Zeit erhielten, behaftet sind? Ein Seufzer zu Gott ist mehr als ein Gedanke an ihn; das liebende Vertrauen zu dem Versöhner ist mehr als eine apologetische Betrachtung auch des gläubigsten Theologen. Die Empfänglichkeit für die Mystik des Glaubens überhaupt fehlte Niebuhr gewiß nicht, aber ihm fehlte die Sicherheit der christlichen Grundlage, und doch hätte er sie, dessen bin ich gewiß, gewonnen, wenn er länger gelebt hätte. Als ich ihn zwei Jahre vor seinem Tode zuletzt sah, wurde es mir gewiß, daß er nahe daran war. — Ein erfolgreiches und nachhaltiges Einwirken auf die öffentlichen Verhältnisse wurde Niebuhr, schrieb Perthes ein anderesmal, unter anderm auch dadurch erschwert, daß er seine Erkenntnis des Volkes und sein Verständnis des Seins und der Verhältnisse desselben überschätzte. Nie hat er auf das Thun und Treiben des gemeinen Mannes eingehen können, und doch that er sich gerne darauf etwas zu Gute, auch das einzelne desselben zu verstehen, wie er sich denn auch für einen durch und durch eingeweihten

Banquier hielt. Ein noch größerer Nachtheil für seine politische Wirksamkeit war es, daß er aus einem Dänen unmittelbar ein Preuße ward. Seine Eltern, obschon deutschen Stammes, hatten dänisches Gepräge, seine höhere Ausbildung in den entscheidenden Jahren geistiger Entwickelung erhielt er in Kopenhagen. Als er sich nach Preußen verpflanzt hatte, ward er sogleich in dessen Unglück verwickelt und seine edle Natur gab sich grade deshalb nun mit vollem Herzen und mit allen Kräften des Geistes diesem Staate hin. Darüber aber kam er nie dazu, ein Deutscher zu werden, sondern blieb leidenschaftlicher und einseitiger Preuße, wenn er auch das, was in dem Lande vorging, oftmals heftig schmähte. Das alles aber kann nicht hindern, daß alle, denen Kopf und Herz auf rechter Stelle ist, Ihnen beistimmen, wenn Sie sagen: „Nun aber, wie er war, bleibt unser Niebuhr ein Schatz der Nation und seine Lebensbeschreibung ein rührendes Denkmal irdischer Schönheit und Vergänglichkeit.“ Unter den vorangegangenen Männern stand keiner meinem Herzen, meinem Geiste näher als Niebuhr. Wie Sie, bewundere ich den Sinn, die Klarheit, die Haltung, die in den Einleitungen und biographischen Uebersichten der Lebensnachrichten waltet; wie rein, wie liebend, wie gerecht steht unsere Freundin Hensler über dem Gegenstand. Ich meine, dergleichen ist unserer Nation noch nicht dargebracht worden: bei solcher Liebe zu der Person solche Freiheit des Geistes im Urtheil! Diesen Eindruck rufen die Lebensnachrichten auch allgemein hervor.

Das Erscheinen so vieler Biographien, Briefwechsel und gesammelter Schriften aus dem letztverflossenen Jahrhundert kann wohl als der literarische Ausdruck für eine Stimmung gelten, welche sich bedingt und gebunden durch die Voreltern fühlte und vielleicht auch mehr geneigt war, die Vergangenheit zu bewundern, als in der Gegenwart zu leben; herrschend aber blieb dennoch fast in allen Zweigen der Literatur das unruhige Drängen, welches den Zusammenhang mit der Vergangenheit brechen und die Kraft des einzelnen in ihrer Vereinzelung möglichst zur Geltung bringen wollte. Als nun zu dieser lange schon übermächtigen Richtung das durch die Julirevolution auf das neue heftig angeregte Gelüste hinzutrat, sich von aller socialen, politischen und kirchlichen Ordnung loszumachen, schien eine Li-

teratur in Deutschland erwachsen zu sollen, welche in dem Herabziehen aller geistigen Größen ihre Lust, im Genusse des Augenblickes ihr Ziel und in der Alleinberechtigung der sinnlichen Natur der Menschen die Rechtfertigung für ungeordnete und sündliche Neigungen jeder Art suchte und fand. Schon Heine hatte diesen Ton angeschlagen; Börne machte 1834 Lamennais paroles d'un croyant allgemein in Deutschland bekannt. Lamennais ist ein Greuel, schrieb Perthes im October 1834; ein Todesstoß für die Kirche, die solche Priester erzeugen konnte. Bis auf diesen Punkt vermag nur ein Mann zu kommen, der 1830 lebt und zugleich ein Franzose ist. Sein Auftreten deutet darauf hin, daß der französischen Nation die letzten Zeiten nahen — wie bald? kann freilich niemand sagen. — Auf dem einmal betretenen Wege fanden sich eine so große Zahl jüngerer Männer, namentlich des nördlichen Deutschlands zusammen, daß sie, obschon sittlich und künstlerisch noch große Unterschiede unter ihnen stattfanden, mit dem gemeinschaftlichen Namen „das junge Deutschland" bezeichnet wurden. Im Jahre 1834 gab Wienbarg die ästhetischen Feldzüge, Laube die Reisenovellen; 1835 Gutzkow Wally und die Vorrede zu Schleiermacher's Briefen über Schlegel's Lucinde, Mundt den literarischen Zodiakus und die Madonna heraus.

Es ist eine neue Zeitschrift aufgetaucht, schrieb Perthes im April 1835 an Rist, der literarische Zodiakus von Theodor Mundt, Schriften in bunter Reihe. Manch Gethier dieses Thierkreises überschreit, überpfeift, überpiept sich in neuster Ueberschwenglichkeit meist geistreichlächerlich und widerlich; aber es brüllt zuweilen auch der Löwe. Die Briefe des östreichischen Obristen von Meyern haben mich ergriffen, die Briefe Bollmann's, der Lafayette befreien wollte, lassen ein edles Jünglingsgemüth moderner Art erkennen und sind ein höchst bezeichnendes Bild der ersten Revolutionszeit. — Herr Mundt hat sich nun, schrieb Perthes einige Monate später, durch seine Madonna als Vorkämpfer für die Emancipation des Fleisches hingestellt, zwar verblümter aber nicht besser als die anderen Herren. Doch das möchte hingehen, junge Leute machen wohl dumme Streiche; aber junge Leute vor allen müssen edlen Sinnes sein, und die Art, in welcher Mundt sich für erlittene Kränkung an Steffens und Göschel rächt, ist

das Gegentheil von edel. — Dank für die Madonna, schrieb Ukert an Perthes. Das junge Deutschland macht gleich bei seinem ersten Ausfluge so gewaltige Anstrengungen, daß seine Kraft bald erlahmen wird. Das Volk möchte gerne so etwas, wie die frühere Sturm- und Drangperiode, herbeiführen; aber Roland's Schwert setzt Roland's Arm voraus. — Die jungen Herren sind, schrieb Friedrich Jacobs an Perthes, trunken von Hochmuth, Dünkel und französischer Ruchlosigkeit, und da sie in diesem Zustande alles, was ihnen in den Sinn kommt, herausprudeln, so scheinen sie, wie alle Trunkene, stärker, als sie wirklich sind. Gott wird schon sorgen, daß auch die Giftbäume nicht in den Himmel wachsen. — Sie wissen, mein lieber Freund, schrieb Perthes im December 1835 an Rist, daß ich meiner ganzen Natur nach positiv bin und stets auf das Zustandebringen hinsehe und mich wenig um die schlechten Nester gräme, die sich einem guten Baum ansetzen; Gottes Weltregierung bedient sich auch des Negativen, um das Positive zu erreichen. Je älter ich werde, desto klarer erkenne ich das. Unsere Zeit macht, indem sie das Unwahre sich auf die höchste Spitze treiben läßt, dasselbe in seiner ganzen Unwahrheit deutlich und befreit die Wahrheit von der verführenden Kraft ihres Zerrbildes. Ich lasse mich daher weder durch die Politik mit ihren wankenden Ereignissen unbehaglich, langweilig oder muthlos machen, noch durch die greulichen Verirrungen in den geistigen, sittlichen und religiösen Zuständen unserer Zeit erschrecken; sie kommen nicht von ohngefähr und nicht aus blauer Luft, sondern sind lange vorbereitet und werden in ihrer jetzigen matten Gestalt nur dazu dienen, dem lebenden Geschlechte die Augen zu öffnen über die Gefahren, die schon lange in den ihrem Wesen nach gleichen, ihrer äußeren Erscheinung nach aber schöneren und verdeckteren Verirrungen früherer Jahre verborgen lagen. — Im vorigen Jahrhundert verstand, hatte Perthes schon zwei Jahre früher geschrieben, die öffentliche Meinung unter Aberglauben den Glauben, unter Frömmelei das Frommsein, unter Unterdrückung das Festhalten an dem rechtlichen Besitzstand. Die Stimmführer nahmen äußeres Umtreiben in der Tagesliteratur für Bildung und Indifferenz für Milde; ihr Freisinn bestand in phantastischer Erwartung eines Lafayette'schen Amerikanismus. Die Rich-

tung dieſer öffentlichen Meinung war überall hart und ſteif gegen jedes Poſitive, ſie nannte das: Kampf für Licht und Wahrheit, und fragte doch mit Pilatus höhniſch: Was iſt Wahrheit? Wer des Poſitiven ſich annahm, wurde als Obſcurant gehaßt, verſchrien, verfolgt, und auf der Bank der öffentlichen Meinung ſaßen nicht etwa nur die Unmündigen und Enthuſiaſten, ſondern auch die ſchriftgelehrten Altweiſen in ganzer Maſſe. — Die Xenien und manche Kritiken der beiden Schlegel enthalten, ſchrieb Perthes 1835, in ſchönerer Form dieſelbe jeder Pietät entblößten Schonungsloſigkeit, mit welcher jetzt über jedes und jeden abgeurtheilt wird. Goethe's Wahlverwandtſchaften, Schlegel's Lucinde und Schleiermacher's Briefe über die Lucinde haben ſchon den Weg betreten, der heute bis zu Mundt's Madonna und Gutzkow's Wally geführt hat, und es iſt mir eben recht und iſt auch erſprießlich, daß jetzt das junge Deutſchland dem Faß den Boden ausſchlägt. Ihm ſelbſt iſt freilich die Geſchichte ein Altweibermärchen, aber anderen werden die Augen aufgehen. Gar merkwürdig iſt die neueſte Schrift gegen Gutzkow und Conſorten: Rohmer an die moderne Belletriſtik. Der liederlichen jungen Belletriſtik und ihrer jugendlichen Anmaßung tritt aufgeblähte Speculatriſtik in jugendlichem Stolze gar ergötzlich entgegen; König Lear und ſein Narr in eins; Weisheit und Narrheit untrennbar untereinander gerührt; übrigens mit Talent geſchrieben; Goethe's Mamſell Philine dient als Ouvertüre. — Sie haben Recht, ſchrieb Riſt an Perthes, das junge Deutſchland iſt ſo wenig jung wie deutſch und am wenigſten neu. Solcher Geſellen hat es immer gegeben, eben fällt mir Thümmel ein; das neue iſt nur, daß dieſe Burſche ſo großes Aufſehen erregen und eine Wichtigkeit gewinnen, die das Pygmäenartige der heutigen Generation recht deutlich bezeichnet.

Die literariſchen und nichtliterariſchen Tollheiten und Verkehrtheiten der Zeit wurden nach der Julirevolution ähnlich wie ſchon einmal zur Zeit der Karlsbader Schlüſſe in manchen Kreiſen den Univerſitäten als Verſchuldungen zugerechnet. Wenn man bedenkt, heißt es in einem Briefe an Perthes, daß die geſamte wiſſenſchaftlich gebildete junge Generation ihre Richtung durch die Univerſitäten erhielt, ſo wird man ſich nicht über die Verrücktheit und das Böſe der jungen

Burſchen wundern; kann man auch Trauben leſen von den Dornen, oder Feigen von den Diſteln? Ein fauler Baum bringt arge Früchte. Soll uns Hilfe werden, ſo muß der Baum, der nicht gute Früchte bringt, abgehauen und ins Feuer geworfen werden. Wer einen Brand löſchen will, muß das Waſſer nicht in die Flammen, ſondern auf den Stoff gießen, welcher die Flammen ausſendet. — Die Hausväter, aber nicht die Profeſſoren muß man, ſchrieb ein anderer an Perthes, über die Univerſitäten hören. Die Profeſſoren dürfen keine Stimme haben, denn ſie ſtehen mitten inne und an guter Meinung von ſich ſelbſt fehlt es ihnen nicht; ſie wollen führen und ſind blind; ſie ſollen das Salz der Jugend ſein, aber das Salz iſt dumm geworden; ſie hegen und pflegen die Studenten und vertuſchen, um ſie nicht zu entbehren, allen Schaden, wie die Jagdbeamten die Verwüſtungen der wilden Schweine. Gerne möchte ich mich einmal öffentlich darüber ausſprechen, aber man greift in ein Weſpenneſt; denn die Kerls ſind alle entweder Schriftſteller oder Recenſenten. — Es iſt eine ſeltſame Stellung, heißt es in einem gleichzeitigen Briefe an Perthes, welche der höhere Lehrſtand zum Leben wie zur Wiſſenſchaft einnimmt. Sie kennen nun ſo viele akademiſche Gelehrte, ſagen Sie mir aufrichtig, wie viele unter denſelben Sie gefunden haben, die natürliche Menſchen wären und nicht irgend eine an wilden Wahnſinn grenzende Eigenthümlichkeit hätten? Der Beamte freilich geht auch in Schnürbruſt einher, aber er iſt doch gezwungen, das Geſamtleben ſeiner Zeit mitzuleben, und tauſenderlei Verhältniſſe arbeiten ihn durch und pflügen den Boden ſeines Herzens auch für den Empfang des Samenkorns, während der Akademiker in hochmüthiger und ſelbſtſüchtiger Abſonderung nur an ſeine einzelne Wiſſenſchaft, an literariſche Reibungen und an manche recht kleinliche ſonſtige Dinge zu denken hat. — Was Sie ſchreiben, antwortete Perthes, klingt hart, hat aber ſeine Wahrheit, jedoch nur für die kleinen Univerſitäten; auf den preußiſchen möchte wenig der Art ſich noch finden; auch in Göttingen bringt friſches Blut ein und in Leipzig nimmt Dünkel und Staketenreiterei ab: aber überall auch das Eigenthümliche und eigentlich Anziehende. Wie unter dem Adel, den Handwerkern, den Krämern, den Stämmen, ſo ſchwindet auch unter den Gelehrten

das Alteigenthümliche mit reißender Schnelligkeit. Noch fünfzig Jahre weiter und die Theaterdichter werden, um Stoff für Charakterrollen zu finden, zurückgreifen müssen in unsere bunte Jugendzeit; unsere Söhne, dann altgeworden, werden sagen: Ja als wir Kinder waren, hörte man doch noch von Tyrannen und Junkern, von Pedanten und Genies, von Mecklenburgern und Schwaben, von mildem Wahnsinn und von tollem; jetzt ist alles gleich, alles alt und kalt. — Indessen wurde doch auch mancher frische Zug gesunder Jugendlichkeit von den hart angeklagten Universitäten Perthes bekannt. Vetter N. macht mir jeden Tag Freude, heißt es z. B. einmal in einem Briefe aus Halle, und erinnert mich an die eignen jugendlichsten Studentenjahre. Der gute Kerl steht in der Nacht um eins auf und läuft drei Stunden weit, um auf dem Petersberge einmal die Sonne aufgehen zu sehen und heißes Cichorienwasser zum Frühstück zu trinken. Wie glücklich war ich, als ich das auch noch konnte! Der Herr beschütze die Güte des jungen Burschen und mache, daß, wenn ihm die Erfahrung wird, daß andere Menschen nicht so viel Respect vor der aufgehenden Sonne haben wie er, er das für einzelne Anomalie halte und in sich zutraulich und wohlig bleibe.

Die Bundesversammlung theilte zwar, wie ihre Verordnungen gezeigt hatten, die Ansicht, nach welcher die Universitäten als eigentlicher Herd des Uebels aufgefaßt wurden; aber sie versäumte deshalb nicht, auch dem, was ihr als arge Frucht des faulen Baums erschien, mit scharfen Polizeiwaffen entgegenzutreten. Als sie im December 1835 ein allgemeines Verbot der Schriften des jungen Deutschlands erlassen hatte, war dem weiteren Wachsen dieses Zweiges der Literatur vorläufig ein Ziel gesetzt; aber die Richtung selbst konnte auf diesem Wege weder beseitigt noch unschädlich gemacht werden, sie wucherte fort und trat mit dem Anfange des Jahres 1838 in der von Ruge und Echtermeyer herausgegebenen, anfangs Hallische, seit 1841 Deutsche Jahrbücher für Literatur und Kunst genannten Zeitschrift wieder hinaus auf den öffentlichen Kampfplatz. Jetzt aber hatte sie statt des belletristischen Kleides ein vornehmes philosophisches Gewand angethan und erregte des neuen Kleides wegen in den ersten Jahren große und allgemeine Aufmerksamkeit. Nothwendig müssen Sie sich,

schrieb Perthes im Januar 1838, die Halliſchen Jahrbücher anſehen. Wenn ſie fortgeführt werden, wie ſie begonnen ſind, ſo werden ſie eine merkwürdige Erſcheinung ſein; Scharfſinn und Gelehrſamkeit, Schlauheit und Gewandtheit, genaue Kenntnis in Sachen und Perſonen ſtehen der Redaction zu Gebote; wo das hinaus will, wird ſich noch erſt zeigen müſſen. — Das Ding hegeliert und ſtraußiert mir zu viel, heißt es in einem Briefe an Perthes, als daß ich rechtes Vertrauen faſſen könnte; auch ſind manche entſchiedene Nichtsnutze dabei intereſſiert: doch kann ich nicht leugnen, daß mehrere Arbeiten von großer Friſche und Tüchtigkeit bereits darin vorgekommen ſind, und für ein Unglück halte ich es nicht, wenn es ſich auch öffentlich ausſpricht, daß die alten Herren überall in Retraite ſind. — Der Kampf der Hegelianer nimmt einen immer bösartigeren Charakter an, ſchrieb Perthes im Auguſt 1839. Die Berliner Jahrbücher bringen die giftigſten Angriffe auf Stahl, Tweſten und Julius Müller, und den Halliſchen Jahrbüchern kann man Geiſt und Kraft nicht abſprechen. Die Art der Waffen iſt dieſen Hegelianern gleichgiltig, aber eben die ſchlechten Mittel, deren ſie ſich bedienen, werden ihnen ſelbſt den Tod bringen; ſonſt wäre der Stand der Dinge gefährlich. — Sie werden einen ſchweren Kampf zu beſtehen haben, ſchrieb Perthes einige Wochen ſpäter einem tief in den Streit verwickelten Freund, und faſt bezweifele ich, daß der Sieg vor der Hand auf Ihrer Seite ſein wird. Hegel muß nicht allein ein ausgezeichneter Geiſt, ſondern auch ein Mann von großer Kraft des Charakters geweſen ſein, ſonſt hätte er einen ſolchen Kreis von Kämpfern nimmermehr bilden können. In dem Formalen ſeiner Philoſophie muß irgend ein Tiefgeiſtiges verborgen ſein, welches ihr den ſtets wachſenden Einfluß verſchafft. Es handelt ſich jetzt nicht mehr um die Philoſophie allein; in alle einzelne Wiſſenſchaften, in alle Zweige der Literatur iſt dieſe Philoſophie eingedrungen, und ſelbſt die entſchiedenen Gegner derſelben können ſich ihrem Einfluſſe nicht entziehen. Nun aber hat ſich zugleich eine junge Rotte der Waffen der Hegel'ſchen Philoſophie bemächtigt, um ſie als Mittel zu gebrauchen, ihr eigenes Thun und Treiben zu bemänteln und ihre eigenen Abſichten durchzuſetzen; ſie iſt begabt genug, um zu bethören und auch ehrbare wiſſenſchaftliche Männer an ihrem

Strange mitziehen zu lassen. Mit großem Geschick hat sie den Feldzug eröffnet; das Haupttreffen bilden die Halliſchen Jahrbücher; die Seitenflügel haben die Berliner literariſche Zeitung und Mundt's Freihafen als Plänkler inne; als Arrièregarde ſtehen die etwas veralteten Berliner Jahrbücher da; nebenbei ſind Spione und Correſpondenten beſtellt für alle öffentlichen Blätter, ſogar für den Hamburgiſchen Correſpondenten. Sinn und Geiſt dieſes einbrechenden Feindes iſt nicht beſſer als mit einem Ausdrucke des ſeligen Niebuhr zu bezeichnen: „Es iſt die Philoſophie, welche die materialiſtiſchen Neigungen des Pöbels geiſtig zu rechtfertigen unternimmt.“ Deshalb aber braucht der ehrliche Mann ſeinen Troſt noch nicht im Tode zu ſuchen; es gibt ſich alles mit der Zeit und es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen. Ich habe auf andere Art ähnlichen Gang mit der Kantiſchen Philoſophie erlebt. Die jungen Leute warfen mit Kantiſchen Formeln und Terminologien um ſich, lernten nichts, ſahen auf Chriſtenthum und Wiſſenſchaften verächtlich herab, wurden die ſchalſten Männer, die erbärmlichſten Geiſtlichen und Beamten. Das Gezücht iſt vergangen, Kant's Verdienſt aber in Ehren geblieben. Den Junghegelianern prophezeie ich eine viel kürzere Lebenszeit, weil die Ingredientien ſchlimmer ſind: Sittenloſigkeit und Frechheit — das frißt ſich bald untereinander ſelbſt auf.

Bewegungen innerhalb des Proteſtantismus 1830—1840.

Weder die jungdeutſche, noch die junghegel'ſche Bewegung war von einem religiöſen oder auch nur theologiſchen Intereſſe poſitiver oder negativer Art ausgegangen; da ſie aber die völlige Ungebundenheit des einzelnen im Geiſtigen wie im Fleiſchlichen begehrte, mußte ſie im Chriſtenthum einen unverſöhnlichen Feind erblicken und dasſelbe angreifen, wo und wie es möglich war. Um die Zeit dieſer Angriffe hatten ſich nicht nur innerhalb des Chriſtenthums, ſondern auch innerhalb des Proteſtantismus die Gegenſätze ſo geſchärft, daß der

Widerstand gegen den rücksichtslos anstürmenden Feind wesentlich erschwert ward. In denselben Jahren, in welchen Wally, die Madonna u. s. w. erschienen, hatte sich auch in christlich lebendigen Kreisen eine Richtung gezeigt, die nicht ohne Lust Christliches mit Sinnlichem vermengte und nicht lassen konnte, das zu besprechen, was unausgesprochen zu bleiben bestimmt ist. Wie das junge Deutschland Heiliges auf diesem Wege unheilig zu machen versucht hatte, glaubten einzelne Kreise des nördlichen Deutschlands das Unheilige heilig machen zu können. Spuren seltsamer Verirrungen solcher Art finden sich in manchen Briefen an Perthes vor. Er selbst war völlig unzugänglich für dieselben und hat durch entschlossenes Entgegentreten zur rechten Zeit einzelne zurückgehalten, in diese Richtung hineinzugehen, und andere, die ihr sich hingegeben hatten, doch vor unbesonnenem öffentlichen Auftreten bewahrt. Zuerst danke ich Ihnen, heißt es in einem Briefe an Perthes, für die unumwundene Rücksichtslosigkeit, mit der Sie mir geschrieben haben; ich erkenne darin Ihre Treue. Sie haben mir einen Spiegel vorgehalten und ich sehe darin ein Angesicht, welches Aehnlichkeit mit dem meinigen hat, aber mich aus den unendlich gebrochenen Wellen des Zeitgeistes grauenvoll anblickt. Eine Rehabilitation des Fleisches habe ich nie gewollt, wohl aber möchte ich das wahrhaft Heilige in dem Christlich-Sinnlichen zu seinem selten erkannten und oft verkannten Rechte verhelfen; nur auf diesem Wege kann das Wort unter uns Fleisch werden. Vielleicht aber war ich nicht wortlos genug und habe zu viel ausgesprochen, und die ästhetisch-musikalische Wahrheit nicht genugsam durch poetische Stimmung getragen und umhüllt; aufwärts muß man schauen, nicht abwärts. Himmelaufsehend steht man fröhlich auf des Thurmes Knopf; nur wer ängstlich wird, blickt in die Tiefe und ist verloren. Darin mag ich gefehlt haben, aber die Idee selbst ist wahr und aufgeben werde ich sie nie. — So wie die heilige christliche Wahrheit hineingetaucht wird in das Meer der Sinnlichkeit, antwortete Perthes, und nun eine Secte sich ihrer bemeistert, wird die entsetzlichste Entartung nicht ausbleiben. Sehen Sie nach Königsberg. Wahrscheinlich übertreiben die bis jetzt bekannt gewordenen Nachrichten, und wenigstens hoffe ich, daß Ebel, den ich seit langen Jahren kenne, sich reinigen wird;

aber ein warnendes Zeichen bleibt immer, was dort vorgegangen ist. — So viel Aufsehen auch namentlich die Königsberger Angelegenheit in den Jahren 1835 und 1836 vorübergehend hervorrief, standen die Verirrungen dieser Art doch zu vereinzelt, um eine eingreifende Bedeutung für den Gang der religiösen Entwickelung gewinnen zu können. Zunächst war es vielmehr die Kirchenfrage, um welche die Kämpfe der Zeit sich drehten.

Länger als ein Jahrzehend war die Union der lutherischen und reformierten Kirche, wie sie seit 1817 für Preußen und mehrere andere Länder bestand, durch die geistigen Strömungen der Zeit getragen und fortgeführt worden, so daß auch in den nicht unierten Gegenden, wie z. B. in Hannover, Sachsen, Mecklenburg, die dortigen lutherischen Kirchenzustände sich im Wesen nicht von denen der Union unterschieden. Der Kampf gegen die Union ward, so weit er überhaupt bestand, mit wenigen Ausnahmen nicht gegen den Inhalt, sondern gegen die Einführung derselben durch die politische Gewalt, also eigentlich nur gegen das Staatskirchenthum geführt. Von einzelnen aber war allerdings schon immer die Union selbst bekämpft und ihr gegenüber die ausschießliche Berechtigung der lutherischen Bekenntnisschriften geltend gemacht. Diese Bewegung gegen die Union und für die Trennung der protestantischen Confessionen breitete sich seit dem Jahre 1830 weiter aus, wurde kräftiger und angreifender. In Schlesien traten, auf Pastor Scheibel's Anstoß, eine Zahl nichtunierter lutherischer Gemeinden zusammen und wollten als letzter Rest der wahren zu Recht bestehenden preußischen Landeskirche betrachtet sein. Die tiefeingreifende Bedeutung, welche die altlutherische Bewegung anderthalb Jahrzehend später gewinnen sollte, ahnete damals wohl niemand. Noch 1835 schrieb ein die Zeit scharf beobachtender Theologe an Perthes: Um das schlesische Ueberlutherthum machen Sie sich wohl zu viel Sorge. Es ist eine unbedeutende Sache, die verkehrt behandelt und durch Regierungsgewaltthätigkeit gereizt zwar eine Partei schaffen kann, aber nur auf kurze Zeit; nothwendig muß sie in sich selbst verlaufen, weil sie eine minder wichtige Einzelheit zum Mittelpunkt des ganzen christlichen Wesens erhebt. Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer und etliche schlesische Gemeinden noch keinen

Riß in die Kirche. Sehr erfreut hat mich Tholuck's Aeußerung am Schlusse der Vorrede, nach welcher er lieber an der im Glauben kräftigen Wissenschaft bauen als kämpfen, lieber zum theologischen Nährstand als zum theologischen Wehrstand gehören will. — Um eben diese Zeit aber hatte sich bereits die evangelische Kirchenzeitung und der Kreis, der um sie gesammelt war, den altlutherischen Bewegungen, wenn auch noch nicht angeschlossen, doch zugeneigt. In welcher Weise diese Zuneigung in einzelnen geistig hervorragenden Männern vermittelt ward, spricht sich deutlich in einem Briefe an Perthes aus: Wie ich aus einem naseweisen Heiden zu der Furcht des Herrn und zu dem sehnlichsten Wunsche gekommen bin, mich und mein ganzes Wesen von dem Sauerteige Christi durchdringen zu lassen? Mit der Furcht im eigentlichsten Sinne, mit Zittern und Schaudern fing es an. Ich sah für weltlich unerreichbare Sünden in meinem und in anderer Leben Strafen so unausweichbar und in so wunderbarer directer, rein geistiger Entwickelung sich heranbilden, daß ich nicht wußte, wohin mit meiner Angst. Von mir und von anderen einzelnen ward mein Blick auf ganze Nationen und auf Jahrhunderte gewendet. Die Erkenntnis nicht allein einer Nemesis, sondern einer göttlichen Ordnung überhaupt in den allgemeinen Wandlungen der Geschichte führten mich der Kirche bestimmter zu, als ich früher je ihr angehört hatte. Dazu kam noch ein anderes: eine fürchterliche Lücke scheint mir in unser gesamtes Leben dadurch gerissen, daß jede Macht beseitigt ist, welche den Schuft, der klug genug war, um nicht dem Criminalgericht zu verfallen, strafen und den guten Menschen, der formell einmal das Recht verletzte, trösten und heben kann. Früher war die Kirche diese Macht und ihr Verschwinden hat unaussagbares Unglück über alle unsere gesellschaftlich-sittlichen Verhältnisse gebracht. Die Möglichkeit des Misbrauches durch die einzelnen Menschen, welche die Kirche repräsentieren, zugegeben, sehne ich mich doch nach der Rückkehr einer so sittlich-mächtigen Kirche, nähere mich denen, die kirchlich eifrig bemüht sind, und lasse mich, trotz der großen Augen alter Freunde, in den Kreisen derer, die Pietisten heißen, sehen. Die Buhlerei des herrschenden Protestantismus mit heidnischer Verstandesbildung und seine altkluge Sattheit oder weichliche Schwelgerei im

Umgange mit dem Herrn widerte mich an und schob mich dem Katholicismus zu, bis ich in Zittern und Schaudern vor seiner Gesetzlichkeit und in Furcht vor ihm wie vor einer grimmigen, gespenstischen Macht in mir zusammenbrach und nun zuerst in meinem Leben begriff, was Luther den lebendigen Glauben genannt hat. Meine Gespensterfurcht ist hin, ich weiß, was Christus gewollt hat, ich weiß, daß es sich nicht allein um das politisch-sittliche Institut der Kirche, sondern um noch ein ganz anderes Königreich des Herrn in den Herzen handelt. Aus den Zeiten aber, in denen ich dem Katholicismus huldigte, ist mir die Erkenntnis geblieben, wie allerdings diese Kirche in vielen Zeiten und an vielen Orten die nothwendige war und ist, und daß die äußere Gestalt der Kirche nicht ohne Einfluß bleibt auf die Bewahrung des Gottesreiches im Innern. Gott hat auch damit seine Pläne gehabt, und wenn er eine Zeitlang die Geister der Menschen zur Verwüstung der Kirche lenkte, so sehe ich nicht ein, warum nicht auch ich den Glauben an die Nothwendigkeit einer Macht der Kirche, der in mir sich festgesetzt hat, als eine Leitung Gottes ansehen und, so viel an mir ist, helfen sollte, Freiheit und Machtgestaltung der Kirche zu erkämpfen. Vor dem Misbrauch soll sich niemand fürchten; Misbrauch ist bei allem Lebendigen möglich; nur das Mechanische, das Todte, das Rad in der Uhr thut ohne Abirrung seinen Dienst. Aus diesen Gründen finde ich so viel Freude an den Berliner Lutheranern und habe N. insonderheit lieb, weil er so viel Eifer und Wärme für diese Seite des kirchlichen Daseins hat.

Wenn es wahr wäre, heißt es in einem anderen Briefe an Perthes, was die Katholiken behaupten, daß Gott in ihrer Kirche eine Autorität eingesetzt habe, die alle zweifelhaften Fragen mit unfehlbarer Irrthumslosigkeit zu schlichten angewiesen und befähigt sei, so würde ich je eher desto lieber katholisch werden. Nun ist es aber nicht wahr; der Eintritt in die katholische Kirche würde mich also um keinen Schritt weiter führen und ich muß nach einem Wege suchen, der mich ohne eine auf jede Frage irrthumslos antwortende Autorität zur Ruhe führt. Ich sehe nun, daß die lutherische Kirche auf dem festen Grunde des Glaubens an die Göttlichkeit der Offenbarung in allem Wesentlichen zu denselben Resultaten gekommen ist, die mir nach de-

müthiger und ernſter Forſchung in der Schrift zu wiſſen beſchieden ſind. Ich fühle und erkenne es daher als Pflicht, mich mit meinen Ueberzeugungen und Beſtrebungen nicht zu iſolieren, und ſchließe mich mit voller Liebe an die Gleichgeſinnten an und trage ſelbſt Bedenken, mit denen, welchen ich im allgemeinen traue und die ich in Hinſicht der Glaubenskraft ſo hoch über mich ſtelle, wie Luther, in Differenz über untergeordnete Fragen zu kommen. — Der Buchſtabe der Schrift hat eine gebieteriſche Gewalt, ſchrieb ein anderer aus dieſen Kreiſen an Perthes, und die ſymboliſchen Bücher der lutheriſchen Kirche ſprechen aus, was der Buchſtabe gebietet, und wir haben zu gehorchen. Das nennt man heute intolerant und fanatiſch; aber doch nur, weil man duldſam jeden nennt, dem Kraft und Eifer der Ueberzeugung fehlt. Wir ſollen jedermann der Naſe nachgehen laſſen; aber nur damit jeder jeden an der Naſe führen kann, wohin es ihm beliebt. Gott ſei Dank, noch lebt der, welcher dieſer Mummerei ein Ende machen und die Irreführer auf die Finger ſchlagen wird. — Freunde kann ſich die Kirchenzeitung wenig machen, heißt es in einem etwas ſpäteren Briefe an Perthes; es iſt ihr mit allem ein ſo gar bitterer Ernſt und ſie ſchneidet in das innerſte Leben ein, wenn es gilt einen verborgenen Schatz herauszuziehen; aber danken muß ihr jeder, dem es um die Sache ſelbſt und nur um die Sache zu thun iſt. Mag ſie einſeitig ausſchließlich von ihrem Standpunkte urtheilen; — wollte Gott, es ſtänden alle auf ſo feſtem Boden wie ſie und berichtigten ſich dann aneinander.

An Stimmen gegen eine Richtung, welche, wie manche fürchteten, ſchließlich dahin gelangen würde, Luther ohne Melanchthon und ohne Calvin als alleinigen Repräſentanten und die Concordienformel als den endlichen Abſchluß der Reformation zu betrachten, fehlt es in den Briefen an Perthes nicht. Es riecht jetzt beinahe ſchon nach Rationalismus, heißt es einmal, wenn man auf die Worte des Heilandes ſelbſt ſich ſtützt und ſein ewiges Heil nicht ausſchließlich auf den Buchſtaben der Augsburgiſchen Confeſſion und der Concordienformel gründen will. Höchſtens die harten Worte des alten Teſtaments oder die dunklen der Offenbarung Johannis führt das eifernde Geſchlecht noch im Munde. — Ich kenne kein Chriſtenthum, heißt es

in einem anderen Briefe an Perthes, welches nicht eine Heilsanstalt für alle Welt wäre; der Pferch aber, in den unsere heutigen Theologen es einsperren wollen, ist so eng, daß kaum irgend jemand zu dem Gastmahl des großen Königs gelangen kann, am wenigsten die hochmüthigen Geister, welche ohne Barmherzigkeit mit feurigem Schwerte vor dem Heiligthum stehen und so singuläre Feierkleider, wie niemand sie besitzt, von den Eintretenden fordern. Der Geist ist aus der Kirche unserer neuen Theologen entflohen; aber der Buchstabe stellt sich mit dem Knittel vor die Thür und weist wie grobes Gesinde jeden ab, der ihm nicht gefällt, während der Herr doch sein Mahl für alle ohne Ausnahme zugerichtet hatte. Ja ich bin sogar fest überzeugt, daß die Heilsanstalt Christi auch dem zu Gute kommt, welcher sie leugnet und verschmäht. Christus hat ein geistiges Reich geschaffen, welches uns umgibt wie eine Atmosphäre, aus der wir nicht herauskommen können, wenn wir auch wollen. Geist und Bildung unserer Zeit sind so durchaus christlich, daß auch der Leugner, auch der Jude sich ihrem belebenden Einflusse nicht entziehen können. — Oftmals klagte Neander auch in diesen Jahren schmerzlich über die Versuche, das christliche Leben in Formen äußeren Kirchenthums zu versteinern. Neander in seiner Abgeschlossenheit und großartigen Unschuld glaubte, äußerte Perthes 1836, das Christenthum ohne äußere Kirche bewahren zu können; nun sieht er, daß alles auseinander weicht und in Individualitäten zerbröckelt, von denen gar manche keck in gewichtiger Wissenschaftlichkeit die Axt an die Wurzel des Christenthums legen. Er muß wohl schmerzlich sich ergriffen fühlen von den neusten Bewegungen der Zeit. Die psychische Aristokratie seiner unsichtbaren Kirche wird alle, die nicht Neander sind, dem Hochmuthe überliefern. Die einzelnen führt Gott unmittelbar; um aber auch die Nationen und die Menschheit zu führen, ordnete er die Kirche an, welche die offenbarte Wahrheit bewahren und die Menschheit an und zu derselben heranbilden soll. Vielleicht würden wir weiter sein in dem verwirrenden Streite, wenn in der Kirche ihre bewahrende und erziehende Seite schärfer in das Auge gefaßt würde. — Seine alte Hoffnung auf das künftige Erwachsen einer allgemeinen Kirche aus der Doppelwurzel des Protestantismus und des römischen Katholicis-

mus hielt Perthes auch jetzt fest und sprach sie vielfach aus. Vor allem erinnere ich Sie daran, antwortete ihm auf solche Mittheilungen ein Freund aus Hamburg, daß schon Heine den Lotteriecollecteurs und den Hamburgern jeden Sinn für den Katholicismus abgesprochen hat; in so fremdartiger Umgebung sind mir daher meine eigenen Ansichten allmählich so paradox vorgekommen, wie das von der Sündflut herstammende Granitgerölle auf dem angeschwemmten Boden der Lüneburger Haide. Nun haben Ihre katholischen Phantasien alte Erinnerungen wieder wach gemacht, und möglicher Weise in mir den einzigen Hamburger getroffen, der als guter evangelischer Katholik über die zerstörte kirchliche Einheit trauert und sich weder durch die Concordienformel der Schlesier, noch durch die unsichtbare Kirche Neander's, welche der deutschen Nationalität nach der Schlacht bei Jena verwandt ist, trösten lassen kann. Wie damals auf den Trümmern des Vaterlandes, müssen heute auf den Trümmern der Kirche die Gleichgesinnten ihre wiederherstellenden Kräfte vereinigen, die Erinnerung erhalten, die Hoffnung beleben und sich zur That rüsten. Schon bilden sich hier und da im Anschluß an die Beschäftigung mit der heiligen Schrift häusliche Kreise, aus denen vielleicht wir selbst noch in stufenweiser Vertretung lebendige Gemeinden erwachsen sehen werden. Die Zeit wird kommen, in welcher das wieder erwachte christliche Leben sich der von dem Herrn gegründeten, aber von den Dienern der Gemeinde und den Gebietern des Staates unterjochten kirchlichen Anstalt bemächtigt und durch die Entwickelung des demokratischen Elements eines priesterlichen und königlichen Volkes die Kirche auf ihre wahre Gestalt zurückführt. Nicht allein in der social verkrüppelten lutherischen Kirche, jenem caput mortuum der Reformation, sondern auch in der römischen Mutterkirche bereitet eine solche Entwickelung sich vor. Unser Streben muß sein, das neue Leben vor separatistischen Abwegen zu bewahren und durch die Thatsache eines christlichen Lebens den Glauben mit der Forschung, die Ueberlieferung mit der inneren Erfahrung, Petrus mit Paulus zu versöhnen.

Als der wissenschaftliche Kampf über das Wesen der Kirche im Jahr 1837 durch Rothe's „Anfänge der christlichen Kirche" eine neue Gestalt erhalten hatte, schrieb Perthes: Das muß ein sehr bedeuten-

der Mann sein; ein neuer Streit wird beginnen und tief spaltend in die Parteien eindringen. Wie Staat und Kirche, beide in ihrer christlichen Vollendung gedacht, beide nur Menschen, die nicht allein wiedergeboren, sondern auch geheiligt sind, umschließend, zueinander stehen werden, ob beide, wie Rothe will, in eine göttliche Ordnung und Institution zusammenfließen oder unterschieden voneinander fortbestehen werden, ist gewiß eine Frage von hohem wissenschaftlichen Werth. Aber auf diese Frage eine Antwort zu suchen, ist meines Amtes nicht; mein Bedürfnis wäre befriedigt, wenn ich wüßte, wie Kirche und Staat sich verhalten sollen, so lange beide nicht in christlicher Vollendung dastehen, das heißt, so lange die Menschen blieben was sie sind: arme Sünder. Aber auf diese Frage erhalte ich von all den vielen Theologen hunderterlei Antworten, also keine.

In der That führt die Vergleichung der zahlreichen Briefe so vieler und so bedeutender Theologen, welche Perthes in diesen Jahren empfing, kaum zu einem anderen Resultat, als zu dem, welches Perthes selbst einem Freunde gegenüber aussprach: Meine Ansicht kurz und derb herausgesagt, schrieb er, würde lauten: Die kirchliche Consequenz der katholischen Kirche allgemein und streng durchgeführt, führt, weil sie Menschenordnung für Gottesordnung hält, zum Bösen; Neander's unsichtbare Kirche consequent festgehalten, hebt einzelne religiös Begünstigte hoch empor und gibt die nicht Begünstigten ohne Leitung und Erziehung dem Unglauben preis; Christi Religion den politischen Gewalten consequent anvertrauen, hieße sie den Fäusten der Gensdarmen überliefern; die protestantische Theologie kann allerlei Kirchen aber keine Kirche schaffen, sie verwissenschaftlicht die Stellung der Menschen zu Gott und sieht in der Kirche mehr eine religiöse Schule als ein religiöses Institut. Durch ein Lampenlicht läßt sich das fehlende Gotteslicht nicht ersetzen und die Benennung „evangelische Kirche" ist ein Name ohne wahren und wesentlichen Inhalt. Was aber soll dann sein und werden? Ich antworte: Vor allem nie streng menschliche Consequenz auf göttliche Verhältnisse anwenden; behelfe sich ein jeder mit dem, was er hat, so gut er kann, bessere und baue er mit frommem Sinn und demüthigem Gebete im einzelnen, so viel er Beruf in sich hat, und warte im übrigen, bis der liebe Gott mit

seiner Consequenz kommt und uns schenkt, was wir nie und nimmermehr erarbeiten werden. Unser Herr wird Hilfe gewähren zu seiner Zeit, und wer Augen hat zu sehen, dem leuchten schon jetzt Blitze in dunkler Nacht. — Wenn die Seuche der Parteiungen einmal eine Zeit ergriffen hat, schrieb Perthes in einem anderen Briefe, so müssen die einzelnen anders beurtheilt werden, als in einem Jahrhundert, in welchem feste Kirchenlehre und Kirchenordnung unangetastet alle umschloß. Wer sich der Sünde bewußt ist und an die Erlösung durch den Erlöser glaubt, der ist Christ, mag seine Parteifahne heißen wie sie will; wo Parteien unter Christen sind, da ist Wahrheit und Unwahrheit in jeder gemischt. Kein äußerer Kampf kann den Gegensatz ausgleichen; denn auf beiden Seiten ist Recht und Unrecht und jeder Sieg des einen würde des andern Recht und Wahrheit unterdrücken. Rettung kann nur durch Ausgleichung von innen heraus, nur durch die Macht der alles versöhnenden Wahrheit und Liebe kommen. Buße aller und aufrichtige Demüthigung vor Gott ist es, was uns noththut, nicht das Kampfgeschrei erbitterter Parteien.

Warum sollte ich zögern zu sagen, ich weiß auch keinen Rath, antwortete 1838 Rist an Perthes. Zu tief, zu groß in allen Dimensionen ist die Frage: Wie die Kirche, eine Gemeinschaft aller Geister, in ihren Beziehungen zu Gott aufzubauen, herzustellen, zu erhalten sei. Wer kann sich in die Abgründe der menschlichen, wie viel weniger der göttlichen Gedanken versenken, ohne in die Gefahr zu kommen, sich Trugbilder zu schaffen! Die Kirche ward aufgeführt zu einer Zeit, in welcher die Bedürfnisse und die Gedanken einfach waren, der Geist weniger übermächtig, wo die Massen aus einem Stücke waren und Führern mit Hingebung folgten; diese Kirche hat sich selbst von innen heraus erschüttert und geschwächt. Jetzt wankt sie; denn jeder hat Einwendungen, macht Bedingungen und wendet sich ab, wenn das, was ihm nicht zusagt, als göttliche Wahrheit dargeboten und auferlegt wird. Das kann die Kirche nicht hindern zu einer Zeit, in welcher der Geist der Prüfung in die Seelen eingezogen ist und ein Professor der Theologie den andern in scharfen Distinctionen in Phlogistisierung einfacher Glaubenslehren überbietet und die besten Geistlichen mit Scheuledern durch das Leben gehen, welche sie selbst oft

nicht, wohl aber die Gemeinden gewahr werden. Dieser Thatsache habe ich lange ins Auge gesehen; schon lange ist mir die katholische wie die protestantische Kirche keine Kirche mehr gewesen. Die katholische nicht, weil sie auf einer handgreiflichen Unwahrheit ruht, mit welcher nichts als innere Selbsttäuschung aussöhnen kann; die protestantische nicht, weil sie auf dem Geiste der Selbstprüfung und auf einem Buche ruht, welches in Worte gefaßt und einer verschiedenen Deutung zugänglich ist. Der einzelne kann sich helfen und auch viele einzelne, die das Bewußtsein der Sünde und das Bedürfnis einer Versöhnung mit Gott unter gleicher oder ähnlicher Form in sich tragen. Sie können und müssen suchen, bis sie den ihnen zusagenden Vormann und Hirten finden, sie können und müssen unter sich ein Kirchlein bilden und sie thun es. Aber woher nun die Allgemeinheit der Kirche, der Schule nehmen? Ich weiß es nicht; nur das weiß ich, daß trotz aller Sophisterei das Bedürfnis größer ist denn je, das Bedürfnis der Herzen, und daß ein bedürftiges Herz auf vielen Wegen und auch vor einer rationalistischen Kanzel auf den Weg des Heils, der Hingebung, Demuth und Liebe geführt werden kann; denn nicht was in die Ohren eingeht, macht den Glauben, sondern was innen im Herzen geweckt und erregt wird. Darum sollen wir Gott dem Herrn seine Wege lassen, nicht durch Gewaltsamkeiten sein tiefes Wirken stören; unsere Sorge und unsere Zweifel sollen wir mit uns selbst verarbeiten und an dem halten, was von der Kirche noch steht. Mögen die Regierungen hin und her tappen und taumeln wie die Trunkenen: der einzelne weiß, wohin er sich zu wenden hat; untergehen wird niemand, es sei denn weil er selbst will. Ferne sei jener schwächliche Hilferuf nach einem neuen Reformator oder Restaurator, den wir so oft auch vom Katheder, auch von redlichen Leuten hören. Dem Uebel, welches in der Entwickelungsbahn der Menschheit liegt, zu steuern, ist kein Menschenwerk; auch dem Begabtesten wird sein Maß gegeben und sein Bereich vorgezeichnet durch die Zeitgenossen. Kann auch der Größeste ein höheres und tieferes Evangelium bringen, als das von der Demuth und Liebe? Von den Todten müßte er auferstehen und sichere Kunde bringen vom Jenseits der Gräber, damit wir ihm glaubten. Weiß er nicht mehr als wir,

so bleibe er Fürst, Bischof, Consistorialrath oder Küster, aber wolle keine Kirche bauen. Oder sollte Gott durch neue Sendung neue Satzung verleihen? Vor solcher Lästerung bleibe meine Zunge, vor solcher Täuschung mein Glaube bewahrt. Wir stehen, mein lieber Freund, am Ende, das heißt, dort, wo wir angefangen haben; wir nehmen beide die Hände vor das Gesicht und schweigen. Nur habe ich eine Zuversicht mehr. Ihnen liegt das Christenthum grade in der Nothwendigkeit seiner Allgemeinheit; mir ist es ein ganz Besonderes und jedem Eigenthümliches in seiner wunderbaren Fügsamkeit für alle Fassungskräfte und alle Bedürfnisse. Mir war die sichtbare, allgemeine Kirche stets eine unerwartete, ja eine bedenkliche Erscheinung, deren Lücken nur durch Fiction und Postulate auszufüllen waren. Geboten ist die Kirche nicht mit ihrer Zurüstung, ihrem Kalenderdienst, ihrer Rangordnung, ihren Zehnten; sie ist höchstens, was Kaiser Alexander von sich selbst aussagte: un heureux accident. Noch ist die Kirche in der Wirklichkeit nie eins, nie allgemein gewesen; was wir also aufgeben, ist nicht eine Realität, sondern eine Aussicht, eine sehr herrliche, fast unentbehrliche zwar, aber doch nur eine Aussicht; was wir nicht aufgeben, ist der Geist des Evangeliums, der in allerlei Gestalten auf Erden wandelt. So wäre also ein Wesentliches nicht verloren, aber freilich das Kirchenregiment, das Symbol, der Buchstabe des Bekenntnisses, die Sicherheit der Regenten, denen auf ein bestimmtes Bekenntnis geschworen ist — für die weiß ich keinen Rath.

Bei der gesamten Richtung der Zeit hätte sich vielleicht auch auf dem Gebiete der Theologie die Frage nach Form und Verfassung des Lebens allein in den Vordergrund geschoben und die Frage nach dem Inhalt des Lebens gänzlich zurückgedrängt, wenn nicht Strauß' „Leben Jesu", dessen erster Theil 1835 erschien, die Theologen fast gewaltsam von der Verfassung zur Lehre hingetrieben hätte. Noch habe ich Strauß' Buch nicht zu Gesichte bekommen, schrieb Perthes Ende 1835, aber nach den Mittheilungen, die ich erhalten, scheint Strauß ohne weiteres zu leugnen, daß die heilige Schrift Thatsächliches und wirklich Geschehenes berichte. Sie soll, so scheint mir seine Meinung, ihren Inhalt erhalten haben, indem die Gedanken einzel-

ner frommen und tiefsinnigen Theologen als Volksgefühle in das jüdische Leben übergingen und von der poetisch bildenden Kraft desselben ergriffen sich zu Personen und Ereignissen gestalteten. Der Gedanke der Erlösung, den ein tiefer Denker gehabt, ward im Volke zur Sehnsucht nach Erlösung und setzte dann in die Erwartung des Messias sich um. Die heiligen Geschichten von Mariä Verkündigung und von des Herrn Geburt, würden hiernach nichts sein als poetische Verleiblichungen des zur nationalen Sehnsucht gewordenen Gedankens der Erscheinung eines sündlosen Menschen. — Ein zweischneidig Schwert wird Strauß' Buch, schrieb Perthes im Januar 1836, für die Theologie werden. Wankend und schwankend wird es alle machen, die nicht durch Selbsterfahrung und inneren Kampf zu Christus gekommen sind, sondern wähnen, daß die wissenschaftliche Theologie der Grund des Glaubens an die Wahrheit der evangelischen Geschichte sei. — Es ist gut und fördernd, schrieb er um dieselbe Zeit, daß in Strauß ein neuer und mächtiger Feind des Christenthums auftritt und die lose zusammengebundene Kette der christlichen Theologen vor dem Auseinanderfallen bewahrt. Der alte Rationalismus zählt zwar vielleicht noch drei Viertheile aller deutschen Protestanten zu seinen Anhängern, aber er ist dennoch besiegt, ist abgestorben und geistig todt; aber auf dem Schlachtfelde noch zerfallen die Sieger, welche bis dahin festgeschlossen zusammenstanden, untereinander und treten sich erbittert gegenüber. Wer nur den Inhalt, nicht auch den Buchstaben der heiligen Schrift für Eingebung des heiligen Geistes hält, ist ein verlorener Mensch, rufen die Buchstaben-Bibler und fordern eine Kirchenlehre, die doch ohne Kirche nicht gedenkbar ist. Nach Wiederherstellung der Gesetztafeln seufzen die Altlutheraner und sagen: Wolltest Du auch jeden Buchstaben annehmen, verwürfest aber die Symbole, so wäre es Dir nichts nütze. Nein, das ist nicht der Weg, behauptet der Pietist; sondern Anfang und Ende alles Glaubens ist das Bewußtsein, daß der Mensch aus sich unfähig ist nicht nur zum göttlich Guten, sondern auch zum natürlich Edeln. Der Mystiker, nicht zufrieden, göttliche Geheimnisse zu finden, wo sie wirklich sind, will sie fast lieber noch dort suchen, wo sie nicht sind; Unausdenkbares will der christliche Philosoph zum Gedanken

fixieren und die Männer der Erudition möchten ein nicht von Gelehrsamkeit getragenes Christenthum beinahe wie eine zu leichte Waare betrachten. Christen sind alle diese Parteien, Gott gebe nur, daß sie es auch bleiben und Demuth und Liebe sich bewahren. Der sehr menschliche Kampf, den sie gegeneinander fechten, hat sie schon weit auseinandergeführt und eben zur rechten Zeit kommt Strauß' Buch und drängt sie wieder fester aneinander gegen den gemeinsamen Feind.

Perthes hatte sich nicht getäuscht; denn binnen kurzer Zeit traten gläubige Theologen sehr verschiedenen wissenschaftlichen Standpunktes zu Strauß' Abwehr und Bekämpfung hervor. Schon lange lag mir der Gedanke nahe, schrieb Neander am 20. Mai 1836 an Perthes, zu meinem historischen Werke auch das Haupt noch hinzuzufügen: eine Darstellung nemlich des Lebens Jesu; indessen hielt mich die Erhabenheit und Größe des Gegenstandes zurück. Es erklärt sich, wie die neuesten Verhandlungen mich dazu führen, das Leben Jesu jetzt auszuarbeiten als ein individuelles, wissenschaftlich begründetes Bekenntnis, sich anschließend an meine öffentlich gegebene Erklärung, mehr positiv, als kritisch; letzteres ersterem untergeordnet. Wenn auch viele aufgefordert werden, in den Kampf zu treten, so ist doch gerade hier bei einer so großen Aufgabe das Zusammenwirken von den verschiedensten Standpunkten gut. Sollte mir nun Kraft und Freudigkeit zur Ausführung zu Theil werden, so würde das Leben Jesu den ersten, mein apostolisches Zeitalter den zweiten Band einer Geschichte des Urchristenthums bilden. — Gehen Sie ans Werk, antwortete ihm Perthes am 22. Mai, Gott wird durch seinen Geist dem Ihrigen Kraft und Freudigkeit geben, sich würdig auszusprechen. Daß Sie eine Geschichte des Urchristenthums schreiben wollen und zwar mehr positiv als kritisch, hat Gott Ihnen eingegeben. Mir wird dadurch ein Stein vom Herzen gehoben. Lassen Sie mich dem Freunde vollkommen aufrichtig sein; mir scheint es fast als Pflicht für Sie, Ihrer kritischen Geschichte des apostolischen Zeitalters eine positive folgen zu lassen. Um nur eins zu sagen: Ihre Erklärungen des Pfingstwunders haben nicht mich, wohl aber andere wankend gemacht. Eine Apostelgeschichte, nicht aus Ihrer Wissenschaft, son-

dern aus Ihrem festen Glauben erzeugt, wird eine außerordentliche Wirkung grade jetzt hervorbringen, da Sie durch Ihre Erklärung über Strauß' Buch sich auch die Herzen und Ohren derer eröffnet haben, die sich bisher Ihrer Stimme verschlossen hatten.

Wenn ich sagte, heißt es in Neander's Entgegnung vom 3. Juni, daß ich das Leben Jesu mehr positiv als kritisch bearbeiten würde, so wollte ich damit nur sagen, daß ich mich nicht wie andere mit ausführlicher Widerlegung des Strauß abgeben wollte, sondern daß ich durch das Positive der Darstellung selbst die Widerlegung geben und mich nur gelegentlich auf kritische Rechtfertigung einlassen würde. Diese Darstellung wird also der Anlage nach nicht verschieden von der Darstellung des apostolischen Zeitalters sein, sondern vielmehr gleichartig. Da einmal das kritische Element in der Zeit verbreitet ist und es in der That verjährte Vorurtheile gibt, welche in dem kritischen Läuterungsprocesse untergehen müssen, um einer desto freieren, vielseitigeren Anschauung der göttlichen Sache den Weg zu bahnen, so muß jede neue Darstellung der heiligen Geschichte ein kritisches Element in sich aufgenommen haben, von der Sichtung des Haltbaren und Unhaltbaren ausgehen; aber die Kritik muß den Glauben und die aus dem Glauben hervorgehende Anschauung zur Seite haben und von Demuth, Ehrfurcht vor dem Heiligen, Bewußtsein unserer menschlichen Schranken, Bedürfnis der Erleuchtung durch den Geist Gottes, ohne den wir in Finsternis wandeln, getragen werden. Daher beabsichtige ich auch nicht eine neue Geschichte des apostolischen Zeitalters herauszugeben, sondern nur eine verbesserte Auflage des alten Werkes. Auf den Standpunkt einer anderen Anschauungsweise als der meinigen kann ich mich mit Wahrhaftigkeit nicht versetzen. Wie bei mir selbst das kritische und das intuitive Element zusammenkamen, mußte ich in meiner Darstellung es verbinden. Könnte ich auf diesem Wege dem Interesse des Glaubens nachtheilig werden, so müßte ich von dem Unternehmen abstehen. Sie sagen, daß meine Kritik in dem apostolischen Zeitalter manchen wankend gemacht habe. Ich danke Ihnen herzlich für die Offenheit dieser wie jeder früheren Mittheilung ähnlicher Art; was aber die Sache selbst betrifft, so sehe ich doch nicht ein, wie ein einfach Gläubiger, der von

der neueren Bildung noch nicht afficiert worden ist, durch meine Auffassung irre gemacht werden könnte. Ich denke, wo ihm das, was ich bezweifeln oder leugnen zu müssen glaubte, mit dem Wesen des Christenthums selbst zusammenzuhängen schien, wird er das Buch bei Seite gelegt oder dieses überschlagen haben. Er wird vielleicht an mir aber nicht an seinem Glauben irre geworden sein. Ich meine, das Irrewerden konnte nur stattfinden bei solchen, die in der That schon von dem kritischen Element der Zeit berührt worden sind und daher durch den wissenschaftlichen Läuterungsproceß hindurch müssen, um zu einer, wenngleich von dem Wirken des heiligen Geistes ausgehenden, doch unter der Leitung desselben wissenschaftlich begründeten Ueberzeugung zu gelangen, wie junge Theologen.

Seit fast einem Jahrhundert, antwortete Perthes, ist vorzugsweise das kritische Element in den kräftigeren Geistern unter den Deutschen ausgebildet und endlich auch auf die minder kräftigen übertragen worden, so daß jetzt wohl niemand, dem Geistesbildung zu Theil ward, sich dem wissenschaftlichen Läuterungsproceß ganz wird entziehen können. Ich halte sogar selbst die demuthslose und glaubenslose Kritik für den von Gott zugelassenen Weg, um uns früher und allgemeiner wieder zur geoffenbarten Wahrheit zu führen; bald genug wird die Kritik den Beweis geführt haben, daß jeder, der nicht an die Offenbarung glaubt und doch Gott und persönliche Unsterblichkeit annimmt, der Tiefe des Geistes entbehrt, auf halbem Wege stehen geblieben ist und auf Sand gebaut hat; sie wird dem Menschen nur die Wahl lassen zwischen dem Pantheismus und dem christlichen Glauben, und dieses Aeußerste wird ein Wendepunkt für viele einzelne, vielleicht für das Zeitalter werden. Unsere gläubigen Theologen sind darüber einverstanden, daß es die Aufgabe sei, heute der demuthslosen und glaubenslosen Kritik, die vom Pantheismus ausgeht und zum Pantheismus führt, entgegenzutreten. Ich bezweifele nun freilich nicht, daß es möglich ist, Strauß und Vatke und Aehnlichen Blößen genug auf wissenschaftlichem Wege nachzuweisen, aber dadurch scheint mir wenig geholfen; denn wie jene Männer doch nur gründlichere und geistvollere Nachfolger des Heidelberger Paulus sind, so werden nach ihnen noch Gründlichere und Geistvollere

kommen und Wissenschaft gegen Wissenschaft gesetzt, ist mir für die Theologie bange. Die evangelische Geschichte wird sich niemals so wie die Profangeschichte, das Leben Jesu nie so wie das Leben Alexander's oder Cäsar's oder Karl des Großen wissenschaftlich feststellen lassen. Die Ereignisse von Zachariä Gesicht an bis zur Taufe, von der Auferstehung bis zur Himmelfahrt werden der historischen Forschung sich entziehen. Wer hörte das Gebet des Herrn am Oelberg, wer also konnte es wieder erzählen? wohin wird die historisch-wissenschaftliche Betrachtung des Pfingstwunders den Betrachter führen? Wie die christliche Philosophie zwar die Unwahrheit der Angriffe auf das Christenthum, nicht aber die Wahrheit des Christenthums nachzuweisen befähigt ist, so kann, scheint mir, auch historische Wissenschaft und Kritik im besten Falle nur die historischen Gegengründe gegen die heilige Geschichte entwaffnen, aber nicht geschichtliche Wirklichkeit der heiligen Geschichte und der einzelnen Ereignisse derselben wissenschaftlich feststellen und zweifellos machen. Das soll auch wohl so sein, weil es sich hier gar nicht um Lösung irgend einer wissenschaftlichen Aufgabe, sondern um die Seligkeit der Seelen handelt. Mich dünkt, daß, wer den Inhalt der geoffenbarten göttlichen Heilswahrheiten sich anzueignen oder anderen zugänglich zu machen ringt, der muß den Ausgangspunkt von Thatsachen nehmen, die ihm unmittelbar gewiß sind. Die Entartung des ganzen Menschengeschlechts, die Sünde, die Doppelnatur, der Kampf, die Ohnmacht, der Tod in jedem einzelnen, die drängende Sehnsucht des ganzen Menschen nach Erlösung von solchem Uebel, das sind Thatsachen und in diesen Thatsachen liegt Grund und Wurzel des Glaubens an das Heil und an die in der heiligen Schrift aufbewahrte Geschichte seiner Offenbarung. Jedem, welchem dieser Grund in seiner Seele von Gott erbaut ist, wird die evangelische Geschichte sich bewahrheiten, und das Leben Jesu und der Apostel wird ihm auch wissenschaftlich zum Schlüssel und zum Mittelpunkte der Weltgeschichte werden. Dieses Herantreten an die heilige Geschichte von den unmittelbaren gewissen Thatsachen aus, meinte ich, als ich Ihnen meine Freude darüber aussprach, daß Sie eine positive Darstellung des Urchristenthums neben Ihrer früheren kritischen, d. h. vom wissenschaftlichen Standpunkte aus

herantretenden geben wollten, und nun nur noch die herzliche Bitte, daß Sie sich von Ihrem Vorhaben durch nichts abhalten lassen mögen: eine Geschichte des Urchristenthums von Ihnen gegeben, wird, mag sie so oder anders gestaltet werden, immer von reichem Segen begleitet sein.

Mit wachsender Theilnahme verfolgte Perthes den weitern Gang, welchen die durch Strauß angeregten Bewegungen nahmen. Mich dünkt, schrieb er im Herbste 1837, daß unsere christlichen Theologen bei ihrem Auftreten gegen Strauß wohl etwas mehr hätten auf sich halten können. Weil Strauß wissenschaftlich tüchtig ist, haben sie ihn ohne weiteres als ebenbürtigen Theologen genommen und behandelt, während doch ein Mann, der mit solcher Dreistigkeit und Lust in den Begebenheiten und Wahrheiten, von denen die ganze Christenheit ihr ewiges Heil erwartet, herumwühlt, wohl die Indignation derer hätte fühlen sollen, welche die theologische Vertretung der mishandelten Wahrheiten zu ihrem Lebensberufe haben. Einen guten oder auch nur einen edlen Grund für Strauß' Beginnen kann ich nicht sehen und bin fest überzeugt, daß er, mag sein Scharfsinn und seine Gelehrsamkeit auch noch so bedeutend sein, seine schriftstellerische Laufbahn auf eine klägliche Art schließen wird. Darauf weist schon sein jetziges Auftreten in den Streitschriften hin: sein Licht wird im Nebel erlöschen, es sei denn, daß Gott ihm helfe, zur Wahrheit zurückzukehren. — Haben Sie, schrieb Perthes im Januar 1838, die Charakteristik gelesen, welche Strauß in den Hallischen Jahrbüchern von dem Weinsberger Kerner gibt. Es kommt dem Verfasser wohl weniger darauf an, ein Bild von Kerner zu geben, als sich selbst von gemüthlicher und Herzensseite zu zeigen, und das wird ihm vermöge seiner großen Darstellungsgabe bei manchen guten Leuten gelingen. Was mich betrifft, so traue ich seiner Tiefe und Zuverlässigkeit nur um so weniger; er ist vielleicht der gefährlichste unter allen jetzt lebenden Feinden des Christenthums, weil er mit Scharfsinn gründliche Gelehrsamkeit verbindet, gewandt und schlau ist, im bürgerlichen Leben ohne Tadel und von einnehmender Persönlichkeit. — Als 1840 Strauß' christliche Glaubenslehre erschienen war, schrieb Perthes im December seinem Sohne in Bonn: Es scheint diese Dogma-

tik den biblischen Theologen viel zu schaffen zu machen; die Richtung auf das Wegräumen aller Religion scheint ganz unverkennbar hervorzutreten. Gerne hätten sich manche von ihnen wohl mit dem tüchtigen wissenschaftlichen Manne vertragen, und würden sich lieber mit ihm als mit einem gläubigen katholischen Geistlichen Arm in Arm an einem öffentlichen Orte haben sehen lassen; nun aber macht es Strauß ihnen doch zu arg. Die Straußischen gelehrten Werke liegen außerhalb meines Urtheils, aber die christliche Wahrheit steht fest, das weiß ich; dem Christenthum kann keine Gefahr von Strauß drohen, aber vielleicht der protestantischen Theologie und vielen einzelnen Christen dieser Zeit. Vermag irgend jemand auf wissenschaftlichem Wege Strauß unschädlich zu machen, so ist es gewiß Nitzsch mit seiner Tiefe und seiner Wahrheit, mit seinem Ernst und seiner Frömmigkeit. Gesindel aller Art beutet jetzt die Straußischen Schriften aus und popularisiert sie; wie nach einem verabredeten Plane werden von der Schweiz, von Stuttgart, Leipzig und Braunschweig aus die Schriften von Strauß verständlich und mundgerecht für Schullehrer, Handwerksmeister und Handwerksburschen gemacht und unter das Volk verbreitet. Das ist ein Same, der seine Früchte tragen muß, etwas früher oder etwas später. Zugleich werden die von Strauß aufgestellten Behauptungen und Verwerfungen fast mit Gewalt der studierenden Jugend aufgedrängt; für die Universitäten sind vor allem die Halliſchen Jahrbücher Herolde und Apostel und möchten scharf ins Auge gefaßt werden müssen, denn bedeutende geistige Kräfte stehen ihnen zu Gebote; wer sich ihnen nicht blind hingibt und unterordnet, wird schonungslos verfolgt, und rücksichtslos arbeiten sie dahin, alle geistig Unmündigen unter das Pabstthum der Wissenden zu bringen. Das hat nun freilich keine Noth; wer, wie ich, ein halbes Jahrhundert hindurch Parteien hat auf- und untergehen lassen, der entsetzt sich nicht vor aufblitzenden Meteoren. Auch der Pferdefuß dieses neuen Beelzebub wird bald genug den Spat bekommen, aber mit vornehmer Bequemlichkeit über ihn und seine Arbeit hinwegsehen, wie es der Deutsche so gerne thut, dürfen wir nicht; der Feind hat Haare auf den Zähnen und hat die Möglichkeit, eine Macht zu wer-

den für ein Jahrzehend, und in einem Jahrzehend kann der Teufel viele Seelen verderben.

Lob und Preis sei Gott, schrieb Perthes um dieselbe Zeit, daß er sich den Einfältigen, Schwachen und Kranken durch Christus und seine Apostel unmittelbar erkennbar gemacht hat und nur den Weisen dieser Welt die Aufgabe stellte, im Schweiße ihres Angesichts das unmittelbar Gegebene so zuzurichten, daß es auch dem menschlichen Geistesorganismus sich aneignen kann.

Die Frage nach den ständischen Verfassungen. 1834—1838.

Dem jetzt heranwachsenden Geschlechte steht eine langweilige Zukunft bevor, hatte Rist an Perthes geschrieben; Geschichte wird es nicht zu sehen bekommen; Philosophie, Poesie, Politik, Krieg, das alles haben wir vorweg gegessen und abgenutzt, für unsere armen Jungen bleibt nichts übrig als Dampfschiffe, Eisenbahnen und Maschinen, nicht einmal eine Literatur, die das Innerste bewegen oder auch nur uns anziehen könnte. — Die Ansicht theile ich nicht, antwortete Perthes. Wir befinden uns mitten in einer Umwandlung aller Verhältnisse in Kirche, Staat und Gesellschaft, wie wohl kaum irgend ein früheres Jahrhundert sie gesehen; die bösen Kräfte sind entfesselt und kämpfen auf Leben und Tod, und ihnen gegenüber erwachen aller Orten und Enden die guten Kräfte, welche Jahrhunderte hindurch verschüttet oder gar erstorben schienen. Ein gewaltiges Ringen geht durch unsere Zeit und das ist Geschichte und zwar Geschichte so großartig wie je. — Unsere Kinder werden, erwiderte Rist, keine hervorragenden Individuen zu bewundern, zu lieben, zu hassen und zu bekämpfen haben, das meinte ich, wenn ich schrieb, sie würden keine Geschichte erleben. Große Naturbegebenheiten, und das sind die Entwickelungen der Gegenwart, lassen kalt; Sie wollen doch nicht, daß die jungen Gemüther sich durch Curiositäten und Technologie, durch Eisenbahnen und Frauenhofersche Teleskope gehoben fühlen sollen?

Auch die Vergangenheit kann uns nicht ersetzen, was die Gegenwart verweigert. Wer kann sich immerfort für Aristides und Themistokles enthusiasmieren? Ich habe es nie gekonnt; aber die Lebendigen, die Zeitgenossen haben große Einwirkung auf mich gehabt; und ihre gewaltigen Kämpfe haben mich innerlich gekräftigt. Das ist nun alles vorbei; der alte Fritz hält nicht länger vor und auch Napoleon's Glanz wird mit uns untergehen, weil unseren Kindern jeder Maßstab zur Vergleichung fehlt. — Alle Welt sehnt sich jetzt nach gewaltigen Individualitäten, schrieb Perthes einem anderen Freunde, das heißt denn doch nichts anderes als: alle Welt sehnt sich trotz ihres Liberalismus beherrscht zu werden. Solche Sehnsucht ist auch uralt, so alt wie das Menschengeschlecht selbst; da aber die Herrschaft gewaltiger Individuen immer Willkürherrschaft sein muß, haben wir Gott zu danken, daß die Geschichte, um den Menschen die Freiheit zu bewahren, Monarchen, das heißt Fictionen gewaltiger Individuen geschaffen und ihnen die Macht gegeben hat, die wirklich gewaltigen Individuen unschädlich zu machen.

Die Gefahr, durch wirklich gewaltige Individuen Schaden zu leiden, war damals für Deutschland nicht grade groß; aber das Bedürfnis, den Souveränen gegenüber die politische Berechtigung der Unterthanen zu sichern und zu erweitern, schien vielen Zeitgenossen das dringendste von allem. Während jetzt auch im nördlichen Deutschland von der einen Seite mit Eifer daran gearbeitet ward, die seit der Julirevolution gegebenen Verfassungen in diesem Sinne zu kräftigen und auszubilden, stellte sich anderseits die durch das Berliner Wochenblatt vertretene Partei den Verfassungen, wie sie in Deutschland hervorgetreten waren, schroff und leidenschaftlich entgegen. Vielfach ward in diesem Streite die Frage behandelt, ob im Jahr 1815 der Wiener Congreß unter der landständischen Verfassung, welche er in der Bundesacte vorgeschrieben hatte, das mittelalterliche Princip des Berliner politischen Wochenblattes oder das repräsentative Princip der Gegner desselben verstanden wissen wollte. Graf Bernstorff sagte mir einmal, heißt es in einem Briefe an Perthes, daß die Geschichte des Wiener Congresses, wie sie in den Acten und Protokollen vorliege, in keinem Punkte zu verstehen sei ohne den Schlüssel, den

die geheime Geſchichte desſelben liefere. Wer aber mit dieſem Schlüſſel alles erklären zu können glaube, würde ſich gröblich täuſchen; denn es gebe noch eine geheimſte Geſchichte des Congreſſes, in welcher die handelnden Perſonen auf eine oft ſehr überraſchende Weiſe und in den ſeltſamſten, nicht immer erbaulichen Verhältniſſen erſchienen. Dieſe geheimſte Geſchichte ſei aber niemand zu liefern im Stande als Gentz, den alle in ihre Karten hätten ſehen laſſen müſſen. Soll denn nun, frage ich, dieſes Geheime und Geheimſte, was niemand kennt, und was wenigſtens nichts eine große Nation befriedigendes geſchaffen hat, der Maßſtab ſein, nach welchem Recht und Unrecht unſerer heutigen politiſchen Inſtitutionen beurtheilt wird? — Laſſen Sie Ihren Sohn nur kommen und fragen, heißt es in einem anderen Briefe an Perthes, ich ſpreche mich gerne aus über das, was ich in der Vergangenheit ſelbſt erlebt. Ueberdies iſt die Frage, was man bei Reorganiſation Deutſchlands auf dem Wiener Congreß wollte oder nicht wollte, in der That wieder zu einer gar nicht unpraktiſchen Frage geworden. Es ſcheint jedoch dabei gänzlich vergeſſen zu werden, daß man in jener Zeit vor allem auf Effecte ausging und ſich um die Theorien nicht kümmerte. Unſere modernen Doctrinärs ſtreiten ſich advocatenmäßig darüber, ob man damals vorzugsweiſe eine Herſtellung der alten ſtändiſchen oder eine Schöpfung der neuen ſogenannten repräſentativen Verfaſſung im Auge gehabt habe. Vor lauter kritiſchen Beſtrebungen iſt es dahin gekommen, daß die Phantaſie gänzlich erlahmt iſt und niemand mehr ſich in eine Zeit zurückzuſetzen vermag, in welcher gar nichts dazu aufforderte, jene Diſtinctionen, deren lebendige Anſchauung erſt in einer ſpäteren Zeit erwachſen iſt, zur Frage und zur Sprache zu bringen. Den Schrecken der Napoleoniſchen Herrſchaft fühlte man auf dem Congreſſe noch in allen Gliedern, nicht minder die eigne Ueberraſchung des über dieſelbe erfochtenen Sieges. Daß jene Zeit des Verderbens nicht wiederkehren möge, war der vorherrſchende Gedanke; der Rheinbund hatte dieſelbe vorzugsweiſe conſolidiert; die deutſchen Fürſten hatten ſich zu demſelben verlocken laſſen durch die Ausſicht auf volle Satrapengewalt in ihren Ländern. Wenn kräftige Stände in denſelben beſtanden hätten, ſo wäre das, meinte man, nicht ſo gekommen. Dieſe müßten alſo her-

gestellt werden überall, wo ihr Mangel das Unheil herbeigeführt habe; bei Oestreich und Preußen, wo das nicht der Fall gewesen, komme es, dachte man sich, weniger darauf an. Aber für Baiern, Würtemberg, Baden u. s. w. glaubte man diesen Zügel anlegen zu müssen, dessen Art sehr gleichgiltig erschien, wenn es nur den beabsichtigten Effect hervorbringe. Am Ende, als Napoleon wieder von Elba losgebrochen war, willigte man daher gerne in jede Form, unter welcher sich jene die Anlegung desselben gefallen lassen wollten. Die in den Conferenzen zur Sprache gebrachten allgemeinen Sätze waren vage, in der Eile und Noth aufgegriffene Formeln, über deren künftige praktische Bedeutung niemand sich klar war. Die weitere Entwickelung und Ausbildung des Verhältnisses fällt durchaus in eine spätere Zeit und läßt sich aus dem, was auf dem Wiener Congresse darüber vorgekommen, so wenig ableiten, wie Paganini's Spiel aus einer Violinschule. Nach vollendeter Besiegung Napoleon's wuchs bei Oestreich und Preußen die Lust, sich in die Erbschaft desselben zu theilen und den deutschen Bund, wie jener den Rheinbund, mehr als mesure denn als arrangement anzusehen und zu behandeln. Baiern und die ihm zunächst stehenden deutschen Staaten besorgten die gleiche Hegemonie nur in anderen Händen wieder zu finden; die verschiedenen Chancen, unter denen die Charte Ludwig's XVIII. sich gestaltete, waren von sehr wesentlichem Einflusse bald auf die Regierungen bald auf das Volk. Die Herstellung der alten ständischen Verfassungen mußte bei dem gänzlich veränderten Territorialbesitz als eine Unmöglichkeit erscheinen; eine Vertauschung derselben mit repräsentativen Formen schien zu einer Zeit selbst der Tendenz zum Absolutismus die Hand zu bieten, zu anderer Zeit wieder vorzugsweise die Volksfreiheit zu begünstigen. Unsere gegenwärtige Musterkarte von diagonalen Gestaltungen war das Resultat.

Die Bedeutung der Ständeversammlungen verkannte Perthes nicht, aber Widerwillen hegte er gegen die herrschende Ansicht, welche in denselben das einzige und unfehlbare Mittel gegen alle möglichen politischen Uebel erblickte und die vielen und lebendigen Kräfte übersah und vernachlässigte, durch welche die Gesundheit und das Gedeihen des Staates bedingt ist. Auch konnte er nicht glauben,

daß ein deutsches politisches Leben seinen Ursprung von Verfassungen nehmen werde, welche unmittelbar aus dem Dintenfaß der Gelehrten hinüber in die Wirklichkeit geflossen und oftmals nichts anderes wären als ein in Gesetzesform ausgesprochenes Schulsystem. In seinen Briefen liebte es Perthes, der herrschenden Ansicht entgegen, die politischen Gebrechen und Kräfte hervorzuheben, welche unabhängig von dem Bestehen allgemeiner Stände auf das Leben des Staates einwirkten. Der Uebermuth der Geldaristokratie ist, schrieb er einmal, durch das constitutionelle Treiben gesteigert, und gegen die Willkür der Fürsten und gegen die Uebergriffe des Adels ist es ein schwacher Damm, da es mit nur einiger Schlauheit umgangen oder mit nur einigem Muthe beseitigt werden kann. — Der Fürst soll nicht mehr als selbständiger Mann von seinem Vermögen leben, schrieb er ein anderesmal, sondern der Wohlfeilheit wegen eine Civilliste bekommen. Ihn selbst macht man dadurch zu einem Baalspfaffen, der gefüttert werden muß, und erreicht nicht einmal, was man erreichen wollte; denn das Volk wird bei einer solchen Einrichtung stets geprellt. Die fürstlichen Helfershelfer wissen schon, welche Wege einzuschlagen sind, um Geldbewilligungen zu erhalten, oder es werden Schulden gemacht, die dann bezahlt werden müssen. — Das Parlament von England hat Oestreich allerdings nicht, schrieb er einem andern Freund, wohl aber gar manche andere Bedingungen eines festen politischen Bestandes. Sie selbst sagen: England habe unter anderm auch deshalb noch eine Zukunft vor sich, weil dort nur seßhafte und reiche Leute und keine Habenichtse das Wort führten. Ganz dasselbe läßt sich auch von Oestreich sagen: hier kommen Habenichtse nicht nur nicht zum Sprechen, sondern auch nicht zum Schreiben, und alles, was zu den obern Regierungsbehörden gehört, ist seßhaft und reich und Oestreich hat kein Irland, höchstens ein Ungarn; aber mit einer legitimen revolutionären Aristokratie ist schon fertig zu werden. Gefährlicher für Oestreich scheint mir die Bestechlichkeit der unteren Beamten und die Gleichgiltigkeit gegen Religion, die sich nicht nur im Volke, sondern bei einem großen Theile des Klerus findet; allgemeine Stände aber würden in Oestreich so wenig wie in einem anderen Lande hierin etwas ändern. — Weder die Klug-

heit der Regierungen noch die Weisheit der Ständeversammlungen, schrieb er um dieselbe Zeit, weder Gensdarmen noch Büttel, weder Unterrichts- noch Armenanstalten werden dem unruhigen Drängen des Volkes Grenzen ziehen können. Die geistige Beweglichkeit, der Trieb zum Wissen und Verstehen, zum Können und Haben hat durch den seit fünfzig Jahren stets sich steigernden Unterricht, durch die Umkehrung aller Verhältnisse seit 1789 und durch die außerordentlichen mechanischen Entdeckungen in solchem Maße zugenommen, daß keine Staatsfürsorge ihm auf die Länge gewachsen sein wird. Von unten herauf muß Hilfe kommen, wie von unten herauf die Gefahr kam. Der Pöbel der Städte wird in Zeiten der Gefahr nur durch das eigentliche Volk der Städte, das heißt durch Meister und Gesellen gebändigt werden können. Auf dem platten Lande werden trotz Amtmann oder Landrath stets Pfarrer und Schullehrer die wirklichen Leiter des Volkes sein; die ersteren stehen sehr oft zu niedrig, die zweiten zu hoch und beide sind nicht selten in protestantischen wie in katholischen Ländern in Opposition gegen die Regierung. Hier die rechten Mittel der Einwirkung zu finden, wäre größere Weisheit, als ein gutes Polizeireglement oder auch eine vortreffliche Einrichtung der Ständeversammlungen.

Als im Jahre 1834 die dänischen Verordnungen über die Herstellung von Provincialständen erschienen waren, hatte Perthes geschrieben: Höchst begierig bin ich zu sehen, wie in Holstein ständische Versammlungen und Verhandlungen sich ausnehmen und gestalten werden; den Holsteinern fehlt für größere politische Verhältnisse freiere Umsicht und Uebersicht, sie nehmen leicht mit einer gewissen rohen Heftigkeit Partei. Unter sich sind sie noch wieder vielfach verschieden und getrennt; die Eutiner, die Probsteier, die Friesen sind ganz etwas anderes als die Kieler; der Adel war der edelste, würdigste, gebildetste, den es in Deutschland gab, aber er hat nicht vermocht, sich zu halten; der Mittelstand steht gewiß auf einer niedrigern Stufe als im übrigen Deutschland, und die Gelehrten sind doch eigentlich nur gelehrt. Den Umschwung aller Verhältnisse und Ansichten in Deutschland haben die Holsteiner von ihrer äußersten Grenze aus nur wie durch ein Fernglas betrachtet, und ihre Lage Dänemark gegen-

über gibt ihnen auch innerlich eine schiefe Stellung. Generationen hindurch ward Dänemark deutsch und von Deutschen regiert, dann kam ein plötzlicher Umschlag: die Holsteiner sollten Dänen sein und das Deutsche von dem Dänischen unterdrückt werden. Nach keiner Seite hin kann man sich im Lande in die neue Zeit finden. — Ich habe es zwar schon früher eingesehen, schrieb 1835 ein Freund aus Holstein an Perthes, aber nie so lebhaft wie hier im Lande empfunden, daß Stände das nothwendige Complement einer Verwaltung sind, welche ohne ein solches legale Organ nur durch die Hierarchie ihrer Beamten sehen, hören und wirken kann und darf, und sich gegen sich selbst zu schützen kaum vermag. Die mistrauische oder vielmehr grübelnde, zähe Art meiner Landsleute kennen Sie; schwer nur rücken sie mit ihren innersten Gedanken heraus. Durch das gegenseitige Schweigen gerathen Volk und Regierung aus reiner Indolenz auf ganz falsche Wege und finden sich nach einer Reihe von Jahren, bei gutem Willen auf beiden Seiten, weit auseinander gekommen. Bei den lebhafteren und nationaleren Dänen spricht sich der Gegensatz gegen die Regierung jetzt schon etwas naseweis aus, und die Kopenhagener Zeitungsschreiber lesen die französischen Blätter nicht umsonst. Die provincialständischen Versammlungen, wie wir sie nun zusammentreten sehen werden, waren ein Bedürfnis, dessen Befriedigung ungestraft nicht länger aufgeschoben werden durfte. Wenn allein die Liebe zur Person des Fürsten alle Gefahren unschädlich machen soll, ist für die Zukunft schlecht gesorgt, und man weiß auch, daß diese Liebe sehr elastische Natur hat und zuweilen mehr scheint, als wirklich ist. Wir sind noch lange nicht am Ende der Bewegung, und große Prüfungen stehen uns noch bevor. Ich wiederhole es aber, meine Holsteiner sind ein guter Schlag Menschen; der schleswigsche Bauer vielleicht noch besser als der holsteinische. Ueberhaupt aber sind die Leute hier zu Lande von einer Billigkeit, einem Leben und Lebenlassen, einem Fünf-gerade-sein-lassen, die den ungeduldigen Ankömmling zuweilen in Erstaunen setzt, aber doch sein sehr Gutes hat. Ich will wohl dafür einstehen, daß dieses treue, gute Volk sich durch kein Gerede irre machen läßt, und daß eine rechtliche Regierung, die nicht allzu einfältig ist, hier allezeit einen gesunden Grund und Bo-

den finden wird. Uebrigens müßte ich mich sehr irren, wenn nicht die holsteinischen Stände weniger unbequem sein werden als die schleswigschen; in den Städten Schleswigs ist mehr Neigung zur Opposition als in Holstein, obschon doch keineswegs von bedenklicher Art. — In Dänemark hat sich, schrieb Perthes um dieselbe Zeit, den politischen Zuständen eine so starke Kryptogamendecke aufgelegt, daß bei der wunderlichen Natur der Dänen eine Explosion nicht außerhalb der Wahrscheinlichkeit liegt; aber die Volkszahl ist so gering, und die Abhängigkeit des Landes nach außen so groß, daß Anfang und Ende einer Bewegung weniger von innen als von außen bestimmt werden dürfte. Merkwürdiges für Dänemark und auch für Deutschland kann sich zutragen, wenn der Mannsstamm der Königslinie aussterben sollte, was doch nicht ganz entfernt liegt. Schleswig und Holstein würden dann von Dänemark getrennt; aber wird das so glatt abgehen?

Die viel verhandelte Frage, inwiefern die neueren deutschen Verfassungsurkunden Sicherung gegen Willkür wirklich gewährten oder nicht, erhielt eine praktische Bedeutung, als nach dem Tode Wilhelm's IV. der Herzog von Cumberland 1837 König von Hannover ward. Schon am 5. Juli erklärte derselbe, daß er sich durch das seit 1833 in Kraft bestehende Staatsgrundgesetz nicht gebunden erachte und weitere Entschließungen sich vorbehalte. Das Auftreten des Königs wird sein Gutes haben, schrieb Perthes unmittelbar hierauf. Deutschland hat sich seit Jahren gewöhnt, ein System von Sätzen theoretischer Liberalen und liberaler Praktiker ohne weiteres als unumstößliche Glaubensartikel einer unfehlbaren wenn auch unsichtbaren Kirche hinzunehmen. Das ist kein guter und gesunder Zustand, die dicke Luft bedarf der Bewegung. Die Deutschen müssen in ihrem geistesträgen Liberalismus stutzig gemacht, müssen aus ihrer falschen Sicherheit aufgestört und genöthigt werden, nach Gründen sich umzusehen und zu fragen, ob das auch wirklich wahr und recht sei, was sie bisher in gedankenloser Bequemlichkeit als wahr und recht annahmen. Zu dem allem wird eine Persönlichkeit, wie die des Herzogs von Cumberland, ihnen schon verhelfen. Der König spricht redlich nach seiner Ueberzeugung, das glaube ich; viele Fragen und viele

Zweifel, manche Unwahrheiten und vielleicht auch manche Wahrheiten werden an den Tag gearbeitet werden. Eine Wendung zur fürstlichen Willkür fürchte ich nicht, sondern denke, daß der König auf männlichen Widerstand stoßen wird, wenn er sich nicht bloß an Schulsätzen, sondern auch an Rechten vergreifen sollte. — ‚Kampf in vielen Gestalten zu durchleben, sind wir und unsere Kinder bestimmt, schrieb ein Freund an Perthes. Sitzen die Liebhaber politischer Umwälzung still, so treten die Fürsten an ihre Stelle, bringen alles liberale Gesindel wieder auf die Beine und sorgen für einen Gährungsproceß in der schleimigen Masse. Der jetzt ausgebrochene Streit wird Fleisch und Bein bekommen, denn es handelt sich um Geld; der Fürst will es haben, die Bürger wollen es behalten. Irgend eine Transaction muß am Ende aushelfen.

Am 1. November 1837 erschien ein königliches Patent, welches das Staatsgrundgesetz von 1833 für aufgehoben erklärte und die königlichen Diener des auf dasselbe geleisteten Eides entband. Bevor noch im übrigen Lande irgend ein Widerspruch gegen diese Maßregeln laut geworden war, reichten am 18. November sieben Professoren der Universität Göttingen eine Vorstellung bei dem Curatorium ein, in welcher sie aussprachen, daß sie die Giltigkeit des Staatsgrundgesetzes anerkennen und sich durch den auf dasselbe geleisteten Eid für fortwährend verpflichtet halten müßten. Wenn Professoren und Regierung beide fest bleiben, schrieb Perthes am 1. December, so müssen die ersteren entlassen werden, darüber kann kein Zweifel sein. — Die Entlassung ließ in der That nicht auf sich warten; bereits am 14. December ward sie bekannt gemacht. Nicht das Recht, wohl aber die Pflicht der sieben Männer zu dem Schritte, den sie offen und ehrlich gethan haben, bestreite ich, schrieb Perthes um diese Zeit. Ob es der von ihnen verfochtenen Sache schaden oder nützen wird, daß sieben Privatleute, in deren besonderem Beruf der Schutz des Staatsgrundgesetzes doch keinesfalls lag, als alleinige Vertheidiger desselben auftreten, hängt lediglich von dem Umfange des moralischen Ansehens ab, welches sie im Lande genießen. — Die Universität ist gekränkt und ihrer besten Lehrer beraubt, heißt es einige Wochen später in einem Briefe an Perthes, das gesellige Leben ist zerrissen, Fac-

tionen bilden sich auf Factionen. Eifersucht, Zorn, Verdächtigung und Verketzerung erfüllt die ganze Luft, und für das Land ist nichts durch den Ruin der Universität gewonnen; denn nur Aufsehen hat der Schritt unserer sieben Collegen gemacht, aber in keinem Theile des Landes hat er irgend jemand zum Handeln bewogen oder irgend eine Frucht gebracht. — Für Seine Majestät will ich nicht zum Ritter werden, heißt es in einem anderen Briefe an Perthes; aber ich glaube, daß die Professoren sich über die Größe ihrer moralischen Macht getäuscht haben. Sie mußten wissen, daß sie im Lande außerhalb der Universitätscorporation nirgends Terrain für ihre Ansichten finden würden. Sobald es daher feststand, daß auch die Universität mit dem Lande gehen wollte, war alles, was sie thaten, völlig aussichtslos.

Unmittelbar nach der Entsetzung der Professoren forderte die Regierung zur Huldigung und einige Wochen später zur Wahl der Deputierten nach der wenigstens theilweise vom Könige wieder hergestellten Verfassung von 1819 auf. Das ist eine schwere Gewissensfrage für alle Betheiligten, äußerte Perthes, aber ich stimme völlig dem bei, was mir NN. in diesen Tagen schrieb: Ich huldige, sagt er; denn der König ist Erbkönig, ist mein König, das steht mir unumstößlich fest. Aber ich verweigere die Wahl eines Deputierten nach der Verfassung von 1819; denn ich habe meinen Eid auf das Staatsgrundgesetz von 1833 abgelegt und von dem Eide kann mich niemand, auch nicht der König entbinden. Will man mich deshalb entsetzen, so muß ich es dulden.

Zu weiteren Entsetzungen kam es indessen nicht; die Regierung sah sich zur Vorsicht genöthigt, da der Schritt der sieben Professoren eine größere Wirkung gehabt hatte, als anfangs vermuthet worden war. Gewiß nicht ohne Zusammenhang mit demselben wuchs in Hannover und im übrigen Deutschland die Opposition gegen den König. Eine Reihe städtischer und ländlicher Corporationen, ein Theil der zusammengetretenen Ständeversammlung wendete sich Hilfe suchend an den Bundestag; mehrere deutsche Regierungen zeigten sich den Schritten des Königs abgeneigt und ließen die Lage desselben schwierig und zweifelhaft erscheinen. Dem hannöverschen Gouverne-

ment kam alles darauf an, sich im eignen Lande eine möglichst starke Partei zu verschaffen, um mit derselben vor den Bundestag treten zu können. In der Wahl der Mittel zu diesem Zweck zeigte es sich sehr wenig bedenklich. John Bull tappt plump in unser deutsches Vaterland hinein, schrieb Perthes im März 1838, dafür gebühren ihm Schläge auf die Tatzen, er hat sie bekommen, nun ist er im Gedränge und braucht schlechte Mittel, also wird es ihm auch schlecht gehen auf die eine oder die andere Art; sein gefährlichster Gegner möchte die Ruhe und Tüchtigkeit Stüve's, des Bürgermeisters von Osnabrück, sein. — Meiner Neigung nach hätte ich wohl noch manches für den König zu sagen, schrieb Perthes im Juli 1838, aber die niedrigen Mittel, die bisher ganz unbekannt in Deutschland waren, indignieren zu sehr und machen stumm. Solche Mittel, einmal gebraucht, werden in anderer Zeit von anderer Seite schon Nachahmer finden. — Das hannöversche Staatsgrundgesetz ist nicht mein goldnes Kalb, schrieb er etwas später, aber hol' der Teufel die Mittel, die gebraucht werden, um es todt zu machen.

Ueber die Zustände, wie sie gegen Ausgang des Jahres 1838 in Hannover sich gestaltet hatten, erhielt Perthes durch den Brief eines Freundes Nachricht. In Hannover blieben wir nur einen Tag, heißt es in demselben, der König war grade abgereist, ich konnte daher den Hof umgehen und alle besuchen, die ich sonst dort gerne sah; bald aber überzeugte ich mich von einem solchen unerfreulichen Zustande der Dinge, daß ich froh war, in dieser dicken Atmosphäre nicht länger verweilen zu müssen. An die Stelle der Rechtlichkeit, des Wohlwollens, der Aufrichtigkeit und Humanität früherer Zeit hat der Unglaube an das Bestehen eines Rechtszustandes dergestalt die Oberhand gewonnen, daß Trug und Lüge, Falschheit und Heuchelei und Intriguen aller Art an der Tagesordnung sind. Wäre nicht im ganzen so viel Wohlstand im Lande, nicht so viel Ruhe und Besonnenheit dem Volksstamme eigen, hätten wir es nicht schon mehr als einmal erlebt, daß grade, wenn es am ärgsten scheint, die Hilfe nicht mehr ferne ist, so würde sich auch hier die Erfahrung wiederholen, daß aus einem Umsturze des Rechts ein Recht des Umsturzes sich ableitet. So aber ist das nicht zu besorgen; man hält den Glauben an

die Kraft des Bundes fest, welcher bei dem Ausbruche von Unruhen sich ohne Zweifel zur Unterdrückung derselben hinreichend wirksam zeigen würde, und hofft, daß von dieser Seite her für eine Lösung der Wirren wenigstens so viel geschehen werde, daß Selbsthilfe sich weder als Bedürfnis noch als Nothwendigkeit zeige.

Die Hoffnung, welche viele auf eine Hilfe durch den Bund gesetzt hatten, wurde nicht erfüllt; im September 1839 faßte derselbe vielmehr den Beschluß, daß den Anträgen auf ein Einschreiten des Bundes in die hannöversche Verfassungsfrage keine Folge gegeben werden könne. In der hannöverschen Angelegenheit wird jetzt alles auf die Bundesversammlung losziehen, schrieb ein mithandelnder Freund im August 1839 an Perthes, weil sie dem Könige mit seiner Revolution von oben durchzuhelfen bemüht sei. Man sollte dem Publicum aber nicht verschweigen, daß diese Tendenz nur bei einer geringen Majorität der zu den Bundesschlüssen mitwirkenden Staaten vorwaltet, und daß von den concurrierenden siebzehn Stimmen sieben dahin gestrebt haben, den Rechtszustand aufrecht zu erhalten; diese sieben, nemlich Baiern, Sachsen, Würtemberg, Baden, Großherzogthum Hessen, die sächsischen Herzogthümer und die freien Städte würden ohne allen Zweifel die Mehrheit auf ihrer Seite haben, wenn sich die übrigen nicht dergestalt von Oestreich und Preußen abhängig fühlten, daß sie diesen blindlings zu folgen sich genöthigt glauben. Man sollte also vorzugsweise Oestreich und Preußen nennen und nicht durch eine allgemeine Verdammung des Bundes den Regierungen beider Staaten behilflich sein, wenn sie bei allem, was sie der öffentlichen Meinung nicht zusagendes durchsetzen wollen, den Bund voranstellen und sich seiner als eines Sündenbockes bedienen, in den seltenen Fällen entgegengesetzter Tendenz aber sorgfältig bemüht sind, den Bund in den Schatten treten zu lassen und die Ehre davon für sich allein auszubeuten. Am Ende freilich schaden Oestreich und Preußen sich selbst am meisten dadurch; denn wenn sie in der hannöverschen Frage dem Rechte und der Wahrheit die Ehre geben wollten, könnten sie auf die Kräfte von ganz Deutschland mit Zuversicht rechnen, und brauchten selbst bei der gegenwärtigen orientalischen Complication keinem anderen nach den Augen zu sehen, während sie jetzt von Furcht und Zit-

tern bei dem Gedanken der Möglichkeit ergriffen werden, daß Rußland und Frankreich sich über kurz oder lang die Hände reichen könnten. Sagen Sie mir, wer ist der Verfasser der Pentarchie? — Sie wissen es bei Ihren Verbindungen gewiß.

Nachdem jede Hoffnung auf Bundeshilfe für die Opposition verschwunden war, gelang es dem König von Hannover zwar, einen geordneten Rechtszustand wiederherzustellen; aber die durch den langen Kampf hervorgerufene geistige Bewegung blieb auch dann nicht ohne nachhaltige Einwirkung auf die politische Stimmung Deutschlands.

Das Eingreifen der Hierarchie in die Zeitbewegungen 1837 und 1838.

Die Kämpfe, welche in den Jahren nach der Julirevolution innerhalb des Protestantismus und mit gleicher Heftigkeit auch innerhalb des Katholicismus geführt wurden, hatten das Ringen beider Confessionen gegen einander zwar nicht zurückdrängen können; aber der Kampf war mehr ein Kampf zwischen protestantischen und katholischen Theologen als ein Kampf zwischen Protestantismus und Katholicismus. Kirche und Staat, römische Curie und deutsche Regierungen suchten die Veranlassungen zum offenen Streite möglichst zu vermeiden. In den preußischen Rheinlanden namentlich war bei der versöhnlichen Haltung des dortigen Erzbischofes Grafen Spiegel der Friede zwischen politischer und kirchlicher Gewalt ungestört geblieben, und die seit dem Jahre 1834 eintretende neue Besetzung der bedeutendsten Regierungsämter gewährte auch für die Zukunft die beste Aussicht. In unsere Provinz kommt frisches Leben, schrieb im Januar 1835 ein Freund aus den Rheinlanden an Perthes. Seltene Eigenschaften vereinigen sich in dem neu ernannten kaum vierzigjährigen Oberpräsidenten von Bodelschwingh: ein reines, frommes Herz, ein starker, männlicher Muth, eine unermüdliche Arbeitskraft und die großartige Gesinnung eines echt deutschen Mannes. Als er noch Land-

rath war, hat schon Stein auf ihn hingewiesen und begehrt, daß er bald in einen bedeutenden Wirkungskreis gebracht werde. Wenn Bodelschwingh zehn Jahre bei uns gewesen sein wird, so werden die Rheinlande unauflöslich mit den alten Landen verwachsen sein. Auch die Präsidentenstellen in Aachen, Köln, Düsseldorf und Trier sind mit tüchtigen, zum Theil noch jungen Männern besetzt. Die Grafen Arnim in Aachen und Stolberg in Düsseldorf sind ein paar Ehrenmänner, der letztere wird durch die einfache Gradheit seines Charakters, der erstere durch die vornehme Gewandtheit seines Wesens die Rheinländer bald gewinnen. Kurz wir haben nach manchen früheren Misgriffen jetzt Männer bekommen, die wohl geeignet sind, den redlichsten und wohlmeinendsten König zu vertreten. Gott segne ihn und seine Bestrebungen für das gemeinsame deutsche Vaterland und erleuchte die andern deutschen Fürsten, daß sie nicht aus eitler Furcht vor einem mächtigen Freunde sich dem Feinde zuwenden. Deutschlands Glück und Ehre steht und fällt mit Preußen, so wie umgekehrt!

Als aber nach dem Tode des Erzbischofs von Köln, im Herbste 1835, Clemens August Freiherr Droste von Vischering zu dessen Nachfolger erwählt ward, fürchteten manche sogleich, daß neben den Theologen nun auch die Hierarchie Roms auf den Kampfplatz treten werde. Die Wahl des Herrn von Droste wird die gesamte Stellung des Katholicismus in Preußen neu gestalten, schrieb Perthes im December 1835; Droste ist ein sehr strenger Katholik, ist ein frommer, ernster Christ und ein eisenfester Mann. Der Kampf mit ihm kann in Preußen nicht ausbleiben; die Regierung möge sich in Acht nehmen. — Der nächste Krieg wird ein Seekrieg sein, schrieb ein in großen Geschäften erfahrener Freund an Perthes, allein der Krieg gebiert Krieg, wie jedes Uebel wieder Uebel. Der böse Feind und Menschen, die in seinem Dienste stehen, möchten gerne politische Religionskriege in die nach zweihundertjährigem Kampfe aufathmende Menschheit werfen und uns glauben machen, wir hätten auch in Deutschland die beiden schroffen religiösen Gegensätze, welche in manchen Ländern Europa's dergleichen Schrecken nöthig machen. Das ist die eigentliche Gefahr für unsere Zukunft. — Das erste Jahr der Amtsführung des neuen Erzbischofes ließ indessen noch nicht Hader, sondern nur das Wal-

ten eines neuen Geiſtes in der Diöceſe erkennen; denn die im Stillen geführten, ſchon gereizten Verhandlungen zwiſchen ihm und der Regierung wurden nur kleinen Kreiſen bekannt. Mit dem Anfange des Jahres 1837 aber trat der tief liegende Zwieſpalt hinaus in die Oeffentlichkeit. Briefe, welche Perthes anfangs Mai 1837 aus der Rheinprovinz erhielt, ſtellten ihm den Hergang in folgender Weiſe dar. Der Kampf zwiſchen römiſcher Curie und deutſchem Staate iſt in vollem Gange, heißt es in einem derſelben; ein Kampf, welcher jeden Abſchnitt der Geſchichte erfüllte, in welchem Staat und Kirche Leben und Kraft in ſich fühlten. Wo hört das Recht des einen auf, wo fängt das Recht des andern an? Jede Feſtſtellung des Grenzgebietes war von jeher nur eine proviſoriſche, und von Rom kann die weltliche Obrigkeit lernen, wie ſie ſich nach Lage der Dinge zu verhalten hat. So oft die Curie ſich ſtark genug glaubte, um des Sieges gewiß zu ſein, ergriff ſie ſtets die erſte die beſte Veranlaſſung zur Herbeiführung des Kampfes; ſo oft ſie dagegen ihren Kräften mistraute und deshalb den Frieden wünſchen mußte, verſtand ſie durch vorſichtige Klugheit und rückſichtsvolles, thatſächliches Nachgeben den Ausbruch des Kampfes bis auf gelegenere Zeiten zu vertagen. Der ernſte Zwieſpalt im gegenwärtigen Augenblicke möchte der vielen gemeinſchaftlichen Feinde wegen weder Rom noch der preußiſchen Regierung erwünſcht ſein, und hat, wie mir ſcheint, ſeinen Grund nur in örtlichen Umſtänden und in der Leidenſchaft untergeordneter Perſönlichkeiten. — Unter dem vorigen Erzbiſchof war, ſchrieb ein anderer an Perthes, die theologiſche Schule und Richtung des verſtorbenen Profeſſors Hermes die allein begünſtigte. Das Domcapitel, die große Mehrzahl der Pfarreien, faſt alle Lehrſtellen an den Seminaren und, mit einziger Ausnahme des Profeſſors Klee, die ganze theologiſche Facultät in Bonn waren durch Hermeſianer beſetzt, welche von ihrer Macht einen rückſichtsloſen, plumpen Gebrauch machten. Nun iſt durch den jetzigen Erzbiſchof die bisher unterdrückte Partei plötzlich in den Beſitz der Gewalt gekommen und iſt von Rache und Herrſchaftsgelüſten erfüllt nicht nur gegen die Hermeſianer, ſondern auch gegen die Regierung, welche dieſelben nicht verfolgte und vielleicht begünſtigte. Die Partei hat einzelne echt chriſtliche und fromme Männer

in ihrer Mitte, zu denen namentlich der lebendige und geistige Klee und Windischmann, den Sie ja kennen, gehören. Auch diese hegen Mistrauen gegen die protestantische Regierung, wurden jahrelang durch ihre theologischen Gegner schwer gereizt und fürchten, gewiß nicht ohne Grund, wenn auch mit zu viel Leidenschaft, das trockene, ausdörrende rationalistische Element in Hermes' Richtung; aber dennoch sind nicht sie die eigentlichen Treiber und Dränger. Neben ihnen stehen zerstreut in den größeren rheinischen Städten einzelne wirkliche Fanatiker, die von Haß gegen den Protestantismus erfüllt nicht links nicht rechts sehen und zur Glorie Roms die preußische Regierung erniedrigen und die Hermesianer von dem Erdboden vertilgen möchten. Es sind ihrer indessen nur wenige und diese wenigen finden sich mit ihrer starren Beschränktheit vereinsamt unter den leichtblütigen Rheinländern. Sie würden wenig gefährlich sein, wenn sie nicht als Mauerbrecher vorgeschoben und gebraucht würden von einigen gewandten, klügen und sehr ehrgeizigen Männern, welche sich von der Regierung zu wenig beachtet glauben, um jeden Preis eine Rolle spielen wollen und dennoch fühlen, daß sie dieselbe nur als Opposition gegen die Regierung spielen können. Eine Opposition aber zu Gunsten Roms bietet viele Vortheile; man kann seine negative Stellung vor sich und andern durch die ernste Forderung seiner kirchlichen Ueberzeugung rechtfertigen und sich den Schein geistiger Tiefe und Großartigkeit geben; man nimmt sich der unterdrückten wehrlosen Kirche an und läuft überdies nur wenig Gefahr, da man für den schlimmsten Fall, wenn auch nicht innerhalb, so doch außerhalb des Landes einen mächtigen Rückhalt hat, welcher der Regierung die Hände bindet. Angestachelt von auswärtigen, namentlich bairischen und belgischen Gesinnungsgenossen, mit denen sie in ununterbrochener Verbindung steht, zeigt sich nun diese so zusammengesetzte und von den rheinischen Katholiken selbst „ultramontan" genannte Partei entschlossen zu einem Kampfe auf Leben und Tod. Sie hat sich des ehrlichen Erzbischofs völlig bemeistert und in ihm ein Werkzeug gefunden, welches geschickt geleitet wohl geeignet ist, auch die stärksten Mauern niederzurennen. Der Feldzug ist mit einem Schritte eröffnet, der kühn und unerwartet die Regierung und die Hermesianer zugleich empfindlich verwundet.

So lange der derbe Hermes und sein gewandter Schützer, der Erzbischof Graf Spiegel, lebten, hatte die Curie weder Hermes' Lehre noch Hermes' Anhänger angefochten; sobald aber beide unter der Erde lagen, verdammte sie in einem Breve vom 28. September 1835 Hermes' Schriften als im Widerspruche stehend mit den Lehrern der katholischen Kirche. Gestützt auf dieses Breve, hat nun im Anfange des jetzt laufenden Jahres der gegenwärtige Erzbischof alle von den theologischen Professoren in Bonn angekündigten Vorlesungen mit einziger Ausnahme derer des Professors Klee gestrichen und damit die gesamte Wirksamkeit der theologischen Facultät an der königlichen Universität vernichtet. Die Regierung ließ die gestrichenen Vorlesungen dennoch in dem Lectionskatalog der Universität abdrucken; da aber der Erzbischof erklärte, keinen Theologen anstellen zu wollen, welcher eine Vorlesung bei den Hermesianern gehört habe, so blieben alle Auditorien derselben leer. Die Regierung legte hierauf, um dem rohen Gezänke in Druckschriften entgegenzutreten, allen theologischen Professoren, so wie den Professoren Walter und Windischmann, unter Androhung der Suspension, Stillschweigen auf und verpflichtete überdies die jungen Theologen des Convicts in Bonn, den Anordnungen ihres Vorstehers, der Hermesianer ist, nachzukommen. Die Folge ist, daß alle bis auf sieben das Convict verlassen haben und daß Professor Klee die bösartigen Angriffe eines auswärtigen Gegners stillschweigend hinnehmen muß. — Fast alle Gemeinden der Provinz müssen, heißt es in einem anderen Briefe an Perthes, nach den neuesten Vorgängen ihre von der Kirche ihnen gegebenen Pfarrer als Ketzer betrachten, während doch zugleich die Stimmung ganz allgemein gegen den Erzbischof gerichtet ist, dem auch sehr gute Katholiken Eigensinn, Beschränktheit und Fanatismus Schuld geben. Professor Braun ist mit einem Breslauer Collegen nach Rom gegangen, um das, wie sie glauben, erschlichene Verdammungsurtheil rückgängig zu machen. So liegen gegenwärtig die Sachen. Die Regierung befindet sich in einer schwierigen Stellung. Bleibt es ihr möglich, sich von der Einmischung in den erbitterten häuslichen Streit der Katholiken ferne zu halten, so wird sie von der großen Mehrzahl der Rheinländer als Schutz und Schirm gegen den Fanatismus einer kleinen sehr gefürch-

teten Partei betrachtet und vielleicht selbst angerufen werden. Eine Einmischung aber, und sie wird kaum zu vermeiden sein, würde leicht als ein Angriff auf die Kirche angesehen werden und könnte die jetzt sich gegenseitig verfolgenden Parteien zum gemeinsamen Angriff auf den Staat vereinigen; denn ungeachtet des entgegengesetzten Ausspruchs der Curie sind dennoch die Hermesianer gute Katholiken und stehen dem Protestantismus und auch der protestantischen Regierung so feindlich gegenüber als ihre jetzigen Gegner.

Die örtlichen Verhältnisse und Parteien Ihrer Provinz kann ich nicht beurtheilen, antwortete Perthes, aber das weiß ich, daß ein solcher Zwiespalt, auch wenn er nur aus localen Wurzeln hervorgegangen ist, unausbleiblich in die großen Principienfragen übergreift, und kommen diese im gegenwärtigen Augenblicke zur Sprache, so werden wir ernste Dinge erleben. Eins nur erwidere ich Ihnen noch: Droste ist nicht beschränkt, aber geschlossenhart und unbeugsam; der Pabst kann nachgeben, Droste nicht. Wahrhaft ist er durch und durch, niemals hat er unedle Waffen gebraucht und niemals wird er sie brauchen.

Ein zweites Mittel, den Kampf zwischen der römischen Curie und der preußischen Regierung heftiger und heftiger entbrennen zu lassen, ward für die nun herrschende Partei die alte Streitfrage der gemischten Ehen. Bekanntlich war im Jahre 1834 auf Grund des päbstlichen Breve vom 25. März 1830 ein Uebereinkommen zwischen der preußischen Regierung und dem Erzbischof Graf Spiegel getroffen, welches zwar manchen Zweifel übrig ließ, aber in der Praxis doch als leidliches, beiden Theilen annehmbares Auskunftsmittel sich gestaltete. Auch der neue Erzbischof war anfangs auf dieses Uebereinkommen eingegangen; seit dem Ende des Jahres 1836 aber hatte seine Ansicht sich geändert, er glaubte in dem Uebereinkommen Widersprüche gegen das päbstliche Breve zu finden, und erklärte, daß er, wo er solche Widersprüchs finde, sich nicht nach dem Uebereinkommen, sondern nach dem Breve richten werde. Da die Regierung an dem Uebereinkommen festhielt, das Auftreten des Erzbischofes aber schroffer und schroffer ward, so konnte nach dem vergeblichen Verständigungsversuche vom 17. September 1837 eine sehr ernste Wendung

kaum ausbleiben. In Beziehung auf die gemischten Ehen äußerte Perthes damals wie schon früher eine sehr bestimmte Ansicht. In einzelnen Fällen kann ohne Zweifel, schrieb er einmal, der Glaube und die Liebe, welche Gottes Offenbarung im Menschen wirkt, den Katholiken wie den Protestanten mit solcher Kraft und Innigkeit durchdringen, daß die Spaltung in Confessionen ihre trennende Macht verliert und eine gemischte Ehe zulässig wird, aber abgesehen von solchen seltenen Menschen muß die gemischte Ehe zu stumpfer religiöser Gleichgiltigkeit oder zu greuelvollem Familienhader führen. Mir ist sie in der Seele zuwider. Hätte ich das Unglück gehabt, daß eine meiner Töchter einen Katholiken hätte heirathen wollen, so würde ich mit allen Kräften dagegen gewesen sein; hätte ich nachgeben müssen, so würde ich zur Tochter gesagt haben: Werde katholisch. Hätte ich die Verheirathung eines Sohnes mit einer Katholikin nicht verhindern können, so wäre mein Wort zum Sohne gewesen: Mache deine Frau evangelisch.

Zu den Verhandlungen mit dem Erzbischof war der preußische Gesandte in Rom, geheime Legationsrath Bunsen, zugezogen worden und benutzte Ende October einige freie Tage, um seine Freunde in Gotha zu besuchen. Bunsen brachte zwei Tage, die sehr aufregend und anregend waren, bei uns zu, schrieb Perthes um diese Zeit. Es ist doch ein höchst ungewöhnlicher Geist in ihm und die Treue gegen alte Freunde, die Unschuld, die Jugendraschheit und deutschbürgerliche Gradheit, die er sich trotz Welt und Stellung bewahrt hat, machen ihn überaus ehrenwerth und liebenswerth; er wird Ende November nach Rom zurückkehren, wenn nicht Unerwartetes eintreten sollte. Geneigt ist er wohl, dem lieben Gott zu wenig Zeit zu lassen. Abwarten können, bis der rechte Moment kommt, ist eine große Sache. — Ein den meisten Unerwartetes trat wirklich ein; am 20. November 1837 ward dem Erzbischof einem königlichen Befehle gemäß eröffnet, daß er unverzüglich die Reise nach Minden, nöthigenfalls zwangsweise, antreten müsse, welchen Ort ihm der König einstweilen zu seinem Aufenthalt bestimmt habe. Der Erzbischof erklärte hierauf, daß er bereit sei, sich dieser Zwangsmaßregel zu fügen. — Das Kölner Ereignis ließ sich seit Wochen voraussehen, schrieb Perthes Ende No-

vember; in der entscheidenden Zusammenkunft scheiterte jeder Versuch zur Vermittelung irgend einer Art an der Hartnäckigkeit des deutschen Mannes, der keine Vorstellung hat von römischer Schlauheit. Rom hätte nie den Muth gehabt, jetzt aufzutreten, wenn es nicht einen Mann von deutschem Verlaß gefunden hätte; aber Rom hat sich, weil es irrthümlich voraussetzte, daß in einem Erzbischofe doch einige päbstliche Klugheit sein müßte, in eine schlimme Lage gebracht. Zwar muß ich das innere und tiefere Recht der preußischen Regierung zu diesem Schritte bestreiten, wenn Advocaten auch, wie es scheint, aus dem Buchstaben der Erlasse und Uebereinkommen die formelle Berechtigung nachweisen könnten; aber ich gestehe zu, daß es politische Nothwendigkeiten gibt, bei denen man nach dem tieferen Rechte nicht fragen darf, und das mußte auch Rom wissen und mußte sich hüten, Preußen in solche Nothwendigkeit hineinzutreiben. — Die Kölner Angelegenheit betrübt mich je länger desto mehr, schrieb Perthes anfangs Januar 1838; seit vierzig Jahren darf ich Droste und seit zehn Jahren Bunsen meinen Freund nennen, und nun sind beide Männer in einen Strudel hineingezogen, in welchem beide ihren Untergang finden können. Doch, bei solchen Ereignissen muß die Theilnahme an dem Schicksal der Personen zurücktreten. Was wird, was kann geschehen, wenn Rom sich nicht unerwartet nachgiebig zeigt? Die preußische Regierung kann nun, selbst wenn sie wollte, nicht mehr zurück. Den ersten, aber nicht den einzigen schweren Fehler beging sie, als sie diesen Mann sich zum Erzbischof auswählte. Kennen mußte sie ihn; Nicolovius war von alter Zeit her genau unterrichtet über ihn und der Oberpräsident von Vincke hatte lange Jahre hindurch mit beiden Brüdern Droste in hartem Streite gelegen. Kannte aber die Regierung ihn, so frage ich, was dachte sie sich, was konnte sie wollen, als sie ihn auswählte. Sehr bald nach des Grafen Spiegel Tode ward ich nach Drostens Persönlichkeit gefragt, und das Endresultat meiner Antwort war damals: Mit ihm als Erzbischof durchzukommen wird unmöglich sein.

Preußen hat es in seiner gegenwärtigen schwierigen Lage, heißt es in einem Briefe aus Süddeutschland, mit einer Macht zu thun, die sich nicht nur wie jede auswärtige Macht dem Einflusse der Cabinets-

ordres und Ministerialverfügungen entzieht, sondern auch anders als jede andere auswärtige Macht eine Partei im Lande selbst hat und haben darf, ohne dieselbe zu einer hochverrätherischen zu machen. Wir bei uns fürchten sehr, daß eine Regierung, welche alle Staatsangelegenheiten durch den Mechanismus einer wohlwollenden Administration abzumachen gewohnt ist, die schlimmsten Fehler in einem Zeitpunkte begehen wird, in welchem ein Problem gelöst werden soll, das gänzlich außerhalb des büreaukratischen Gesichtskreises liegt. — Herr v. Droste ist ein Ehrenmann, schrieb ein norddeutscher Freund im Februar 1838, und um so mehr schmerzt es mich, daß er sich für eine Sache opfert, die nicht nur nicht rein, sondern auch nicht möglich ist; in einer Epoche der Geschichte, in welcher die Nationalitäten schärfer als je sich abzuschließen streben, kann die alte, alle knechtende Gewalt nicht wieder zur Alleinherrschaft über Europa gelangen. Das Wiedererwachen des religiösen Sinnes im katholischen wie im protestantischen Deutschland begrüße ich mit Freuden, aber nicht die ultramontane Caricatur desselben, die jetzt abwechselnd mit dem Hanswurst in der Kölnischen und in der Mainzer Zeitung den Fasching belebt. Nach meiner Kenntnis der Zeitgeschichte halte ich den Ultramontanismus für ein Gespenst, und ist er in einigen Fällen mehr, so wird er vermuthlich von gebildeten Zeloten getragen, bei denen eine politische Färbung kaum fehlen dürfte. Aber freilich nicht jeder ist fähig, Gespenster zu bannen; daß die Klugheit der preußischen Regierung nicht sehr weit reichen würde, wenn sie sich mit der Curie zu messen hat, war voraus zu sehen. Ob die Energie nun die mangelnde Klugheit ersetzen wird? Wir werden sehen; aber mein Vertrauen ist nicht groß. — Die Begebenheit ist die wichtigste seit dem letzten Pariser Frieden, schrieb ein Freund vom Rhein, und wir Deutsche haben alle Ursache, uns mit ganzer Kraft gegen einen Feind zu erheben, der in den Friedensjahren seine Pläne so stille und geschickt verfolgte, daß er weit mehr erreichte, als die meisten ahnen.

Der Kampf mit der Curie und deren Partei in Deutschland schien um so bedenklicher, als die Gefahr einer zugleich auch politischen Gestaltung desselben nicht ferne lag. Tritt nicht ein unvorhergesehener Glücksfall ein, schrieb Perthes Ende Januar 1838, so haben wir

ein demüthigendes Gefühl zu sehen, welche Stellung die protestantische Kirche und deren Diener und Gottesdienst in Baiern einnehmen, und dann erfahren zu müssen, daß die Katholiken in Preußen schon über unerträglichen Druck klagen, wenn die Regierung sich nicht mit ihrer ganzen Gesetzgebung dem Willen der römischen Curie unterordnen will.

Am 4. November 1837, in eben dem Augenblicke also, in welchem der Zerfall Preußens mit dem Erzbischof unheilbar hervortrat, ward der bisherige Staatsrath Abel an der Stelle des zurücktretenden Fürsten von Wallerstein die Seele des bairischen Ministeriums, und dieselbe Partei, welche in der Rheinprovinz die kirchliche Bewegung leitete, hatte nun in Baiern die politische Gewalt in Händen. Blöde ist das neue Regiment nicht, heißt es in einem Briefe vom 18. December an Perthes; können Sie sich es vorstellen, daß Stahl (damals noch Professor in Erlangen) Staatsrecht nicht mehr lesen darf und Proceß lesen muß. Zweifelhaft ist uns nur geblieben, ob die Regierung von diesem Manne den Umsturz des Staates oder der Kirche fürchtet. — Wir besorgen sehr, schrieb ein anderer Freund gleichfalls im December aus München, daß aus der Abführung des Erzbischofs sich für uns die Befestigung der ultramontanen Partei in ihrer neugewonnenen Herrschaft als Folge ergeben wird; jeden Angriff und jeden Druck des Protestantismus wird sie mit der Hinweisung auf Köln rechtfertigen. Nur unter vier Augen und bei verschlossenen Thüren dürfen wir jetzt über unsere Lage zu flüstern wagen. — So klein auch die Partei zur Zeit noch ist, heißt es in einem anderen Briefe aus München, so fehlt es ihr doch weder an intensiver Kraft, noch an Entschlossenheit, und es ist vorauszusehen, daß ihr in einer wild aufgeregten Zeit alle die vielen zufallen werden, welche immer dort, wo sie Kraft und Entschlossenheit sehen, auch das Recht und die Wahrheit zu finden glauben. — Die Partei, welche jetzt in den Besitz der Gewalt gelangt ist, schrieb ein anderer aus München, will eine politisch-kirchliche Umgestaltung des ganzen Landes und wird von manchen Protestanten unterstützt, die am Ende die dupes sein werden. Das Ministerium ist allerdings mit allen Mitteln ausgerüstet, die eine mechanische Centralisation gewähren kann, aber demungeachtet bleibt seine Stellung eine höchst unsichere; denn ihm gegenüber steht

ein Land, welches aus den verschiedensten, zum Theil dem Ultramontanismus sehr feindlichen Bestandtheilen der Bildung und Neigung zusammengesetzt ist, und eine Verfassung, die in einigen Theilen Baierns mit wirklicher Liebe festgehalten wird. Es hat überdies mächtige Feinde und Neider, welche den König zu gewinnen wissen, indem sie ihn auf alle Weise die Geldmittel zur Befriedigung seiner Liebhabereien zu verschaffen suchen, und verlassen kann sich kein Ministerium auf den König; namentlich die Geldfragen pflegen oft zu persönlichen Spannungen zu führen, die leicht einmal mit dem rücksichtslosesten Fortstoßen eines Ministers enden können. Der König ist fähig, große Ideen aufzufassen, aber jedes ihn unmittelbar berührende Interesse, sei es groß oder klein, reicht hin, um sie sofort fallen zu lassen. Fortdauernde Schwankungen in der Verwaltung können unter solchen Umständen nicht ausbleiben, die um so fühlbarer werden, je centraler die Regierung ist; ein misglücktes Experiment folgt auf das andere, heute dieses, morgen das entgegengesetzte. Die nothwendige Folge ist für die Beamten politische Unsittlichkeit und für das Volk, vorläufig wenigstens, politische Gleichgiltigkeit. Das Erwachen wird nicht ausbleiben, — wehe uns, wenn man dann nicht gerüstet ist!

Als Fahne, unter welcher die in Baiern herrschende Partei zu fechten gedachte, als Wahrzeichen dessen, was sie sann und was sie wollte, erschien anfangs Februar 1838 der Athanasius von Görres. Die Schrift, in welcher Görres seinen ganzen, lange verhaltenen Haß gegen Preußen ausgoß, ward nicht nur in Baiern gedruckt, sondern durfte auch in einer Reihe neuer Ausgaben wieder aufgelegt und verbreitet werden. Der Athanasius von Görres ist eben erschienen, heißt es in einem Briefe aus München an Perthes, und kehrt das Unterste und Innerste der Zeit heraus. Eine Sprache wie diese hat Preußen noch nicht gehört. Für die Selbstgefälligkeit, in welche man in Berlin von jeher gerne verfiel, wird sie heilsam genug sein, und für jeden Deutschen ist die Wahrheit erschütternd, daß in Preußen die wichtigsten Verhältnisse des öffentlichen Lebens noch immer jeder positivrechtlichen Ordnung gänzlich entbehren und ohne Wurzel im Volke und ohne Wurzel in der Regierung allein dem Centrum einer Administration anheimfallen, die bei allem Wohlwollen und aller Arbeit-

samkeit größeren politischen Aufgaben sich nie gewachsen gezeigt hat.— Das ist ein tolles Buch, heißt es in einem anderen Briefe. Gleich zum Eingang wird in der Vorrede Preußen abgethan und dringlichst ermahnt, sich vor sich selbst zu hüten. Zwei Staat-Ichs nimmt Görres in Preußen an, ein allenfalls erträgliches und ein sehr schlechtes; das sehr schlechte ist natürlich das, was nicht so denkt und thut, wie Herr Görres es wünscht; es sei, meint er, das böse Gespenst, das nicht ablassen wolle im preußischen Staate umzugehen und Unheil anzurichten; in allen kritischen Augenblicken erhebe es sich immer auf das neue aus seiner Modergrube und biete dem besseren Doppelgänger Fehde und Feindschaft an; jetzt eben habe wieder einmal der starre Knochenmann sich in rohen ungeschlachten Ausbrüchen kund gethan, alle Concordate beseitigt, alle Rechtsansprüche niedergetreten, die rohe Gewalt herausgefordert und rühme dabei noch aller Welt seine Freisinnigkeit und Versöhnlichkeit. Auch im Protestantismus findet Görres zwar zwei Elemente, aber die taugen alle beide nichts; das eine ist der Rationalismus: das ist ein fressendes Gift, welches dem Arsenik vergleichbar mit dämonischer Gewalt alles annagt, auflöst und zerstört; das andere ist der Pietismus: das ist ein betäubendes Gift, der Blausäure vergleichbar, dessen bloße Berührung schon die Glieder im Tode löst. Fast scheint es, als ob Görres dem Katholicismus nicht gar große Festigkeit zutraue; wenigstens fürchtet er offenbar, daß der Katholik, der mit dem Protestantismus zusammentrifft, sich von einem jener Gifte, man sieht nicht recht ob von dem fressenden oder dem betäubenden, ergreifen lassen werde. Bei dem Gedanken an eine Ehe zwischen Protestanten und Katholiken stehen ihm daher die Haare zu Berge. Daß sein jetziger König in gemischter Ehe lebt, daß sein künftiger König in gemischter Ehe geboren ist, hindert den frommen Mann nicht, die gemischte Ehe als eine Schändung des Sacraments und den in gemischter Ehe Geborenen als einen zweischlächtigen Bastard zu bezeichnen. Es ist doch wirklich kaum glaublich, daß solches Zeug von dem bairischen Ministerium wirklich sollte verbreitet werden.

Endlich habe auch ich den Athanasius gelesen, heißt es in einem anderen Briefe an Perthes; es sind Schilderungen darin der kümmer-

lichen Zustände, wie eine protestantische Kirche sie haben kann, die durch Kraft und glücklichen Ausdruck an den Rheinischen Mercur erinnern. Im ganzen aber ist es doch ein recht geringes, ich möchte sagen greisenhaftes Buch; die alte Schlachtlust ist noch da, aber es fehlt die Potenz; tönende Worte und Schwulst der Rede sind an die Stelle der früheren oft großartigen Bilder getreten und heftiges Poltern, ja zuweilen selbst sehr gewöhnliches Schimpfen sollen die Kraft der fehlenden Gedanken ersetzen. Der Alte muß jetzt nicht mehr schreiben; es wäre Schade, wenn er das Bild seiner jungen Jahre, welches immer einen Ehrenplatz in unserer politischen Literatur einnehmen wird, im Alter zur Caricatur machte. Daß das Buch so viel gelesen wird, hat es doch wohl hauptsächlich der rücksichtslosen Plumpheit der Ausdrücke in den Angriffen auf Preußen und den Protestantismus zu danken. Man kannte so etwas in Deutschland nicht und wer einen solchen Ton zuerst anschlägt, macht immer Aufsehen; es dauert aber meistens nicht lange. — Trotz Görres und Athanasius gewinnt, schrieb ein anderer, die Münchener Gesellschaft Boden, auch die augsburgische Allgemeine Zeitung neigt aus Haß gegen Preußen sich ihr mehr und mehr zu und die Frankfurter Oberpostamtszeitung ist gänzlich in das bairische Interesse gezogen. — Ich bekenne, heißt es dagegen in dem Briefe eines preußischen Freundes vom 4. April 1838, daß sich mir, wie verletzt mein Gefühl auch durch das Zufahren unserer Regierung war, doch die Welt umgedreht hat, seitdem ich den Athanasius gelesen. Wir Protestanten waren sehr im Irrthum, als wir glaubten, so weit mit dem Katholicismus im Frieden zu sein, daß wir unsere Freude an seiner Geschichte im Mittelalter ungestraft aussprechen dürften. Während wir ohne Arg uns preisgaben, hat diese Partei im Stillen uns Verderben bereitet; ich denke aber doch, für sie ist Görres zu früh losgefahren. Ueber viel kleines Zeug, was mich sonst geärgert hätte, hat mir der Athanasius hinweggeholfen, er gibt doch wieder einmal das Gefühl großer und frischer Interessen und erfüllt mit Parteilust. Auch ich bin eine Art Sturmvogel, und wenn ich selbst nicht zuschlagen kann, so freue ich mich, wenn andere zuschlagen, wenn es einiges Wellenspiel gibt und es so ein weniges drunter und drüber geht. Ich will keinen Reli-

gionskrieg wünschen, es wäre Sünde und Frevel, herbeizusehnen, was von dem furchtbarsten Unglück für Tausende begleitet sein müßte; aber wenn nun dennoch einer ausbräche! Ich würde vor innerer Lust davon gesund, und wenn ich am Tode läge.

Der Athanasius war nicht die einzige bedeutende literarische Erscheinung, durch welche der Münchner Kreis in den Kampf eingriff, es ward vielmehr schon bei dem ersten Erscheinen desselben im Februar 1838 ein anderes noch weit nachhaltiger wirkendes Unternehmen vorbereitet. Das Berliner politische Wochenblatt hatte bisher, heißt es in einem Briefe aus München, die politischen Anhänger des Herrn von Haller und die Ultramontanen vereinigt; diese Vereinigu..g ist nun gesprengt; die einen können Preußen nicht fallen lassen und die andern wollen es nicht schonen. Ein neues Organ bildet sich jetzt hier unter dem Namen; Historisch-politische Blätter, herausgegeben von Phillips und dem jüngeren Görres. Der ausgesprochene Zweck ist: die Rechte der Kirche und die Freiheit der einzelnen auf Grund des historischen Rechts und mit Verleugnung aller revolutionären Staatsentwickelung zu vertheidigen. Daß in dem Begriffe der Revolution der Protestantismus mit eingeschlossen ist, versteht sich von selbst. Eine Partei, welche wie diese nicht allein die wissenschaftlichen, sondern auch die praktischen Interessen der Zeit vertreten will, wird schnell in den Strudel des Tages hineingezogen sein und in keinem Falle ohne Bedeutung bleiben. Der deutsche Katholicismus ist nicht wie früher der französische durch den Hof und die Hofpfaffen abgenutzt, sondern hat noch in der Tiefe der Gemüther einen Grund, der stärker ist, als der protestantische Norden glaubt. Will nun der abstracte moderne Staat Sieger über die allen handgreifliche und alle greifende Kirche bleiben, so wird er sich an die Gemüther wenden müssen, und dann ist es mit der Entscheidung durch Cabinetsordres zu Ende. — Die neue Zeitschrift wird wenigstens anfangs sich vor heftigen Ausfällen in Acht nehmen, heißt es in einem Briefe vom April 1838; die Leute sehen die Nothwendigkeit der Vorsicht ein; Görres' Polemik hat so viel Aergernis gegeben und der Partei so viel geschadet, daß der Minister jetzt schon den hiesigen kleinen Schmutzblättern erlaubt, den alten Görres anzubellen. — Glauben Sie

mir, schrieb ihm ein mithandelnder Freund aus Berlin, daß mich der unerquickliche Kampf dieser Zeit nicht weniger tief schmerzt als Sie. So viel Liebe geht unter und so wenig Licht wird heraufgefördert. Aber unter den mannigfaltigen Gefühlen, die dadurch erregt werden, ist mir doch das schmerzlichste dieses, daß so wenig Kraft des Geistes auf unserer Seite sich zeigt. Die da drüben, so schlecht und unwahr sie sein mögen, haben wenigstens in der sichtbaren Erscheinung ein Siegesgefühl voraus, was zwar nicht absolut ist, da es von der tieferen Wahrheit völlig entfernen kann, aber doch eine Realität hat. Wer aber hat von unserer Seite in der Kraft des Glaubens und der Liebe geredet!

Die während des Sommers 1838 immer heftiger und immer allgemeiner werdenden Angriffe jener katholischen Partei steigerte bei vielen die früher schon ausgesprochene Befürchtung, daß das kirchliche Zerwürfnis zu einer politischen Auflösung Deutschlands führen könne. Was ich, schrieb ein norddeutscher Freund im August 1838 an Perthes, aus dem westlichen Deutschland lese und durch Reisende höre, gefällt mir nicht. Es ist da eine jener Zersetzungen in vollem Gange, welche die Ruhe der Völker bedrohen. Der Mismuth der Rheinländer und Westfalen, dem die Priesterfehde als Anlaß und Krystallisationspunkt gedient, greift gewaltig um sich und wird nicht mehr verhehlt. Es ist mir klar, daß er seinem eigentlichen Grunde nach gegen das preußische Wesen, gegen die knappe, alles regelnde, viel fordernde und belästigende Verwaltung gerichtet ist, und daß diese Verwaltung selbst ihre beste Zeit erlebt hat und nirgends mehr ausreicht, nicht im Osten und nicht im Westen, nicht in Schlesien und nicht am Rhein. — Ueberaus gerne brächte ich einige Wochen in Berlin zu, heißt es in einem anderen norddeutschen Briefe an Perthes, um mir eine klare Anschauung von dem jetzigen Leben der Monarchie zu verschaffen, für die ein Wendepunkt eingetreten ist oder in nächster Zeit eintreten wird. Mehr als in irgend einem andern Staate ist in ihr die öffentliche Meinung eine Macht, und diese öffentliche Meinung ist jetzt gänzlich zersetzt auf einem durchaus unerreichbaren Gebiete des geistigen Lebens. Wenn das religiöse Bekenntnis verschiedene Staaten trennt und unlösbare Collisionen erzeugt, so kann und muß ein gesunder

Krieg die Hilfe bringen. Wo aber gemischte Bevölkerung in demselben Staate ist, kann, wenn es beiden Theilen Ernst ist, eine Ausgleichung kaum gedacht werden ohne inneren Krieg. Ist aber der Ultramontanismus nicht wahre, ernste Volksüberzeugung, sondern zurückgedrängter Oppositionsgeist, so bleibt nichts übrig als alle Kräfte zu concentrieren und auf einen äußeren Feind zu werfen. — Die Glocken schlagen laut, schrieb Perthes: Strauß, Hannover und vor allem Köln. Sollte es wirklich wahr sein, daß die Wunde, welche die deutsche Nation in zwei feindliche Theile zertrennt hat, noch eitert und blutet, wie vor zweihundert Jahren, sollte wirklich dieser jetzige Kampf nur das äußere Zeichen tiefer, innerer Spaltung sein, nun denn, so ist offener Streit besser als pharisäisch zu wandeln auf übertünchten Gräbern. — Auf keiner Seite ist nur Unrecht, schrieb er um dieselbe Zeit, und auf jeder Seite mangelt es an Recht und Gerechtigkeit; alles löst sich in Parteileidenschaft auf und nirgends sehe ich Männer, welche auch im Gegner einen berechtigten Streiter anzuerkennen vermöchten; täglich wird man versucht, bald links bald rechts um sich zu schlagen, und dennoch ist es das richtigste, sich stille in sich zu verschließen und abzuwarten, bis der Tumult sich gelegt hat.

Das Kölner Ereignis hatte sehr allgemein die Meinung erregt gehabt, daß es augenblicklich und unmittelbar schwere und außerordentliche Folgen nach sich ziehen werde. Das war nicht der Fall gewesen. Die Einsetzung einer Bisthumsverweſung für Köln stellte ein leidliches äußeres Einvernehmen zwischen der Regierung und der Curie wieder her und politische Unruhen brachen nirgends aus. Weil die mit großer Spannung erwarteten bedeutenden Folgen unmittelbar nicht eintraten, wähnten nun viele, daß bedeutende Folgen überhaupt nicht eintreten würden, während doch historische Ereigniſſe meistens als Glieder einer großen Kette wirken und eine Saat sind, die langsam reift.

Politiſche Richtungen und Ereigniſſe. 1838—1843.

Die vielen bedeutenden Ereigniſſe religiöſer, politiſcher und ſocialer Natur, welche in dem letzten Jahrzehend nacheinander und nebeneinander hervorgetreten waren, hatten geiſtige Unruhe und Aufregung aller Art zurückgelaſſen. Gefährliche Elemente entgegengeſetzten Weſens drängen ſich auf das neue an den Tag, ſchrieb Perthes einmal. Einerſeits ein übermäßig irdiſch-geſchäftliches Treiben, welches ſchlaff und todt allem Geiſtigen gegenüberſteht; anderſeits die überſpannteſte Unruhe im geiſtigen Leben, aber nur um alles, was bisher das Gemüth beruhigte, in Zweifel zu ſtellen und kraftlos zu machen. Dazu eine luxuriöſe, frivole, zur Deſperation führende Literatur. — Auch die Briefe an Perthes geben manche Andeutungen über das, was damals noch immer oder ſchon wieder die Nation bewegte. Die Träume von Republik oder republicaniſcher Monarchie halte ich keineswegs für abgethan, ſchrieb ein Norddeutſcher, auch nicht im Norden Europa's, wo Norwegen als lockendes Vorbild daſteht. Immer neu wächſt die Jugend heran und mit ihr werden immer wieder Anſprüche und Hoffnungen des Prometheus hineingeworfen in die Zeit. Jahr aus Jahr ein lehren die Schulen das Mark der alten Republiken aus den Knochen der Griechen und Römer ſaugen; überall drückt der Schuh; die trübe Ausſicht der ſo herangebildeten Jugend, ihre Jahre der Kraft im Staatsdienſt oder im Gewerbe zu verkümmern, bürgt dafür, daß es auch künftig an Unzufriedenen nicht fehlen wird, und ſo lange es Unzufriedene gibt, wird es auch Republicaner geben. — Iſt Frankreich auch ſchon ſeit Jahren, ſchrieb ein anderer, nicht grade ein glänzendes Vorbild für politiſche Hoffnungen und nicht im Stande, durch einzelnes die Zuneigung der Völker zu erwerben, ſo begegnen wir doch oft Aeußerungen, die verrathen, daß auch jetzt noch viele das Daſein eines ſolchen Volkes und eines ſolchen Staates für ein Glück halten, weil ohnedem Europa verknöchern und erſtarren würde. — Der NN. iſt doch meiner

Seele zu deutſch, heißt es ein anderesmal, deutſcher als Deut oder Teut. Ich habe, wie Sie wiſſen, zu viel von der übrigen Welt geſehen, um über Maßen deutſch ſein zu können, und gebe Gott die Ehre, der die anderen Wichte alle und ſogar die Welſchen auch gemacht hat. Dennoch lobe ich mir ſolch ehrlich Gemüth, rein und echt, und wahrlich die Könige, wenn ſie ihr Handwerk verſtehen, dürfen ſolche treue Bullenbeißer, die den heiligen Graal bewahren, nicht verſcheuchen; die Race wird ſelten. — Ich halte es, ſchrieb ein Anhänger Haller's, mit Gentz: „Wenn, wie in unſerem Jahrhundert, Zerſtörung alles Alten die herrſchende Tendenz wird, ſo müſſen einzelne Menſchen bis zur Halsſtarrigkeit altgläubig werden.“ Daß Wahrheit und Recht auf den Thronen, in der Kirche, unter dem Volke niemals in ungetrübter Glorie geſtrahlt haben, iſt gewiß; aber jene höchſten Güter waren doch nicht principiell ſo vernichtet, wie dieſes in unſerer Zeit ſo vieler Orten geſchieht. Wie manches Band haben wir gewaltſam zerreißen ſehen und die Mitlebenden erkannten die Gewalt jubelnd an! wie manches alte Band wird heute Schritt für Schritt gelockert und die Geſetzgebung ſelbſt erkennt das an! Weit um mich her ſehe ich nur Verweſung, überall ſteigt Modergeruch an mich heran; aber dennoch will ich das Keimen und Grünen einer jungen und beſſeren Saat gewiß nicht verkennen, obſchon ich keine Hoffnung hege, ſie noch in Aehren ſchießen zu ſehen. Es hat oftmals ſchon Zeiten wie die unſrige in der Geſchichte gegeben, und es waren nicht die ſchlechteſten, in welchen die Beſten ſich reizbarer für das Böſe als für das Gute ihres Zeitalters zeigten, und ſollte in einer Zeit, welche ſo hohen Werth auf das Daſein einer Oppoſition legt, nicht auch eine rückläufige Oppoſition ihren Werth haben, die muthig auftritt, wenn alles mit Siebenmeilenſtiefeln voraneilt und mit dem Hufe von Attila's Roß das aus dem Sturme der Zeit noch Gerettete vollends zerſtampfen will? — Die Oeſtreicher liegen uns Deutſchen wohl etwas ſchwer in den Füßen, heißt es in einem Briefe aus München, aber ſie ſind doch auch die Urſache geweſen und werden es wohl auch künftig noch oft ſein, daß wir immer wieder auf die Beine zu ſtehen kommen, wenn es ans Purzeln geht. Sie laſſen uns gerne die Ehre, der Kopf zu ſein, und begnügen ſich mit ihren ſchweren Fundamen-

taleigenſchaften. Mir ſcheint für die mittleren und kleineren deutſchen Staaten faſt keine Conceſſion zu groß, um Oeſtreichs Intereſſe dem ihrigen nahe zu bringen, nicht allein weil das nervöſe Leben der Mark Brandenburg Beruhigung bedarf, ſondern auch aus poſitiven Gründen. Keineswegs will ich damit gut heißen, was das Haus Habsburg in früherer und ſpäterer Zeit geſündigt hat. Gentz' Briefe aus dem Jahre 1805 zeigen eine Verſchlammung, von der auch jetzt ſich ſtarke Spuren finden. Ich kann zuweilen Blicke in die dortigen Zuſtände thun, die Schlechtes und Verfaultes an vielen Orten vermuthen laſſen. Doch abgeſehen davon, welch greulicher Abſchaum der Literatur findet in dem ſtreng bewachten Oeſtreich ſtets einen guten Markt! Die Leute haben dort zwar bekanntlich einen guten Magen, aber ſolches Zeug, einmal verſchlungen, will irgendwo wieder heraus.

In acht Tagen beginnt der ſchleswigſche Landtag, ſchrieb ein Freund im September 1840 an Perthes. Er wird bedeutend werden durch die Gelegenheit, die den Schleswigern dargeboten, ja aufgedrungen wird, ſich über ihr Verhältnis zu Holſtein und zu Dänemark zu äußern. Die radicalen Dänen möchten das Herzogthum, weil in den nördlichen Aemtern ein corrumpiertes Däniſch geſprochen wird, ganz nach Dänemark hinziehen und vorerſt der däniſchen Sprache das Uebergewicht verſchaffen. Dagegen ſträubt ſich das Gefühl der großen Mehrzahl; die beiden Auguſtenburgiſchen Fürſten nehmen in der Sache leidenſchaftlicher Partei, als es von den Schwägern des Königs zu erwarten wäre. Man darf heftigen und entſchiedenen Manifeſtationen entgegenſehen. Schleswigs Geſchichte, Verwaltung, Geſetzgebung, Bildung iſt deutſch. Frieſen und Dänen werden von Deutſchen adminiſtriert und vertreten ohne alle Benachtheiligung. Es trägt aber dieſes Land den nicht geringen und nicht zu beſeitigenden Nachtheil, daß in ihm die Grenze zweier Sprachen iſt; da, wo ſie ſich berühren, entſtand ein Kauderwelſch, welches die Bildung erſchwert, aber langſam immer weiter nordwärts rückt. In Angeln iſt das Däniſche faſt verſchwunden, während es dort vor vierzig Jahren alleinige Sprache des gemeinen Lebens war. Nun aber ſtellen ſich die Dänen auf das ungeberdigſte zur Wehr, werben, drohen, vertheilen

Bücher. Eine Partei holsteinischer Germanen beginnt von der andern Seite die Lehre zu predigen, daß man von Schleswig sich lossagen, es seinem Zwittergeschick überlassen solle, wobei der Hintergedanke durchschimmert, daß durch die Vereinigung dreier dänischer Ständeversammlungen (Inseln, Jütland, Schleswig) die norwegische Constitution um so leichter werde zu erzwingen sein. Die große Mehrheit in Holstein will dagegen dem alten Bande treu bleiben und die Ständeversammlung hat sich laut und bestimmt darüber ausgesprochen. So, lieber Freund, sind die Geister lebhaft bewegt; der politische Mergel bringt zum erstenmal ein neu umgebrochenes Land in Gährung. Wer nur zur rechten Zeit das Unkraut jäten könnte! Denn die Pflanze selbst wächst ohne unser Zuthun und ist keine Treibhauspflanze, wie einige möchten glauben lassen.

Während die Deutschen sich eifrig ihren häuslichen Angelegenheiten und Richtungen, Hoffnungen und Befürchtungen, Zwisten und Versöhnungen hingaben, wurden sie durch das Jahr 1840 lebhaft daran erinnert, daß Deutschland inmitten der großen europäischen Gegensätze liege und etwas früher oder etwas später noch andere als häusliche Aufgaben zu lösen haben werde. Das Jahr vierzig eines jeden Jahrhunderts soll, schrieb Perthes im December 1839, große Bedeutung haben, behauptet man und weissagt dergleichen auch von dem jetzt kommenden Jahr. Es läßt sich wohl so an, als ob große Ereignisse eintreten könnten. So zu sagen wird es auch Zeit, daß das Blut einmal wieder zum Kochen kommt. — Der siegreiche Kampf Mehemed Ali's, des Pascha von Egypten, gegen die hohe Pforte hatte die Besorgnis hervorgerufen, daß Kaiser Nikolaus, um das ottomannische Reich zu beschützen, Konstantinopel besetzen und dadurch den Ausbruch eines großen europäischen Krieges herbeiführen werde. Wer könnte zweifeln, schrieb Perthes im Frühjahr 1840, daß Rußland in der großen Geschichtsepoche, welcher Europa unaufhaltsam entgegengeht, eine Hauptrolle spielen wird? Aber wir haben zunächst wohl wenig von ihm zu fürchten; es wird, so lange die jetzigen europäischen Verhältnisse fortbestehen, alle Ursache haben, Oestreich zu schonen und Preußen und Deutschland in der Lage zu erhalten, in welcher sie sich befinden. Zu wenig Gewicht wird dagegen, wie

mir scheint, auf die Wiedervereinigung der bisher uniierten griechischen Polen mit der russischen Kirche gelegt. Sie ist ein neuer bedeutender Schritt zum gänzlichen Einswerden der griechischen Kirche mit dem russischen Reiche, und es wäre wohl nicht unmöglich, daß die griechische Kirche in ihrer Verbindung mit der russischen Macht eine Rolle neben Katholicismus und Protestantismus zu spielen bestimmt wäre. — Durch seine Massen wird Rußland Deutschland nicht erdrücken, heißt es in der Antwort; es hat sie, aber es kann sie nicht auf den Kampfplatz bringen; gefährlich wird es nur durch seinen Einfluß und seine Schlauheit; die Völker gewinnt es schwerlich, wohl aber die Fürsten und deren Diener. Nun ist es durch die monströse Verbindung geistlicher und weltlicher Macht in einen neuen Gegensatz gegen Petrus und Paulus getreten, die sich in das römisch-deutsche Abendland getheilt hatten. Die Freiheit der Welt wird sich vielleicht noch unter des Pabstes Fahne flüchten müssen, vorausgesetzt daß es gelingt, den Pabst zum Protestantismus zu bekehren, wozu ich Zacharias Werner einmal aufmunterte, nachdem er mir seine Weihe der Unkraft vorgelesen hatte. Die nächste Aufgabe wird es jedoch allerdings wohl sein, die Russen fern vom Bosporus zu halten.

Wie Rußland durch den Schutz der Pforte, gedachte Frankreich durch den Schutz Mehemed Ali's seine Herrschaft im Orient zu kräftigen. Der Vertrag vom 15. Juli 1840, durch welchen die vier Großmächte ohne Mitwirkung des Pariser Hofes dem Pascha von Aegypten den Frieden dictierten, versetzte daher ganz Frankreich in die größte Aufregung. Thiers, seit dem 1. März Präsident des Ministeriums, drängte zu gewaltigen Kriegsrüstungen, und da im Orient nichts zu ändern war, ward die Kriegswuth auf Deutschland und den Rhein gelenkt. Der Teufel und die Franzosen, seine alten Gesellen, sind wieder auf dem Plan und wollen zu Felde ziehen, schrieb im September ein befreundeter Staatsmann. Der Hahn schämt sich gekräht zu haben und fürchtet sich vor denen, die ihm helfen wollen, noch mehr als vor den drei Landhähnen und selbst dem einen Seehahn, die ihn jedoch wohl sicherlich tüchtig zudecken werden. Doch Gott erhalte uns den Frieden! — Als Thiers im October 1840 eine Haltung annehmen wollte, welche einer Kriegserklärung gegen Eu-

ropa gleich kam, fiel er und an seine Stelle trat das Ministerium Soult und Guizot. Vor der Hand also behalten wir den sogenannten Frieden, schrieb Perthes, aber ich kann nicht glauben, daß die Verhältnisse noch lange ohne den Einbruch roher Gewalt bestehen oder vielmehr auseinander gehalten werden können. Frankreich als Staat und als Nation geht gewiß einer Auflösung entgegen, aber leicht könnte es mitten in seiner Zersetzung noch einen Versuch zur Oberherrschaft über Europa machen und dieser Versuch könnte für eine kurze Zeit gelingen. — Noch im December 1840 schrieb ein mit dem Gange der Dinge sehr bekannter Staatsmann an Perthes: Der Herr wache über unser geliebtes Vaterland in dieser verhängnisvollen Zeit, wo jeder gut thut, sich gegen den Teufel und seine Helfershelfer in Paris zu rüsten, damit wir Frieden behalten, oder ihn uns ruhmvoll erkämpfen. — Bald darauf aber gelang es dem Fürsten Metternich, Frankreich aus seiner isolierten Lage und zum Wiedereintritt in die europäischen Verhältnisse zu verhelfen. — Die Kriegsgefahr ist vorüber, schrieb Perthes; ob aber den Deutschen jetzt der Krieg mit Frankreich, der für nicht ferne Zukunft doch unvermeidlich ist, nicht besser als später gewesen wäre, wage ich nicht zu beantworten. — Frankreichs Demüthigung war wohl verdient, heißt es in einem Briefe an Perthes, aber sie wird uns böse Früchte bringen. Die Majorität der Franzosen läßt sie sich wohl des Friedens wegen gerne gefallen, aber nicht die Majoritäten, sondern die Minoritäten regieren die Welt. Jedenfalls hat England, wie gewöhnlich, den Vortheil und wir Deutschen bezahlen, wie gewöhnlich, die Zeche zunächst schon durch die Kosten der Kriegsrüstung.

Oestreich vor allem hatte in der That eine schwere Geldkrisis zu bestehen. Die finanzielle Lage, in der wir uns befinden, ist sehr bedenklich, heißt es in einem Briefe aus Wien vom 9. August 1841. Unser neuer Finanzminister, Herr von Kübeck, erkannte nach der vorjährigen politischen Krisis die Gefahr, in welche die Bank bei der großen Ausdehnung ihrer Geschäfte und der unverhältnismäßig großen Emission von Noten kommen könnte, und drang deshalb mit Ernst auf die Beschränkung des Creditsystems. Seine Maßregeln beleidigten den Stolz der betheiligten großen Häuser und veranlaßten die

mächtigsten, ihre Verbindlichkeiten auf Einmal einzulösen. Dadurch verlor die Börse in wenigen Monaten ein Operationscapital von 10 bis 15 Millionen. Das Geld ward daher außerordentlich gesucht und die schwächeren Häuser mußten nun ihre Wechselcirculation unter allen möglichen Masken vermehren. Das Mistrauen wuchs, die öffentlichen Papiere, vorzüglich aber die Actien der Industrieunternehmungen sanken schneller und schneller und die gefürchtete Katastrophe trat ein; Steiner, Geymüller fielen und rissen eine Anzahl kleiner Häuser mit sich. Die Staatsverwaltung sah sich nun genöthigt, um der Unglücksflut einen Damm zu setzen, eine Aushilfscasse zu schaffen und fünf Millionen in die Hände der drei Banquiers Rothschild, Sina und Arnstein niederzulegen, um dafür Staatspapiere und Eisenbahnactien in Versatz zu nehmen. Zugleich kam man der Stadt Triest, deren Kaufmannschaft durch den Verlust des hiesigen Credits in enorme Verlegenheit gerathen war, mit einer Million gegen Waarenverpfändung zu Hilfe. So stehen nun die Sachen und wie soll dem zerstörten Credit der hiesigen Börse wieder aufgeholfen, wie die Millionen verlorener Capitalien wieder gewonnen werden? Herausgestellt hat es sich, daß wir für unsere vielen großen Unternehmungen nicht Geld genug haben und daher neue Repräsentationsmittel bedürfen. Der Werth alles Eigenthums und damit zugleich das Einkommen des Staates ist dagegen durch alle diese Ereignisse so gestiegen, daß jetzt den großen Ausgaben genügt werden kann, ohne neue Schulden machen zu müssen, während noch vor einem Monate ein neues Staatsanlehen von vierzig Millionen contrahiert werden mußte. Die Hilfsquellen unseres Landes sind zwar groß, aber der Zeitgeist ist außerordentlich gefährlich; die Gemüther sind in eine solche Unruhe gesetzt, daß alles nur immer geschwinder leben, immer schneller reich werden will und große Krisen nothwendig eintreten müssen. Ich fürchte sehr, daß die jüngere Generation schwere Proben zu bestehen haben wird. Doch davon läßt sich näheres nicht schreiben.

Mehr als auf irgend einen anderen europäischen Staat hatte ganz Deutschland in dem verhängnisvollen Jahre 1840 auf Preußen geblickt. Preußen hatte, das ließ sich nicht verkennen, während der zunächst vorangegangenen Jahre an Ansehen und Vertrauen unter

den Deutſchen verloren gehabt. Leider iſt es wohl wahr, daß Preußen im Rückzuge iſt, ſchrieb Perthes im November 1838, ich glaubte nicht, daß den edlen tüchtigen Beſtrebungen der Athem ſo bald ausgehen werde. In allen Zweigen der Verwaltung gewahrt man ein unentſchloſſenes Vorwärts und Rückwärts und ſomit Verwirrung. Bei NN.'s letzter Anweſenheit waren dieſe Verhältniſſe ſehr oft der traurige Gegenſtand unſerer Unterhaltung; der König iſt alt, und ein Nachwuchs kraftvoll ausgezeichneter junger Männer für die höheren Aemter will ſich nicht zeigen. Eichhorn im Auswärtigen iſt allein noch eine Stütze. Dazu nun die Zerwürfniſſe mit den Prieſtern und mit einem Theile des katholiſchen Adels. Die ſchwüle, düſtere Ruhe dieſer Tage iſt keinem Staate heilſam, und doch für Preußen am meiſten läßt ſich hoffen; es gebietet über ſehr viel Intelligenz, Arbeitstüchtigkeit und guten redlichen Sinn, und wenn die Charakterkraft des künftigen Monarchen dem Reichthum ſeines Geiſtes entſpricht, ſo werden auch im Volke ſchon Geiſter wach werden und höhere Kräfte ſich zeigen. — Berlin iſt eine wunderſame Geburtsſtätte, aber auch ein offenes Grab, äußerte ſich Perthes im März 1840; dort muß eine Umgeſtaltung eintreten, oder es kommt wieder eine Zeit, wie die der letzten Jahrzehende vor 1806, in denen ausgezeichnete Männer, wie Gentz und Prinz Louis, Roués wurden, und die Hardenbergiſche Salonwirthſchaft mit allen ihren Anhängſeln zu dem heranwuchs, was ſie ſpäter war. Niebuhr ſah, nachdem er die große Zeit der Verzweiflung von 1806—1813 durchlebt hatte, ſeit 1820 ähnliche Zuſtände wieder auftauchen; er fühlte das mehr, als er es erkannte, und grade deshalb übermannte ihn die Angſt, als das Jahr 1830 hereinbrach. Alles, was man heute ſieht und hört, alle Mittheilungen, die ich von ſo verſchiedenen Seiten erhalte, zeigen Verdumpfung und Verſchleimung, Uebergeiſtigung und Blaſiertheit, und in Folge davon Verwirrung bis hoch oben hinauf. Die Kräfte von Männern, wie Eichhorn, werden abſorbiert, und ſollte das, der alten Generale nicht zu gedenken, nicht auch bei dem Mann bald eintreten müſſen, auf den alle Augen ſich richten? Durch ganz Deutſchland geht ein Gefühl, daß es in den Grundveſten Preußens nicht ſicher ſei; an manchen Orten freut man ſich deſſen, und ein

Buch wie die Pentarchie findet Beifall und hat Erfolg. Man darf, wenn es ſich um große Umwandlungen handelt, nicht um Jahre markten; aber ſoll nicht ſchweres Uebel feſt wurzeln, ſo muß bald Großes geſchehen, und ich glaube, es wird bald geſchehen. Nicht grade als ob die Entſcheidung ſich aus dem Inneren Preußens hervordrängte; aber alles, alles in dem großen Weltgange deutet auf eine außerordentliche Weltepoche hin. Für euch junge Männer gilt es ſich friſch zu halten und die Kraft zu bewahren. — Es kommt hier mehr und mehr eine Richtung des Geiſtes und des Charakters zur Herrſchaft, ſchrieb im März 1840 ein Freund aus Berlin an Perthes, die ich kurzweg eine franzöſiſche nennen möchte. Der Franzoſe hält das Leben für eine Repräſentation, darauf geht alles bei ihm hinaus; die Idee der Freiheit exiſtiert für ihn nicht, ſondern nur die Freude, durch ſeine Rede andern die Meinung beizubringen, als ſei er von dieſer Idee ergriffen. Der kühne Redner der Freiheit iſt ein ſchamloſer Kriecher im Handeln; auf dem Sterbebette noch ſpielt er Komödie mit dem lieben Gott; in der Wiſſenſchaft will er nur das Pikante, nur was Geſpräch in den Salons bewirkt und große Meinung von ſeinem Scharfſinn erweckt; alles übrige ſchiebt er fort, ſo weit als möglich. So etwas greift jetzt auch hier wie eine Wucherpflanze weiter und weiter um ſich. Hofverbindungen zu haben, in einer Unſumme von Verhältniſſen zu ſtehen, das iſt das höchſte Ziel; alles in der Welt, Religion und Politik, Wiſſenſchaft und Kunſt ſcheint eigentliche Bedeutung nur zu haben, inſofern es einen glänzenden Gegenſtand der Salonunterhaltung abgibt; der Ernſt des Mannes, die Tiefe des Geiſtes geht verloren und Zeit und Kräfte werden zerſplittert und der Charakter verſchwindet. Nur wenige gibt es, die auf ihren eigenen zwei Beinen ſtehen und nicht in ein Mäuſeloch kriechen, wenn ſie die öffentliche Meinung gegen ſich gerichtet ſehen, und was iſt dieſer Rohrſtengel anderes, als eine Pfeife, auf welcher ein paar Tonangeber blaſen. — In unſerm Staate hat das ſehr geordnete Verwaltungsweſen es zu einer fixen Idee werden laſſen, heißt es in einem anderen Briefe, daß das Verwalten die Hauptſache und das Verwaltete etwas Gleichgiltiges ſei. Die Freude an der Zuſammenſetzung der Maſchine iſt ſo groß, daß das, was ſie wirken

ſoll, faſt überſehen wird. In der nächſten Umgebung des Königs iſt es doch wirklich einzig und allein nur noch Alexander von Humboldt, durch welchen Lebendiges demſelben nahe gebracht wird.

Ende Mai 1840 ſetzte die Kunde von dem herannahenden Ende des Königs ganz Deutſchland in Spannnng. Der Herr ſchreitet wieder hörbar und fühlbar durch die Welt, heißt es in einem Briefe vom Juni an Perthes, und ſpricht die Jahrhundertſtimme zu ſeinem Volke. Geſtern erhielt ich das alle Hoffnung abſchneidende Wort eines Freundes aus Berlin, morgen ſehen wir der Todesnachricht entgegen; alle Gedanken ſind noch bei Friedrich Wilhelm III.; er iſt gewiß den Tod des Gerechten geſtorben, wie wenige. Auch wo er fehlte, handelte er nach Gewiſſen. Als er die Gefahr der Krankheit empfand, waren ſeine Worte: Ich weiß, an wen ich glaube; ich ſterbe in meinem Erlöſer. Die Mitwelt weiß wenig von ſeinem Herrlichſten, die Nachwelt ſoll es wiſſen. Laſſen Sie mich meine Gefühle in dieſer ſpäten Mitternachtsſtunde ausſprechen, Sie verſtehen mich wie wenige. — — — Das aber bleibt wahr, ins Herz muß der Hebel angeſetzt werden, wenn die ſchwere Laſt gehoben werden ſoll, nicht in den Kopf allein.

Am 7. Juni, dem zweiten Pfingſttage, trat der Tod des Königs ein. Ein gerechter, braver Mann, ein guter Menſch iſt weniger auf der Welt, ſchrieb Perthes; mit Achtung und mit Freude wird alle ſpätere Zeit auf ihn zurückſehen. Die Aufgaben des Nachfolgers ſind ungeheuer; wenn nicht Ereigniſſe zu Hilfe kommen, wird kein Menſch, ſei er auch noch ſo reich begabt, die Flut der Gegenſätze und Widerſprüche löſen können, welche die Zeit bewegt. — Mein tägliches Gebet ſteigt auf für unſern König, ſchrieb im Juli ein Freund an Perthes; von ſeinem Geiſte und von ſeinem Herzen haben wir vieles zu erwarten, und es zeugt von praktiſchem Tact, daß er zum Anfang nur ſolche Dinge thut, welche die allgemeine Stimme für ſich haben. Ein großes Herz, einen weiten Sinn fordert das Volk von einem Könige, für den die Herzen aller höher ſchlagen ſollen; dann fürchtet es auch ſeine Frömmigkeit nicht, weil es vertraut, daß ſie nicht enge ſondern königlich ſei.

Am 10. September war die Huldigung in Königsberg, am 15.

October in Berlin. So mit Geist, Kraft und Herz hat kaum einer vom Throne gesprochen, schrieb Perthes, und faßt man die Königsberger Rede und die Berliner an die Ritterschaft, an das Volk, an die Geistlichkeit zusammen, so läßt sich auch ungefähr erkennen, was der König nicht will, und es ist gut, daß man wenigstens das weiß; aber ich wünsche doch, daß er nun so bald nicht wieder öffentlich rede: es bleibt eine bedenkliche Sache für Kaiser und Könige. — Ganz Deutschland war durch das Auftreten des Königs mächtig erregt. Gott erhalte uns den Frieden, schrieb ein Staatsmann an Perthes; Friedrich Wilhelm bedarf des Friedens, um seine Pläne zur Wirklichkeit zu bringen. Es ist ein Segen Gottes, daß er grade in dieser Zeit auf Preußens Thron sitzt. — Ich war, schrieb ein norddeutscher Freund an Perthes, einige Tage mit N. zusammen; in manchen Dingen gingen wir weit auseinander, aber immer vereinigten wir uns wieder in der aufrichtigen Verehrung seines königlichen Herrn, dessen erwärmender Einfluß so manchen meiner Jugendträume zur Blüte treibt. — Wohl geht es noch etwas bunt und wild in Preußen zu, schrieb ein anderer; aber die geistige Frische und die Macht des Gemüthes thut um so wohler, je ungewohnter sie uns in der Politik ist; ich möchte wohl in Preußen leben. — Wann in der Geschichte ist das Königthum so edel und glanzvoll erschienen, als jetzt in Berlin, heißt es in einem Briefe aus München an Perthes, und wann so tief herabgewürdigt, als jetzt in Paris? Die Erscheinung dieses Königs von Preußen wird immer eine ergreifende, aber ich weiß nicht ob eine freudig bewegende oder eine tragisch erschütternde Erscheinung bleiben. Ist es möglich, das Königthum so innig persönlich überhaupt und insbesondere jetzt zu entfalten? Sollte auch dieser König bestimmt sein, die alte Tragödie zu wiederholen von dem edelen himmelanstrebenden Wollen des einzelnen gegenüber dem unerbittlichen Gange der Ereignisse? Fast ist es für den Deutschen Verbrechen, solcher Furcht sich hinzugeben, und gewiß ist es, daß in der Persönlichkeit dieses Königs die Möglichkeit liegt, ganz Deutschland mit sich fortzureißen. Hier war der Eindruck seines Auftretens ein gewaltiger; je elender unsere eigenen Zustände sind, um so mächtiger wirkte auf Freund und Feind das Ungewöhnliche einer solchen Erscheinung. —

So wunderlich es auch zur Zeit noch in der Welt aussieht, schrieb ein anderer Freund, und so wenig ein Ende des Wirrwarrs abzusehen ist, so wird ganz Deutschland doch immer dafür dankbar bleiben müssen, daß in diesem Momente großer Gefahr dem kriegslustigen französischen Ministerium gegenüber eine Persönlichkeit, wie die Friedrich Wilhelm's IV., auf dem preußischen Thron saß. Ohne ihn wäre ein solches kräftiges Erwachen des nationalen Bewußtseins, wie wir es erlebt haben, kaum denkbar gewesen.

An einzelnen bedenklichen Stimmen hatte es freilich auch im Sommer 1840 nicht gefehlt. Der Jubel und Triumph in Preußen ist mir zu groß oder vielmehr zu früh, schrieb im September ein Freund an Perthes. Wie kann das dauern? Langsam begonnene Freundschaften halten am längsten aus. Die alten schweigsamen, kurzhändigen, ablehnenden Könige hatten es doch leichter zu regieren; mit vielen Dingen kam man ihnen gar nicht, auf welche die Nachfolger sich einlassen müssen. — Die Huldigungsfeierlichkeiten haben einen ungemein lebhaften Eindruck gemacht, heißt es in einem Briefe aus Berlin, mich erfüllen solche Tage stets mit Besorgnis. Die Zeiten hingebender Begeisterung liegen hinter mir, und nie kann ich mich des Gefühls der Furcht erwehren, wenn ich eine Menge von ungewöhnlicher Aufregung, sei sie auch freudigster Art, ergriffen sehe. Ueberaus werth ist mir dagegen Eichhorn's Ernennung zum Cultusminister und Boyen's Activitätserklärung, wenn nur nicht wie ein niederschlagendes Pulver die Nachricht gewirkt hätte, daß Hassenpflug, der in Luxemburg plötzlich entlassen ist, unfehlbar hierher kommen wird. Die Laufbahn, die er in Kassel und Luxemburg hinter sich hat, geben wenigstens von seiner Gewandtheit, sich in Verhältnisse und Menschen zu schicken, keinen großen Begriff.

Gegen Ausgang des Jahres 1840 war bereits in vielen Kreisen Mismuth und Argwohn an die Stelle des Jubels getreten, und von Monat zu Monat nahm seitdem die feindliche Stimmung zu. Wohin man hört und sieht, wird rücksichtslos gegen den König gesprochen, schrieb anfangs December ein vorübergehend in Berlin sich aufhaltender Freund an Perthes, aber bestimmte einzelne Maßregeln, Handlungen der Regierung oder des Königs, über die man sich ereifert,

kann ich ungeachtet alles Fragens nicht erfahren. Der Pietismus, das Junkerthum, der Hallerianismus ſolle zur Herrſchaft gebracht, ſagt man, der Zuſtand der Zeit des Religionsedictes wieder hergeſtellt und Männer, wie Thiele und Stolberg, wie Gerlach und Haſſenpflug und Götze, ſollten zu Mitregierern in dem Staate Friedrich des Großen gemacht werden. — Berlin iſt gegenwärtig ein politiſches Kriegslager, ſchrieb ein mithandelnder Freund gleichfalls im December 1840 an Perthes, und die Parteien ſtehen ſo zu einander, daß ſich Kryſtalliſationspunkte noch lange nicht finden werden. Politiſch iſt die Nation gegen alles mistrauiſch, bis die Frage zwiſchen ihr und den Junkern entſchieden iſt. Der König hat es gefühlt, aber das Kind iſt zweimal todtgeboren trotz des herrlichen väterlichen Lebenselementes. So wird man wieder in den undeutſchen Gegenſatz von Liberalen und Hallerianern zurückfallen. Welche Thoren ſind die deutſchen Gelehrten! Sie haben Haller's Syſtem eine Macht werden laſſen, theils weil ſie ſelbſt nichts beſſeres Poſitives wußten, theils auch weil Haller kein profeſſoriſches Syſtem von wiſſenſchaftlich-philoſophiſchem Werth hat. Man ſolle ihm nicht die Ehre anthun, ihn zu bekämpfen, hieß es früher, er ſei gar zu unwiſſenſchaftlich. Was wollen Sie mit einer ſolchen Nation machen! — Der ſociale Kampf geht heftig und unaufhaltſam weiter, ſchrieb ein Mann, der nach 1850 ſehr verſchiedener Anſicht geworden zu ſein ſcheint, damals an Perthes, und leider macht der Junker reißende Fortſchritte; aber ſeine Tage ſind gezählt, und bedauerlich iſt nur, daß durch ſeinen Sturz auch das Königthum leiden wird, welches in unſeliger Verblendung den Adel für die Stütze der Souverainetät und der Monarchie hält. — Wer kann ſich über die immer allgemeiner werdende herbe Stimmung wundern, heißt es im Februar 1841 in einem Briefe aus Berlin. Die Hinneigung zur Frömmelei und zum deutſchen Reiche trat immer unverkennbarer hervor, während doch jeder Preuße gegen beides ſchon inſtinctmäßig Ekel empfindet. — Das iſt wieder der alte Pferdefuß, der zum Vorſchein kommt, äußerte ſich Perthes über dieſe Worte, der alte Berliner Haß gegen die deutſche Nation und gegen fromme, chriſtliche Geſinnung, das alte Uebel, welches vor einem Vierteljahrhundert mich hinderte, in die großen Worte meiner preu-

ßischen Freundt einzustimmen: Deutschland muß in Preußen untergehen, um als Phönix aus der Asche wieder aufzustehen. — Das Berliner Publicum zeigt sich jetzt in seiner ganzen Jämmerlichkeit und Nichtswürdigkeit, schrieb Perthes anfangs März; in leeren Wortspielen und widerwärtigen Witzeleien macht eine nur negative Stimmung sich kund und in Anekdoten aller Art wird die Gehässigkeit gegen den König zu Markt gebracht. Grade das Beste in ihm ist für die meisten der Stein des Anstoßes. — Wie absichtlich wird von der Regierung selbst die Spannung auf etwas, das da kommen soll, gesteigert, schrieb Perthes um dieselbe Zeit. Auf einen und denselben Tag werden sämtliche Provincialstände berufen, permanente Ausschüsse derselben und deren Vereinigung zu einer Versammlung werden zugesagt und die Eröffnungsdecrete in fast aufregender Sprache abgefaßt. Wo soll das hinaus? mit welchen Dingen wird man die auf Ungewöhnliches gerichtete Erwartung befriedigen können? — Welche Aufgaben sind jetzt einem preußischen Minister, welche Aufgaben dem Könige gestellt? schrieb Perthes im April 1841. Das Drängen der Provincialstände kann so stark werden, daß man, um sich von ihm zu befreien, in allgemeinen Ständen eine Hilfe suchen muß, und wo ist, abgesehen von allem anderem, der Mann in Preußen, der allgemeinen Ständen sich gegenüberstellen kann? Es ist keine Frage, der König selbst hat diese Lage mit herbeigeführt, indem er sich aus vollem Geiste und Herzen in Offenheit der Rede gehen ließ. Mit den Menschen unserer Zeit darf man sich menschlich nicht einlassen, wenn man sie zu regieren hat.

Eine neue Gestalt schien die herrschende Misstimmung seit dem Ende des Jahres 1841 anzunehmen. Unter den zahlreichen, mit allen Lebenskreisen der Stadt vielfach verflochtenen Beamten der hiesigen Centralbehörden greift Misstimmung und Besorgnis mehr und mehr um sich, schrieb im Januar 1842 ein Freund aus Berlin an Perthes. Fast alle diese Männer sind preußische Beamte im alten Sinne des Wortes; in dem hergebrachten Geschäftsgang, in der festen Ordnung der Verwaltung sehen sie das einzige Heil für Preußen. Die neue, ungewohnte Behandlungsart der Geschäfte führt einige Unbequemlichkeit mit sich und macht, daß sich manche höchst unbe-

haglich fühlen. Viel alter Schlendrian mußte ausgefegt werden und vielleicht iſt bei der Gelegenheit auch manches Gute mit verloren gegegangen; einige Dinge ſind ſchnell angefangen und ſchnell wieder aufgegeben worden; viele werden deshalb überhaupt beſorgt, daß der für unſern Staat vor allem unentbehrliche feſte, ordnungsmäßige Gang der Regierung erſchüttert und zu viel durch unmittelbares Eingreifen und nach augenblicklichen Anſichten gethan werden möchte. Eine Menge von Thatſachen werden erzählt, durch welche ſolche Beſorgniſſe begründet werden ſollen, aber bis jetzt haben noch alle, denen ich näher nachgeforſcht, ſich als grundloſe Erdichtungen ergeben; lange, von allen möglichen Nebenumſtänden begleitete Erzählungen, ganze ausführliche Briefe ſind von Anfang bis zum Ende oft ſehr geſchickt erfunden und in Umlauf gebracht. Eine Stimmung, die ſolche Dinge möglich macht, iſt nicht gut, und nur ſie erklärt es, daß die täglich neu auftauchenden Sticheleien und Witzeleien böswilliger Buben über das neue Regiment ſo ſchnelle Verbreitung und ſo große Beachtung finden. — Eichhorn beſitzt ungeachtet aller Angriffe und Intriguen nach wie vor das volle Vertrauen des Königs, wie ich höre, ſchrieb Perthes im April 1842. Das iſt ſehr gut: ſein gediegener feſter Charakter, ſeine unerſchrockene Redlichkeit, ſein Alter mit ſo reichen Erfahrungen bilden eine glückliche Ergänzung. Ich wollte, der König hielt, wie es vor Alters geſchah, ſein Hoflager bald hier und bald da, damit er dieſe unglückliche Berliner Atmoſphäre nicht einzuathmen brauchte. — Nur drei Jahre Zeit und guten politiſchen Wind von Berlin wünſchen Sie? ſchrieb Perthes im Mai. Der Berliner Wind, ſofern er aus dem Volke durch deſſen Sprecher und Schreiber bläſt, iſt ein ganz miſerabeler. Die öffentliche Meinung iſt dort vielleicht noch ſchlechter als in Paris; eigentliche Parteien gibt es nicht; alles iſt ausgetrocknet, abgedroſchen, ausgelebert; bis in die höheren Kreiſe hinein wird räſonniert, intriguiert und malitiös unterminiert. Gewiß, es ſind auch dort freiſtehende Männer, welche der Wahrheit und dem Rechte huldigen, aber ſie halten es unter ihrer Würde, der öffentlichen Meinung entgegenzutreten, und — ſchweigen.

Im Sommer 1842 war auch die Regierung zu der Ueberzeugung gelangt, daß ſie den Angriffen, der Verfälſchung von Thatſachen und

der Entſtellung ihrer Abſichten gegenüber eines ſelbſtändigen, von muthigen und unerſchrockenen Männern geleiteten täglich erſcheinenden Organs nicht entbehren könne. Da alle officiellen Zeitungen ſich als unwirkſam gezeigt hatten, wollte ſie das neue Unternehmen nur anregen und die nöthigen Geldmittel gewähren, im übrigen aber dasſelbe ganz unabhängig von ihrer eignen Einwirkung ſtellen. Heute wieder, wie im Jahre 1830, fühlt man in Berlin das Gewicht der öffentlichen Meinung und ſucht nach einem Mittel, Einfluß auf dieſelbe zu gewinnen, ſchrieb Perthes im Sommer 1842; aber heute droht nicht, wie damals, die Gefahr von außen, ſondern von innen. Die Zahl der Feinde iſt ſehr groß und ſie bilden kein geſchloſſenes Ganze, ſondern ſind ein Otterngezücht, aus allen denkbaren Farben zuſammengeſetzt. Grade deshalb aber iſt es faſt unmöglich, ihnen beizukommen. — Das Bedürfnis nach einer Zeitung, ſchrieb er um dieſelbe Zeit, welche durch wahrhafte Berichte der Thatſachen und durch offene Darlegung der Abſichten und des Wollens der Regierung auf die Gemüther und Geiſter im ganzen deutſchen Vaterlande verſöhnend einwirkt, iſt ein allen erkennbares Bedürfnis; man wünſcht deshalb ein großartiges Inſtitut zu ſchaffen, ein Inſtitut, welches ſich im preußiſchen Sinne neben die Augsburgiſche Allgemeine Zeitung ſtellen könnte. Das Beſtehen der Augsburger Allgemeinen Zeitung iſt für die Gründung eines ſolchen Blattes jetzt nicht mehr ein Hindernis. Sie war 1798 recht eigentlich aus der franzöſiſchen Revolution hervorgegangen, und ihre Leiter gehörten Jahrzehende hindurch dem gemäßigten franzöſiſchen Liberalismus an. Deutſches, Nationales hatte ſie gar nicht. Ebendeshalb hatte ſie faſt alle Gebildeten zu ihren Leſern, und galt als Autorität; neben ihr wäre ein zweites großartiges Blatt faſt unmöglich geweſen. Jetzt iſt das anders. Seit der Julirevolution lenkte ſie vom Liberalismus mehr und mehr ab, bekämpfte etwas ſpäter das junge Deutſchland und die Junghegelianer, und trat ſeit den Kriegsbewegungen im Jahr 1840 entſchieden deutſch-national auf. Dazu kommt, daß ſie, um ſich den Eingang in die öſtreichiſchen Staaten nicht zu verſperren, mancherlei Rückſichten bei Darlegung von Thatſachen und Anſichten nehmen muß. Aus beiden Gründen hat ſie bei einem großen Theile der Liberalen ihr

altes Anſehen eingebüßt und die Entſtehung der Leipziger Allgemeinen Zeitung möglich gemacht, welche durch ihre böswilligen, lügenhaften Mittheilungen und durch ihre allem Beſtehenden feindſelige Richtung einen weit verbreiteten verderblichen Einfluß übt. Eine neue Allgemeine Zeitung, nicht um die Augsburger, ſondern um die Leipziger zu erſetzen, würde ein wahres und wirkliches Verdienſt ſein. Aber auch der Augsburger Allgemeinen Zeitung entgegen zu wirken, iſt in einer weſentlichen Beziehung nöthig. Antipreußiſch möchte ich ſie nicht nennen, ſie iſt auch nicht bairiſch oder würtembergiſch, nicht einmal öſtreichiſch, aber ſie iſt durch und durch einſeitig ſüddeutſch und in ihrer ganzen Haltung ungerecht gegen Norddeutſchland, und deshalb auch gegen Preußen. Der Verfaſſer des bekannten Manuſcriptes aus Süddeutſchland war längere Zeit hindurch an der Redaction derſelben betheiligt. Dem ſüddeutſchen Blatte gegenüber nicht ein norddeutſches, ſondern ein deutſches Blatt zu gründen, würde für ganz Deutſchland ein Gewinn ſein; aber ein ſolches Inſtitut läßt ſich nicht machen, es kann nur werden. Cotta's zähe, ausdauernde Natur, ſeine eiſerne Beharrlichkeit, ſeine Kenntnis größerer Verhältniſſe wußte während der republicaniſchen und napoleoniſchen Zeit, während der Freiheitskriege, des Wiener Congreſſes und unter den Bundestagsſchlüſſen alle Verhältniſſe zu benutzen; Jahrzehende hindurch ſtand Stegmann als ſehr intelligenter, kenntnisreicher und gewandter Redacteur der Zeitung vor und bildete eine Schule jüngerer Männer heran, die ſeine Gehilfen wurden und ſich befähigt zeigen, auch jetzt das Werk fortzuführen. So erwuchs die Augsburger Zeitung im Laufe eines halben Jahrhunderts zu dem großen, über das ganze Erdenrund verbreiteten Weltinſtitut. Das nachzumachen oder gar plötzlich nachzumachen iſt keine Regierung im Stande. Mir ſcheint daher, daß jeder Verſuch, ein der Augsburger Allgemeinen Zeitung gleichartiges Unternehmen ſchaffen zu wollen, nothwendig ſcheitern muß. Die Zeitung, deren Preußen jetzt bedarf, muß einen localen, nicht einen allgemeinen Charakter haben; ſie muß vor allem die beſonderen und nur in großen Umriſſen die allgemeinen Verhältniſſe beſprechen; ſie muß zunächſt auf preußiſche, dann erſt auf deutſche und wenig auf europäiſche Leſer zählen. Nur dann wird ſie Boden, und vielleicht

für die Zukunft eine weitere Stellung gewinnen können. Doch selbst in dieser Beschränkung das Blatt genommen, sind meine Hoffnungen nicht groß. Daß es von der Regierung ausgeht, kann nicht unbekannt bleiben, und gegen die Regierung ist heute eigentlich alles. Auch ist es wenig wahrscheinlich, daß die Regierung, obschon sie es heute will, einem auf ihren Anstoß und mit ihren Mitteln gegründeten Blatte wirkliche Selbständigkeit gewähren wird und kann; ohne die Möglichkeit aber, offen und entschlossen gegen einzelne Zwecke, welche die Regierung verfolgt, aufzutreten, ist Frische, Leben und Wahrheit für das beabsichtigte Blatt nicht gedenkbar. Trotz alledem wünsche ich sehr, daß der Versuch gemacht werde; unvorhergesehene Umstände können meine Befürchtungen zu Schande machen. — Bekanntlich ging aus diesen Bestrebungen die Gründung des Rheinischen Beobachters hervor, dessen Mislingen nicht an dem leitenden Manne, sondern an der Ungunst der Verhältnisse lag.

Inzwischen waren im October uud November 1842 die Ausschüsse der Provincialstände zu einer gemeinsamen Versammlung vereinigt gewesen. In den vereinigten Ausschüssen waren viele, schrieb Perthes, die ihr Licht gerne leuchten lassen wollten, eine Adreßdebatte ward versucht, Bülow-Cummerow erschien in Berlin, um eine Partei zu bilden, aber die Minister verstanden, alle Versuche der Opposition in der Geburt zu ersticken. Das ist nun wohl recht gut, aber mich dünkt doch, daß die Regierung, wenn sie kein anderes Resultat beabsichtigte, als die Oppositionsversuche der Versammlung zu unterdrücken, besser gethan haben würde, die Ausschüsse gar nicht zu berufen. Um die Minister Arnim und Bodelschwingh größeren Versammlungen gegenüber einzuschulen, war das Experiment doch zu gefährlich. — Gewiß wenigstens war es, daß der Groll und die Leidenschaft der Opposition durch das inhaltsleere Zusammensein der vereinigten Ausschüsse nicht gemindert, sondern gesteigert worden war. Es sieht wirklich recht schlimm aus, schrieb Perthes im December 1842. In Königsberg und Berlin macht das fade Räsonnieren der Commis Voyageurs Brüderschaft mit der Ueberweisheit der Professoren und der Phantasterei der Studenten; die Berliner Opposition geht mit kecker Lügenhaftigkeit Schritt für Schritt weiter und bemei-

stert sich der Presse nach allen Seiten hin; die Verleumdungen ehrenwerther Männer, die Tageslügen und ekelhafte Klatschereien, welche unter dem hohen und niederen Berliner Pöbel umlaufen, werden tagtäglich in der Leipziger Allgemeinen Zeitung abgelagert. Von den Deutschen Jahrbüchern wird in Zürich eine zweite Abtheilung erscheinen, welche wahrscheinlich unter Herwegh's Leitung alle Aufsätze enthalten soll, die in Sachsen gestrichen werden. In Köln erscheint seit Anfang des Jahres die Rheinische Zeitung; Klatschereien und Verleumdungen enthält sie wenig, aber sie bildet den Tummelplatz für alle regierenden politischen Richtungen und verbreitet in täglichen Artikeln beißend und gewandt und mundgerecht für alle das, was die Deutschen Jahrbücher den Aristokraten der Revolution bieten. Die Dinge sind so weit gekommen, daß jedes Gegenreden von Seiten der Regierung zu spät, und jedes Berichtigen, Aufklären, Bekämpfen vergeblich sein würde. Mich dünkt, die Regierung muß sie gehen lassen und schweigen; bald wird das Schlechte auf seinen Culminationspunkt kommen; dann muß sie handeln und wiederum schweigen.

Mit dem Anfange des Jahres 1843 sah die Regierung sich veranlaßt, die Unterdrückung der Deutschen Jahrbücher, der Leipziger Allgemeinen und der Neuen rheinischen Zeitung zu bewirken. Nun hat das Gewitter eingeschlagen, schrieb Perthes im Januar 1843; es wird weiter ziehen und sich entladen; es konnte nicht anders kommen. Die Motive zum Verbote der Leipziger Allgemeinen Zeitung sind recht gut, aber schlimm genug ist es, daß die Regierung nöthig hat, sich wegen des Verbotes eines solchen Blattes so ausführlich vor dem eigenen Lande zu vertheidigen. — Wie aber nun weiter? schrieb er in einem anderen Briefe. Ist die Regierung nicht folgerecht, so sind wir nach Jahresfrist wieder auf dem alten Fleck; ist sie folgerecht, so wird sie bald noch weit über die Karlsbader Schlüsse hinausgehen müssen. Ich würde meiner Ueberzeugung nach nichts wider scharf durchgeführte Strenge haben, aber auch nichts dawider, daß die Regierung, indem sie sich auf alles, was kommen kann, still vorbereitet, die Zügel gänzlich schießen läßt; nur muß sie wissen, was sie will, und wenn sie es weiß, muß sie es durchführen. — Ein überraschend

helles Bild unſerer eigenen Zuſtände gibt Gelzer's Schrift über die Straußiſchen Zerwürfniſſe in Zürich, ſchrieb Perthes einige Wochen ſpäter an den Miniſter Eichhorn. Gelzer hat es verſtanden, den Mikrokosmus dieſer Ereigniſſe ſo darzuſtellen, daß in ihnen die Gegenwart des geſamten proteſtantiſchen Deutſchlands und insbeſondere Preußens ſich ſpiegelt. Wie in dem kleinen Zürich die radicale Partei, feſten Schrittes vorwärts gehend, ihre Herrſchaft über die zahlreiche Claſſe der Halbgebildeten, der heranwachſenden Schüler, der Studenten, über die rationaliſtiſchen Pfarrer und über ſchwache Enthuſiaſten unter Schullehrern und Profeſſoren verbreitet und ſie vergeſſen macht, daß ſie gleich der Gironde ſich das eigene Grab graben, ſo iſt es in Deutſchland auch. Noch freilich ſteht der Radicalismus in Deutſchland nicht entſchloſſen zur That da, aber was noch nicht iſt, wird ſicher kommen. Gott erhalte Ihre Geſundheit, ſo wird es Ihnen an Kraft und Weisheit zum Kampfe nicht fehlen, und friſcher Muth muß uns Alte beleben, wenn wir bedenken, daß unſer Lebenslauf in eine der größten Entwickelungsperioden der Weltgeſchichte fiel. — Es ſind Wolken am politiſchen Himmel, ſchreiben Sie, die man bald auch im Thale ſehen wird, heißt es in einem Briefe, den Perthes einem anderen Freunde ſchrieb. In Gottes Namen mögen die Wolken ſich zuſammenziehen und Licht und Feuer in die Thäler werfen; beſſer iſt es immer, als wenn die aus den Sümpfen aufſteigenden mephitiſchen Dämpfe auch die Höhen umlagern. Krieg! ja Krieg kann aus dieſem düſteren, ſchwülen Zuſtande helfen; Preußens Könige müſſen Kriegshelden ſein; der König voran, werden mit den Preußen alle Deutſche kräftig folgen; Oeſtreich und Baiern ſind jetzt gleichen Sinnes; unter Schloß und Riegel wäre auf der Stelle das ganze räſonnierende Schreibgethier gebracht. Hart iſt es, nach Krieg rufen zu müſſen; aber wo iſt ſonſt eine ableitende Hilfe? — Wir ſtehen, ſchrieb er in einem anderen Briefe, an dem Vorabende großer, gewaltiger Ereigniſſe; die politiſchen Verhältniſſe drängen zu einer europäiſchen Kriſis; der Umſchwung in allen materiellen Verhältniſſen macht den großen wie den kleinen Staaten eine Neugeſtaltung der geſamten inneren Verwaltung zur Nothwendigkeit, und die Umkehr

aller geiſtigen Zuſtände reißt zu einem noch unbekannten Neuen fort. Die letzten fünf und zwanzig Friedensjahre werden, ſo lange es Geſchichte gibt, als eine der größten und entſcheidendſten Epochen daſtehen. — Ein unhemmbarer Wirbel hat uns ergriffen, ſchrieb Perthes in einem anderen Briefe; alles ſtrebt nach immer eiligerem Umdrehen und Umwenden. Die jetzige Generation kann dem nicht widerſtehen, der Naturgeiſt hat uns überwältigt und ſeine Kraft iſt für jetzt uns zu mächtig geworden; aber gerade darin liegt die Anforderung für alle und jeden, die Kraft des Geiſtes aus Gott in ſich lebendig zu machen, um das wüſte Naturweſen in ſeine Grenzen zurückzudrängen. Irre ich nicht, ſo iſt der Culminationspunkt der Unruhe und Eile auch nicht mehr ferne.

Theologiſche und kirchliche Gegenſätze 1840—1843.

Im Jahre 1840 erſchien Strauß' neues Werk: Die chriſtliche Glaubenslehre, welche weiter gehend, als das früher erſchienene „Leben Jeſu", nicht nur die hiſtoriſche Wirklichkeit, ſondern auch die Idee des Chriſtenthums als unwahr verwarf. Zugleich ſetzten die Halliſchen Jahrbücher und ihre Genoſſen in der allgemein erregten Zeit jede Rückſicht und jede Vorſicht unbedenklich bei Seite, und ließen mehr und mehr auch ihre geheimſten Gedanken laut werden. Mit einer Wuth, wie noch nie, tritt jetzt die Philoſophie allem Heiligen entgegen, ſchrieb Neander an Perthes. Wenn die Sprechenden die Macht in Händen hätten, ſo würden ſie, die jetzt, weil ihnen die Macht fehlt, die Freiheit im Munde führen, alles über den Haufen werfen und den ärgſten Despotismus üben. Die freche Rotte, die ſich um die Halliſchen Jahrbücher ſammelt, verſchmäht keine Künſte und keine Lüge, um Anhang zu gewinnen, und ſchämt ſich nicht, ihr Widerchriſtenthum in Worte chriſtlicher Theologie zu kleiden, weil ſie hofft, auf dieſem Wege auch einfach gläubige Chriſten in ihr Netz zu ziehen. —

Immer mehr Boden gewinnen die Halliſchen Jahrbücher bei der Jugend, ſchrieb Perthes. Dieſe liebt Entſchiedenheit, und die findet ſie hier, dabei Keckheit, Selbſtgefühl und das, was man Geiſt nennt, und den Liberalismus, den die Zeit begehrt. Eben leſe ich die Erklärung der Halliſchen Studenten über das Geſuch an den König, Strauß nach Halle zu rufen. Das grenzt an den Fanatismus, der zu Sand führt, und Ruge iſt durch Kraft und Talent der Mann, das, was noch nicht da iſt, zu wecken. — Die Angriffe werden jetzt, wie es ſcheint, nach einem verabredeten Plane gemacht, ſchrieb Perthes in einem anderen Briefe; es gilt die einzige Grundlage der proteſtantiſchen Theologie, die heilige Schrift, zu ſtürzen; Bauer's Kritik der evangeliſchen Geſchichte iſt für den Augenblick die Fahne, unter welcher gefochten wird. Bis wohin hat uns die freie Forſchung geführt? Der Kanon der Schrift iſt aufgelöſt, ein Buch nach dem andern wird als unecht verworfen und die Bücher, die man noch gelten läßt, ſind zerbröckelt, indem die eine Stelle als untergeſchoben behandelt, die andere durch künſtliche Auslegung in ihr Gegentheil umgekehrt wird. Nachdem es einmal ſo weit gekommen, mußte der Verſuch, die heilige Schrift wie eine Art von Odyſſee zu behandeln, wohl imponierenden Eindruck machen. Wenige nur haben ihn als Frevel zu brandmarken gewagt; Theologen erſten Ranges und frommer Geſinnung ſprechen vielmehr mit Achtung von dem ernſten, wiſſenſchaftlichen Streben des ehrlichen und gelehrten Dr. Strauß.

In bedenkliche Lagen können alle dieſe Dinge uns bringen, ſchrieb Perthes 1841; aber den Untergang bringen ſie uns nicht, dazu ſind weder die Perſonen, noch die Sachen angethan. Auch dem Kräftigſten und Entſchloſſenſten unter der anſtürmenden Rotte fehlt doch gar viel, um ſich als Antichriſt auch nur ausgeben zu können. Noch zwanzig Jahre weiter, und der eine iſt ein fanatiſcher Katholik, der andere ein ausgeleſener Profeſſor, der dritte ein lüſterner Alter geworden, während der Reſt ſich ſeines Hauſes und Gartens freut. Fichte war ein anderer Mann, als unſere heutigen Helden, und doch iſt die Bewegung ſeiner Zeit, welche die Welt aus den Angeln zu heben dachte, heute wenig mehr als ein intereſſanter hiſtoriſcher Stoff.

Unſer Geſchlecht iſt krank, aber die Symptome der Krankheit: Strauß, Ruge, Feuerbach, Bauer, erſcheinen mir in manchen Augenblicken ſchon wie eine Weisſagung auf die Wiederkehr der Geſundheit. — Mit Chriſtus und der Kirche ſelber hat es keine Noth, antwortete im März 1841 ein Theologe an Perthes; wohl aber kann es uns, uns Deutſchen oder uns Proteſtanten oder unſerer Generation ſo ergehen, wie es oft ſchon Völkern ergangen iſt, welche, nachdem ſie mit dem Grundprincip ihres ganzen Daſeins zerfallen waren, die Kraft und Friſche, den Frieden und das Glück ihres Lebens verloren. Immer habe ich mistrauet und oft gewarnt, wenn manche Freunde die Zeit des Unglaubens hinter ſich und den Rationalismus gänzlich überwunden zu haben glaubten. Daß es aber ſobald dahin kommen werde, daß Männer, die wie Marheineke ſonſt als Vorkämpfer der Hyperorthodoxie betrachtet wurden, jetzt ein Syſtem verfechten, gegen welches der Rationalismus vulgaris gläubig heißen kann, iſt doch mehr, als man vor wenigen Jahren erwarten mochte. Die eigentlich gefährlichen Feinde ſind nicht Ruge, Feuerbach, Strauß, ſondern die, welche unchriſtliche Gedanken in chriſtliche Worte kleiden, und die, welche chriſtliche Geſinnung haben, aber den Ruhm der Speculation ſich nicht entgehen laſſen möchten. Dieſe beiden Claſſen verwirren die Grenzen und haben bewirkt, daß viele noch immer nicht wiſſen, worum es ſich eigentlich handelt.

In nicht wenigen Briefen, welche Perthes damals erhielt, ſprach ſich bei feſtem Vertrauen zu der ſiegenden Macht des Evangeliums tiefes Mistrauen gegen die Kraft der Theologie aus, und manchen war es zweifelhaft, ob die theologiſche Wiſſenſchaft den gegen ſie gerichteten Angriffen widerſtehen und auch künftig noch Träger der chriſtlichen Lehre und des chriſtlichen Lebens ſein werde. Die chriſtliche Theologie iſt eine herrliche Frucht des Chriſtenthums, ſchrieb ein Theologe, aber doch nur eine Frucht und nur eine einzelne Frucht. Die Theologen aber haben die Frucht zur Wurzel machen wollen und die Folge könnte ſein, daß dieſer Irrthum der Theologie das Leben koſtet. Wenn das Chriſtenthum für die nächſte Zeit der Theologie beraubt wird, ſo geſchieht es nicht, weil eine feindliche Gewalt, ſondern weil die eigene

vor gewiſſe Schwierigkeiten ihnen wiſſenſchaftlich gelöſt ſind; darum bedarf die Kirche der Wiſſenſchaft.“ Ich bezweifle, daß einer von den vielen, wenn ihm nicht die Frage: Unruhhabender Menſch! wer wird Dich frei machen von dem Leibe des Todes? ins klare Bewußtſein getreten und durch Mark und Bein gegangen iſt, durch die Wiſſenſchaft zum Glauben geführt werden wird. Gewiß bedarf die Kirche der Wiſſenſchaft; befindet ſich die theologiſche proteſtantiſche Wiſſenſchaft innerhalb der Kirche? — Der heutige Proteſtantismus fängt mit der Wiſſenſchaft an, ſchrieb Perthes an einen anderen Freund, und hat die Wiſſenſchaft zum Ziel. Auch den beſten unter den Theologen bleibt das Chriſtenthum ein auf dem Wege der Wiſſenſchaft errungenes Gut; während ſie ängſtlich und beklommen ihren Glauben auf wiſſenſchaftliche Reſultate zu ſtützen und durch wiſſenſchaftliches Forſchen zu kräftigen ſuchen, verlangt unſere Zeit nicht chriſtliche Theologie, ſondern chriſtliche Kirche, nicht Ideen, ſondern Thaten, nicht den Chriſtusbegriff, ſondern die Chriſtusperſon.

Das Jahr 1840 hatte nicht allein die theologiſchen, ſondern auch die kirchlichen Gegenſätze belebt und geſchärft. Als der Thronwechſel in Preußen eintrat, wurde wohl mit eben ſo großer Spannung auf die kirchliche wie auf die politiſche Haltung des neuen Königs hingeſehen. Keine neue, auf das geiſtige Leben friſch eingehende Regierung könnte ſich, ſchrieb Perthes, den beſtehenden Gegenſätzen gegenüber gleichgiltig verhalten und ganz undenkbar iſt es, daß ein König, welcher ſich wie dieſer ſeines Geiſtes und ſeines Sinnes für Religion und Kirche bewußt iſt, ſtill und ſtumm in die allgemeine Bewegung hineinſehen ſollte, ohne ſich ſelbſt in derſelben zur Geltung bringen zu wollen. Merkwürdig, daß er gerade das Cultusminiſterium durch den Tod Altenſtein's erledigt vorfindet, und daß eine ſeiner erſten Regierungshandlungen die Beſetzung dieſes Miniſteriums ſein muß. Der Entſchluß, den der König faßt, wird einen Blick in das, was er will, und in die Entwickelung der Zukunft thun laſſen. — Nicht vor dem Herbſte des Jahres erfolgte die Ernennung Eichhorn's zum Miniſter der geiſtlichen Angelegenheiten. Sie werden bemerkt haben, ſchrieb ein Freund an Perthes, daß der König ſich nur ſpät und zö-

gernd entschlossen hat, das Cultusministerium ungetheilt an Eichhorn zu geben. Es war die Absicht, ein Oberconsistorium so gut wie unabhängig vom Ministerium zu gründen. Aber auch in diese Frage mischen sich politische Parteiinteressen. Die kirchliche Frage ist ihrer Wirkung nach allerdings zugleich eine große politische Frage und Staatsangelegenheit; aber behandelt darf sie als solche nicht werden, oder sie mislingt gewiß. — Was besteht, schrieb ein anderer, kann nicht bleiben: die ganze kirchliche Ordnung der Gegenwart ist ohne tiefere Wurzel, die papierenen Bischöfe der letzten Regierung werden nimmermehr kirchliche Bischöfe werden und können ohne Bedenken bei den Oberzollämtern Anstellung finden. Wir gehen gewiß einer Zeit wahrhaft kirchlicher Schöpfungen entgegen und wenn sie, wie wir hoffen dürfen, im Glauben begonnen wird und Gott seine Hilfe nicht versagt, so läßt sich eine neue große Gestaltung erwarten. — Ich muß, schrieb dagegen ein Theologe an Perthes, allen Plänen zu kirchlichen Neubauten als entschiedener Gegner entgegentreten; durch organisierende Maßregeln läßt sich die Macht der negativen Potenz nicht brechen; die gegenwärtige Gährung ist so ungeheuer, daß sie zunächst auf dem Wege wissenschaftlichen Kampfes sich abklären muß. Die evangelischen Kirchen haben die heilige Schrift zur einzigen Norm des Glaubens gemacht, aber von Anfang an den ganzen Inhalt der Schrift im Interesse der Paulinischen Heilsordnung bearbeitet und gedeutet. Um diese bestimmte und einseitige Richtung festhalten zu können, waren die symbolischen Bücher nöthig; aber die Zeit rollte fort und weckte große allgemeine Fragen, die in der Zeit der Reformation noch geschlummert hatten; die Philosophie, die Naturkunde, die Pädagogik, die Politik, alles emancipierte sich; die Schrift selbst und der Bibelkanon wurden der Gegenstand der Kritik und nicht nur die Gegner, sondern auch die Vertheidiger der Schrift sahen sich auf ein Gebiet versetzt, wo die Schrift als Angeklagte nicht zugleich Richterin sein konnte. Das formelle Grundprincip der evangelischen Kirche ist erschüttert und über ihre Verfassung und ihr Verhältnis zum Staate ist es noch nicht einmal bis zu einem Versuche der Verständigung gekommen. Was will man unter diesen Umständen für

ein Haus bauen und wenn man es bauen könnte, wer wird darin wohnen wollen? Ich habe auch noch ein zweites gegen die Pläne, die jetzt in Berlin umgehen. Man kennt die große Reizbarkeit und die Macht des religiösen Gebietes nicht, man vertraut zuviel auf Gesetze und Einrichtungen, als ließe sich dadurch der Kirche das Leben zubringen. Möglich ist das, wenn die Einrichtungen aus dem herrschenden Geiste der Zeit und der Kirche selbst hervorgehen; unmöglich aber, wenn sie demselben widersprechen. Die Erneuerung der Kirche ist nicht Menschenwerk, welches von außen nach innen geht, sondern Gotteswerk, welches von innen nach außen hervorbricht. Wir brauchen starke christliche Charaktere mit überragendem Geiste; die kann aber kein König und Minister machen; Gott muß sie wecken, in Kampf und Leiden müssen sie erzogen werden. Wenn man der Kirche zu viel anorganisieren will, so kann leicht ein Feuer entbrennen, das den preußischen Staat und nicht nur diesen verzehrt. Es darf nichts äußerlich angeordnet werden, was nicht im Geiste der Kirche schon vorbereitet ist, was nicht vorher schon als Wunsch in dem Herzen der Kirche gekeimt. Solche Keime in die Herzen zu legen und zu pflegen, scheint mir die bescheidene Aufgabe unserer Zeit sein zu sollen.

Die ersten Anordnungen, welche die neue Regierung traf, hatten nur den Zweck, der Unsicherheit und dem Schwanken, in welchem sich einzelne besonders wichtige kirchliche Verhältnisse befanden, ein Ende zu machen. Zur römischen Curie stellte sie schon gegen Ende des Jahres 1840 durch große Nachgiebigkeit, insbesondere durch vorläufigen Verzicht auf das Placet ein, so viel es möglich ist, freundliches Verhältnis wieder her. Der Schlußact der Kölner Angelegenheit ist merkwürdig genug, schrieb Perthes im Januar 1841; der protestantische König thut das, was keine katholische Regierung bisher zu thun gewagt hat, und ich glaube, er kann es ohne Gefahr. Nicht allein großartig und weise, sondern auch politisch klug erscheint mir der Schritt, so wunderlich auch ein solches Ende nach solchem Anfange bleibt. Daß die Protestanten jetzt dem Könige sehr allgemein Schuld geben werden, daß er katholisiere, versteht sich von selbst. — Den Dissidenten aller Art suchte die neue Regierung gerecht zu wer-

den, indem sie ihnen die Möglichkeit gewährte, sich neben der Landeskirche in größerer Freiheit zu bewegen. In Preußen dürfen nun, schrieb Perthes, die Altlutheraner eine besondere Kirche bauen und Secten und Separatisten ungestört ihren Gottesdienst sich einrichten. Man sieht nicht recht, ob diese Bestimmungen als Folge eines festen Principes, welches die Regierung angenommen hat, erlassen sind oder nur als ein Nothbehelf, weil man die Stellung, die den Katholiken gewährt wird, doch den Lutheranern nicht versagen mochte. Höchst wahrscheinlich wird in dieser Zeit allgemeiner Verwirrung eine solche Freigebung die Zersetzung des Protestantismus beschleunigen. Wie, wenn auch Ruge, wenn auch Strauß eine Secte bilden und einen ihren Grundsätzen entsprechenden Gottesdienst einrichten wollten!

Als eigentliche Aufgabe der neuen Regierung wurde indessen nicht die Ausgleichung dieser einzelnen schwierigen Verwickelungen, sondern die Herbeiführung einer festeren kirchlichen Form für den Protestantismus betrachtet. Bedeutende Männer glaubten, daß diese Aufgabe nur in einem möglichst engen Anschluß an die früheren Formen der lutherischen Kirche ihre Lösung finden könnte. Die Hauptwurzel der Uneinigkeit unter denen, die es wirklich mit dem Evangelium halten, schrieb im März 1841 ein Theologe an Perthes, liegt ganz gewiß in dem Mangel an Liebe und Sinn für die Kirche als Kirche. Wie manche, die milde und anerkennend sind gegen Gnostiker und Mystiker, gegen Hildebrand und Wiclef und gegen alles, in dem sie nur noch irgend ein christliches Element erkennen, wenden sich von der Theologie des 17. Jahrhunderts mit Abscheu ab und die Richtung von Hengstenberg, von Sartorius und von den Erlangern ist ihnen ein Greuel. Und doch sehe ich nicht, wie uns geholfen werden kann, wenn wir den Einigungspunkt, den wir vorwärts so bald noch nicht finden werden, nicht rückwärts zu ergreifen suchen, wo er gegeben ist. Oken sagt einmal: „Gerechtigkeit in der Anerkennung seiner Vorzüge erwarte er auch von einem ehrlichen Feinde; ein Freund müsse sich aber auch durch seine Fehler nicht abstoßen lassen.“ Das wollen aber viele in Anschauung unserer Kirche weder anerkennen noch üben. Wir sollten festhalten, daß die protestantische Kirche des

17. Jahrhunderts, wie sie nun einmal ist, mit ihren Schwächen und Fehlern doch diejenige bleibt, der wir angehören, und einer anderen weder angehören können noch mögen. Wann aber werden wir dahin kommen, uns auf diese Weise in derselben Kirche geeinigt zu finden? Und doch, geschieht es nicht, so sehe ich keinen anderen Ausgang, als eine Spaltung, bei der die eine Hälfte zum Katholicismus zurück, die andere zum Unglauben oder zur ungläubigen Speculation vorwärts steuert. — Wie kann man glauben, schrieb dagegen Perthes, die wilde Gährung der Zeit durch die symbolischen Bücher und die Consistorialverfassung beschwichtigen zu können? Hier wird Sturm gelaufen gegen die heilige Schrift, dort ihr Inhalt verdächtigt, und selbst gläubige Theologen und Christen tragen kein Bedenken, bald dieses bald jenes, was ihnen unbequem und störend erscheint, in Frage zu stellen. Jeder Theologe hat sein besonderes christliches Bewußtsein; die Tieferen, Christlicheren suchen wohl einen festen Standpunkt, aber wo finden sie ihre Stütze? Einige jetzt bei Schelling; früher ging die Philosophie bei der Theologie zu Gast, jetzt umgekehrt. Ein lieber Freund und wahrhaft christlicher Mann antwortete mir vor kurzem auf ähnliche Mittheilungen: Was Sie mir schreiben, ist zu desperat für einen Theologen. Ja wohl es ist desperat, aber es ist wahr. Wie sollte solche Bewegung sich eindämmern lassen durch die Berufung auf die symbolischen Bücher? Eine Zeit, die sich nicht scheut, das Wort Gottes an der Wissenschaft zu prüfen und zu messen, wird sich wahrlich nicht beugen, wenn Menschenwerk ihr vorgehalten wird.

Obschon Anordnungen zur neuen Gestaltung der evangelischen Kirche nicht so schnell, als man vorausgesetzt hatte, erschienen, zweifelte doch niemand daran, daß der König sich sehr lebhaft mit denselben beschäftige, und Umstände verschiedener Art erweckten bei vielen die Meinung, daß eine durchgebildete Synodalverfassung das Endziel sein werde. Sie setzen Ihre Hoffnung auf Synoden, schrieb Perthes im Januar 1842. Eine allgemeine Synode ist unmöglich in Deutschland, möglich in Preußen. Sollte sie hier zur Herstellung der Kirche führen, so müßte ihr erster Schritt die Anerkennung des Kanons der

heiligen Schrift als unwidersprechlicher Autorität und des lutherischen Katechismus als Grundlage des Religionsunterrichtes sein. Weder auf Kanzel und Katheder, noch in der Schule dürfte von der Schrift abgethan oder zu der Schrift zugethan und nichts, was dem Katechismus widerspräche, gelehrt werden. Ist es gedenkbar, daß eine Synode einen solchen Schritt wagen sollte? Die Männer, welche die Synode zu einem solchen Anerkenntnis bringen wollten, müßten sich wie Huß auf ein Märtyrerthum gefaßt machen; unsere humane Zeit versteht auch Scheiterhaufen zu bauen. Aufruhr und Entsetzen würde auf den Bänken der Pastoren, Professoren und Schulmeister sein, aber unmöglich wäre es nicht, daß die Gemeinden der Mehrzahl nach auf Seiten einer solchen Synode ständen. — Synoden aus dem Stegereif sind freilich ein höchstgefährliches Experiment für Preußen, antwortete ein theologischer Freund. Bevor sie fruchtbar werden können, muß die Kirchenregierung wissen, was sie will, was sie kann und was sie soll; ich fürchte aber, das weiß sie nicht, sondern schwankt einem Wege zu, welcher dem innersten Leben und Bedürfnisse des deutschen Volkes und der deutschen Kirche fremd ist.

Diese Befürchtung ging aus der Meinung hervor, daß der König sich mit entschiedener Vorliebe der anglicanischen bischöflichen Kirche zuneige. Die Sendung der Pastoren Sydow und Gerlach nach England, heißt es in einem Briefe vom 2. Januar 1842 an Perthes, das Bemühen um Herstellung eines evangelischen Bisthums in Jerusalem, und nun die Reise des Königs nach London sind Umstände, welche auf das äußerste fürchten lassen, daß lebhaft an eine Uebertragung der anglicanischen Hierarchie für Preußen gedacht wird. Sollte das wirklich der Fall sein, so gibt es gegen die daraus erwachsenden Gefahren und Widerwärtigkeiten nur ein Mittel: einen recht ordentlichen Krieg und den würde ich für solchen Fall wünschen. — Wenn in einer Familie oder Gemeinde Uneinigkeit waltet, hatte Perthes im Mai 1842 geschrieben, wenn ein Glied dem anderen widerspricht und die Sicherheit verloren worden ist, so kann unmöglich von da heraus eine neue gedeihliche Schöpfung ausgehen; und deshalb bezweifele ich das Gedeihen des Bisthums in Jerusalem, ehre aber den Versuch dazu. —

Die anglicanische Kirche ist für uns Deutsche nicht, heißt es in der Antwort. Bei uns hatte schon der Pietismus des 17. Jahrhunderts einen Weg eröffnet, der zu Entwickelungen geführt hat, von denen die anglicanische bischöfliche Kirche und die englische Bildung überhaupt keine Ahnung hat. Wie bedenklich es auch mit uns steht, so ist dem deutschen Volke doch nicht mit einem Geschenke von außen zu helfen, sondern nur durch eine Wiedergeburt und zwar zunächst durch Erziehung eines recht frommen, gelehrten und tüchtigen Predigerstandes.

Es gibt wohl wenige christliche Richtungen, schrieb Perthes um diese Zeit, denen der König sich nicht nach der Meinung der einen oder der anderen ganz und ausschließlich hingegeben haben soll. Er sei im Herzen katholisch, sagt man, oder wohl schon heimlich übergetreten, er sei entschieden Altlutheraner, er sei schwärmerischer Pietist; er wolle anglicanische oder schwedische Bischöfe kommen lassen, um eine protestantisch-päbstliche Kirche zu gründen; er wolle alle Consistorien beseitigen und auf der demokratischen Grundlage einer durchgeführten Synodalverfassung eine ganz unpreußische Kirche errichten; das Königthum solle zugleich zu einer Art Pabstthum gemacht werden; der preußische Staat soll jedes Einflusses auf alle kirchlichen Verhältnisse beraubt werden. Mir fällt bei diesem wüsten Gewirre immer wieder das Wort des alten Friseur ein: Alle haben Recht, jeder hat Unrecht. Allerdings kann es nicht ohne Bedeutung sein, daß der König alle die hervorragenden aber sehr verschiedenartigen Männer, mit denen er als Kronprinz verkehrte, auch jetzt noch festhält: Radowitz und Bunsen, Thiele und Humboldt, Stolberg, Gröben und Gerlach stehen ihm zu gleicher Zeit nahe. Es wäre ja freilich möglich, daß diese Männer in ihrer Berührung mit dem Könige nur das ihnen allen Gemeinsame hervortreten ließen; aber wenn nun Bunsen und Radowitz und Gerlach und jeder der anderen grade das ihm Eigenthümliche und Besondere dem Könige gegenüber zur Geltung bringen wollte, was dann? Schwerlich ist in unserer Zeit irgend ein Mann im Stande, alle die gewaltigen Gegensätze der Zeit unmittelbar auf sich wirken zu lassen, ohne mit in den Wirbel und Strudel hineinge-

riſſen zu werden. Wie nahe liegt auch hier das Wort der Verzweiflung: Jeder hat Recht, alle haben Unrecht.

Bis an ſeinen Tod verfolgte Perthes mit gleicher Theilnahme die mannigfaltigen Verſuche, welche gemacht wurden, um in Preußen und in Deutſchland für das chriſtliche Leben der Proteſtanten eine kirchliche Geſtaltung zu gewinnen; noch in den Monaten und Wochen ſeiner letzten Krankheit faßte er in Briefen an verſchiedene Freunde, und namentlich in einem Briefe an Graf Mailath, ſeine früher ſchon mehrfach ausgeſprochenen Anſichten über das Erwachſen der chriſtlichen Kirche zuſammen. Begriffliche Wahrheiten kann allenfalls, heißt es einmal, die Wiſſenſchaft der Theologie, thatſächliche Wahrheiten des Chriſtenthums aber nur die Autorität einer Kirche und zwar einer allgemeinen, alſo einer katholiſchen Kirche bewahren, ſchützen und von einem Geſchlechte zum andern überliefern. Machen läßt ſich eine ſolche Kirche nicht; Autorität läßt ſich überhaupt nicht machen und am wenigſten kirchliche Autorität; denn wo es ſich um ewige Wahrheiten, um der Seele Seligkeit handelt, erkennt kein Menſch das von Menſchen Gemachte an. Die katholiſche, das heißt, die allgemeine Kirche kann nur unter der Führung Gottes in der Geſchichte erwachſen, aber an Gottes Kirche wird wie an allem Irdiſchen des Teufels Capelle nie fehlen. — Hoch und groß ſtand die römiſch-katholiſche Kirche Jahrhunderte hindurch da, ſchrieb er dem Grafen Mailath; dann aber verweltlichte ſie, der Cultus und die Ceremonien verhölzerten, Sucht nach Geld und Macht herrſchte in Rom, Greuel und Unſittlichkeit dazu, und das alles verbreitete ſich durch alle Glieder der Hierarchie. Die ſcholaſtiſche Philoſophie drohte den Glauben in die Formeln aufzulöſen und die Myſtik von Meiſter Eckart an drängte bis an die Grenzen des Pantheismus. Das Bedürfnis nach einer Reform war gegen Ende des Mittelalters ganz allgemein gefühlt; Volk, Städte, Adel, Fürſten, Könige und Kaiſer, ja ſelbſt Pabſt und Cardinäle wollten Reform, und als demungeachtet das Baſeler Concil ſich auflöſte, war die Spaltung der Kirche entſchieden; hier, nicht in Luther, liegt der eigentliche Grund, wie ſelbſt der Chorherr Chmel im zweiten Theil ſeiner Geſchichte Friedrich's IV.

Seite 450 und 454 verständlich genug andeutet. Von nun an verloren Pabst und Cardinäle im Innern der deutschen Nation immer mehr an Vertrauen und in dem Maß, als deren geistige Leitung zurücktrat, nahm die Verwirrung in allen Classen der deutschen Nation zu. Eine Umwandelung aller Verhältnisse mußte kommen; aber bei der Kraftlosigkeit des Pabstes wie des Kaisers nun nicht durch Reform, sondern durch Revolution. Die Elemente zu derselben waren vorhanden: Bundschuh, Genossenschaften rüstiger Bürger, Raubritter, classische Gelehrte, Heiden, wie Leo X. und die Cardinäle, liederliche Geistliche, fahrende Schüler und Abenteurer jedes Standes. Da trat Luther auf und rettete den christlichen Sinn im Volke, indem er den Glauben in den Herzen der Deutschen wieder lebendig machte; mit der Kraft des Glaubens predigte er die Religion des Herzens, wie sie gegründet auf die drei Glaubensbekenntnisse ist, die von der ersten Kirche auf die römisch-katholische übergegangen und heute noch bei uns niedergelegt sind in der Augsburgischen Confession und in Luther's Katechismus. Noch erkannte er die Autorität des Pabstes an, aber von einem Schritte zum anderen ward er gedrängt bis zur Trennung von der alten historischen Kirche. Nun ging im Protestantismus die päbstliche Hierarchie unter, aber nicht allein die päbstliche Hierarchie, sondern auch die Kirche; weder Luther, noch Calvin, noch Zwingli vermochten eine Kirche zu erhalten oder neu zu gestalten. Was in England von kirchlicher Form sich bildete, war innerlich nie stark und ist jetzt mehr und mehr ein Aeußerliches geworden. Woher auch sollte die Reformation Einheit und Autorität nehmen für das Neue? Das klare Wort der heiligen Schrift sollte es sein, und doch war es preisgegeben der Kritik menschlicher Wissenschaft, und ward weder bewahrt noch getragen und weiter überliefert durch eine kirchliche Autorität. Drei Jahrhunderte hindurch ist von frommen Theologen aller Farben gekämpft, um in und durch das Wort der heiligen Schrift die Thatsachen des Christenthums zu bewahren. Es ist nicht gelungen; die orthodoxen Theologen des 17. Jahrhunderts bauten nur hölzerne Gerüste; Arndt, Spener, Francke brachten einzelnen reichen Segen, aber nicht der Kirche. Zinzendorf rief nur eine

zurückgezogene Gemeinde ins Leben, am Ende des 18. Jahrhunderts verschwand fast jeder kirchenartige Zusammenhang im Protestantismus; nur der Geist der Schrift übte noch seine Gewalt; aus ihr strömte der heilige Geist in die Gemüther einzelner, aber die Massen wurden beherrscht von Freimaurerei, Aufklärung und Rationalismus; die Wolfenbüttler Fragmente und Nicolai's allgemeine Bibliothek waren der treffende Ausdruck für den Indifferentismus der Zeit, die nur durch Caricaturen, wie Bahrdt und den Hofprediger Schulz, belebt ward. Mit dem Anfange dieses Jahrhunderts lockerte die Romantik und Schelling's Naturphilosophie den dürren Boden des Rationalismus und der philosophischen Systeme; die Noth, welche die Franzosenherrschaft begleitete, weckte das Bedürfnis nach Hilfe und Trost; wie ein elektrischer Funke traf der Freiheitskrieg die Nation; religiöse Begeisterung ergriff die Jugend und machte sie zu jedem Opfer fähig. Der Boden war bereitet, um die Saat einzustreuen; aber die rechten Säemänner fehlten und bei dem Mangel jeder kirchlichen Ordnung und Leitung ward aus dem guten und wahren Anfang bald Phantasterei, Verzerrung und ungebändigte Sucht nach äußerer Freiheit. In diesen Zeiten trat Schleiermacher auf, kein Mann des Volkes, aber von unberechenbarem Einfluß auf die studierende Jugend; tausende von Männern, die jetzt als Universitätslehrer und Geistliche wirken, sind seine Schüler; hart an der Grenze des Irrweges, auf den Meister Eckart gerathen war, mag er sich befunden haben, aber die Jugend bemerkte das nicht, und ihn selbst erhielt sein Sinn für Wahrheit und sein Herz voll Liebe. Er starb im festen Glauben an den Erlöser. Neben ihm erschien ein zweiter Theologe von seltsamer Natur, fromm, einfach, erfüllt vom lebendigsten Eifer und von großer Gelehrsamkeit. Neander's kirchenhistorische Werke haben kaum weniger Einfluß geübt, als die philosophisch-dogmatischen Schleiermacher's. Diese beiden Männer galten von nun an als Grundpfeiler des gläubigen Protestantismus; das jüngere Geschlecht der Theologen baute weiter, aber allein auf wissenschaftlichem Wege; mit einer protestantischen Kirche würde es sich schon finden, meinten sie. Von der Hegelschen Philosophie, deren Macht Schritt für Schritt

wuchs, nahmen sie keine sonderliche Notiz und ahneten die destructiven Kräfte kaum, welche dieselbe in sich barg. Plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, erschien Strauß' Leben Jesu, und ihm zur Seite traten die Halliſchen Jahrbücher als starker, mit Kraft, Schärfe und vielem Talente ausgerüsteter Verbündeter auf. Ich glaube, daß Strauß von unseren Theologen besiegt werden wird, und daß die Richtung der Halliſchen Jahrbücher durch ihre Verbindung mit fanatiſchen frechen Gesellen sich bereits ihr Grab gegraben hat; aber die auf Auflösung des Bestehenden, des Christenthums wie des Staats, gewendete Richtung ist in die Gemüther der studierenden Jugend hineingeworfen, und große Gefahren für die nächste und für die fernere Zukunft stehen uns bevor, und von einer proteſtantiſchen Kirche ist nichts mehr zu sehen und zu hören.

In den Tiefen des Lebens drängt und arbeitet die Sehnsucht nach kirchlicher Gemeinschaft sich hervor, schrieb Perthes ein anderesmal, vor allem im proteſtantiſchen Volke, und Strauß' Angriffe haben die Folge gehabt, daß doch auch unsere Theologen vorsichtiger werden in der Behauptung, die heilige Schrift sei für sich allein die Trägerin des Christenthums; schon ist für manchen neben dem bibliſchen Christenthume auch das kirchliche wieder ein Bedürfnis geworden. — Es geht, schrieb Perthes einem anderen Freunde, ein seltsamer Widerspruch durch alle religiösen Bewegungen der Zeit hindurch; neben dem unhemmbaren Zug nach individueller Ungebundenheit, nach schrankenloser Forschung, nach Ungestörtheit des Glaubens und Meinens jedes einzelnen tritt die Richtung auf Bildung einer Kirche immer gewaltiger hervor. Dieser Widerspruch findet sich nicht etwa als Gegensatz der Katholiken und Proteſtanten, oder als Gegensatz der Ungläubigen und Gläubigen, sondern er ist innerhalb des gläubigen Proteſtantismus selbst zu Hause. Allerdings ist er in demselben der Sonderungsgrund für die verschiedenen Parteien, aber er findet sich auch in einem und demselben Manne, ja es möchte kein einziger unter uns allen sein, auch nicht unter den entschiedensten Lutheranern, der diesen Widerspruch nicht in sich selbst trüge. Eine Folge desselben ist der Hang zum Separatismus und zu Conventikeln, welche beide bei-

den Richtungen zugleich einen krankhaften Ausdruck verleihen; sie sind ein wilder Schößling am Baume des kirchlichen Lebens, sie können frisches Grün bringen, aber keine Früchte und am Ende werden sie todtes Holz; ein Beweis aber bleiben sie für das Dasein des Bedürfnisses nach kirchlicher Gemeinschaft.

Eine unbestreitbare Thatsache ist es, schrieb Perthes um dieselbe Zeit, daß wenigstens gegenwärtig in keiner Confession des Protestantismus eine feste äußere Kirche besteht. Wollen wir sie also haben, so muß sie neu erbaut werden, aber wie? Hunderte von Stimmen geistvoller und frommer Protestanten haben in den letzten Jahrzehenden sich über Kirchenbildung vernehmen lassen; aber jeder gewinnt sich auf wissenschaftlichem Wege den Begriff der Kirche, das heißt, seiner Kirche. So viel Stimmen, so viel Kirchen; eine innere Uebereinstimmung, eine Gemeinsamkeit der äußeren Gestaltung findet sich nicht und kann sich nicht finden. Der Protestantismus kann seinem Princip nach aus sich keine Kirche gewinnen, er wird also gedrängt, dorthin zu blicken, wo die Geschichte eines Jahrtausendes die ganze äußere Form einer allgemeinen Kirche geschaffen hat. — Die katholische Kirche als römische Kirche hat nur allzuviel Weltliches an sich und in sich, und ist des Protestantismus bedürftig, schrieb er ein anderesmal; aber sollte sie nicht, was nicht der Kirche Christi, sondern nur der römischen Kirche angehört, ausstoßen und dennoch den Charakter der Kirche, der allgemeinen, alle Völker der Welt umfassenden Kirche sich bewahren können, deren äußere Formen sie sich in der Geschichte eines Jahrtausendes gebildet hat? Sie hat, wenn auch entstellt, was der Protestantismus aus sich nie erzeugen kann, und sie hat nicht, was der Protestantismus ihr zu geben im Stande ist. Sollte Einigung in irgend einer Zeit nicht möglich sein? Mich dünkt, das wachsende kirchliche Bedürfnis im Protestantismus und das kräftige Hervortreten des Augustinischen in Männern, wie Sailer, Diepenbrock, Möhler, Veith und so vielen andern, können Vorboten einer wenn auch noch so fernen Zukunft sein. Signatur der Einigung wird sein, wenn die katholische Kirche Luther nicht den Heiligen, aber den Kirchenvätern anreiht und erkennen lernt, daß Luther es war, der durch seine Pre-

digt die römisch-katholische Kirche vom Untergange errettete, und daß ohne ihn das classische Heidenthum eingedrungen wäre, um in weiterer Entwickelung einer dem Jacobinerwesen gleichen barbarischen Anarchie und Despotie Platz zu machen. Ich bin von einer kommenden Einigung überzeugt — wann? vor Gott sind tausend Jahre wie ein Jahr. — Wohl ist der Kölner Dom in seiner Anlage Symbol des tiefen kraftvollen Sinnes unserer Nation, schrieb Perthes am 30. März 1843 an Sulpice Boisserée; wohl ist er in seiner Unvollendung Symbol jenes deutschen Zuges, der, weil er das Höchste will, nie zum Abschluß kommt; aber er wird auch, glaube ich, durch den jetzigen Aufschwung zu seiner Vollendung das Symbol werden unseres gegenwärtigen Zustandes: uns fehlt die Einheit und wir klammern uns an den Schein derselben. Der Kölner Dom wird der Eckstein werden, an dem der Schein zerschellt und der tiefe innere Zwiespalt, der nicht übertüncht werden darf, wieder zu Tage kommt. An endlicher Einigung, politischer und kirchlicher, zweifele ich nicht; das Kreuz nicht der römischen, nicht der protestantischen Kirche, sondern der Kirche Christi, aufgepflanzt auf dem Thurme des Domes von Köln, wird das Symbol des endlichen Sieges sein.

Neuntes Buch.

Perthes' Berufs- und Familienleben

1830—1843.

Perthes' Thätigkeit in seinem Beruf. 1830—1843.

Das Verlagsgeschäft, welches Perthes seit 1822 als Lebensberuf betrieb, hatte dem Umfange und dem Inhalte nach schnell eine großartige Bedeutung gewonnen. Mit sicherer Hand war es umgrenzt und auf Theologie und Geschichte beschränkt. Außerhalb dieses Kreises fühlte Perthes sich fremd, und nur besondere Neigung zu Person oder Sache konnte ausnahmsweise ihn zu Unternehmungen, wie die der weitverbreiteten fünfzig Fabeln von Hey mit Bildern von Speckter, bewegen. In den letzten Jahren seines Lebens, als sich die Anerbietungen von wissenschaftlichen, nicht theologischen und nicht historischen Werken häuften, bildete er aus denselben einen besonderen Zweig seines Geschäftes, welches er unter der Firma Friedrich und Andreas Perthes seinem Sohne Andreas übertrug; eigentlich zu Hause aber fühlte er sich bis an sein Lebensende nur auf dem theologischen und historischen Gebiete.

Innerhalb der Theologie war es nicht die erbauliche, sondern die wissenschaftliche Seite, für welche Perthes am liebsten als Verleger thätig war. Die nur negierende Richtung der Wissenschaft blieb seinem Verlage eben so fremd, wie die, welche nichts erstrebt und nichts gestattet, als den Erweis der Kirchenlehre, mag sie nun ewige Grundlagen oder irdische Einzelheiten zum Inhalte haben. In Perthes' Verlag trat fast ausschließlich die mit dem Namen „wissenschaftliche Theologie" in einem engeren und besonderen Sinne bezeichnete Richtung hervor. Für alles, was auf diesem so begrenzten und doch

noch sehr weiten Spielraum zulassenden Gebiete vorging, hatte er ein bewundernswerth scharfes Auge. Ihm war es, man möchte sagen, instinctiv gewiß, was überhaupt Noth that und was die Bewegung des Augenblickes forderte oder verbot; er drängte und er warnte und die Theologen hörten den erfahrenen Mann gerne. Wir Theologen finden keinen Perthes wieder, schrieb nach seinem Tode ein bedeutender theologischer Schriftsteller. Mit Bestimmtheit läßt sich aus Perthes' Papieren ersehen, daß ohne ihn manche an sich oder für einen bestimmten Zeitpunkt schädlich wirkende Schrift erschienen und ohne ihn manches in die Zeit glücklich eingreifende Werk nicht erschienen sein würde. Den Kern seines theologischen Verlages bildeten die „Studien und Kritiken", welche, nach wie vor in vier Bänden jährlich erscheinend, wohl ohne Ausnahme alle hervorragenden Theologen Deutschlands, so weit sie dieser Richtung angehörten, zu Mitarbeitern hatten. An dieses große Unternehmen schlossen sich eine Reihe kirchenhistorischer Werke an, wie das Leben Jesu, die Geschichte der Pflanzung und Leitung der christlichen Kirche und die allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche von Neander, wie die Reformatoren vor der Reformation von Ullmann, Johann Brenz von Hartmann, Calvin's Leben von Henry, Tauler von Schmidt, Savonarola von Rudelbach, Meister Eckart von Martensen, Cola di Rienzo von Papencordt, Schenkel's Leben von Schenkel; Ritter's Geschichte der Philosophie trat ergänzend hinzu. Eine zweite Gruppe seines theologischen Verlages bildeten die Commentare zur heiligen Schrift, wie Umbreit's Commentar über die Propheten des alten Bundes und Tholuck's Commentar zum Evangelium Johannis, zur Bergpredigt, zum Briefe an die Hebräer. Die dritte Gruppe umfaßte eine Reihe systematischer Darstellungen, zu welchen Twesten's Dogmatik, Sack's Polemik und Apologetik, Ackermann das Christliche im Plato, Nitzsch Religionsbegriff der Alten, Sartorius die Lehre von Christi Person und Werk, gehören. Eine bedeutende Zahl größerer und kleinerer Abhandlungen von Lisco, Olshausen, Dorner, Ehrenfeuchter, Ebel, Georgi, Krabbe, Schwarz, Schmieder, Reuchlin, Preller und andern schlossen sich an, so wie einige weit verbreitete erbauliche Werke, wie namentlich die Predigten von Tholuck, Olivier's Bilderbibel, Bunsen's allgemeines

evangeliſches Geſangbuch und Mynſter's Betrachtungen über die chriſtlichen Glaubenslehren.

Für den hiſtoriſchen Verlag hatte die Geſchichte der europäiſchen Staaten den Ausgangspunkt gebildet. Mit größter Ausdauer und mit einem ſeine Erwartungen weit übertreffenden Erfolg hatte Perthes ſeinerſeits das große und gewagte Unternehmen durchgeführt. Anerkannte, zum Theil ausgezeichnete Männer hatten die Geſchichte der einzelnen Staaten übernommen. Der Schwede Geijer, der Niederländer van Kampen, der Ungar Graf Mailath arbeiteten mit den Deutſchen: Pfiſter und Stenzel, Dahlmann und Lappenberg, Leo und Schäfer und manchen anderen an dem Unternehmen, deſſen innerer Zuſammenhang freilich lockerer geworden war, als man urſprünglich beabſichtigt hatte. Neben der europäiſchen Staatengeſchichte war Perthes vor allem gerne förderlich, wenn es die Bearbeitung der deutſchen Geſchichte galt. Eine Anzahl Territorialgeſchichten, wie Rommel's ausführliche Geſchichte von Heſſen, Barthold's Geſchichte von Pommern und Rügen und viele Arbeiten über einzelne Zeitabſchnitte und einzelne Erſcheinungen der deutſchen Geſchichte, wie Sartorius' Urſprung der Hanſa, Grautoff's Chronik des Franziscaner Dettmer, Aſchbach's Kaiſer Sigismund, des Chorherrn Chmel Friedrich IV., Barthold's Georg von Frundsberg, Guhrauer's Kurmainz, Friedrich's II. Anti-Macchiavelli liefern dafür den Beweis; aber auch bedeutende außerdeutſche hiſtoriſche Werke, wie Droyſen's Geſchichte des Hellenismus, Hurter's Innocenz, Ranke's ſerbiſche Revolution erſchienen in ſeinem Verlage. Unter den bei ihm herausgegebenen Biographien, die er recht eigentlich mit Liebhaberei behandelte, gehören die meiſten dem Reformationszeitalter an; aber Schönborn's Leben, Otto Runge's Leben und vor allem Niebuhr's Lebensnachrichten haben manche verborgene Seiten und Fäden auch der deutſchen Gegenwart offen gelegt. Oftmals ſuchte Perthes bedeutende Männer anzuregen, durch ſchriftliche Aufzeichnungen aus ihrem eigenen Leben unſere Zeit den kommenden Geſchlechtern lebendig zu erhalten; zuweilen fand er bereitwilliges Entgegenkommen, zuweilen aber auch nicht. Ich habe nie ein Tagebuch führen können, antwortete ihm einer ſeiner Freunde, weder über mein Geld, noch über meine Geſinnung; gewiß wächſt

der Menſch geiſtig weit natürlicher, weit friſcher treibend, wenn er in der Gewißheit, mit ſich und dem Seinigen im großen Haus zu halten, ſich im einzelnen nicht ein ſolches Schneckenhaus aus den Aeußerungen früherer Zuſtände baut. Meine ſchriftlichen Aeußerungen ſind fliegende Blätter im eigentlichen Sinne; ſie fliegen aus mir heraus, ſprechen bald dieſen bald jenen, der die Zeit etwa gleich mit mir empfindet, an, bringen ihm gewiſſermaßen einen freundlichen, raſch vorübergehenden Gruß, ärgern gelegentlich einen anderen und dann iſt alles ins Blaue weg, ehe man ſich umſieht. Memoiren zu ſchreiben, d. h. eine Entwickelungsgeſchichte meiner Perſon an der Zeit zu geben, wird mir, glaube ich, in dieſem Leben nie einfallen, der Racheteufel müßte denn einmal ganz über mich Herr werden. — Wundern durfte ſich Perthes über ſolche ablehnende Worte nicht, da ja nicht einmal er ſelbſt dazu kam, die Erfahrungen und Ereigniſſe ſeines Lebens aufzuzeichnen. Ich kann nicht, äußerte er einmal, ich lege immer neue Eier und habe daher keine Zeit, die alten zu begackeln.

Ein ehrenvolles Verlagsgeſchäft hatte Perthes im Verlaufe weniger Jahre geſchaffen; es enthielt keine ſchlechten oder gefährlichen und nur wenige geringe Schriften neben einer großen Zahl bedeutender wiſſenſchaftlicher Werke. Perthes allein hatte es in das Leben gerufen, Jahre hindurch arbeitete er ſogar ohne Gehilfen, ja ſelbſt ohne Schreiber, und das Betriebscapital, mit welchem er begann, war nicht bedeutend. In unerhört kurzer Zeit hob ſich ſein Verlag, äußerte ſpäter Frommann, und gehörte bald an Umfang und mehr noch an Gediegenheit zu den erſten in Deutſchland, ſo daß Perthes ſowohl im Verlags- wie im Sortimentsgeſchäft, obgleich in beiden von vorne anfangend und weder durch Erbſchaft noch durch Kauf gefördert, eine der erſten Stellungen ſich errungen hat. Auch in unſerem Geſchäfte kann man durch richtiges Speculieren reich werden; aber einen Verlag wie den Cottaſchen, den Reimerſchen und Perthesſchen bringen nur Männer zuſammen, die bei ihren Unternehmungen einen andern Maßſtab anlegen als den des Einmaleins. — Mit Erſtaunen ſehe ich Ihre buchhändleriſche Thätigkeit an, ſchrieb Riſt einmal an Perthes; ſie iſt nicht nur eine materielle, ſondern ſtrebt, eine Idee

wissenschaftlicher Förderung in sich auszubilden. Gewiß, Sie erwerben sich durch die Anregung so gediegener Werke und durch die Durchführung so manches äußerlich gewagten Unternehmens kein geringes Verdienst um unser Vaterland und setzen Ihrem Namen ein Denkmal, welches so leicht nicht vergehen wird. Welche Masse von Einsicht, Combination, Rührigkeit und Energie gehört dazu, um mit Geldkräften, die doch nicht unermeßlich sind, so viele Unternehmen auf einmal zu leiten und durchzuführen. Es ist wirklich dahin gekommen, daß manche schon deshalb Vertrauen zu Büchern haben, weil sie in Ihrem Verlage erschienen sind. — Immer wußte Perthes, was er wollte, schrieb später ein Freund, die Vorzüge des Menschen kamen dem Buchhändler zu Gute und was er trieb, das trieb er mit ganzer Seele: darin liegt das Geheimniß seines großen Erfolges. — Perthes selbst gab sich mit voller Freude und Liebe dem Berufe hin, in dem er bis zu seinem Tode seinen eigentlichen ihm angemessenen und bestimmten Lebensberuf erkannte. Des Gelingens freute er sich und war dankbar dafür. In dem langen Leben, reich an Ereignissen und Bedrängnissen, welches hinter mir liegt, schrieb er einmal an Umbreit, habe ich fast ausnahmslos die Erfahrung gemacht, daß Gottes specielle Fürsorge durch Zusammenfügen wunderſamer, nicht wunderbarer Ereignisse bei Unternehmungen, die im reinen Sinne begonnen wurden, menschliche Thätigkeit und Umsicht segnet und begünstigt. — Daß er von seinem Berufe begehrte, was zu Leibes Nahrung und Nothdurft erforderlich ist, versteht sich von selbst, aber Reichthum verlangte er von demselben nicht. Seiner ganzen Natur nach wäre es ihm nicht schwer geworden, mit sehr wenigem zufrieden zu leben, auch hätte er ein großes Vermögen als treuer Haushalter zu erhalten und zu verwalten gewußt; aber großes Vermögen zu erstreben und zu erwerben lag nicht in seiner Natur; Reichthum hatte für ihn nur wenig Reiz. Darin bin ich wirklich ein glücklicher Mann, schrieb er einmal, daß jeder meiner Wünsche, der durch Geld und Gut befriedigt werden kann, befriedigt ist. Wenn ich morgen eine Million erhielte, so wüßte ich mir weder für Geist noch für Leib irgend einen Genuß dadurch zu verschaffen, den ich heute entbehren müßte. Allerdings zu Unternehmungen in meinem Berufe wünschte

ich mir einen großen Haufen Geld; in meinem Kopfe wirbeln noch eine Menge Pläne, welche der Wissenschaft zu Nutz und unserm Handel zu Ehren sein würden, aber ohne bedeutendes Capital nicht ausgeführt werden können. — Einen großen Haufen Geld hatte Perthes freilich nicht, aber er war wohlhabend genug, um auch in seinem Berufe mit Großartigkeit verfahren zu können. Handelte es sich um Herausgabe eines tüchtigen Werkes, welches ihm in seinen Verlag zu gehören schien, so blieb ihm ängstliches Rechnen fremd. Oft genug hat er Schriften übernommen, an denen er einen mehr oder minder großen Verlust mit Sicherheit voraussah. Sein gesamter Verlag, aber nicht jedes einzelne Werk müsse ihm, pflegte er zu sagen, den kaufmännischen Gewinn bringen, der ihm gebühre. Gegen Ende seines Lebens ward er indessen doch gewahr, daß dieser Grundsatz seine Grenze habe. In den letzten vier Jahren habe ich mit Verlagsunternehmungen recht traurige Erfahrungen gemacht, schrieb er 1842. Die Werke, an denen ich bedeutenden Schaden gehabt, sind als wissenschaftlich tüchtig und verdienstlich anerkannt, mit gutem Willen habe ich gestrebt zu fördern; aber die Opfer sind zu groß, ich muß einhalten. Ich jubiliere lieber, als ich klage, aber ich bin doch der festen Ueberzeugung, daß der wissenschaftliche Betrieb nicht mehr lange so wie bisher fortdauern kann. Schon seit einer Reihe von Jahren verschwinden die Bücherſammler und Bibliothekbesitzer immer mehr; das hängt zum Theil mit der steigenden Beweglichkeit des Vermögens, zum Theil mit der wachsenden Arbeitslast der Menschen zusammen. Größere allgemeine wissenschaftliche Werke haben nur geringen Absatz; der Buchhandel erhält sich durch belletristische Schriften, die von Leihbibliotheken und Lesegesellschaften gekauft werden, durch Schulbücher und Compendien, durch Hilfsbücher für Pastoren und Schullehrer und durch Handbücher für Aerzte und Juristen. Der allgemein wissenschaftliche Verlag hat im großen und ganzen seit Jahren schon nur auf Kosten des Buchhandels bestanden und diesem werden die Kräfte ausgehen. Schon jetzt möchten eben so viele ausgearbeitete Manuscripte im Pulte liegen bleiben als gedruckt werden. Seit vier Jahren habe ich etwa 500 Verlagsanerbietungen zurückgewiesen und von den zurückgewiesenen sind nicht dreißig in andern Handlungen erschie-

nen. In den nächsten zwanzig Jahren wird es, wenn ich nicht sehr irre, den Gelehrten immer schwerer werden, für streng wissenschaftliche Werke einen Verleger zu finden.

Selten nur wird einem Mann, der seinen Beruf, möge er bestehen worin er wolle, mit durchgreifender Kraft und mit rücksichtslosem Pflichtgefühl ausfüllt, das Glück zu Theil, in seiner Tüchtigkeit von andern anerkannt zu werden. Perthes hat auch als Buchhändler Zuneigung, Achtung und ein sehr weit gehendes Vertrauen, man darf wohl sagen, von allen erfahren, mit denen sein Beruf ihn in Berührung brachte. Aeltere und jüngere Schriftsteller suchten mit ihm in Verbindung zu treten und massenweise wurden ihm Schriften aller Art zum Verlage angeboten. Etwa zweitausend solcher Anerbietungen haben sich unter Perthes' Papieren erhalten und eine Durchsicht derselben läßt manchen merkwürdigen Blick in das Getriebe jener alle Stände und Bildungsstufen durchziehenden Classe unserer Nation thun, die drucken läßt oder doch drucken lassen möchte. Neben den Schriftstellern vom Fache erscheint der Dorfschulmeister und der vornehme Herr, der Beamte und der reiche Mann und jeder wird zu einem andern, sobald er dem Gelüste, sich selbst gedruckt zu sehen, nachgibt. Unendlich mannigfaltig sind in den Verlagsanträgen die Formen, in denen der Schriftsteller anzudeuten sucht, daß es sich im vorliegenden Falle um ein seltenes vorzügliches Werk handele, und dennoch ist keiner von der aus Furcht und Hoffnung gemischten Spannung über die Aufnahme durch das Publicum frei. Hier glaubt ein ernster Mann mit seinem Manuscripte zugleich den besten Theil des eigenen Lebens dem Verleger anzuvertrauen, dort gibt ein frecher Geselle mit cynischer Unverschämtheit zu erkennen, daß Geldgewinn für ihn der einzige Grund zur Thätigkeit sei. Deutlich lassen sich nach Ton und Inhalt der Anträge Glieder einer literarischen hohen Aristokratie, übermüthige Parvenüs, ein literarischer Mittelstand und literarische Handwerker und Tagelöhner unterscheiden, und zwischen diesen allen treiben literarische Aventuriers, Proletarier und Beutelschneider ihr Wesen. Nicht allein der behandelte Gegenstand, sondern auch der behandelnde Schriftsteller ist ein ganz anderer in den verschiedenen Jahren. Die z. B., welche 1830 und die welche 1837 drucken lassen woll-

ten, gehörten einer durchaus verschiedenen Lebensstellung und Bildungsstufe an, und auch der Buchhändler muß seinerseits, wenn er nicht Schaden leiden will, in dem einen Jahre zurückweisen, was er einige Jahre früher oder später gerne übernehmen würde. Große Verlagshandlungen, welche einen weniger scharf abgegrenzten Geschäftskreis als Perthes' Handlung haben, werden alle diese Verhältnisse noch deutlicher bemerken, und es wäre wohl der Mühe werth, Sammlungen von zurückgewiesenen Verlagsanerbietungen, Kataloge also der nicht gedruckten, sondern nur verfaßten Schriften als einen Beitrag zu der inneren Geschichte unserer Zeit für die kommenden Geschlechter aufzubewahren.

Zu den Autoren, mit denen Perthes in dauernde Verbindung trat, bildete sich fast ohne Ausnahme ein persönlich freundliches und zutrauensvolles, oft ein nahes Freundesverhältnis aus. Die zahllosen Briefe, welche er in seinem Verlegerberufe schrieb, tragen einen eigenthümlich gemischten Charakter: es ist der erfahrene Geschäftsmann, welcher, seiner Ueberlegenheit sich bewußt, Vertrauen wie sich von selbst verstehend voraussetzt; es ist der Laie, der, weil er lebendiges Interesse an dem Inhalt der Schriften nimmt, sich anerkennend dem Schriftsteller unterordnet; es ist der religiös entwickelte und politisch gebildete Mann, der als Gleicher mit dem Gleichen verkehrt. Sein Briefwechsel mit so vielen Theologen und Historikern verschiedener Stellung und Richtung in allen Theilen Deutschlands wird einer späteren Zeit Einsicht in unsere Gegenwart, vor allem aber in unsere Theologie und unsere Theologen gewähren können, wie sie aus keinen Druckschriften und Actenstücken zu schöpfen ist. Vielen wackern, namentlich jüngeren Gelehrten hat Perthes großartig geholfen und fast alle haben in Geldsachen ihm ein unbedingtes Vertrauen geschenkt. War es in seltenen Ausnahmsfällen einmal nicht der Fall, so brach er schnell und ohne irgend eine Rücksicht auf Verlust oder auf Namen des Schriftstellers jede Geschäftsverbindung ab.

Nicht weniger als unter den Gelehrten genoß Perthes unter seinen Berufsgenossen Achtung und Vertrauen. Seit dem Tode des „alten Reich" hat wohl niemand unter uns, schrieb später Frommann,

eine so einflußreiche Stellung eingenommen, so vielfach und nachhaltig auf das Ganze des Buchhandels und auf die einzelnen Collegen eingewirkt als Friedrich Perthes. — Vielen jungen strebsamen Männern stand er mit Rath und That zur Seite, um ihnen die Ausbildung zu ihrem Berufe und den Eintritt in eine selbständige Stellung zu erleichtern, und manche unter ihnen werden noch heute dankbar den Worten zustimmen, die einer öffentlich ausgesprochen hat: Perthes hat mir von dem Augenblicke an, in welchem ich zuerst den Fuß über seine Schwelle setzte, viel Gutes und nur Gutes erwiesen, und ist mir in vollem Sinne des Wortes ein väterlicher Freund gewesen. Möge sein Geist und sein Vorbild unter uns fortwirken und der Gang seines Lebens besonders die Jüngeren unter uns ermuthigen, ihre Thätigkeit und ihre Mittel den höheren Interessen des Buchhandels mit rechter Treue zu widmen.

Sein ganzes Leben hindurch faßte Perthes den Buchhandel in Deutschland als eine einzige deutsche Anstalt auf und betrachtete sämtliche Buchhändler in allen deutschen Staaten als Angehörige einer einzigen großen Verbindung. Der frühere äußere Zusammenhang derselben hatte sich lange schon als unzureichend gezeigt und der Aufschwung des Buchhandels seit dem Kriege drängte zu neuen Bildungen hin. Als nun während der Ostermesse 1823 das Alte gänzlich zusammenzufallen drohte, forderte Perthes durch Wort und Schrift seine Berufsgenossen auf, Leipzig als Mittelpunkt des deutschen Buchhandels festzustellen und auf Grund des kursächsischen Mandats vom 18. December 1773 eine Deputation zu wählen, welche als anerkanntes Collegium die gemeinsamen Angelegenheiten versorgen sollte. In Folge dieser Aufforderungen, wie es scheint, traten 1824 fast zweihundert Buchhändler zusammen und constituierten 1825 sich, wenn auch zunächst nur zu einem einzelnen bestimmten Zweck, unter dem Namen des Börsenvereins der deutschen Buchhändler als ein Verein, welcher von Jahr zu Jahr an Bedeutung und Zahl der Mitglieder wuchs. Das Hervortreten einer gildenartigen, ganz Deutschland durchziehenden Verbindung war für das dritte Jahrzehend des neunzehnten Jahrhunderts in der That eine nicht gewöhnliche Erscheinung; mit großer Wärme gab sich Perthes derselben hin; Sache jedes einzel-

nen sei es, meinte er, die Ehre des Vereines rein zu halten, dessen moralisches Ansehen stärken und gemeinsame Thätigkeit und gemeinsame Zwecke und Mittel mehren zu helfen. Manches konnte Perthes zum Nutzen und Frommen der corporativen Ehre sagen, thun und durchsetzen, was keinem andern gestattet worden wäre. Als 1827 ein schmutziges Werk von einem deutschen Buchhändler verlegt und verbreitet worden war, trat er in einer von zweihundert Mitgliedern besuchten Versammlung des Vereins mit den Worten auf: Die Ehre des deutschen Buchhandels sei durch diesen Unflat beschmutzt, der Verleger eines solchen Werkes sei gefährlicher als der gemeinste —wirth und jede Buchhandlung werde schon durch die Zumuthung, ein solches Buch zu verbreiten, herabgewürdigt. Der deutsche Börsenverein möge im Namen des deutschen Buchhandels ein Zeugnis ablegen und der Börsenvorstand die zur Stelle befindlichen Exemplare der Schmutzschrift am schwarzen Brete öffentlich zerreißen lassen. Wenn Gleiches auch in künftigen ähnlichen Fällen immer wieder geschehe, so werde die niederträchtige Schamlosigkeit sich nicht mehr an den Tag wagen, die Ehre des deutschen Buchhandels aufrecht erhalten und großem Uebel vorgebeugt werden. Der angeschuldigte Verleger war selbst zugegen. Einen Augenblick schwiegen die Anwesenden still, betroffen über das Gefühl der eigenen Macht, dann stimmten alle bei und am folgenden Tage vernichtete der Börsenvorstand wirklich in förmlicher und feierlicher Weise die vorhandenen Exemplare der schmutzigen Schrift. Perthes selbst ward zwar von dem betroffenen Verleger auf Schadenersatz und wegen Injurien verklagt, in beiden Processen aber von dem Rügegericht in Leipzig freigesprochen.

Im Frühjahr 1833 ward in der jährlichen Versammlung des Vereins der Bau einer Buchhändlerbörse in Leipzig als dem Mittelpunkte des deutschen Buchhandels zur Sprache gebracht. Der Gedanke, für unsere Zusammenkünfte ein angemessenes Gebäude und für unsere Corporation auch einen äußerlichen Mittelpunkt zu gewinnen, zog mich, schrieb Perthes im November 1833, schon für sich allein sehr an, zugleich aber knüpft sich an diesen Plan die Aussicht zur Gründung guter neuer Anstalten anderer Art, so namentlich die Herstellung einer lange von mir beabsichtigten Lehranstalt für Buchhänd-

lerlehrlinge und eines Museums für die Geschichte des gesamten Bücherwesens, der Druckerei, der Papiermacherkunst. Ich trat daher, als das Vorhaben auf dem Punkte stand zurückgewiesen zu werden, lebhaft für dasselbe auf und begehrte die Niedersetzung eines Ausschusses zur weiteren Untersuchung und Betreibung der Angelegenheit. Mein Vorschlag ward allgemein angenommen und ich zur Strafe als Vorsitzender des Ausschusses gewählt. Nun liegt die Verantwortlichkeit zum großen Theil auf meinen Schultern; ich muß weitläufige Correspondenz führen, Baupläne und Kostenanschläge betrachten, Berichte schreiben und mit dem sächsischen Ministerium verhandeln, welches übrigens sehr entgegenkommend verfährt und den Vortheil des Unternehmens für Sachsen in vollem Umfange erkennt. — Nach mühseligen und anstrengenden Vorarbeiten waren wir Ostern weit genug gekommen, schrieb Perthes im Juni 1834, um der allgemeinen Versammlung des Börsenvereins einen völlig ausgearbeiteten Plan vorlegen zu können, aber gerade jetzt gab es noch Widerstand aller Art zu überwinden; hier Neigung zur bisherigen Ungebundenheit, dort Festhalten an altem Zunftsinn, kurz Leidenschaften aller Art bewegten sich in heftigem Getriebe. Noch in der Stunde vor Eröffnung der Versammlung war ich ganz unsicher, ob nicht alles scheitern werde; um so größer war meine Ueberraschung, als einstimmig der Bau beschlossen ward. — Perthes war es, schrieb später Frommann, der 1833 die Versammlung für den Börsenbau gewann, der als Vorsitzender des vorbereitenden Ausschusses die sich im Schoße derselben zeigenden widersprechenden Ansichten und Ansprüche mit Kraft und Gewandtheit zu einigen und endlich dahin zu bringen wußte, daß mit Ueberwindung nicht geringer Schwierigkeiten Ostern 1834 der Plan in der allgemeinen Versammlnng vorgelegt werden konnte. Alle, die damals gegenwärtig waren, werden sich noch der ergreifenden Worte erinnern, mit denen er dieses that, und des tiefen Eindruckes, den sie auf die Versammlung machten.

Fast jugendlich große Erwartungen hegte Perthes von den Folgen, welche dieser Beschluß nach sich ziehen würde. Mit dem Grundeigenthum zugleich wird unser Verein, schrieb er einem Freunde, neue Stärke, neue Festigkeit und die leibliche Grundlage erhalten, die ihm

bisher noch fehlte; je feſter unſere Verbindung alle ihre durch die neun und dreißig deutſchen Bundesſtaaten zerſtreuten Glieder zuſammenfaſſen, die Schlechten abſtoßen, die Schwachen tragen und für alle ein Halt ſein wird, um ſo höher wird ſie den deutſchen Buchhandel heben und zu dem rechten Werkzeug machen, um das wiſſenſchaftlich Würdige und Werthvolle an den Tag zu fördern und das literariſch Gute und Nützliche zu verbreiten. Je lebendiger das corporative Gefühl für Recht ſich ausbildet, um ſo mehr wird das Eingreifen der Polizei- und Criminaljuſtiz in die literariſchen Verhältniſſe unnöthig und unmöglich werden. Ohne Bedeutung kann die feſtere Organiſation des Buchhandels nicht bleiben, und ich hoffe zu Gott, die Bedeutung wird eine gute ſein.

Es ſchien als ob Perthes' kühne Hoffnungen früher, als irgend jemand hätte erwarten können, ihrem Ziele einen bedeutenden Schritt näher gebracht werden ſollten. Einige wackere Männer in Frankfurt hatten, als im Frühjahr 1834 die bekannten Cabinetsconferenzen zu Wien eröffnet waren, Mittel und Wege gefunden, denſelben den Entwurf zu einem Regulativ für den literariſchen Rechtszuſtand Deutſchlands zu überreichen, in welchem auf Gründung einer alle deutſchen Buchhändler umfaſſenden Corporation, auf ſehr ſtrenge Bedingungen der Aufnahme in dieſelbe und auf Maßregeln gegen den Nachdruck angetragen ward. So geheim die Verhandlungen der Wiener Conferenzen auch gehalten wurden, blieb es doch hier und da nicht unbekannt, daß die Frankfurter Anträge einer näheren Prüfung unterzogen werden ſollten. Alles kommt jetzt darauf an, ſchrieb Perthes Ende April, daß nicht einzelne Buchhändler, ſondern der Vorſtand des Börſenvereins zur Begutachtung aufgefordert werde; in dieſer Aufforderung würde ſchon an und für ſich eine Anerkennung unſerer Einheit liegen, die nicht ohne bedeutende Folgen bleiben könnte. — Ende Mai erhielt der Vorſtand des Börſenvereins wirklich den Auftrag, ſich gutachtlich über jenes Frankfurter Regulativ zu äußern, aber es war freilich nur die ſächſiſche Regierung, welche dieſen Auftrag ertheilte. Der Vorſtand verſtärkte ſich durch einen Rechtsconſulenten und einige erfahrene Männer, unter denen auch Perthes ſich befand, und bereitete die mündlichen Verhandlungen zunächſt durch

briefliche Mittheilungen vor. Mir war vor allem wichtig, schrieb Perthes, die Stimmung der preußischen Regierung über die ganze Frage zu kennen; ich bin deshalb nach Berlin gegangen. Leider konnte ich Eichhorn, der schwer krank darnieder lag, nicht sehen; aber von Bekannten im auswärtigen und Polizeiministerium erfuhr ich mit Sicherheit, daß der Frankfurter Entwurf von Ancillon als preußischem Bevollmächtigten in Wien beifällig aufgenommen, von sämtlichen Ministern in Berlin aber als illiberal zurückgewiesen sei. Seltsam und doch begreiflich! — Als am 25. August der verstärkte Börsenvorstand in Leipzig zusammengetreten und von dem königlichen Commissar Herrn von Langenn, der sich mit großer Liebe und Einsicht der ganzen Angelegenheit annahm, eröffnet worden war, gelangte er bald zu dem Entschlusse, nicht das Frankfurter Regulativ zu begutachten, sondern selbständige Vorschläge zu machen. Die sehr ausführlichen Protokolle der Sitzungen haben sich erhalten und erfüllen den Leser mit Achtung vor dem Verstande und der Besonnenheit, von der Erfahrung und dem edlen Sinne der Männer, die damals beriethen, erfüllt von dem Bewußtsein, an einer großen deutschen Angelegenheit zu arbeiten. Die zwölf Tage unserer Verhandlungen gehören zu den anstrengendsten und aufreibendsten meines Lebens, schrieb Perthes; täglich acht Stunden sich in Entwickelungen der zum Theil schwierigsten Rechtsfragen zu bewegen, Verhältnisse der verschiedensten, oft widersprechendsten Art zu durchdringen, die Stellung der Regierungen zu wahren und der Selbständigkeit des Buchhandels nichts zu vergeben, Herkommen und Rechte zu achten und zu schonen und doch freie Entwickelung möglich zu machen und zu fördern, das ist keine leichte Aufgabe. Ich begreife, wie ein Landstand in monatlangen Sitzungen vollständig dumm werden kann. Obgleich ich in einigen wesentlichen Punkten in der Minorität geblieben bin, stimme ich dem Ganzen unserer Arbeit doch mit vollem Herzen bei. — Die von dem Ausschusse gemachten Vorschläge zur Feststellung des literarischen Rechtszustandes in den Staaten des deutschen Bundes wünschten vor allem Uebereinstimmung in den gesetzlichen Bestimmungen der verschiedenen Länder. Die Rechte des Schriftstellers, die Wirkung des Verlagsvertrages, die Folgen des Nachdruckes sollten überall von

Bundes wegen in derselben Weise geordnet und der thatsächliche feste Zusammenhang der Buchhändler Deutschlands juristische Form und Anerkennung erhalten. Um letzteren Zweck zu erreichen, sollte zwar nach wie vor das Recht zum Betrieb des Buchhandels von den Regierungen der einzelnen Staaten ertheilt werden, die Ausübung des ertheilten Rechts aber nicht eher zulässig sein, bis der Berechtigte in die von dem Vorstande des Börsenvereins geführte Buchhändlerrolle eingetragen wäre. Alle eingetragenen Buchhändler sollten einen ganz Deutschland umfassenden Verein bilden, dessen Vorstand in Leipzig seinen Sitz habe. Die Rechte und Pflichten des Vereins, die Stellung seines Vorstandes und seiner einzelnen Mitglieder finden sich in den Vorschlägen mit umsichtiger und besonnener Berücksichtigung der schwierigen Verhältnisse bestimmt, in denen sich ein neununddreißig verschiedenen Staaten angehöriger, politisch nicht unwichtiger Verein bewegen sollte.

Am 26. October 1834 ward der Grundstein des Börsengebäudes gelegt und an demselben Tage wurden auch die Vorschläge unterzeichnet und der sächsischen Regierung zur Mittheilung an die Bundesversammlung überreicht. In Frankfurt aber ward die ganze Angelegenheit von einem anderen Gesichtspunkte aus, als in Leipzig, betrachtet. Bereits Artikel 37. des damals freilich noch sehr geheimgehaltenen Schlußprotokolles der Wiener Cabinetsconferenzen vom 12. Juni 1834 hatte ausgesprochen, daß die einzelnen Regierungen geachtete Buchhändler ihrer Staaten über die Organisation des deutschen Buchhandels vernehmen und die Ergebnisse dieser Begutachtung an den Bundestag gelangen lassen sollten. Am Bundestage war demgemäß eine eigene Commission zur Berathung über die Organisation des Buchhandels ernannt, und die Aufforderung zur gutachtlichen Aeußerung an die einzelnen Regierungen ergangen. Als nun die königlich sächsische Regierung im Januar 1835 officiell die Vorschläge des Comité der deutschen Buchhändler überreichte, wurden dieselben lediglich als Gutachten der im Königreiche Sachsen wohnenden Buchhändler behandelt. Die Hoffnung also, daß die Bundesversammlung den deutschen Buchhandel schon bei dem Beginne der Verhandlungen als eine gemeinsam deutsche, durch den Börsenvorstand in Leipzig vertre-

tene Institution anerkennen und gutachtlich hören werde, war zerstört und es blieb jetzt für den Ausschuß, von welchem die Vorschläge bearbeitet worden waren, nichts übrig, als die bedeutendsten Buchhändler der einzelnen Staaten zu vermögen, möglichst gleichlautende Gutachten abzugeben. Zugleich suchte Perthes durch seine persönlichen Verbindungen die entscheidenden Staatsmänner in Oestreich, Preußen, Baiern, Hannover, Oldenburg, Holstein, Hamburg und Mecklenburg günstig für die Vorschläge des Comité zu stimmen. Die Regierungen können den thatsächlichen Zusammenhang der Buchhändler Deutschlands nicht aufheben, schrieb er unter anderm an Pilat nach Wien, sie können die freie Bewegung des deutschen Buchhandels und der Macht, welche derselbe dadurch in Händen hat, nicht beseitigen, es fragt sich also nur, ob sie durch Gestaltung einer festeren, corporativen Organisation das ganze Verhältnis ordnen und Misbrauch und Verbrechen und Gefährdung von Gesellschaft, Kirche und Staat möglichst zurückdrängen wollen oder nicht. — Der richtige und natürliche Gang wäre gewesen, schrieb Perthes an einen anderen befreundeten Staatsmann, daß die Vorschläge des Comité von der Bundesversammlung den einzelnen Regierungen zum Berichte darüber vorgelegt worden wären, ob deren Inhalt mit dem besonderen Interesse dieses oder jenes Staates im Widerspruche stände. Statt dessen sind die Regierungen ohne Rücksicht auf unsere Vorschläge um die Gutachten ihrer Buchhändler angegangen worden. Diese Masse Gutachten einzelner können keine Frucht bringen und müssen viel Verkehrtes und Abgeschmacktes enthalten. Gründe verschiedener Art haben die Bundesversammlung zu diesem Schritte geführt; der Hauptgrund aber liegt in der Furcht vor jeder festen, kräftigen Organisation irgend eines Lebensverhältnisses; von den Nadelstichen böswilliger Einzelner läßt man sich zu Tode peinigen, aber eine gesunde, kräftige Corporation will man nicht dulden. Angst hatte die Bundesversammlung vor dem Buchhandel als einem gemeinsam deutschen, Angst vor dem Börsenvorstand als Vertreter einer corporativen Einheit; weil er Leben bekommen könnte, nahm sie an, daß er auch Gefahr bringen werde. Sagte doch der Bevollmächtigte eines kleinen Staates in der Bundesversammlung: „Jetzt spräche dieser Verein noch bittweise; wenn er

aber erst sein Netz über ganz Deutschland ausgespannt hätte, so würde er fordern und zwingen." Zu dieser Furcht vor jedem kräftigen Leben traten mancherlei Zufälligkeiten hinzu. Sachsen war, um Leipzig als Mittelpunkt des deutschen Buchhandels auch für die Zukunft möglichst sicher zu stellen, sehr rasch und entschieden für uns aufgetreten und scheint dadurch die preußische Regierung gereizt zu haben; dafür spricht wenigstens die Haltung, welche Ancillon annahm, als er im Februar die bedeutendsten Berliner Buchhändler zu Besprechungen versammelt hatte. Endlich wollte der Zufall, daß mit den Verhandlungen über unsere Vorschläge der Börsenbau in Leipzig zusammentraf und die Regierungen aufmerksam machte. Jetzt geht mein Bitten überall dahin, möglichst ohne Geräusch den weiteren Verlauf abzuwarten; der Bundestag muß, wenn er überhaupt etwas thun will, nothwendig unsere Vorschläge als Grundlage benutzen, weil er weder eine andere hat noch haben kann.

In Beziehung auf die späteren Bundesschlüsse über den Nachdruck läßt sich allerdings die Einwirkung jener Vorschläge des Comité von 1834 nicht verkennen, aber für die Organisation des Buchhandels ist seitdem von den einzelnen Staaten fast nichts und von Bundes wegen gar nichts geschehen; die ganze Frage blieb wie so manche andere lediglich der Thätigkeit von Privatleuten überlassen und der Buchhandel hat sich kräftig gerührt. Der Börsenverein deutscher Buchhändler, lediglich ruhend auf dem freiwilligen Beitritt einzelner, hat 1836 seine Börse eingeweiht, hat Statut und Vorstand und Bestimmung über Aufnahme und Ausschließung seiner Mitglieder fester ausgebildet und umfaßte fünfzehn Jahre später etwa siebenhundert Mitglieder aus den verschiedenen deutschen Staaten. Als Mitstifter und Mitglied unseres Börsenvereins war Perthes, schrieb später Frommann, eine Reihe von Jahren hindurch, obschon er die Wahl zum Vorsteher stets abwehrte, dennoch der eigentliche Mittelpunkt der meisten Verhandlungen und Beschlüsse, und oft der Vorkämpfer.

Perthes' Leben mit Freunden und in der Familie.
1830—1837.

Perthes war, schrieb später der ihm nahe befreundete Frommann, als Mensch in dem weiten Kreise seiner Bekannten nicht allein wegen seiner Geradheit, Offenheit, Rechtschaffenheit und Liberalität, sondern auch wegen seiner hervorragenden geistigen Kraft geachtet und der Ruf seiner ausgezeichneten Persönlichkeit breitete sich weiter und weiter aus. Daß aber dieser Ruf begründet war, das beweist nichts sicherer, als die große Zahl vertrauter Freunde, die er sich während seines Lebens unter den Edelsten und Besten der Nation erworben hat. Freundschaft war ihm Bedürfnis sowohl des Geistes als des Herzens und in der Freundschaft bewahrte er die Treue. Die Befriedigung dieses Bedürfnisses fand er sowohl im Verhältnisse zu Männern, die an Jahren, Stand, Geist und Kenntnissen ihn überragten, als auch zu Jüngeren und Untergeordneten. Die Schwächen seiner Freunde entgingen seinem Scharfblicke selten, doch liebte er sie darum nicht weniger und war eher geneigt, ihre Vorzüge zu überschätzen, als sich über sie zu erheben. Besonders seinen jüngeren Freunden traute er eher zu viel als zu wenig gutes zu. Die Verschiedenheit der religiösen und politischen Ansichten machte ihn weder blind für die Schwächen der Gleichgesinnten, noch für die Vorzüge der Andersgesinnten; mit Rath und That stand er diesen wie jenen gleichmäßig und bereitwillig zur Seite. Er hatte überhaupt keine despotische Ader in sich, aber eben so wenig knechtischen Sinn, und vielleicht machte grade das ihn gegen die äußeren politischen Formen gleichgiltiger als recht, daß er sich bewußt war, unter allen Formen seine Freiheit und Unabhängigkeit zu wahren. Mag man ihm also auch Freisinnigkeit — ein sehr vieldeutiges Wort — absprechen, Freimuth kann man ihm nicht abstreiten. Bei hundert Gelegenheiten hat er ihn glänzend bewiesen, ja er besaß darin eine gewisse Virtuosität; denn er verstand die Kunst, mit der heitersten Offenheit und natür-

licher Naivetät den Leuten Wahrheiten ins Gesicht zu sagen, die sie nicht zu hören gewohnt waren, ohne daß sie recht wußten, ob sie es übel nehmen sollten oder nicht, und diese Kunst übte er, wie gegen Seinesgleichen, so auch gegen Höherstehende und gegen die Menge, die bekanntlich nicht weniger empfindlich für Schmeichelei und ihr Gegentheil ist als irgend ein Mächtiger. Heftig konnte er freilich auch werden, ja sehr heftig, aber Groll gegen seine Widersacher hegte er deswegen nicht, sondern er konnte sie in demselben Augenblicke mit der größten Billigkeit und Unparteilichkeit beurtheilen.

In Gotha hatte sich Perthes' Leben weit über sein Erwarten reichhaltig und lebendig gestaltet. Seine früheren Verbindungen, seine alten Freunde und Bekannten hatte er sich bewahrt. Denke ich an die Weite und Breite des Zusammenhanges, in welchem ich mit Menschen stehe, schrieb er einmal, so fallen mir Goethe's Worte ein: „Breiter wallet nun der Strom mit vermehrten Wellen," und allen möchte ich zurufen, daß sie nun „mit gedrängter Kraft brav zusammenhalten in des Glückes Sonnenschein und in schlimmen Fällen." Mir wenigstens ist es fast unmöglich los zu lassen, was mir jemals nahe stand und unter den Gaben, die Gott in mein Inneres gelegt hat, bin ich für das sichere Gefühl der Treue, welches ich habe, besonders dankbar. Immer war es mir ein sehr schmerzhaftes Gefühl, wenn jemand, der mir dem Geiste oder dem Herzen nach verbunden gewesen war, später gleichgiltig an mir vorüberging. — Was ihr jungen Leute Freundschaft nennt, schrieb er ein anderesmal, hat freilich keine ewige Dauer, am wenigsten in der gegenwärtigen Zeit; die Wärme und Innigkeit, mit welcher Ihr Euch umfaßt, gehört nicht dem Unvergänglichen im Menschen, sondern der Frische im Jüngling an. Wenige Jahre weiter und es haben sich Ueberzeugungen, Ansichten, Stimmungen entwickelt, über welche auch die innigst Verbundenen sich nicht mehr zu verständigen vermögen. Freundschaft unter älteren Männern ist, soweit sie nicht aus Erinnerung besteht, Vertrauen auf das feste, ernste Streben nach Wahrheit, und dieses Vertrauen soll und kann jede Altersstufe und jeden Wechsel der Ansichten und Stimmungen überdauern. — Zu dem vielem, was Perthes lange schon besessen, war während seines Aufenthaltes in Gotha

Neues aller Art hinzugetreten. Die Zahl anregender und befreundeter Männer, welche die an den großen Verbindungsstraßen des südlichen und nördlichen, des westlichen und östlichen Deutschlands gelegene Stadt auf längere oder kürzere Zeit besuchten, mehrte sich von Jahr zu Jahr; sein immer weiter sich verbreitender Briefwechsel mit Freunden und Berufsgenossen, mit Historikern, Theologen und politischen Männern aller Art, führte ihn tief hinein in die Bewegungen der Zeit. Aus den verschiedensten Theilen Deutschlands, von den verschiedensten Lebensstellungen, geistigen Standpunkten und Parteirichtungen aus erhielt er unmittelbare Einsicht in die thatsächlichen Zustände, in den Gang der Ereignisse und vor allem in die geistigen Strömungen, von denen die Nation ergriffen war. Bei seiner fortgesetzten Beschäftigung mit den Biographien, den Briefwechseln und der gesamten inneren Geschichte des letztverflossenen Jahrhunderts erschienen ihm die Zustände, Richtungen und Ereignisse des Tages nicht als Einzelheiten, sondern als Glieder in dem Zusammenhange der großen Umbildungsepoche, in welcher wir uns befinden. Sich selbst über seine Auffassung und Beurtheilung der Gegenwart und nächsten Vergangenheit deutlich zu werden, gab ihm sein Verhältnis zu einem seinem Herzen sehr nahe stehenden bedeutenden Freunde eine stets sich wiederholende Veranlassung.

Der dänische geheime Legations- und Conferenzrath Johann Georg Rist, 1775 gebvren, stammte in grader Linie von dem alten Liederdichter ab; er hatte zu Fichte's Zeit in Jena studiert und dann als Secretär bei dem Finanzminister Grafen Schimmelmann in Kopenhagen gearbeitet; 1801 war er bei der dänischen Legation in Petersburg, 1803 in Madrid angestellt und in dem verhängnisvollen Jahre 1807 war er dänischer Geschäftsträger in London. Während der Zeit von 1808 bis 1813 nahm er eine gleiche Stellung in Hamburg ein, forderte und erhielt aber seinen Abschied, da die feindliche Haltung, welche der Kopenhagener Hof Hamburg und Deutschland gegenüber einnahm, mit seiner eigenen Ueberzeugung im Widerspruche stand; 1814 ward er als dänischer Commissär nach Paris geschickt, hielt sich von 1817 bis 1832 in Hamburg und Altona auf und wurde dann als erstes Mitglied in die neu bestellte schleswig-holsteinische

Regierung zu Schleswig gesetzt, wo er 1847 gestorben ist. Rist war ein edler Mann im vollsten Sinne des Wortes, treu und wahr und fest durch und durch, an Kopf und Herz gleich ausgezeichnet; in der englischen und französischen Literatur war er zu Hause und ein Kenner der spanischen. So verschieden sein und Perthes' Lebensgang, äußere Stellung und Bildung von einander waren, so verschieden war auch ihre innere Stellung zu allem, was die Zeit bewegte. Rist kannte die Zustände des vorigen Jahrhunderts genau, aber in seinem Herzen gab er dennoch dem damaligen Geschlechte den Vorzug vor dem gegenwärtigen. Um Perthes zu necken, konnte er, gewiß, nicht misverstanden zu werden, diese Neigung wohl mit keckem Uebermuthe zur Schau stellen. Unsere Jugend hatte doch weit mehr Genuß als die heutige, schrieb er einmal; wie angenehm war doch die Sentimentalität und Fichte und Goethe und die Revolution oben darauf! Heisa, das waren Tage, jetzt ist alles alt und kalt. — Rist war ein frommer, christlicher Mann, aber den dogmatischen und kirchlichen Fragen gegenüber verhielt er sich ablehnend. Ich lese nicht gern Theologisches, schrieb er einmal; es hat die unfehlbare Wirkung, Zweifel bei mir zu erregen, welche die heilige Schrift selbst nie erregte. — Von aristokratischem Aeußeren, vornehm in Formen und Lebensweise, stimmte er dennoch seiner politischen Gesinnung nach manchem zu, was Perthes schon als Frucht des Liberalismus zu betrachten und abzuweisen geneigt war. Es ist doch fast wunderlich, hatte Perthes ihm einmal geschrieben, daß Sie, der Sie eine so vornehme Laufbahn hinter sich haben, sich gerade mir, dem Gewerbtreibenden, so oft geflissentlich als Plebejer präsentieren. — Das sollte Sie nicht wundern, antwortete Rist; den Vornehmen gleichgestellt habe ich ein halbes Leben hindurch meine Persönlichkeit im Kampfe aufrecht zu erhalten gehabt, selbst gegen solche, die ich liebte, wie sie mich. — Seit den ersten Wochen seines Aufenthaltes in Gotha stand Perthes in ununterbrochenem Briefwechsel mit diesem ihm schon seit 1795 bekannten und seit 1808 befreundeten Manne. Fortlaufend besprachen beide Freunde die politischen, kirchlichen und literarischen Ereignisse der Zeit, tauschten politische und religiöse Ansichten gegeneinander aus, verständigten und bekämpften sich. Grade die Verschiedenheit des Stand-

punkts, von dem beide Männer die meisten Verhältnisse des Lebens betrachteten, gab dem Briefwechsel einen besonderen Reiz. Es schreibt sich mit Ihnen so leicht und behaglich, äußerte Rist einmal; Uebereinstimmung im großen, Verschiedenheit im einzelnen und etwas selbstbewußte Uebertreibung des eigenen Standpunktes auf beiden Seiten; endlich die unerschütterliche Zuversicht, daß jedes Wort des einen von dem anderen zwar bisweilen etwas scharf angefaßt, aber immer nur aufs beste gedeutet werden könne. Es bleibt auch trotz alles Protestierens dabei, daß unsere praktischen Bahnen parallel laufen; wir sind beide gute Bürger, gute Hausväter, gute Nachbarn, treue Geschäftsmänner, geben lieber als wir nehmen, schlagen aus, wenn man uns zu nahe tritt, erziehen unsere Kinder in der Furcht Gottes und leben in der Hoffnung einer fröhlichen Auferstehung. Das nenne ich das Praktische in unserm Wesen und Treiben und darin stimmen wir überein. — An unseren Briefen werden unsere Kinder nicht weniges aus der Zeit, die wir durchlebt, erfahren und werden sehen können, schrieb Rist ein anderesmal, daß es zwei unabhängige Männer in Deutschland gab, die wacker mit einander und mit der Welt gerungen haben und frisch geblieben sind, als die meisten ihrer Zeitgenossen welk wurden, und die, frühe auf andere Plätze gestellt, auch noch andere Seiten ihres Lebens entwickelt haben würden, die nun unentwickelt geblieben sind.

Die Mannigfaltigkeit an Eindrücken und Anregungen, welche Perthes aus seinem Berufe und durch persönlichen und brieflichen Verkehr mit so zahllosen Menschen empfing, konnte ihn auch in späteren Jahren wohl zuweilen mit Bedenken erfüllen. Von früher Jugend an wurde ich, schrieb er einmal, durch bunte Phantasiebilder, durch eine Art innerlicher Novellendichterei, in welcher ich selbst natürlich stets die angenehmste Rolle spielte, verfolgt und bei Arbeiten, die meinen Geist nicht ganz beschäftigten, gestört. Fehler und Irrungen waren die Folge; Nachtheil und Verdruß, die nicht ausblieben, ließen mich Herr darüber werden. Aber in anderer Gestalt dauert die Anfechtung meines eigentlichen Ich durch das Spiel der Phantasie auch jetzt noch fort. So anhaltend ich auch an innerer Sammlung im Denken und Fühlen gearbeitet habe, so habe ich doch heute noch mit Abspringen

und Abſchweifen, mit plötzlichen Einfällen über die verſchiedenartigſten Gegenſtände und Zuſtände Tag für Tag zu kämpfen. Für ſolche Geiſtesrichtung iſt mein Beruf eine gefährliche Verſuchung, weil er mir die Welt in ihrer ganzen verwirrten Buntheit und die Menſchen in den tollſten Narrenkappen tagtäglich vor Augen führt. Mit der Feder in der Hand bleibe ich am leichteſten bei der Stange; bei dem Leſen eines bedeutenden Buches am wenigſten, weil es mich anregt, Eigenes hinzuzudenken und hinzuzudichten. Ich weiß es ja wohl, daß die raſche und volle Bewegung der Phantaſie das irdiſche Salz des Lebens iſt, ohne welches die Natur und die natürlichen Verhältniſſe uns nur Grau und nur Gerippe darbieten würden; aber je höher die Gabe, um ſo größer auch die Pflicht, ſie weder zu vergeuden noch zu misbrauchen. Bete und arbeite, heißt auch hier der große Erziehungsſpruch für junge Menſchen, und auch für alte. — Nitzſch' Predigt über die Heiligung der Einbildungskraft hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, ſchrieb er ein anderesmal; wäre doch die Sprache dieſer Predigten weniger ſchwer! Es mögen wohl wenige ſo viele bittere Stunden durchgekämpft haben, als ich, um der Wandelbarkeit des Sinnes Herr zu werden und Beharrlichkeit in dem Trachten nach dem, was droben iſt, zu gewinnen. Die Reizbarkeit des Temperaments und die überaus große Flüchtigkeit der Phantaſie ſind ſchon für ſich allein Natureigenſchaften, deren Ueberwältigung Fleiſch und Blut nicht gelingt. Von meinen frühen Knabenjahren an verlangte überdies mein Beruf von mir, daß ich eine Unzählbarkeit von Gegenſtänden und Verhältniſſen mit dem Gedächtnis feſthalten ſolle; ich kann aber nichts behalten, woran ſich nicht das Intereſſe meines Geiſtes betheiligt hat; alle jene Dinge berührten mich daher tiefer. So liegen denn heute Millionen von Sachen in meinem geiſtig-materiellen Organismus aufgeſpeichert, die nun oft zur ungelegenen Stunde, Gott weiß wodurch in Bewegung geſetzt, aufſteigen und, wie wenn ſie unabhängig von mir und ihre eigenen Herren wären, ihr Weſen treiben, und der inneren Sammlung und dem Streben zu Gott ſtörend in den Weg treten. In dem Kampf gegen dieſen Feind ſtärkt nach meiner Erfahrung am meiſten die feſte, nüchterne Gewohnheit, Tag für Tag, am beſten zu einer ein für allemal beſtimmten Zeit das

Auge auf Gott zu richten, mit ihm zu reden und wenn man das nicht vermag, ihn wenigstens zu betrachten. Augenblicke lodernder Erhebung und Versuche, religiöses Gefühlsleben gewaltsam zu erzwingen, thun es nicht. Dein Großvater spricht eine große und tiefe Erfahrung aus, wenn er sagt: „Ponamus, der da auf der Anhöhe im Morgendämmer bist Du und siehst hinaus ins Meer, und nun steigt die Sonne aus dem Wasser hervor, und das rührte Dein Herz und Du könntest nicht umhin, auf Dein Angesicht niederzufallen; so falle hin mit oder ohne Thränen und kehre Dich an niemand und schäme Dich nicht; denn sie ist ein Wunderwerk des Höchsten und ein Bild desjenigen, vor dem Du nicht tief genug niederfallen kannst. Bist Du aber nicht gerührt und Du mußt drücken, daß eine Thräne komme, so spare Dein Kunstwasser und laß die Sonne ohne Thränen aufgehen." Im Urtheile über andere übrigens muß man sich in solchen Dingen bescheiden, so viel religiöse Fratzen auch heutzutage hervortreten; die Natur, die Art, die Bildung der Menschen ist unglaublich verschieden und hiernach auch die Mittel und Wege, durch welche dieser und jener sich helfen will und auch wirklich helfen kann.

Während Perthes dem einen gegenüber den Kampf nach Sammlung und Sicherheit des Geistes in den Vordergrund stellte, suchte er anders organisierte Naturen anzuregen, sich nicht trübe abzuschließen gegen den Wechsel der Eindrücke, wie das äußere Leben sie bietet. Einem jungen Manne, der nicht nur das Schwere, sondern auch das Leichte schwer zu nehmen und zu tragen geneigt schien, schrieb er zu dessen Hochzeitstag: Gehe mit Vertrauen und Hoffnung vorwärts, das sagt Dir ein alter Mann, der des Lebens Hitze und Last in vollem Maße ertragen hat. Man soll aufrecht stehen bleiben und dazu gehört, daß man sich den bunten Farben der Welt mit Heiterkeit hingibt. Nenne das Leichtsinn, Du hast Recht; denn Blumen und Farben sind nur täuschende Lichter: aber solcher Leichtsinn ist unserer Menschennatur mitgegeben, damit sie nicht geistig und körperlich untergehe vor der Zeit. Der Mensch bedarf auf Erden des Spieles mit der Erde und mit dem, was auf ihr aufblüht und vergeht. Die Hingebung an Gott und das Bewußtsein, daß das irdische Leben nur ein Weg ist zu einem höheren Ziel, schließt das lebendige Spiel mit

dem Erdenleben nicht aus und es muß mit Heiterkeit gespielt werden, sonst fehlt die Kraft zur That.

So vielfach Perthes auch in seinem eigenen Hause durch Personen und Briefe im Zusammenhange mit anderen Verhältnissen als denen seines Wohnortes erhalten ward, sah er sich doch ab und an gerne mit eigenen Augen fremde Zustände an; 1831 und 1834 brachte er in Berlin, 1835 am Rhein, 1836 in Hamburg, 1840 in Wien einige Zeit zu und sah und hörte manches, was weder mündliche noch schriftliche Mittheilung ihm hätte deutlich machen können. Häufig wanderte er auch in seinen späteren Jahren mit diesem oder jenem seiner Söhne oder Schwiegersöhne durch die Berge und Thäler des Thüringerwaldes und gab sich, sobald er die Stadt hinter sich hatte, mit der Freude eines Jünglings, der zuerst in die Welt hinaus sieht, den wechselnden Eindrücken hin, hatte seine Lust an den Anstrengungen und kleinen Unbequemlichkeiten, ward gehoben und gekräftigt durch die herrlichen bald lieblichen bald großartigen Blicke, die das Gebirge gewährt, und war gewiß, jedesmal irgend einem sonderbaren Menschenwesen zu begegnen, oder irgend ein kleines wunderliches Abenteuer zu seiner Ergötzung zu erleben.

Die Möglichkeit, sich der Fülle von Anforderungen und Eindrücken, welche von allen Seiten an ihn herantraten, ohne Gefahr innerer Zersplitterung hinzugeben, ward für Perthes dadurch gewährt, daß sein gesamtes Sein in einem festgeschlossenen Familienleben wurzelte. Freilich auch die Familie hatte sich fast mit jedem Jahre weiter und weiter ausgedehnt. Sein ältester Sohn, Matthias, war seit 1830 Pastor in Land Moorburg und seit 1832 mit Marianne Plessing verheirathet; sein zweiter Sohn, Clemens, war, nachdem er einige Jahre am Stadt- und Landgericht zu Brandenburg und an der Regierung zu Koblenz gearbeitet hatte, seit 1834 Docent in Bonn und verheirathete sich 1839 mit Marie Madelung; sein dritter Sohn Andreas hatte sich in Hamburg und Prag und durch einen längeren Aufenthalt in der Schweiz und in Frankreich zu seinem Berufe vorbereitet, trat seit 1837 in das Geschäft des Vaters ein und verheirathete sich 1840 mit Sophie Thienemann; sein Stiefsohn Heinrich, den er mit voller Vaterliebe umfaßte, verließ 1838 das Gymnasium, um

zuerst in Bonn und dann in Berlin zu studieren. Schon den Jünglingen hatte Perthes ein großes Maß äußerer und innerer Selbständigkeit gewährt und mit zarter Scheu auch in dem Kinde die eigenthümliche Persönlichkeit geachtet, welche wohl, um ihr eigentliches Wesen zur Herrschaft zu bringen, durch väterliche Leitung unterstützt, aber nicht nach fremdem Willen künstlich gezogen und gebogen werden könne. Nachdem die Jünglinge Männer geworden waren, trat Perthes in ein so offenes, freies und nahes Freundesverhältnis zu ihnen, daß wechselseitig auch die tiefsten und verborgensten Seiten des inneren Lebens zu Tage gearbeitet wurden. Innere und äußere Erlebnisse, religiöse und politische Ansichten, Ereignisse in Staat und Kirche gaben den Stoff für den ununterbrochen geführten Briefwechsel mit den entfernten Söhnen her. Mit seinen Kindern in Gotha stand Perthes in nicht minder lebendigem Verkehr; drei Töchter waren schon länger dort vetheirathet; 1831 verheirathete sich auch seine vierte Tochter Eleonore mit Moritz Madelung und 1838 seine Stieftochter Bertha mit Karl von Zech. Nicht leicht vergingen mehr als einige Tage, an denen nicht jede der Töchter den Vater, und wäre es auch nur auf eine Viertelstunde gewesen, in ihrer Behausung gesehen hätte, und nicht leicht vergingen Wochen, in denen nicht sämtliche Töchter und Schwiegersöhne wenigstens einen Abend mit den Eltern zugebracht hätten. Die einzelnen Familien hatten sich mannigfaltig genug ausgebildet, um durch Gegensätze aller Art solches Zusammenkommen belebt zu erhalten. Auch nach angestrengter Tagesarbeit gab sich Perthes mit Jugendfrische einer raschen Unterhaltung hin und regte, oft ohne es zu wissen und zu wollen, jeden an, die geistigen Kräfte, welche er besaß, zu gebrauchen; fast unmöglich war es in seiner Nähe sich träge gehen zu lassen, oder bequemer Langeweile sich hinzugeben.

Perthes hatte aus zweiter Ehe vier Kinder und die Zahl seiner Enkel wuchs von Jahr zu Jahr. In einem so großen Familienkreise konnte es an harten Wochen und Monaten, an Krankheiten und Todesfällen nicht fehlen. Das schwere Jahr 1831, in welchem die Cholera zuerst in Deutschland einbrach, war wohl geeignet Sorge zu erwecken, störte aber Perthes' Ruhe nicht, obschon zwei seiner Söhne damals an Orten lebten, in denen das Uebel wüthete. Ich bin über-

zeugt, ſchrieb er im Juni, daß, wenn nicht Naturkräfte den Lauf dieſer Krankheit hemmen, ſie ganz Europa überziehen wird, und jeder Verſuch des Entfliehens vergeblich iſt. Es liegt nicht in meiner Natur, beſondere Scheu vor Gefahren zu haben, die Gott verhängt; aber grauenvoll ſtehen mir die Ereigniſſe vor der Seele, von denen die menſchlichen Verhältniſſe unfehlbar durch die egoiſtiſchen Hemmungen und Abſchließungen betroffen werden müſſen. Die Selbſtſucht im Kleide der Angſt iſt etwas entſetzliches und wird an Nation, Gemeinde und Familie nagen. Ein Zerreißen und Zertrümmern des ganzen ſocialen Zuſtandes kann eintreten, von dem wir jetzt noch keine Vorſtellung haben. Die Lage Europa's während der früheren Peſtzeiten läßt ſich mit dem, was uns bevorſteht, nicht vergleichen; jetzt iſt alles mit einander verſchlungen und enggeſchloſſen mit dem Nächſten verbunden; das Entfernteſte berührt ſich; jeder Raum wird auf das eiligſte durchſchnitten. Gott wolle durchhelfen! — Kein Glied der großen Familie ward von der Krankheit ergriffen; in manchen anderen Jahren aber drängte ſich Schmerz und Leid in derſelben eng zuſammen, vor allem in dem Jahre 1833. Sechs Monate liegen hinter mir, angefüllt mit Fürchten und Hoffen, ſchrieb Perthes im Juni 1833; am vorigen Weihnachten ſchon begann die Noth. Oft habe ich erfahren, daß Familien, in welchen Bedrängniſſe ſich zuſammenhäufen, an Muth, Spannkraft und Ruhe wunderbar gewinnen; jeder hat nach allen Seiten hin Aufgaben zu löſen; ein ſich ſeiner Pflicht bewußter Gleichmuth erfüllt alle und jeder iſt auf ſeinem Poſten. Leiden gegenüber aber, die ſich durch lange Zeit hinziehen, hält die natürliche Kraft des Menſchen ſelten Stand; durch ihre Dauer verliert die Noth ihre erregende, die Entſchloſſenheit zeugende Kraft; ſie ſpannt ab, macht ſchlaff und die Gefahr iſt da, daß eine Paſſivität des Duldens ſich einſtellt, die nicht Stärke, ſondern Schwäche, nicht Ergebung, ſondern Abſtumpfung iſt und leicht in eine hinbrütende Empörung über das Schickſal des Menſchengeſchlechts ausarten kann. Da hilft nur beten und immer wieder beten. Noch halten wir uns tapfer und auch ich vermag das tägliche Uebel geduldig und ergeben zu tragen; aber die Sorge um meine Frau, welcher Laſten faſt zu ſchwer

für Leib und Seele aufgelegt sind, macht mich unruhig und drückt mich nieder. Gott wird weiter helfen.

Ende Juli brach das Nervenfieber im Hause aus und ergriff fünf Kinder und Perthes selbst. Mir sind diese schweren Wochen, schrieb Perthes, eine Zeit neuer großer Erfahrungen. Zu allem Verständigen und Geschäftlichen des äußeren Lebens bin ich gänzlich unfähig, aber die Verbindung meiner Seele mit Gott ist unberührt von dem Drucke der Krankheit geblieben; mein Geist ist völlig klar und aus dem Innern vermag ich mich deutlicher mitzutheilen, als in den Tagen der Gesundheit. Halt und Trost sind mir Nitzsch' Predigten geworden, die Schwierigkeit der Sprache habe ich überwunden und finde bei jedem Wiederlesen neue Schätze und neue Erhebung an dem Manne, der gewiß der tiefste unter den jetzt lebenden Theologen ist. Seit acht Tagen ist mein zweiter Sohn bei uns und wird nicht abreisen, bevor es in unserem Hause zu irgend einer Entwickelung gekommen ist. Täglich bringe ich einige Stunden allein mit ihm zu und habe ihm meine Ueberzeugung im Zusammenhange mitgetheilt; der Ursprung der Dinge und auch des Bösen, der weite Kreis, innerhalb dessen die Menschheit sich frei, aber auf eigene Verantwortlichkeit und auf eigene Kosten bewegt, die Leitung der Geschichte durch Gott, der Mittelpunkt aller Geschichte in Jesus Christus, Materialismus und Pantheismus, politische und kirchliche Ordnung bilden den Inhalt unserer Gespräche. — In der letzten Woche des August wurde es Perthes gewiß, daß die Krankheit bei seinem einzigen Sohne zweiter Ehe einen tödtlichen Ausgang nehmen werde. Perthes stand zu dem lieblichen, reichbegabten Knaben, der damals sieben Jahre alt war, in einem so nahen, innigen Verhältnisse, wie er es zu keinem seiner anderen Söhne in deren Knabenalter gehabt hatte. Als die älteren Söhne Kinder gewesen waren, hatte er, von dem Gedränge und Getriebe des Hamburger Lebens in Anspruch genommen, nur in kurzen und flüchtigen Begegnungen sich mit ihnen beschäftigen und nur im großen und von weitem ihren Entwickelungsgang verfolgen können. Das Leben aber dieses Sohnes durchlebte er in Freud und Leid; bei der Arbeit hatte er den spielenden Knaben um sich und auf Spaziergängen war er sein Begleiter. Es ist ein seltenes Glück, schrieb er ein-

mal, noch im späteren Alter einen Knaben dieſer Art zu haben. Ein Vater in meinen Jahren beobachtet das wachſende Leben mit anderen Augen, als der junge Mann, der ſelbſt noch kinderhaft mit den Kindern ins Leben hineintreibt und wirthſchaftet. Es iſt gar wohlthuend, Liebe und Sinneszartheit in ihren erſten Keimen zu belauſchen, und gar merkwürdig, zu ſehen, daß auch die Kinderſtube eine Welt iſt mit Ereigniſſen, an denen Beſonnenheit und Selbſtbeherrſchung ſich zeigt und bildet, der Scharfſinn geweckt und der Sinn für das Komiſche hervorgelockt wird. — Als das Kind erkrankt war und die friſche Lebenskraft mächtig mit dem Tode kämpfte, ward Perthes von einem Schmerze ergriffen, wie er ihn heftiger und tiefer wohl nie in ſeinem Leben gefühlt. Mit ganzer Inbrunſt habe ich gefleht, ſchrieb er, daß mein Rudolf mir erhalten bleibe, und ich ſah, es war umſonſt. Glaube und Mistrauen rangen miteinander in mir und ich habe ein Verſtändnis des Gebetes: Führe mich nicht in Verſuchung, erlangt, wie ich es nie gekannt.

Am 31. Auguſt Abends, als eben die untergehende Sonne das Krankenzimmer röthete, ſtarb ihm das Kind. Das Glück meiner alten Tage hat Gott mir genommen, ſchrieb Perthes gleich darauf, aber Thränen hat er mir gegeben, die noch einmal zu weinen ich nicht gehofft hatte. Sie wollen, daß ich Ihnen von meinem Rudolf erzähle. Ich vermag es nicht. Für jeden dritten ſind Kinder in zartem Alter einander ſo gleich und der Verluſt eines Kindes iſt etwas ſo gewöhnliches, daß Mittheilungen an Freunde über einen einzelnen Fall kein näheres Verſtändnis geben können. Den beſonderen Schmerz fühlt jeder Vater und jede Mutter für ſich allein, kein dritter kann denſelben nachempfinden. — Seit dem Tode meines Rudolfs ſpüre ich den Abend des Lebens, ſchrieb er etwas ſpäter an Nicolovius, nicht an Abnahme der Kräfte des Geiſtes und Körpers, aber an einer gewiſſen Gleichgiltigkeit gegen das Drängen und Treiben der Menſchen. Gott wird mir Treue und Liebe lebendig erhalten, damit nicht Abſpannung mich ergreife und mich unluſtig und untüchtig mache, zu ſchaffen und zu wirken nach ſeinem Wohlgefallen. — Unluſtig und untüchtig war Perthes nicht, aber die Sehnſucht nach dem geſtorbenen Kinde blieb ihm, ſo lange er lebte. Noch nach Jahren drängte

sich ihm, wenn er allein auf und ab in seinem Zimmer ging, der Seufzer aus der Brust: mein Rudolf, wo bist du, wie bist du!

Stunden des Kampfes und des inneren Ringens hatte Perthes auch in diesen Jahren viel. Wie weit ab vom Wollen und Wünschen liegen doch, schrieb er einmal, auch bei dem alten, durch so viele Kämpfe hindurchgegangenen Menschen Werke und Wandel. Liebe ohne Werke und Werke ohne Liebe! Wie matt und schwach scheint uns die Buße und doch vielleicht sieht Gott mehr als wir und weiß, wie tief, wie stark, wie fortwirkend die Reue des Sünders ist. — Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig, heißt es in einem anderen Briefe. Das Wort dringt in manchen Stunden durch Mark und Bein; manche kannte ich, welche das unmittelbare Wirken des heiligen Geistes an sich erfahren zu haben und durch dasselbe geheiligt zu sein glaubten. Daß es auch heute Geheiligte geben könne, will ich nicht bestreiten, ich aber gehöre nicht zu ihnen. Gestrebt und gerungen habe ich viel, aber Welt und Fleisch haben mich gehemmt; Momente nur waren es, in denen ich im Gebet und durch das Gebet den Frieden Gottes geschmeckt habe. Nicht aus Trägheit oder Verzagtheit die Augen zumachen gegen die Unheiligkeit, die in uns ist, nicht Tod als Leben, nicht Angst für Buße nehmen, und nicht ein Spiel der religiösen Phantasie für Liebe, nicht müde werden im Aufstehen und den Willen zum Wollen lebendig erhalten, das ist die nie endende Vorarbeit des Menschen, die ohne Glauben nicht möglich, ohne die aber auch der Glaube nicht möglich ist. — Wurde es ihm schwer um das Herz, so wendete Perthes noch immer sich am liebsten zu den Paulinischen Briefen. Suche dein Aufrichten im Römerbrief, schrieb er einmal, in ihm ist die volle Wahrheit aus Gott, so weit sie uns hier auf Erden dienlich ist. Kämpfen, kämpfen den guten Kampf bis an das Ende predigt Paulus Dir wie mir. — Oft, sehr oft habe ich den Römerbrief gelesen, heißt es in einem anderen seiner Briefe. Es ist das Buch der heiligen Schrift, welches mich am meisten getroffen, mir Klarheit gegeben und meinem Glauben befestigt hat. Ist nun einem anderen ein anderes Buch werther, so soll man darüber mit keinem Christenmenschen streiten; das ist gerade ein Zeichen der Göttlichkeit der Bibel, daß das eine Buch und der, welcher es schrieb, den

einen, ein anderes den anderen je nach Gemüth, Temperament, Bildung und Richtung mehr anspricht, tiefer auf sein Christsein wirkt und daß dennoch alle Bücher zu einem Ziele führen.

Die Ueberzeugung, die in ihm lebte, bestimmt und lebhaft anderen gegenüber zu äußern, ward Perthes nicht allein durch seine rasche Natur, sondern auch durch seine Ueberzeugung getrieben. Wir sollen der Wahrheit die Ehre geben, schrieb er einmal, wir sollen nicht dulden, daß man sie schmähe, wir sollen nicht falsche Toleranz üben und sollen uns auch scheuen, innere Gemeinschaft mit denen zu haben, welche die Wahrheit nicht erkennen wollen. — Oft freilich begegnete es ihm auch in seinem späteren Alter, daß er im Kampfe mit Gegnern schroffer und schärfer im Ausdrucke war, als er selbst für recht halten konnte; er wußte es wohl, daß er durch Heftigkeit und Schärfe manchen gereizt und vorübergehend von sich entfernt hatte. Ich fühle, äußerte er sich einmal, daß ich mich in meinen mündlichen und schriftlichen Aeußerungen über alles, was Kirche und Staat betrifft, sehr in Acht nehmen muß, um nicht misverstanden zu werden und ungerechte Urtheile über mich und über die Sache hervorzurufen. Schuld muß auch ich, wenn auch nicht allein tragen, wenn selbst Sie glauben können, daß ich mir ein paar Scheuleder vorgebunden hätte, um durch das, was rechts und links am Wege liegt, nicht irre zu werden an meiner religiösen und politischen Ueberzeugung. Nein, ich habe scharfe Augen für das, was nicht recht, nicht gut, nicht wahr ist an den Einrichtungen, Verhältnissen und Ueberzeugungen, die ich ihrem Wesen nach für nothwendig und wahr halte; ich sehe die Dinge und will sie sehen, auch wenn sie nicht in meine Ansichten passen, aber ich lasse mir durch sie meine positive Richtung nicht abschwächen. Wer weiß, was er will, und durchdringen und herstellen will, sei es im großen, sei es im kleinen, der darf sich nicht dabei aufhalten, alle Dinge so lange von allen Seiten zu erwägen, bis er durch seine Kritik jeden schwarzen, jeden faulen Punkt an denselben entdeckt hat. Wer das thut, zieht in sich die Gewohnheit des Negierens groß, und wo diese ist, hört alles Schaffen und Herstellen auf. Wohl weiß ich, daß in das große Weltspiel hinein auch die negierenden Geister gehören, und daß nicht alle, welche ne-

gieren, dem großen Regierer mit dem Pferdefuße verfallen müssen, sondern zu Gottes Kindern gehören können, wenn auch nicht zu den schaffenden. Ich selbst aber bin in meinem Kreise auf das Herstellen angewiesen, will zwar das Böse und Faule sehen und bekämpfen, wenn es mir in den Weg kommt, aber weder in großen noch in kleinen, weder in politischen noch in religiösen Verhältnissen, weder im Thun noch im Denken oder Fühlen deshalb Gottes Kirche fallen lassen, weil der Teufel seine Capelle daran gebaut hat oder künftig einmal bauen könnte.

So oft und so entschieden Perthes auch mit voller Ueberzeugung geltend machte, daß ohne kirchliche Autorität und ohne kirchliche Dogmen sich das christliche Leben ungeachtet aller Theologie und aller christlichen Gesinnung nicht in der Geschichte erhalten könne, so war doch sein eigenes Leben nur in sehr geringem Grade abhängig von der äußeren Autorität kirchlicher Gemeinschaft und kirchlicher Dogmen. Mein Christenthum wird einfacher von Jahr zu Jahr, schrieb er einmal. Daß Gott nicht lieben die Sünde und daß Gott wieder lieben die Erlösung von der Sünde ist, das ist als unausdenkbare Wahrheit und als Lösung aller großen Räthsel unmittelbar aus der heiligen Schrift in mein Geistesleben hinübergegangen. Das Christenthum ist praktischer Natur durch und durch; nur so weit es unser Wollen durchdringt, schließt es uns Blicke in das Heiligthum jenseits auf. Forschen der Wissenschaft und Versenkung des Geistes in religiöses Gefühl führen für sich allein nicht weit. Immer mehr lerne ich die göttliche Weisheit, mit welcher die Offenbarung beschränkt ist, erkennen; was wir für unsere Seligkeit bedürfen, ist gegeben, und wäre der Vorhang vor den heiligen Geheimnissen um ein weiteres gelüftet, so wäre ein Ausweg aus der Verwirrung für die Menschen nicht zu sehen.

Die letzten Lebensjahre 1837—1843.

Nach einem heftigen Grippenanfall im Frühling 1837 hatte Perthes sich in Friedrichroda, drei Stunden von Gotha entfernt, ein kleines Haus gemiethet, um die Sommermonate mit Frau und Kindern in der Waldluft zuzubringen. Sie sehen, mein lieber Freund, daß ich mich ins Gebirge geflüchtet habe, schrieb er Ende Juli; die Folgen der Grippe sollen vertrieben werden. Noch ist mein Gehör recht krank; Menschengeschwätz verstehe ich schwer, hier aber bilde ich mir ein, die Geier pfeifen und die Forellen plätschern hören zu können. Wenn irgend etwas meine Gesunheit wieder herstellen kann, so ist es der Aufenthalt im Walde. Sie kennen Friedrichroda und ich habe nicht nöthig, Ihnen die Herrlichkeit der Lage zu beschreiben; alles begünstigt uns, der Himmel ist blau, die Wälder dunkel, die Wiesen grün. — Es war in der That ein schönes Stück Erde, welches Perthes sich zum Aufenthalte ausgesucht hatte. An der Nordseite des Thüringer Waldes läuft ein etwa anderthalb Stunden hingestrecktes Langthal hinaus in die Ebene; an seiner Mündung liegt die Salzmannsche Erziehungsanstalt Schnepfenthal, eine halbe Stunde lang aufwärts ist das Thal von Gebirgsteichen ausgefüllt, neben welchen der unter hohen alten Tannen hinlaufende Fahrweg nur eben Raum findet sich durchzuwinden; dann wird es etwas breiter; ziemlich bedeutende, bis an den Fuß bewaldete Höhen schließen Wiesen vom frischesten Grün und Teiche von spiegelheller Klarheit ein, in deren Mitte früher das alte 1086 gegründete Benedictinerkloster Reinhardsbrunnen lag; jetzt steht auf dessen Stelle das 1827 erbaute freundlich ansprechende Schloß des Herzogs von Koburg-Gotha. Mehrere von der Höhe des Gebirgs herab kommende enge Querthäler von wilder Schönheit laufen nahe aneinander in das Reinhardsbrunner Thal aus; mächtige, mit Tannen und Buchen bestandene Bergrücken und hohe Berggipfel von bedeutenden Formen bieten eine reiche Fülle großartiger und lieblicher Ansichten und Aussichten, welche bis zum Insel-

berge hin von dem Forſtmeiſter von Wangenheim durch ſinnig angelegte Waldpfade zugänglich gemacht ſind. Getrennt von dem Reinhardsbrunner Thale durch einen niedrigen Sattel liegt eine Viertelſtunde entfernt das Bergſtädtchen Friedrichroda mit ſeinen Bleichern und Bergleuten in einem von Tannen und Wieſen umgebenen Keſſel und hundert Schritte von dem Städtchen entfernt das kleine Haus, welches Perthes ſich zur Wohnung ausgeſucht hatte. An einem Hohlwege gebaut, ſah die Vorderſeite auf die gegenüberliegende kahle, ſteinige Wand und manchen Spott mußte Perthes ſich gefallen laſſen über die ſchöne Ausſicht, die er ſich gewählt; von der Rückſeite des Hauſes aber und von dem daran ſtoßenden kleinen Garten öffnete ſich ein wahrhaft großartiger Blick tief hinein in das Waldgebirge, auf das Bergſtädtchen mit ſeinen Schindeldächern, und in den nahe gelegenen, aufwärts ſteigenden Thalgrund, der nach Schmalkalden führt; bis wenige Schritte vom Hauſe erſtreckte ſich von den Bergen abwärts der Schwarzwald mit ſeinem Schatten, ſeiner Einſamkeit und ſeinen nach allen Seiten hingehenden Fußpfaden. Einige Jahre nach Perthes' Tode iſt Friedrichroda ein vielbeſuchter Sommeraufenthalt für Fremde geworden, damals aber trug die Gegend durchaus den Charakter einer abgelegenen, einſamen Gebirgslandſchaft; halbe Tage konnte man die Waldwege gehen und traf nichts als etwa ein flüchtiges Stück Wildpret oder einen Förſter, Bergmann und Köhler, oder Kinder, die Waldbeeren, und Weiber, die Reiſig ſuchten; man hörte nichts als den Schlag der Axt eines Holzhauers oder den Accord des Geläutes der Herden aus den Walddörfern; Abend für Abend ſammelten ſich im Herbſte große Rudel Wild auf den nahen Wieſen und das Schreien der Hirſche hallte von den Bergen wieder.

Seit 1837 brachte Perthes, mit einer einzigen Ausnahme, jedes Jahr den Sommer bis Ende September in Friedrichroda zu und mit jedem Jahre ward ihm der Aufenthalt lieber; Vormittags pflegte er nach angeſtrengter Arbeit einen kürzeren einſamen Gang zu machen und gegen Abend zwei- und dreiſtündige, ja auch wohl vierſtündige Fußwanderungen mit ſeiner Frau und ſeinen drei kleinen Mädchen zu unternehmen; neue Wege, neue Ausſichten zu finden war ſeine Freude und eine eben ſo große, die gefundenen andern zu

zeigen. An Gelegenheit dazu fehlte es nicht; Sonnabends und Sonntags ward es lebendig im Hause; Enkel, Töchter, Schwiegersöhne, bald einige, bald alle fanden sich ein; die Stuben wurden zu enge und Küche und Keller wurden auf manche harte Probe gestellt; oft genug war Perthes unter Kindern und Enkeln der jüngste an jugendlicher Lust. Die auswärtigen Söhne brachten meistens einige Wochen des Spätsommers im elterlichen Hause zu, und auch an Freunden und Fremden aus der Nähe und Ferne fehlte es nicht, besonders wenn der Eintritt der Herbstferien die Theologen und Historiker beweglich gemacht hatte. Im Laufe einer einzigen Woche waren einmal Tholuck, Lücke, Marheineke, de Wette und Olshausen dort; von den vielen Männern verschiedenster Art und verschiedenster Lebensstellung, welche Perthes in Friedrichroda aufsuchten, möchte kaum einer sein, der nicht die Erinnerung an einige freundliche und anregende Stunden mit fortgenommen hätte. Wer freilich keinen Sinn für Naturschönheit mitbrachte, hatte einen schweren Stand; halb mitleidig, halb verwundert betrachtete Perthes sich ihn, ähnlich wie er etwa den Taubstummen oder armlos Geborenen sich betrachtet haben würde. Geringschätzung und Misachtung der besonderen Naturschönheit Friedrichroda's nahm er fast als eine persönliche Beleidigung auf und konnte sie unter Umständen auch so behandeln. Der Besuchende dagegen, welcher ein Auge für Wald und Berge zeigte, war gut gebettet; hierhin und dorthin führte ihn Perthes, um ihm den Reichthum der Gegend, die er beinahe wie sein persönliches Gut ansah, im besten Lichte zu zeigen; wo er entdeckt hatte, konnte er eine Freude haben, wie wenn er Antheil an der Hervorbringung gehabt hätte. Den damals von Fremdenverkehr noch nicht berührten Bewohnern des Städtchens blieb es freilich völlig unbegreiflich, wie ein alter Herr, der weder Kohlen zu brennen noch Theer zu schwelen hatte, die weiten und beschwerlichen Wege gehen mochte, die zu gehen ihnen selbst ihr mühseliges Tagewerk auferlegte; aber gerne hatten sie ihn alle und wußten wohl, daß er Herz und Sinn für ihre Freuden und Leiden besaß. Je öfter er nach Friedrichroda zurückkehrte, um so lieber ward er ihnen und um ihm das auch zu zeigen, verliehen sie ihm 1841 das Ehrenbürgerrecht in ihrer Stadt. Vier stattliche Männer traten

in letzter Woche ernst in mein Zimmer, schrieb Perthes; ich erkannte sie sogleich als Bürgermeister und Rathsherren. Sie überreichten mir freundlich in Sammt und Seide das Ehrenbürgerrecht der Stadt für mich und alle meine Kinder. Ich erinnere mich nicht, daß mir jemals in meinem Leben eine Ehrenbezeigung solche wahre und herzliche Freude gemacht hat als diese. — Mancherlei ähnliche Beweise der Anerkennung, wie sie nach einem tüchtigen und bedeutenden Leben dem späteren Alter wohl zuzukommen pflegen, hatten Perthes schon seit Jahren daran erinnert, daß er vieles hinter sich habe. Bereits 1834 hatte ihm die Stadt Leipzig das Ehrenbürgerrecht und im Sommer 1835 Friedrich August, Prinz Mitregent von Sachsen, das Ritterkreuz des Civilverdienstordens ertheilt. Civilverdienst für Deutschland möchte ich gerne gehabt haben, schrieb Perthes einem Freunde, und ich lasse mich gerne von einem Fürsten wie diesem ehren. Im vorigen Jahre saß ich Mittags neben ihm bei Tafel. Ueber Literatur und Buchhandel, über Verfassung und Verwaltung Hamburgs, über die Julirevolution, über den Aufstand in Sachsenland und die Stimmung in Deutschland sprach er mit großem Verstand und vieler Kenntnis; aber was mich überraschte und anzog, war die ungesuchte wohlwollende Theilnahme an den Lebensverhältnissen der verschiedenartigsten Kreise im Volke und der Sinn der Anerkennung für das Recht einer jeglichen, nach Geburt, Stand und Beruf auch noch so verschiedenen Lebensstellung bei vollem Bewußtsein der eignen. Nur wer den Menschen als solchen schon achtet und als Schöpfung Gottes hochstellt, wird jeden Beruf und jede Lebensstellung, eben weil sie menschlich ist, achten und hochstellen können. Solcher Sinn ist Bildung, ist vorzugsweise deutsche Bildung und ich möchte sie zum Unterschiede von der gelehrten oder vornehmen Bildung wohl allgemeine oder bürgerliche Bildung nennen; denn alle Stände können und sollen sie haben, und sie zu erwerben, ist dem Vornehmen nicht leichter als dem Niedrigen. Geist, Kenntnisse, Tiefsinn, Geburt, Rang drücken den Gegenüberstehenden nieder und entfernen ihn; diese Bildung aber macht jeden, der naht, frei und erweckt Achtung und Vertrauen. Welch eine Umwandlung ist in dieser Beziehung seit fünfzig Jahren eingetreten! Bewahre nur Gott unser Volk, daß es nicht, weil es

jede menſchliche Stellung zu achten gelernt hat, nun dahin komme, die Verſchiedenheit der menſchlichen Stellungen zu verachten.

Im Jahre 1840 machte die Univerſität Kiel Perthes auf Anlaß des Krönungsfeſtes Chriſtian's VIII. zum Doctor der Philoſophie. Mehr als über dieſe Ehre hätte ich mich wirklich nicht gewundert, ſchrieb er, wenn ich Bladika der Montenegriner geworden wäre. So einen Bönhaſen wie mich hat die gelehrte Zunft wohl lange nicht in ihrer Mitte geſehen: lateiniſche Haare möchte ich nicht mehr auf den Zähnen haben, als mein Oxforter College, Doctor Blücher, und das will viel ſagen. — Die Facultät hat es gut gemacht, ſchrieb ihm ein Freund; wer Lebensweisheit ein langes Leben hindurch geübt, bedarf, um Doctor der Philoſophie zu ſein, der lateiniſchen Haare auf den Zähnen nicht.

Zu den Ehren, welche Perthes im ſpäteren Alter zu Theil wurden, gehörte auch die Freundlichkeit, mit welcher das Koburgiſche Herzogshaus ihn behandelte. Schon im Jahre 1826, als der Herzog von Koburg die Regierung Gotha's antrat, hatte Perthes geſchrieben: Mein monarchiſches Princip hat neue Anhänger gewonnen; denn alles fällt plötzlich dem neuen Fürſten zu. Freilich iſt dieſer, wie König Saul, eines Kopfes höher als alles Volk, iſt voll fürſtlicher Würde, ſehr geſcheid und folglich ſehr leutſelig; er weiß alles und intereſſiert ſich für alles; alle Welt iſt bezaubert und die Napoleoniſchen Räſonneurs, die Männer von der Wartburg und die Republicaner der römiſchen und griechiſchen Autoren haben über Nacht herzogliches Herz bekommen. — Die große Klugheit und Welterfahrung des Herzogs intereſſierte Perthes und das demſelben tiefeingewurzelte natürliche Wohlwollen gewann ihn. Auch der Herzog hatte Perthes gerne und ſah ihn, ſo oft er ſeinen Aufenthalt in Gotha oder Reinhardsbrunnen nahm. Der Wald und die Waldbewohner und deren Leben und Treiben, Erinnerungen an die Begebenheiten ſeit 1806 pflegten ſo wie die politiſchen Ereigniſſe des Tages den Stoff zu den Geſprächen herzugeben. Seine beſondere Freude hatte Perthes an den jungen Prinzen. Im Jahre 1836, als die Koburg-Kohary nach Gotha gekommen waren, um dort die Vermählung des Prinzen Ferdinand Auguſt mit der Königin von Portugal feſtzuſtellen, ſah

er sie zuerst. Ich war vor einigen Tagen, schrieb er im Januar 1836, bei der alten Herzogin zur Tafel; die beiden hiesigen Prinzen und die beiden Kohary waren dort, vier lange prächtige Jungen, echte, blanke Jungen, frisch und gesund und voller Muthwillen, dem sie freien Lauf lassen, sobald das Auge der Großmutter sie nicht sieht. Prinz Ferdinand, der künftige portugiesische König, hat ein edles, schönes Profil, aber er ist noch Kind durch und durch. Die arme schlanke Tanne wird auf einen heißen Boden verpflanzt; vielleicht ist grade seine Kindheit ihm eine Hilfe. — Die herzogliche Jagdwirthschaft kam auch in diesem Spätsommer wieder nach Reinhardsbrunnen, schrieb Perthes 1839, und mit ihr der Erbprinz aus Dresden und Prinz Albert aus Italien. Der Vater hat wirklich alle Ursache, sich dieses Brüderpaares zu freuen. Die Raschheit, Offenheit und das gesunde Urtheil des Erbprinzen zieht mich ungemein an, und Prinz Albert ist ohne Zweifel ein selten begabter und durchgebildeter junger Mann, schön und elegant, sittenrein und wohlwollend. Sein besonnenes, zurückhaltendes Wesen wird ihm die schwierige Stellung, welcher er entgegengeht, erleichtern. Auch die Kohary kamen, der Herzog von Meiningen und der König von Sachsen; auf den Jagden und in Reinhardsbrunnen waren einigemal vierzehn Fürsten und Prinzen beisammen. Dieses Zusammenkommen des sächsischen Hauses und der benachbarten kleinen Fürsten sollte öfter stattfinden. Zusammen bedeuten sie etwas in den deutschen Verhältnissen, und diese klugen und rastlosen Koburger bedeuten auch etwas für Europa; sie machen nicht weit aussehende Pläne, sondern wissen, was heute so wenige Fürsten und Menschen können, den Augenblick zu ergreifen und die sich darbietende Gelegenheit rasch zu benutzen. Die Throne von Portugal, Belgien und England haben sie bereits ihrem Hause gesichert und die von Frankreich und Spanien werden nicht aus den Augen gelassen. — Die Wintermonate dieses Jahres waren, schrieb Perthes im Frühjahr 1840, unruhig und interessant durch das Stück Geschichte, welches hier aufgeführt ward; am lärmendsten, als die englischen Hochzeitsbitter anlangten und nun der Papa unter dem Gebrumme von hundert und einem Kanonenschusse seinem Söhnlein das Hosenband festband. Der Ernst, der sich dem Prinzen durch den

ſo frühen Beruf zu einer europäiſchen Stellung aufgeprägt hat, gibt ihm ohnerachtet ſeiner großen Jugend ſchon Würde und Sicherheit und erhöht die Lieblichkeit ſeiner ganzen Erſcheinung. Die Königin Victoria wird den rechten Mann an ihm finden. Waltet nicht ein beſonderer Unglücksſtern, ſo wird dieſer Prinz Albert der Abgott des engliſchen Volkes werden und er iſt gewiß befähigt, in aller Stille inmitten der Parteien der engliſchen Ariſtokratie einen leitenden Einfluß zu gewinnen und tief in die Geſchichte Europa's einzugreifen. Vielleicht werden wir noch die erſten Anfänge davon erleben. — Was Ihren Prinz Albert betrifft, der es Ihnen angethan zu haben ſcheint, ſchrieb ein Freund im Herbſte 1840 an Perthes, ſo habe ich alle Urſache zu glauben, daß Sie ihn und ſeine Stellung in England richtig beurtheilen; doch kann er der Natur der Sache nach nur langſam Boden gewinnen. Im Publicum iſt man ihm wohlgeſinnt, in der höheren Geſellſchaft hat er ſchon Einfluß; um politiſch eingreifen zu können, muß er erſt älter werden und ſich freier bewegen. — Geſehen habe ich den Prinzen bei meiner Anweſenheit in London nicht, ſchrieb ein anderer Freund um dieſelbe Zeit, aber viel von ihm gehört. Ueberall ſcheint er ſehr beliebt zu ſein, und mehreremal bedankten ſich Engländer ſehr höflich für das großmüthige Gegengeſchenk, welches Deutſchland ihnen für den Herzog von Cumberland gemacht habe.

Einmal in ſeinem ſpäteren Alter entſchloß ſich Perthes noch zu einer längeren Abweſenheit vom Hauſe. Am 14. Juli 1840 reiſte er mit ſeiner Frau und ſeinen drei kleinen Mädchen über Koburg und Nürnberg nach Regensburg und von dort die Donau hinab nach Wien, wo er vier Wochen in dem ihm verwandten und lieben Hauſe des Kaufmanns Hornboſtel blieb. Beinahe vier Wochen bin ich jetzt in Wien, ſchrieb er, und habe viel geſehen und gehört und zwar von ganz anderer Seite, als vor vier und zwanzig Jahren. Alle die alten Bekannten ſind todt, Hammer verreiſt, nur Pilat lebt noch und ich brachte einigemal eine Stunde mit ihm zu. Sonſt ſehe ich faſt nur Kaufleute und Fabrikherren, aber unter ihnen bedeutende und ſehr unterrichtete Männer. Meine Achtung vor Oeſtreichs innerer Kraft iſt nicht dadurch vermindert, daß ich es dieſesmal von unten herauf

mir betrachtet habe. Die Lebendigkeit, der Verstand, die Kenntnisse und vor allem die frische Weltgenußfähigkeit, die ich getroffen, haben mich überrascht. Wahr ist es, Geist und Wissen richtet sich fast ausschließlich auf Maschinen und Gewerbe, auf Handel und Fabriken; auch Kirche und Priesterschaft sind in den Mechanismus hineingezogen; der Protestantismus ist todt und flach; in den einseitig industriellen Richtungen, die von der Regierung über alles Maß begünstigt werden, liegt eine Gefahr. Aber dafür ist auch der zersetzende Gang, den das geistige Leben im übrigen Deutschland genommen hat, in Oestreich gar nicht oder doch nur in der höheren Aristokratie vorhanden. Wenn große Ereignisse, die nicht ausbleiben können, eintreten und die Menschen aus ihrer jetzigen materiellen Richtung herauswerfen, so wird die kräftige Frische und natürliche Tüchtigkeit der deutschen Oestreicher sich schnell aus dem gegenwärtigen Uebergangszustand herausgearbeitet haben. Die hochmüthigen Thoren, welche in protestantisch-nördlicher Verstockung von östreichischen Barbaren und von dem verfaulten Kaiserreiche reden, wollen in ihrem platten Lande nicht wissen, welche Frische des Geistes sich hinter den Bergen bewegt; sie ahnen nicht, daß das literarisch ausgegerbte Norddeutschland vielleicht in der nächsten Generation schon sein Leben vom Süden wird wieder gewinnen müssen.

Wenn man für Oestreich von Despotie reden will, so ist sie wenigstens höchst eigenthümlicher Art, schrieb Perthes ein anderesmal; sie drückt nicht von oben nach unten, sondern von unten nach oben. Vielleicht in keinem anderen Staate der Welt ist die Regierung bedem Gange, den sie im Innern nehmen will, so wie in Oestreich durch das Bestehen langjähriger Gewohnheiten und Richtungen, Sitten und Verhältnisse im Volksleben bestimmt und geleitet. Einengungen und Beschränkungen aller Art, an die man gewöhnt ist und die zu umgehen man lange gelernt hat, lassen sich freilich mit Leichtigkeit erhalten; aber Neues von Regierungs wegen einzuführen, ist fast unmöglich, weil ein nicht verabredeter und doch ganz allgemeiner, zäher Widerstand bei vornehm und gering, reich und arm sich entgegenstellt. Eine Menge lustiger Geschichten gehen von Mund zu Mund, in denen die vergeblichen Versuche der Regierung verlacht wer-

den. Vor kurzem war ein scharfes Verbot gegen das Umherfliegen der Tauben in Wien erlassen. Ob auch die kaiserlichen Tauben eingehalten werden sollten, fragte deren Aufseher an. Sperren's ein auf ein paar Tage, lautete die Antwort der befragten Hofstelle; wenn alle andere sie wieder frei lassen, thun wir es auch. Am stärksten und nachtheiligsten zeigt sich der Druck von unten nach oben in der Beamtenhierarchie: Willkür der Vorgesetzten soll gar nicht vorkommen, aber auch kein entschlossenes Eingreifen und keine kräftige Aufsicht; nicht einmal Versuche dazu werden gemacht, sagt man, da die untern Beamten ja doch die von oben getroffenen Anordnungen nicht durchführen würden. Die, wie es scheint, sehr verwickelte Verwaltung geht daher fort, wie sie immer gegangen ist; über Langsamkeit, Mechanismus und Bestechlichkeit wird allgemein geklagt.

Einen mich überaus anziehenden Mann habe ich in dem Domprediger Veith kennen lernen, äußerte sich Perthes in einem anderen Briefe; er war früher Director der Veterinäranstalten in Wien, ward dann Geistlicher, Liguriſt und ist jetzt Prediger am Dom. Zweimal hörte ich ihn in der überfüllten Kirche; eine Fülle genialer Blitze und praktischer Erfahrungen, untermischt mit naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Erzählungen und kräftig anregenden, echt christlichen Worten streute er aus; als er eine Legende erzählt hatte, fügte er hinzu: wahr oder nicht wahr, gut ist die Geschichte. Ein Freund brachte mich zu ihm in die Sacristei; er zeigte sich völlig zu Hause in den Bewegungen der protestantischen Theologie und sprach mit großer Kenntnis des einzelnen von Schleiermacher und Rudelbach, von Julius Müller und Tholuck; unbefangen ließ er sich über die katholische Kirche und ihren Zustand in Oestreich aus. Seine Samariterin habe ich gelesen; neue Blicke und Aussichten sind mir dadurch geworden, und so weit sie nicht das eigentlich Kirchliche berührt, findet sich wohl kaum etwas darin, was für den Protestanten anstößig ist. Eine höchst bedeutende, wenn auch namentlich dem Nichtkatholiken etwas wunderliche Erscheinung ist dieser Mann.

Von Wien aus trat Perthes, bis in das Salzkammergut von seinen Verwandten begleitet, über Ischl, Salzburg, Berchtesgaden und Regensburg die Rückreise an, und traf am 10. September nach

einer zweimonatlichen Abwesenheit wieder in Gotha ein. Weder Zahn noch Zehe hat uns wehe gethan, schrieb er; kein Unfall, keine Minute Besorgnis, kein Tag schlechtes Wetter störte uns. Als ich gestern gesund den Wagen verließ und alle Glieder der großen Familie wohlbehalten wieder fand, habe ich Gott inbrünstig gedankt. Nicht leicht hatte die Reise vor mir gelegen; fühle ich mich auch noch kräftig, so fehlt doch das Gefühl der Sicherheit für eine größere Reise in solchem Alter.

In Gotha traf Perthes seinen Bonner Sohn mit Frau und Kind; eine Masse von Arbeiten hatte in seiner Abwesenheit sich aufgehäuft, die nun beseitigt werden sollte, und die Philologenversammlung, welche Ende September in Gotha sich einfand, brachte Unruhe aller Art mit sich. In meinem Hause wohnen zwei sehr liebe Freunde, der Göttinger Ritter und der Kieler Nitzsch; mit mir unter einem Dache bei meinem Schwiegersohn Becker sitzt dessen Universitätsfreund und Dutzbruder Lachmann; an belebten Stunden fehlt es nicht und auch nicht an komischen, wenn die ganze gelehrte Schar zu Ernst oder Scherz sich versammelt. Gar lustig war es anzuschauen, als zwölf blasende Postillons vor den dreihundert Schulmeistern herritten, um ihnen durch das Weichbild der Stadt das Geleite zu geben, als wir in einer langen Reihe Postkarren hinaus nach Reinhardsbrunnen zur herzoglichen Tafel gefahren wurden. — Das war ein Jahr, schrieb er einige Wochen später: Geburt von vier Enkeln, schwere Arbeit in Leipzig, Hochzeit und Hochzeitseinzug meines Andreas, Aufenthalt meines lieben Bruders Jacobi aus Siegburg mit Frau und Kindern in unserem Hause, zweimonatliche Fahrt nach Wien, sehr angestrengtes Arbeiten bei der Rückkehr und dazu noch ein paar hundert Philologen auf engem Raum — meine alten Knochen knarren.

Nach seiner Rückkehr aus Wien wollte Perthes nichts mehr von einer längeren Entfernung aus seinem Hause wissen. Ich mache keine Reise wieder vor der letzten, antwortete er 1841 auf die Bitte seines Sohnes, ihn zu besuchen; Neigung und Kraft ist wohl noch da, aber Zerstreuung und Wechsel thut dem hohen Alter, welches Ihr mir doch nun nachgerade kaum länger abdisputieren könnt, nicht gut; für Leib und Seele ist äußere Ruhe, das heißt Gleichförmigkeit der

Lebensordnung, das richtige. Andere Alte können sich einige Beweglichkeit noch eher als ich gestatten, weil sie in bequemer Behaglichkeit zu reisen vermögen; ich aber gerathe bei meinem Temperament auf jeder Reise in Erregung und werde von den tausenderlei Dingen in schnellem Wechsel berührt. Bedenke die Masse von Menschen, die ich in kurzem Zeitraum sehen würde, wie viel müßte ich hören und sprechen! Sechs Wochen Unruhe würden mir die acht Tage Aufenthalt bei Euch bringen. — Je mehr die Reiselust in Perthes zurücktrat, um so lebendiger ward seine Neigung zu dem Aufenthalt in dem nahen Gebirge. Sich in Friedrichroda ein Haus zu kaufen, wies er ab. Ich habe in meinem ganzen Leben, äußerte er wohl, nie ein anderes Grundeigenthum gehabt, als meinen Reisewagen und einen Platz auf dem Kirchhofe, und mag nun kurz vor dem Ausmarsche nicht noch ein Stück Erde an mich binden. — Wohnlicher und geräumiger aber als früher richtete er sich ein. Ich habe, schrieb er im Sommer 1841, durch den Anbau herrliche Aussicht nach dem Körnberg und Gottlob, wie nach dem Abtsberg und Wolfsstieg gewonnen. Die Erweiterung der Wohnung kam zur rechten Zeit, denn die Elemente toben in diesem Jahre sehr; es saust und braust und kracht der Sturm in den Wäldern gewaltig; die Morgende sind sehr kalt und die Bergnebel steigen mir ins Fenster hinein. Die guten Stunden am Tage benutzen wir, doch versteige ich mich weniger weit und hoch als früher, sondern gehe auf gewohnten Wegen, auf denen ich ungestörter mein inneres Leben leben kann, wie es dem Siebenziger geziemt, welcher Schönheit und Gewalt der Erdennatur bald nicht mehr schauen und fühlen wird.

Auch 1841 fehlte es indessen an Leben in Friedrichroda nicht, im Spätsommer sammelte sich wieder ein glänzender Kreis auf dem herzoglichen Schloß in Reinhardsbrunnen. Der stille Wald ist unruhig geworden, schrieb Perthes; die Herzogin von Kent, die Großfürstin, Prinz Wilhelm von Preußen mit Familie, Würtemberger und Kohary's, Menzdorf's und viele andere sind hier. Das Schloß kann nicht alle aufnehmen und ein Theil ist deshalb in Friedrichroda einquartiert. Adjutanten, Jockey's, Mohren, Lords, Hunde, Pferde sausen Tag und Nacht durch die hohle Gasse an unserm Häuschen vorbei; Höhen

und Thäler, Wälder und Felsen werden von den Jagden aufgeregt und meine armen Hirsche haben böse Tage. Die Herzogin von Kent sah ich einigemal allein mit ihrem Bruder, dem Herzog, als dieser mich rufen ließ, und habe mich des geschwisterlichen Zusammenseins beider wahrhaft gefreut. — Wie wundersam erscheine ich mir selbst in allem solchem Getümmel, schrieb Perthes bald darauf, wenn ich zurückblicke auf den Gang meines Lebens. Vor einem halben Jahrhundert ward ich vaterlos, in ärmster Armuth hinausgeworfen in den Strudel der Welt; ohne Kenntnisse, ohne Hilfe, ohne Anhalt, ein verlassener Lehrjunge auf einer kalten Dachkammer, der mit erfrorenen Füßen wochenlang umherhinken mußte, weil niemand Rücksicht auf ihn nahm, als die arme, mir auch jetzt noch liebe Friederike. Wie ein Traum liegt alles hinter mir, jetzt wo ich am Ende der Pilgerfahrt bin. Leicht war mein Leben nicht, oft schmerzensvoll. Gott sei Preis und Dank, der alles zu einem guten Ende führte!

So kräftig und freudig Perthes sich auch im Leben bewegte, machte sich ihm das Nahen des hohen Alters doch in mancherlei Art bemerkbar. Oft konnte er selbst überrascht über die Länge des hinter ihm liegenden Lebens werden, wenn irgend ein Zufall ihn daran erinnerte, daß er diesen oder jenen bejahrten Mann als Kind oder Jüngling gekannt habe. Vier Männer leben in Süddeutschland, schrieb er einmal an Ullmann, die ich in alter Zeit persönlich kannte, später aber niemals wiedersah: Rau, von dem ich ein angenehmes aber nur dunkles Bild erhalten habe, Schubert, den ich zuletzt vor fünfunddreißig Jahren, und Gustav Schwab, den ich zuletzt vor dreißig Jahren sah, und Schelling, mit dem ich vor zweiundvierzig Jahren zusammentraf und seitdem durch die wunderlichsten Ereignisse und Verhältnisse hindurch in freundschaftlichem Verhältnis blieb. — Mit dem letzteren sollte Perthes indes noch einmal wieder zusammentreffen. Schelling war hier, schrieb er im Herbste 1841. Seit 1798 hatten wir uns nicht gesehen; der leicht-schlanke schwäbische Jüngling mit dem schwarzen Lockenkopfe stand vor mir als kräftiger Greis mit schneeweißem Haar; herzlich-freimüthig, naiv-derb heute wie damals. Wir ließen alle unsere Verhältnisse und Beziehungen von den Jacobi-Flottbecker Begebenheiten an bis heute, wo wir sogar ver-

wandt geworden ſind, an uns vorübergehen und die vertrauteſten Mittheilungen über innere und äußere Verhältniſſe ſchloſſen ſich daran; wir konnten uns nicht trennen und wanderten zuletzt noch zwei Stunden im Dunkeln miteinander auf und ab.

Mehr noch als durch das weiße Haar lieber Freunde ward Perthes dadurch an den Abend des Lebens erinnert, daß es immer einſamer um ihn ward. So viele Sterne erſter Größe, an deren Leuchten er ſeit frühem Jünglingsalter ſich gewöhnt hatte, erloſchen einer nach dem andern; 1831 ſchon war Niebuhr, 1832 Goethe, 1834 Schleiermacher geſtorben. So geht einer nach dem andern fort von den Großen, ſchrieb er einmal, und es bleibt nur noch das kleine Zeug. — Viele liebe Freunde und Verwandte ſchieden, denen Perthes ſchmerzlich nachſah und im Andenken nahe blieb. Wieder iſt mir einer entnommen, ſchrieb er 1839, den ich lieb hatte und ehrte, mein alter treuer Nicolovius; gerne hätte ich ihm noch einmal hienieden die Hand gedrückt. — Wenn es bei mir den ſiebenzigen nahe noch einer Mahnung bedürfte, das Haus zu beſtellen, ſchrieb er 1840 an Umbreit, ſo würde ſie ſchon in dem Fortgange ſo vieler alten Freunde liegen. Nun iſt auch Thibaut todt, den ich herzlich liebte und verehrte, und der auch mir ſehr gut war. Mit freudiger Wehmuth kann man an ihn zurückdenken. Zwar hatte auch er wie wir alle zu kämpfen, doch war er, wenn man ſo ſagen darf, ein glücklicher Mann; in ihm war wie bei wenigen geiſtige und ſittliche Harmonie und neben dem kraftvollen Eingreifen in den Gang der wiſſenſchaftlichen Welt hatte er ſich ein geiſtiges Stilleben bewahrt. — Im Herbſte 1837 ſchon war Poel geſtorben, welchem Perthes lange Jahre hindurch viel Anregung und viel Belehrung verdankte, obſchon nicht unbedeutende politiſche und religiöſe Gegenſätze zwiſchen beiden Männern beſtanden. Leider ſind die zum Theil wenigſtens aufgezeichneten Lebenserinnerungen des merkwürdigen Mannes noch immer nicht allgemeiner zugänglich geworden, ſo viel Anziehendes und Unterrichtendes ſie auch enthalten. Seine früheſten Jugendjahre hatte Poel in Bordeaux und Genf zugebracht, und dann ſeit 1780 in Göttingen ſtudiert. Einige Zeit war er in der ruſſiſchen Diplomatie, ging dann nach Stockholm und für kürzere Zeit nach Paris. Seinen Anlagen, ſeiner Erfahrung

und seinem Lebensgange nach war er auf eine große politische Wirksamkeit angewiesen, aber frühe schon zog er sich zurück, lebte als Privatmann in Altona und bewegte sich als eines der bedeutendsten Glieder in dem Reimarus-Sieveking'schen Kreise. Seine gründliche Bildung, sein scharfer Verstand, seine reiche Erfahrung fanden allgemeine Anerkennung, und wer ihm nahe trat, liebte den edlen Mann mit seinem allgemeinen Wohlwollen und seinem tiefen Gefühl für Recht und Sitte. Das Hinscheiden unseres lieben Poel hat mich tief betrübt, schrieb Perthes im October 1837, ich hatte ihn wahrhaft lieb und ehrte ihn wie wenige. Er war nicht nur ein ausgezeichneter, sondern ein seltener Mann, selten auch deshalb, weil sein Name und seine Person der Welt sehr unbekannt sind, während er doch bedeutenden Einfluß auf seine Zeit übte. Viele einflußreiche Männer haben aus dem Reichthum seines Geistes Anregung, Richtung und Urtheil in Literatur und Politik gewonnen.

Ungewöhnlich lange waren Perthes die ersten treuen Pfleger seiner frühsten Kindheit, der Stallmeister Heubel und die alte Tante Caroline, erhalten worden; so lange sie lebten, sandte er ihnen brieflich freundliche Worte zu und besuchte sie jährlich auf einige Tage in Schwarzburg und in Rudolstadt. Gar merkwürdig ist es, schrieb er nach einem solchen Besuche, wie in dem alten lieben Mann alte und neue Zeit nebeneinander in bester Eintracht wohnen. Er hat die liberalen Ansichten unserer Tage, setzt aber zugleich seine höchste Ehre in die Treue des Dienstmannes zu seinem Fürsten nach Ritterart. Von der fürstlichen Familie wird er als eine schwarzburgische Antiquität mit Achtung und Liebe behandelt. Wird die Ankunft des Fürsten angesagt, so wirft sich der Alte in verblichene Uniform und hält seinem Herrn bei dem Absteigen die Zügel; der Fürst nimmt ihn dann wohl mit hinauf aufs Zimmer und leert mit ihm eine Flasche aus dem vorigen Jahrhundert. — Selten, sehr selten ist es, schrieb er einmal der alten dreiundachtzigjährigen Tante, daß dem Menschen in so hohem Alter solche Kraft und Klarheit bleibt, wie Dir von Gott gegönnt ist; Du bist gottergeben, gedenkst der Vergangenheit mit Freude, genießest die Gegenwart mit Ruhe und siehst der Zukunft mit Vertrauen entgegen. Ich sage mit Dir: Gott hat alles wohl ge-

macht. — Habe Dank für Deine Liebe, lieber Fritz, schrieb ihm der alte Onkel, als Perthes ihn im Schnee und Sturm im einsamen Schwarzburg aufgesucht. Du hast mich heute lieb, wie vor sechzig Jahren, als ich Dich auf meinen Knien reiten ließ; das Gefühl verläßt mich nicht in meiner Einsamkeit. Habe Dank dafür. — 1835 starb der alte Onkel, 83 Jahre alt; 1838 die alte Tante, 87 Jahre alt. Gestern erhielt ich die Nachricht, schrieb Perthes an Rist, daß mein lieber Onkel in Schwarzburg gestorben ist; er war lebensmüde, obwohl noch geisteskräftig, er hat ein sehr glückliches Leben gelebt und so sei Gott gedankt. Schwarzburg ist nun für mich verödet, das Commandantenhaus — Sie erinnern sich wohl des Hauses, unter welchem die gewölbte Durchfahrt zum Schlosse ging — die Wege meiner Kindheit, der Tummelplatz meiner Jugend ist ausgestorben, kein Heubel ist mehr dort; hundertundzehn Jahre hausten sie darin. Nun gehen die Glieder der Familie auseinander. So ist das Schicksal der Menschen! Wie kann man doch meinen, daß hier unsere Heimat ist?

Nach welchem Ort, in welchen alten Freundeskreis wir auch unsere Gedanken wenden, heißt es in einem anderen Briefe, überall werden uns schmerzhafte Lücken fühlbar; ja wir sind alt; recht alt geworden und den vorangegangenen Aelteren folgen wir in nicht langem Zeitraum nach. — Auch daran ward Perthes der Nähe des eigenen Sterbens sich bewußt, daß das Sterben anderer anders als früher auf ihn wirkte. Geborenwerden und Sterben, schrieb er einmal, Sterben und Geborenwerden hat in den letzten Monaten unter Kindern und Kindeskindern mich umschwirrt; viel Krankenbetten, viel Sterbelager habe ich anschauen müssen. Die Innigkeit der Liebe zu jedem einzelnen ist mir durch die große Zahl meiner Nachkommen nicht zersplittert, aber Wind und Wetter eines langen Lebens haben um den Körper eine Rinde gezogen und ihn abgehärtet gegen den Schmerz; auch der Geist hat es gelernt, in das Sterben und Entbehren lieber Menschen sich zu ergeben. Der Tod anderer hat heute, wo ich weiß, daß ich binnen kurzem nachfolge, ein ganz anderes Gesicht als in früherer Jugendzeit, wo man wohl sagt, aber nicht fühlt, daß man auch einmal sterben muß. Nur die Qual leidender Kinder bringt

heute wie früher durch Mark und Bein, und zweifelnde Fragen tauchen auf. Bei Erwachsenen weiß man das Warum und Wozu, und sie selbst wissen es auch oder können es wenigstens wissen.

Dem Gedanken an das eigene Alter und an das eigene Sterben wich Perthes niemals scheu aus, sondern rief ihn in den verschiedenden Formen gerne und oft in sich hervor. Ein Verhältnis, wie zwischen Vater und Kind, bestehet im wesentlichen nicht mehr zwischen mir und Euch Söhnen, schrieb Perthes 1841, weil die Ueberlegenheit des Vaters mir allmählich abhanden gekommen ist; Ihr steht in voller Manneskraft, bei mir werden die Organe, die dem Geiste dienen sollen, wenn auch nicht ungehorsam, doch müde und langsam. Gebe Gott, daß die letzte Stunde gleiche Demuth und gleiche Liebe in uns allen finde! — Allerdings wird, wenn ich sterbe, der Mittelpunkt eines weit ausgedehnten geistigen Lebens hinweggenommen, schrieb Perthes Ende 1842; aber schwerlich ist es förderlich, daß solche Mittelpunkte noch lange Zeit, nachdem die Kinder eignen Standpunkt gewonnen haben, fortbestehen. Es sollen sich immer wieder neue und eigenthümliche Kreise bilden in der fortgehenden Zeit. Sitzt aber so ein Alter mit Resten von Kraft fort und fort in dem Mittelpunkte, so entstehen bei den einzelnen Familien tausend Rücksichten der Schonung; es werden Hörner eingezogen, die bestimmt sind, Löcher zu stoßen oder abgelaufen zu werden. Zerfallen muß das Alte, damit Neues komme. Und nun der Alte selbst! An dem zaust die Zeit, endlich vegetiert er nur noch, wird sich und andern eine Last und was das schlimmste ist, er faßt eine widerliche Neigung zum längeren Leben. Wenn ich mir so manche alte Männer in meiner Nähe betrachte, so fällt mir Friedrich des Großen Anrede an die Grenadiere, die nicht in den Tod gehen mochten, ein: Wollt Ihr Hunde denn ewig leben!?

Genesung ist wohl da, schrieb Perthes nach einem heftigen Krankheitsanfall im Frühjahr 1841 an Lücke, aber eine Genesung, wie die Jugend, kennt der Alte nicht mehr. — Das Frühjahr ist herrlich, schrieb er um dieselbe Zeit an Ullmann, und nicht selten überrascht mich Wehmuth, daß ich nur noch wenigemal diese irdische Herrlichkeit erscheinen sehen soll. Ein ähnliches Gefühl kann mich ergreifen, wenn

ich auf meiner Stube die todten Gegenstände anſehe, die mir eine liebe Gewohnheit geworden ſind. Nicht ſo bei dem Hinblicke auf die Lebendigen; die mir Lieben folgen bald mir nach, wie Geliebte mir vorangegangen ſind. — Ich ſehne mich nach der Ruhe in Friedrichroda, ſchrieb er im Frühjahr 1842 an Ullmann, vielleicht daß mir dort auch die Ruhe unter der Erde zu Theil werden wird, nach der ich mich ſehne; gerne würde ich auf dem Kirchhof unter dem „Gottlob" mit ſeinen Tannen ruhen. Mein körperlicher Zuſtand iſt nicht Grund dieſer Sehnſucht, aber ich ſpüre in mir eine immer ſteigende Gleichgiltigkeit gegen das Zeitliche; ich fühle für das Diesſeit kein Streben mehr, ich will hienieden nichts mehr. — Das allmähliche Zurücktreten des Intereſſes an dem, was nur dieſer Erde angehört, zeigte ſich auch in der verringerten Bedeutung, welche Perthes dem von ihm ſelbſt in äußeren Verhältniſſen Erlebten und Erfahrenen beilegte. Früher hatte er wohl daran gedacht, den Gang ſeines Lebens aufzuzeichnen, aber der Drang des Geſchäftslebens hinderte ihn daran. Später verlor er auch die Neigung zu ſolchen Aufzeichnungen. Als ſein alter Freund Runge 1842 durch den Hamburger Brand ſämtliche Papiere verloren hatte, ſchrieb Perthes ihm: Auch ich habe zur franzöſiſchen Zeit die meiſten Briefe aus meiner Jugend eingebüßt. Nun haben ſich freilich in den ſeitdem verfloſſenen dreißig Jahren Papiere genug wieder angeſammelt, deren Inhalt lebensvoll iſt; aber werden ſie bei der ſtürmenden Eile unſerer Zeit für das auf uns folgende Geſchlecht eine Bedeutung haben? Ich glaube nicht. Meine Papiere ſeit 1813 werden, wie die früheren, ihren Untergang finden; niemand wird aus dem großen Wuſte das Werthvolle herausſuchen, und warum auch ſollte es geſchehen? Wir werden als einzelne einzig und allein von Gott beachtet; vor den Menſchen verwehen wir in der großen Geſchichte, wie ein Blatt im Herbſte. Wenn man von einer reichen Reiſe zurückkehrt, ſo glaubt man, das Erlebte nie zu vergeſſen. Was aber iſt nach Jahren übrig geblieben von allen den Freuden und Intereſſen, welche gleich niedergeſchrieben viele Bogen gefüllt haben würden? So iſt es auch mit den Einzelheiten unſeres Lebensganges; und hätten wir ſie mit aller Friſche des Geiſtes niederſchreiben wollen und können, wer würde es leſen? Vielleicht kurz nach

unſerem Tode ein paar Freunde, ſpäter höchſtens ein Liebhaber alter Hiſtorien, es ſei denn, daß die Aufzeichnung zugleich ein dichteriſches Kunſtwerk iſt, wie Göthe's Wahrheit und Dichtung, welchem nicht der Inhalt, ſondern die Form bleibendes Leben gibt. Die nach uns Lebenden haben ihr Leben und mit dieſem hinlänglich zu thun; aus dem Sein der früheren Geſchlechter bleiben nur die Reſultate, deren Summierung wir Geſchichte nennen. Nur vor Gott zählt auch der einzelne, das haben Hiob und David prophetiſch verkündet und das hat unſer Herr uns offenbart.

Den Sommer 1842 hatte Perthes vom Mai an in ſeinem lieben Friedrichroda zugebracht und ſich der Stille gefreut. Möge der Morgen Euch ſo ſchön ſein wie uns, ſchrieb er einmal ſeinem Sohne; dem in Sturm und Windſtillen ergrauten Seemann thut ein ſolcher Morgen lebendiger Ruhe wohl. — Mitte September, als die kalten Herbſtnebel das Gebirge zu füllen begannen, kehrte er nach Gotha zurück, wo er die erſten Wintermonate in gewohnter Rüſtigkeit verlebte. Ich war nun über ſiebenzig Jahre alt, ſchrieb er Ende des Jahres an ſeine Schwägerin Auguſte Claudius, ich kann noch ſtundenlang in Berg und Thal marſchieren, kann acht bis zehn Stunden täglich geiſtesfriſch arbeiten ohne Beſchwerde der Augen. Gott ſei Dank dafür! Jeden, der zu mir ſpricht, verſtehe ich leicht; aber was andere untereinander reden, entgeht mir. Darüber tröſte ich mich; ich habe zur Genüge gehört, nur ſchmerzt es mich, daß ich das Geſchwätze meiner drei kleinen Mädchen untereinander nicht mehr verſtehen kann. Ein gewiſſes inneres Gefühl ſagt mir, daß mein Leben über zwei, drei Jahre nicht hinausreichen wird. Lange habe ich den Kampf des Lebens gekämpft, ich wage nicht auf die Krone des Lebens zu hoffen, aber ich weiß, daß vor Gott das Gebet: Gott ſei mir Sünder gnädig, Erhörung finden wird. — Ich glaube, ſchrieb er einige Tage ſpäter an Bunſen, daß mein Ende nicht ſehr entfernt ſein wird; ich habe keinen Hunger mehr nach Speiſe, auch nicht nach diesſeitig geiſtiger; meine Seele ſehnt ſich nach ſicherer Nahrung.

Krankheit und Tod 1843.

Wie in jedem früheren Jahre brachten auch im Jahre 1842 alle in Gotha anwesenden Kinder und Kindeskinder den Weihnachtsabend bei Perthes zu; diesesmal wurde keines durch Krankheit zurückgehalten und in der Mitte von neunundvierzig dem Hause näher oder ferner verbundenen Angehörigen freute sich Perthes jugendlich frisch an der Freude ringsumher. Am heiligen Abend vergaß ich die Unbehaglichkeit meines Zustandes, schrieb er gegen Ende des Jahres, aber am zweiten Feiertage ward ich wieder daran erinnert. Schon seit einigen Wochen haben sich Vorboten einer ernsten Krankheit gezeigt; ich schlafe wenig und unruhig; die Eßlust ist fast ganz verschwunden und die Nachmittagsstunden sind sehr beschwerlich. Es war recht schlimm und ist es noch. — So entschieden fühlte Perthes das Nahen einer schweren Krankheit; daß er am 1. Januar in seinem Tagebuche, kurz wie immer, bemerkte: „Mit meinem Zustande nach nicht wahrscheinlich, daß ich das Jahr 1844 schreiben werde." Bald zeigte sein Leiden sich als Leberübel, welches seit der letzten Woche des Januar zur Gelbsucht ward. Mehrere Monate hindurch schwankte der Zustand auf und ab; in manchen Wochen sanken die Kräfte so plötzlich, daß ein schnelles Ende zu erwarten stand; zuweilen aber trat auch wieder Erstarkung ein und machte einen raschen Verlauf der Krankheit unwahrscheinlich. Vor einigen Wochen glaubte ich, schrieb Perthes in der zweiten Hälfte des Februar, der letzte Weg sei anzutreten; jetzt wechseln gute Tage mit schlimmen; aber freilich: Nur immer langsam voran, wie die östreichische Landwehr. Meine kräftige Natur arbeitet gewaltig, den Krankheitsstoff auszustoßen; daß sie den Proceß gewinnen wird, glaube ich nicht. — Müde, müde, schrieb er einige Wochen später; doch die Besserung hält sich; es scheint als ob ich wirklich noch eine Zugabe zum Leben erhalten soll. — Bald darauf aber trat wieder eine Wendung zum Schlimmen ein und Ende März schienen alle Kräfte völlig aufgezehrt. Ich habe Perthes gese-

hen, heißt es in einem um dieſe Zeit geſchriebenen Briefe; der Anblick ſeines äußeren Menſchen iſt erſchütternd; alle Spannkraft, alle Friſche des körperlichen Lebens iſt dahin, die Stimme iſt kraftlos und jede Bewegung todmüde; auf das äußerſte abgemagert ſitzt er matt in ſeinem Lehnſtuhl. Der Eindruck iſt um ſo ſchmerzlicher, je fremdartiger ſolche Hinfälligkeit an dieſer bis vor wenigen Monaten ſo elaſtiſchen und energiſchen Natur erſcheint. — Auch der faſt aufgebrauchte Körper blieb indeſſen noch mit den letzten Reſten ſeiner früheren Kraft das dienſtbare Werkzeug für einen lebendigen und kräftigen Geiſt. Ein ausruhendes, pflanzenartiges Hinleben und Sich-pflegen-laſſen, wie der hinfällige Kranke es ſich geſtatten darf und oftmals ſoll, lag nicht in Perthes' Art. Der Geſundheitstrieb, den er ſein ganzes Leben hindurch gehabt hatte, war zu ſtark, um nicht bis auf das äußerſte das Gefühl der Schwäche zu bekämpfen und der Krankheit die Herrſchaft ſtreitig zu machen; nur im Liegen ward es ihm, wie er einmal ſagte, ſchwer, der feineren Nerven Herr zu bleiben und die Gedanken und Bilder in Ordnung zu halten, die ſich einander jagten. So lange es irgend möglich war, brachte Perthes den Tag oder doch wenigſtens Stunden des Tages in ſeiner Arbeitsſtube zu; konnte er das Krankenzimmer nicht verlaſſen, ſo ſaß er wenigſtens völlig angekleidet auf einem Stuhle vor dem Arbeitstiſch; mußte er im Bette bleiben, ſo hatte er Briefe, Papiere, Bücher rund um ſich ausgebreitet; auch das Bett ſollte der Krankheit nur möglichſt wenige Rechte einräumen und ein Bild geſunden, thätigen Lebens darbieten. Wenn und wie er ſich ſelbſt helfen konnte, vermochte er es nicht, die Hilfe anderer ſich gefallen zu laſſen. Auch darin zeigt ſich Eure Mutter als vollendete Krankenpflegerin, ſagte er einmal, daß ſie mir nicht helfen will, wo ich keine Hilfe nöthig habe. Wie er immer vor jeder Reiſe, die er antrat, alle ſeine Verhältniſſe ſo ordnete, als wenn er nicht wieder zurückkehren werde, und gewiß mehrere Tage, bevor er in den Wagen ſtieg, mit allen Vorbereitungen fertig war, um nicht die letzten Stunden in Haſt und Unruhe verleben zu müſſen, ſo machte er es auch jetzt, ſeitdem ihm gewiß geworden war, daß er in naher Zukunft die letzte große Reiſe antreten werde. Auf das pünktlichſte erledigte er alle Berufsgeſchäfte, beſprach mit ſeinem Sohne Andreas,

der, was der Vater begonnen hatte, fortführen ſollte, auch die kleinſten Einzelheiten, ordnete ſeinen Nachlaß und konnte jetzt wie früher die Stunde der Abreiſe, ohne noch durch äußere Arbeiten gedrängt zu ſein, in Ruhe erwarten. Neben dieſer letzten geſchäftlichen Thätigkeit fand er aber auch Zeit, an ſeine auswärtigen Söhne, an Freunde und Bekannte eine Menge Briefe zu ſchreiben, unter denen manche, wie die an Boiſſerée, Ullmann, Bunſen, Neander, Dorner, Eichhorn, Graf Mailath, lebhaft und zum Theil ſehr ausführlich kirchliche und politiſche Verhältniſſe behandelten. Mit ungeſchwächter Theilnahme las er noch im März die neu erſchienenen Bände von Hagenbach's Weſen und Geſchichte der Reformation und von Ranke's deutſcher Geſchichte. Die letzte Woche des März und die erſte des April brachte ſein Sohn aus Bonn bei ihm zu. Geiſtig friſch wie in den früheren geſunden Tagen ging Perthes auf jede Unterhaltung ein; über die vielen bedeutenden Männer, mit denen er vor langen Jahren gelebt, über die wechſelnden Verhältniſſe, in denen er geſtanden, ſprach er nicht minder lebhaft, wie über die politiſchen und kirchlichen Zuſtände der Gegenwart, und hatte noch manches Wort des Scherzes, als ein Brief des Miniſters von Thiele ihn dringend nach Berlin zu einer Berathung über nicht näher bezeichnete Gegenſtände einlud. Freunde und Bekannte, die ihn beſuchten, konnten, ſobald ſie ſich an ſein hinfälliges Aeußere gewöhnt hatten, nur ſchwer an die Nähe des Todes glauben. Perthes gehört zu den Menſchen, ſchrieb ein Freund, mit deren Erinnerung ſich das Bild geiſtiger und leiblicher Geſundheit ſo feſt verbindet, daß man darüber die allgemein menſchliche Hinfälligkeit vergißt. — Ich fand ihn, heißt es in einem Ende März geſchriebenen Briefe, geiſtig durchaus unverändert: er iſt hell und freundlich im Geſpräch und anregend, wie wir ihn früher gekannt. — Es bleibt doch, heißt es in einem anderen Briefe, ein gewaltiges Ding, ſo ein Menſchengeiſt. Wohl hat er die Herrſchaft über die Natur eingebüßt, aber wenn er ſich zuweilen dunkel ſeines urſprünglichen Rechts erinnert, ſo gehorcht ihm der Körper, wenn auch nur widerſtrebend und nur auf kurze Zeit. Mit Erſtaunen ſah ich mehr als einmal, daß, wenn Perthes Abends müde und matt dalag,

es nur eines geringen geistigen Anstoßes bedurfte, um auch dem Leibe Leben und Stärke wieder zu verleihen.

Es war kein künstlicher Zustand, keine erzwungene Anspannung, in welcher Perthes sich befand. Thätigkeit vielmehr war jetzt wie früher seinem Geiste so natürlich und angemessen wie das Athmen seinem Körper, und Arbeit und lebendiger Verkehr mit anderen stand jetzt so wenig wie früher der Sammlung und Vertiefung des geistigen Lebens entgegen. Schon in den der Krankheit vorhergehenden Jahren war Perthes mehr und mehr Herr über die ihm angeborene Natur und über das Heftige und Scharfe, was in ihr lag, geworden. Glaube und Liebe durchdrangen immer kräftiger und reicher sein ganzes Wesen und ließen Demuth vor Gott und Milde gegen andere zunehmen; je fester und lebensvoller seine Ueberzeugung ward, um so schonender ward sein Urtheil über Menschen. Daß er noch nicht als triumphierender Sieger dastehe, wußte freilich niemand besser als er selbst. Wenn Paulus, schrieb er einmal, über Kampf und Zwietracht in seinem Inneren klagen muß, so darf kein anderer verzagen, wenn auch er zu klagen hat. Alles, was der Mensch, wenn Christus ihm hilft, auf Erden erreicht, ist doch nur, daß Stolz und Sinnlichkeit nicht auf eigene Faust ihre Wirthschaft in uns treiben, sondern stets bekämpft und stets bereut immer wieder die eben errungene Herrschaft abgeben müssen. Von Anbeginn der Kirche an sind äußere Mittel aller Art versucht, um den vollen Sieg herbeizuführen, und jeder einzelne hat noch seine besonderen Mittel; aber nie und nirgends haben sie gewährt, was sie gewähren sollten. Mich haben mehr, als Freude und Glück es vermochten, Schmerz und Leiden gefördert, dem Gebet um Hilfe liegt die Ergebung nahe und Ergebung hält die Seele rein; aber dennoch ist der Kampf geblieben bis zum heutigen Tag. Laß uns kämpfen bis an das Ende, mein lieber Sohn!

Perthes hatte zu kämpfen und kämpfte bis an das Ende, aber die Monate der Krankheit machten manche früher scharfe Waffen des Feindes stumpf und brachten das innere Leben des Geistes in den tiefsten und größten Beziehungen zur vollen Reife. Die Hinfälligkeit und die mancherlei Beschwerden, die er zu tragen hatte, waren dem Manne, der früher Rücksichten auf seinen Körper kaum gekannt hatte, keine

leichte Prüfung, aber niemand hat ihn murren gehört, niemand ihn verdrießlich geſehen; von Woche zu Woche ward er ſtärker an hingebender Geduld; gegen alle, die ihm nahe kamen, übte er immer gleiche Freundlichkeit und das Gefühl des Dankes für das viele, was er in ſeinem reichen Leben empfangen hatte und noch empfing, verließ ihn nie. Daß nun das Ende ſeiner Tage ſehr nahe ſei, wußte und ſagte er mit aller Gewißheit, und ſah demſelben mit wunderbarer Ruhe entgegen. Das Bewußtſein, daß nun der Lebenslauf gänzlich abgeſchloſſen hinten liegt, ſchrieb er an Dorner, iſt ein eigenthümlicher Zuſtand; mir kein niederſchlagender, ſondern zur Ruhe erhebender; ich bin mit Dank zu Gott erfüllt. — Während der ganzen Krankheitszeit hat Perthes, ſo weit Menſchenaugen blicken können, auch nicht in einem einzigen Augenblick mit Furcht vor dem Tode zu kämpfen gehabt. Gott iſt mir armen Sünder gnädig um ſeines lieben Sohnes willen, rief er unzähligemale in ſchweren Stunden und rief es mit immer freudigerem Vertrauen. In Hoffnung und im Glauben gehe ich, ſchrieb er an Neander, freudig hinüber in das Land, wo Wahrheit in Klarheit, wo Liebe in Reinheit mir werden wird. — Getroſt ſehe ich dem Uebergange entgegen, ſchrieb er ein anderesmal; die Gnade wird mich nicht loslaſſen, deſſen bin ich gewiß. — Perthes iſt mit dem Sterben völlig vertraut, heißt es in einem Anfang April geſchriebenen Briefe; er iſt in ſich ſicher und ruhig. Ob ſeine jetzige Sicherheit und Ruhe ihm auch in den Stunden des Todeskampfes bleiben werde, iſt ihm nicht gewiß; die Natur, ſagte er, mache ihr Recht an dem Menſchen oft grade in den Augenblicken, in welchen ſie es auf immer verliere, am ſtärkſten geltend; auch ihm ſtehe vielleicht ein ſchwerer Todeskampf und ein ſcheinbares Verzagen, und der Seufzer: Mein Gott! mein Gott! warum haſt Du mich verlaſſen! bevor, doch hoffe er auf ein ſtilles, heimliches Einſchlummern und bete darum. Einige Stunden, nachdem Perthes mir dieſes geäußert, trat ich gegen Abend in ſein kleines Cabinet, er ſaß zurückgelehnt auf ſeinem Lehnſtuhle, die Hände gefaltet, die Augen geſchloſſen; über alle ſeine Züge war Stille und freudige Ruhe ausgegoſſen. Als ich ſo ihn ſah, hoffte ich, daß Gott ſchon ſein Gebet erhört habe, aber es war nicht ſo; er ſchlief und wachte freundlich und mittheilend auf.

Bedurfte Perthes Sammlung und Kräftigung, so suchte er sie jetzt ausschließlich in der heiligen Schrift; keines der Werke, denen er so manche Förderung seiner christlichen Erkenntnis und seines christlichen Lebens verdankte, gewährte ihm jetzt noch, was er nöthig hatte. Vor allem an die Briefe des Apostels Paulus hatte er früher sich gehalten; sie traten ihm auch jetzt nicht zurück, aber immer mehr traten ihm die Johanneischen Schriften hervor. Wie früher zum Römerbrief kehrte er jetzt immer wieder zum Evangelium Johannis zurück; aufgeschlagen lag es neben ihm, mochte er arbeiten oder ruhen. Nicht oft aber doch zuweilen wendete sein Blick sich auch über den Tod hinaus. In acht oder vierzehn Tagen werde ich drüben sein, sagte er einmal, und doch fehlt mir auch heute noch jede Ahnung von dem „Wie" des Seins unmittelbar nach meinem Tode. Werde ich in einem Zustande schweren Kämpfens, Leidens, Ringens sein, durch welches die Sünde abgestoßen wird, oder in einem Zustande tiefer Ruhe, in welchem ich mich besinnen und in stiller Hingebung von den Wunden heilen lassen soll, die der Tumult des Erdenlebens geschlagen hat? Werde ich mit zu arbeiten haben an den Arbeiten der Weisheit und Liebe, wird mir Erkenntnis der Natur, Verständnis der Geschichte, wird mir Gemeinschaft mit denen, die ich auf Erden lieb gehabt habe, gewährt werden? Alle diese Fragen haben unmittelbar vor dem Tode noch eine ganz andere Bedeutung für den Menschen, als in der früheren kräftigen Lebenszeit, und doch soll er sie nicht thun, weil keine Antwort darauf gegeben ist. — Die Zeit des Glaubens wird bald für mich vorüber sein, sagte er ein anderesmal, die Zeit des Schauens ist nahe; und doch wie dunkel ist das Wort und wie verhüllt ist sein Sinn. Schauen! — mit keiner Kraft des Geistes, die ich hier schon habe, werde ich schauen können. Wie ich mit dem Auge nur das Sichtbare von einer Sache sehe, mit dem Ohre nur das Hörbare von derselben höre, aber nie die Sache selbst erfasse, so läßt auch Verstand, Gefühl, Vernunft mich nur diese oder jene Seite der Wahrheit, aber nicht die Wahrheit selbst erkennen. Stückweises Erkennen aber ist kein Schauen. Soll ich schauen, so muß mir eine neue Geisteskraft gewährt werden, welche volle Liebe aus-

ſtrömt, um volle Wahrheit aufnehmen zu können. Wie ſoll das zugehen, möchte man fragen und möchte hinzuſetzen: Doch mir geſchehe, wie du geſagt haſt.

Mit der zweiten Woche des April trat ein neues raſches Sinken in Perthes' Kräften ein, während zugleich die Beſchwerden der Krankheit größer wurden. „Sehr ſchwach; ſehr elendes Befinden," findet ſich wiederholt in ſeinem Tagebuch bemerkt. Geneſung will nicht eintreten, ſchrieb er am 15. April an Bunſen, und die Entkräftung nimmt zu; es darf Sie nicht überraſchen, wenn die Nachricht eintrifft: er ſtarb an Altersſchwäche. — Am Oſterſonntage, den 16. April, als nach der Kirche Frau und Töchter bei ihm ſaßen, ließ er ſich von ihnen die Auferſtehungspredigt, die ſie ſo eben gehört hatten, erzählen. Grübelt nicht, ſagte er ihnen, und phantaſiert nicht über den Zuſtand, in welchem wir uns befinden werden, wenn wir geſtorben ſind; es hilft zu nichts und führt von der Hauptſache ab. Haltet Euch einfach und feſt an das, was unſer Herr uns geſagt hat, und begehrt nicht, hier näheres und mehreres wiſſen zu wollen; leſet wieder und immer wieder das vierzehnte, fünfzehnte, ſechzehnte und ſiebenzehnte Capitel des Evangeliums Johannis; wer das hat, hat alles, was er bedarf, zum Leben und zum Sterben. — Während der letzten beiden Monate ſeines Lebens waren es aus der ganzen heiligen Schrift nur noch dieſe vier Capitel, mit denen und in denen Perthes lebte, und je näher er dem Tode kam, um ſo öfter las er vor allem das ſiebenzehnte. Seit dem dritten Oſtertage war es ihm unzweifelhaft, daß er höchſtens nur Wochen noch zu leben habe, und meiſtens hielt er die Stunde des Scheidens für näher, als ſie war; liegend theils auf dem Bette theils auf dem Sopha mußte er von nun ſeine Zeit zubringen. Am 21. April, ſeinem Geburtstage, hatte er morgens Kinder und Enkel um ſich; ernſt und wehmüthig war allen zu Sinne, aber in ſolcher Ruhe und ſolcher Freudigkeit lag er da in ſeiner mit Frühlingsblumen reich angefüllten Stube, daß auch in den andern der Schmerz nicht laut werden konnte. Sollte es Gottes Wille ſein, ſagte er, daß ich noch einige Zeit mit Euch zu leben hätte, ſo thue ich es mit Freuden und gehe auch ſehr gerne noch einmal nach

meinem lieben Friedrichroda; aber es wird wohl gewiß nicht geſchehen. Ein reiches Leben liegt hinter mir, ſchwere Tage und Jahre habe ich gehabt und manchen harten Kampf durchgekämpft; aber immer iſt Gott mir gnädig geweſen. Wenn ich todt bin, ſo klagt nicht; ſehnen werdet Ihr Euch wohl oft nach mir und deſſen freue ich mich; Euch ſelbſt brauche ich nicht zu ſagen: Habet Liebe untereinander, aber erziehet auch Eure Kinder ſo, daß ſie nicht vergeſſen, einander nahe zu ſtehen und ſich einander lieb zu behalten. Ich ſterbe gern und ruhig und bin bereit dazu; ich hab' mich Gott ergeben, dem liebſten Vater mein. Hier iſt kein immer Leben, es muß geſchieden ſein; der Tod kann mir nicht ſchaden, er iſt nur mein Gewinn; in Gottes Fried' und Gnaden fahr' ich mit Freud' dahin.

Acht Tage ſpäter, am 29. April, glaubte er, die Stunde des Todes ſei da, er war ohne Schmerzen, aber matt an Körper und weich im Gemüthe; viel lebte er an dieſem Tage im Andenken ſeiner ſeligen Caroline, ließ ſich von Claudius' letzten Stunden erzählen und hatte es gerne, wenn Frau und Töchter in ſeiner Nähe waren; mit Liebe und Freundlichkeit umfaßte er jede einzeln und als die Nacht kam, las er ſelbſt, da keiner der Anweſenden es vermochte, mit lauter Stimme das vierzehnte Capitel des Evangeliums Johannis von Anfang bis zu Ende. Am folgenden Morgen, Sonntags, war er wieder kräftiger. Gegen Mittag traf ſein älteſter Sohn Matthias aus Moorburg ein. Als ſeine Frau ihn allmählich auf die Anweſenheit desſelben vorbereiten wollte, lachte er laut in alter Weiſe und ſagte: Du denkſt wohl, ich müßte, weil ich krank bin, auch nervenſchwach ſein, laß ihn nur hereinkommen. — Mir hätte keine größere Freude noch in dieſem Leben werden können, als die über Matthias' Ankunft, äußerte er wiederholt. Mehreremale noch vermochte er Stunden lang geiſtig klar und hell mit dem Sohne zu reden, obſchon zu dem Gefühl der äußerſten Hinfälligkeit bereits am Tage nach deſſen Ankunft ſchmerzliche Leiden traten, indem eine Kopfroſe ſich ausbildete und bald einen ſehr bösartigen Charakter annahm. Aber auch jetzt hielt weder Hinfälligkeit noch der von Tage zu Tage wachſende Schmerz ihn von Thätigkeit ab. Mit ſeinem Sohne Andreas arbeitete er täglich durchaus

klar und zusammenhängend in Geschäftssachen und ging freundlich auf Gespräche aller Art mit den ihn besuchenden Freunden Ukert, Ewald und Archidiakonus Hey ein, der als sein langjähriger Beichtvater ihm nahe stand. Zahllosen Menschen war Perthes Rathgeber, zahllosen Menschen Wohlthäter gewesen; Freunde und Bekannte hatte er in allen Gegenden Deutschlands. Er freute sich der theilnehmenden, grüßenden und Abschied nehmenden Worte, die hierher und dorther einliefen. Es war so tröstlich, schrieb Schelling, jemanden in der Welt zu wissen, bei dem man für jeden Nothfall treuer Theilnahme, liebenden Wohlwollens und treffenden Rathes gewiß ist. — An Rist dictierte Perthes seinem Sohne Matthias mit fester Stimme einen Abschiedsbrief, der leider nicht wieder aufzufinden gewesen ist. Ja ich habe viel im Leben erfahren müssen, antwortete Rist, bin großer Wohlthaten und großer Prüfungen gewürdigt worden; aber es blieb mir noch zu überstehen übrig, einen Brief zu erhalten, wie den Ihrigen vom 5. Mai, und ihn zu beantworten, wie ich jetzt thue. Meine Hand will fast dabei zittern, aber mein Herz ist unverzagt; ich schlage mein Auge vor dem Tode nicht nieder, mit dem ich so viel verkehrt habe. Ich trete an Ihr Lager, um Ihnen zu danken für die Erinnerung, die Sie mir in solchen schweren Stunden geschenkt; ich reiche Ihnen die Hand, um Ihnen, wenn es so sein muß, Lebewohl zu sagen, um mich an Ihrem festen Muth und klaren Blick, an Ihrem freudigen Vertrauen auf die Wiedergeburt in Christo zu erbauen; ich spreche Ihre Beichte nach, sie kann auch für mich gelten. Glücklich preise ich die Frau und die Kinder, die um Sie stehen und grüße Sie alle; meine Frau hat noch Thränen übrig für den alten theuren Freund, dem sie den herzlichsten Abschiedsgruß sendet. Sie sind uns viel gewesen; Ihr Andenken bleibt vielen, und vor allen uns ein gesegnetes. Soll ich jegliche Hoffnung fahren lassen, daß die Aerzte sich täuschen und auch Ihr eigenes Gefühl sich täuscht? Sodann, wohlan! hier ist meine Hand! auf Wiedersehn, lieber Perthes!

Auch manchen persönlichen Abschied hatte Perthes zu nehmen. Um ihn noch einmal zu sehen, war aus Leipzig der Sohn seines alten Schwarzburger Pflegevaters, Karl Heubel, gekommen, dem er selbst

wiederum von deſſen Knabenalter an ein treuer Vater geweſen war; mit herzlicher Freude nahm er ihn auf und entließ ihn gehoben und geſtärkt. Am 6. Mai ſagte er ſeinem Schwiegerſohn Wilhelm Perthes, der auf einige Wochen verreiſen mußte, Lebewohl. Die Entbehrung dieſes Mannes, der ſeit fünf und dreißig Jahren ſeinem Herzen ſehr nahe ſtand, war ihm ſchwer. Er hatte einige Tage nach deſſen Abreiſe den Wunſch geäußert, ihn noch einmal zu ſehen; als er aber gleich darauf hörte, daß nach ihm geſchickt werden ſollte, ſagte er: Nein, der Menſch muß ſich nicht alles erlauben, was an ſich wohl möglich wäre, er darf nicht kommen und ich verlange, daß Ihr mir gehorcht und nicht ſchreibt. Am 7. Mai kam Perthes' Schweſter, Charlotte Beſſer, zu ſeiner großen herzlichen Freude. Vieles ließ er ſich von ihr erzählen aus früherer und ſpäterer Zeit und das vergangene Leben ging noch einmal an ſeiner Seele vorüber. Am Montag, den 8. Mai, nahm ſein Sohn Matthias den Abſchied, den der Menſch nur einmal im Leben nehmen kann, den Abſchied vom ſterbenden Vater. Mit einem Blicke tiefen Ernſtes und tiefer Liebe gab Perthes ihm die Hand; auf Wiederſehen! ſagte er ihm mit feſter zuverſichtlicher Stimme. Ich habe früher gedacht, hatte er einige Tage zuvor geäußert, daß vor der Gewißheit des Seins in Gott dort drüben jedes Bedürfnis zum Wiederſehen und Wiederhaben der uns hier lieben Menſchen verſchwinden und mir die perſönlichen Beziehungen von Menſch zu Menſch im Himmel bedeutungslos ſein würden; jetzt denke ich nicht mehr ſo; ich hoffe auf ein Wiederſehen und Wiederhaben aller, die mir hier lieb ſind, und ich glaube auch daran.

Am Dienstag, den 9. Mai, ſchließt Perthes' eigenhändiges Tagebuch mit den kurzen Worten: „ſehr elend;" von jetzt an konnte er ſich nicht mehr allein helfen, ſondern mußte gehoben werden. Des Sterbens in nächſter Zukunft gewiß und vom Wunſche, den letzten Augenblick mit vollem Bewußtſein zu erfaſſen, erfüllt, lag er matt und todmüde da; unzähligemale betete er mit freudiger, ſicherer Ruhe: Ach, ſelige Freud' und Wonne hat mir der Herr bereit, da Chriſtus iſt die Sonne, Leben und Seligkeit; was kann mir doch nun ſchaden, weil ich bei Chriſto bin; in Gottes Fried' und Gnaden fahr' ich mit

Freud' dahin. — Er ist auch heute unbeschreiblich geduldig, heißt es in einem Briefe; keine Klage kommt aus seinem Munde und immer ist er freundlich. Schwach, schwach bin ich, sagte er heute, wollte Gott, es wäre die letzte Schwäche; die Schmerzen werden größer, aber noch kommt der Tod nicht. — Mit zarter Liebe und mit der Ruhe und Kraft, welche nur die Erfahrungen eines inhaltsvollen Lebens dem Menschen gewähren, war Tag und Nacht seine Frau um ihn; innig dankbar gab Perthes sich ihrer Pflege hin, ohne sich deshalb des Reichthums der Liebe weniger zu freuen, die ihm durch Kinder, Enkel und Schwiegersöhne zu Theil ward. Bleibt Nachts noch nicht bei mir, sagte er zu den Töchtern, ihr mattet Euch ab und es kommt gewiß noch schlimmer; und doch möchte ich wohl gerne, fügte er einige Minuten später hinzu, wenn Nachts eines von Euch an meinem Bette säße, so daß ich Euch sehen könnte, so oft ich aufwachte. Er lag fast immer mit gefaltenen Händen; die Worte: Du lieber Gott, hilf mir; oder: mein Jesus, komme, oder: Herr, führe mich nicht in Versuchung; oder: Gott sei mir armen Sünder gnädig um Deines lieben Sohnes willen, drängten sich oft aus seiner Brust. Nicht allein den Jungen, sagte er einmal, sondern auch den Alten zum Trost und zur Hilfe ist das Gebet gegeben: Führe mich nicht in Versuchung. So oft er das Auge aufschlug, sah er den gerade vor ihm Sitzenden mit freundlicher Liebe an, winkte ihm zu oder reichte ihm die matte Hand. In diesen Tagen noch suchte er selbst einen Ring für seine Enkelin Fanny Becker zu deren Confirmation und einen anderen für seine Tochter Agnes aus, den er ihr am 12. Mai zu ihrer silbernen Hochzeit in einem mit Blumen angefüllten Korbe gab. Am folgenden Tage, den 13. Mai, war Perthes' Hochzeitstag; achtzehn Jahre waren verflossen, seitdem er seine zweite Ehe geschlossen hatte. Viel und lange sprach er mit seiner Frau über das, was sie gemeinsam erlebt, und setzte dann hinzu: Der Tod ist da, ein wunderbares Gefühl ist in mir, alle irdischen Verhältnisse lösen sich ab von mir; mit Worten läßt sich nicht ausdrücken, wie es ist. — Ich wollte, es würde heute geschlossen, sagte er zu seiner ältesten Tochter; bittet Gott, daß es geschehe. — Den ihm nahe befreundeten Arzt Dr. Madelung hatte er lange schon das

Verſprechen abgenommen, die Stunde des Todes ihm nicht zu verbergen. Jetzt fragte er ihn, ob ſie gekommen ſei; noch nicht, war die Antwort. Ich hatte ſo gewiß gehofft, heute zu ſterben, äußerte Perthes wehmüthig nach einiger Zeit, und ſoll noch leben? — Fünf ſchwere Tage und Nächte hatte er noch vor ſich. Am Sonntag Morgen, den 14. Mai, ließ er ſich auf ſeinen Lehnſtuhl bringen, die Entzündung der Roſe am Kopfe hatte auf die Gehirnhäute zurückgewirkt, die Schmerzen ſtiegen von Viertelſtunde zu Viertelſtunde, Eisumſchläge wurden aufgelegt und Opium ihm gegeben. Mit äußerſter Anſtrengung kämpfte er gegen die betäubende Wirkung; ab und an redete er irre, meiſtens aber ward er ſich deſſen bewußt, beſann ſich, ſagte, was er ſagen wollte, und ſank wieder zurück in einen traumähnlichen Zuſtand. Es war ein Tag und eine Nacht furchtbaren Leidens; das Opium hatte die Kraft zum rechten Widerſtande und zur hingebenden Geduld gebrochen. Schmerzensrufe wurden ihm ausgepreßt, die durch Mark und Bein drangen. Ihr müßt es Euch gefallen laſſen, ſagte er einmal, ich kann es nicht laſſen, ich habe ja keine Zähne mehr, die ich zuſammenbeißen könnte —; ach, wenn ich nur noch einmal weinen könnte, klagte er ein anderesmal; was für ein langer Sonntag! rief er gegen Abend; ein ſchwerer, ſchwerer Kampf! mein Gott, hilf mir und ſende den Tod! Die Worte: Herr, Herr, führe mich nicht in Verſuchung, tönten immer wieder durch die ſtille Nacht. Zwiſchen den Worten der Angſt und des Schmerzes wurden aber auch Worte der Zuverſicht und der Ergebung laut. Während die Umſtehenden glaubten, daß er betäubt und bewußtlos hinſchlafe, begann er mit leiſer, rührender Stimme zu beten: Mein Weg geht jetzt vorüber, o Welt, was acht' ich dein? der Himmel iſt mir lieber, da muß ich trachten ein, mich nicht zu ſehr beladen, weil ich wegfertig bin, in Gottes Fried' und Gnaden fahr' ich mit Freud' dahin. — Ein anderesmal rief er aus halbem Traume aufwachend: Nur eine Idee noch begehrte Herder auf dem Sterbebette; Licht, Licht verlangte Goethe; hätten ſie nach Liebe gerufen und nach Demuth, es wäre ihnen beſſer geweſen. — Am Montag frühe gegen drei Uhr ließ zwar nicht das Leiden, aber die Wirkung des Opiums nach; er ſuchte ſich zu ſam-

meln und fragte die bei ihm wachenden Töchter: Was iſt mit mir geſchehen? Ihr ſeid böſe auf mich; was habe ich gethan? was habe ich verbrochen? Die Kinder ſagten ihm, daß er Opium erhalten und in Phantaſien gelegen habe. Anfangs ſprach er jedes ihrer Worte laut nach, wie wenn er ſie nicht deutlich faſſen könnte; bald aber ward er völlig klar und nun ergoß ſich unbeſchreibliche Freundlichkeit, Ruhe und Freudigkeit über ſein ganzes Weſen; er zog die weinenden Töchter an ſich, legte ſeine Hände auf ihr Haupt, ſegnete ſie und betete lange.

Auch nach dieſer ſchweren Nacht hatte Perthes noch Stunden, in denen das Bewußtſein ihm entſchwand und er in leiſem Schlummer dahin lag; zuweilen verwechſelte er wohl die Zeit oder hatte Mühe, einen Eintretenden zu erkennen, aber Verwirrung iſt nicht wieder über ihn gekommen, und wenn er ſprach, ſo ſprach er hell und klar und mit tief in die Herzen dringender Freundlichkeit. Mit Irdiſchem war er nicht mehr beſchäftigt, gegeſſen und getrunken hatte er ſchon ſeit Wochen nicht mehr, ein Theelöffel ſchwarzen Kaffee's war das einzige, was er noch hin und wieder genoß; ſein eigener Körper ſchien ihm bereits ein Fremdes zu ſein, auf deſſen Schmerzen er wie mitleidig hinſah. Frau und Kinder und alle, die ihm nahe kamen, umfaßte er mit wachſender Liebe, bat oft, ihn ſo zu legen, daß er ſie alle ſehen könne; aber Schmerz über ſein Fortgehen von ihnen hatte er nicht, das fühlten alle; er war fertig, ganz fertig mit dem Leben und harrte in vollem freiem Bewußtſein des letzten Augenblicks. Wohl ſeufzte er, wenn die Leiden des Körpers ſtiegen, noch oftmals mit tiefer, trauriger Stimme: lange ſchwere Stunden! und unausſprechlich ſehnte er ſich, bei Gott zu ſein. Ich armer, armer Menſch, klagte er einmal, ich kann nicht leben und kann auch nicht ſterben, hierher gehöre ich nicht mehr und drüben bei Gott bin ich noch nicht; Herr Jeſu, hilf und mach ein End' und trag' mich fort! — So lang ihm aber auch die irdiſche Zeit ward, die Gewißheit eines endlichen glücklichen Ausganges verließ ihn nie. Lob und Preis ſei Gott, hörten die Umſtehenden ihn leiſe ausrufen, mein Glaube iſt feſt und hält aus im Sterben wie im Leben, Gott iſt mir armen Sünder gnädig

um seines lieben Sohnes willen! — Am Donnerstag, den 18. Mai, konnte der Arzt ihm sagen, er werde nun bald überstanden haben. Eigentliche Schmerzen hatte er nicht mehr; gefragt, ob er schwer träume, antwortete er freundlich: Nein, nein, jetzt nicht, sonst schwer, jetzt schön. — Zuweilen betete er laut; am Nachmittage noch sprach er mit sicherer Stimme: Gesegne euch Gott, ihr Meinen, ihr Liebsten allzumal, um mich sollt ihr nicht weinen, ich weiß von keiner Qual. Den rechten Port noch heute nehmt fleißig ja in Acht, in Gottes Fried' und Freude fahrt mir bald alle nach. — Meistens lag er, ohne zu reden, ruhig und freudig, und die Ruhe und Freudigkeit, die Gott ihm geschenkt hatte, ging auf alle über, die ihm nahe waren. Wenn er die kalten Hände zusammenfaltete und still die Lippen im Gebete bewegte, so mußten wir, schrieb eine der Töchter, auch die Hände falten und aus tiefster Seele beten; es wurde uns so groß, so freudig in unserer Seele, als wäre unser Herr Christus mit uns in der Kammer. — Schwer ist der letzte Kampf, heißt es in einem anderen Briefe, aber wir sahen mit eigenen Augen, daß er in Liebe und ohne Furcht und Angst bestanden werden kann. Der Tod verlor für uns sein Grauen und die Auferstehung war uns näher als das Sterben.

Abends gegen sechs Uhr kam der befreundete Oberhofprediger Jacobi. Perthes schlug das matte Auge auf, reichte ihm die Hand und sagte: Zum letztenmal, es ist nun bald überstanden, aber es ist ein harter Kampf. — Um sieben verließen ihn Jacobi und der Arzt; gegen acht Uhr ward sein Athem langsam und schwer, aber ohne Qual und Unruhe. Seine Frau, seine Schwester, seine in Gotha anwesenden Kinder und Kindeskinder umstanden das Sterbebett; Perthes hatte die Hände gefaltet und betete wohl eine Stunde hindurch sehr laut, aber die Zunge war bereits gelähmt; nur die oft wiederkehrenden Worte: mein Erlöser, Herr, Vergebung, waren verständlich. Es war dunkel geworden; als Licht gebracht ward, sahen alle eine große Veränderung in seinen Zügen; jede Spur des Schmerzes war verschwunden, das Auge leuchtete; über das ganze Gesicht war eine Ruhe und Verklärung ausgegossen, so daß die Umstehenden nur

an ſeine Freude, nicht an den eignen Schmerz denken konnten. Die letzten Worte dieſer Welt, die das Ohr des Sterbenden erreichten, waren die an ſeinem Bette gebeteten Worte: Ja ſelige Freud' und Wonne hat Dir der Herr bereit, wo Chriſtus, iſt die Sonne, Leben und Seligkeit. Er that einen letzten, tiefen Athemzug; wie ein Blitz flog der Ausdruck unendlichen Schmerzes über ſein Geſicht; dann hatte er überwunden, es war Abends einige Minuten vor halb zehn. Milde und Friede ruhte unmittelbar nach dem Tode wieder auf der Leiche. Am Montag den 22. Mai früh am Morgen ward ſie auf dem Kirchhofe zu Gotha unter dem Geſange ins Grab gelegt: Was kann mir doch nun ſchaden, weil ich bei Chriſto bin? In Gottes Fried' und Gnaden fahr' ich mit Freud' dahin.

Druck von Fr. Frommann in Jena.